Bibliothek

Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von Theodor Schiemann.

* Dritter Band. *

Nicolai Iwanowitsch Pirogow.

Lebensfragen.

Tagebuch eines alten Arztes.

Aus dem Russischen übertragen

von

August Fischer.



Stuttgart 1894.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

Bibliothek

Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von

Dr. Theodor Schiemann,
Professor an der Universität Berlin.

Dritter Band:

Nicolai Iwanowitsch Pirogow: Lebensfragen.

Aus dem Russischen übertragen
von
August Fischer.



Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Nicolai Iwanowitsch Pirogow.

Lebensfragen.

Tagebuch eines alten Arztes.

Aus dem Russischen übertragen

von

August Fischer.



Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Est.
Bibliotheca universitatis Dorpatensis
~~1923.1894.~~
3896

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nicolai Iwanowitſch Pirogow, der als Chirurg ſich einen für alle Zeiten bleibenden Ruhm erworben hat, gibt uns in ſeinen Denkwürdigkeiten ein außerordentlich lehrreiches Bild nicht nur ſeines eigenen Lebens, ſondern auch der geiſtigen Strömungen, die in den beſten Kreiſen der europäiſch gebildeten und, was mehr ſagen will, auch europäiſch empfindenden Ruſſen von den letzten Jahren Alexanders I. bis zum Beginn der Regierung Alexanders III. möglich waren.

Eine weit über den Durchſchnitt hinausreichende geiſtige Begabung und moraliſche Gediegenheit befähigte ihn, ſich über die nationalen Schranken zu reiner Wiſſenſchaftlichkeit und zu objektiver Humanität zu erheben und in ſeinen „Lebensfragen" eine Weltanſchauung niederzulegen, die den Beſten aller Nationen zur Ehre gereichen würde.

So wendet ſich dies Buch an einen weiten Leſerkreis: die Fachgenoſſen Pirogows finden hier eine Geſchichte ſeiner wiſſenſchaftlichen Entwickelung, welche zugleich die der modernen Chirurgie iſt, die einleitenden Kapitel werden jeden intereſſieren, der an den höchſten Problemen unſres geiſtigen Lebens nicht gedankenlos vorüberzugehen gewohnt iſt, die Lebensgeſchichte ſelbſt endlich iſt eine der koſtbarſten Quellen für die Geſchichte geiſtiger Entwickelung Rußlands, zumal in den Tagen Nicolais. Eine im Manuſkript gleichfalls erhaltene Schilderung und Kritik der Reformen Alexanders II. hat in Rußland leider nicht veröffentlicht werden können und blieb auch uns unzugänglich. Es wäre wohl eine zu harte Verurteilung derjenigen Grundſätze geweſen, nach welchen das heutige offizielle Rußland die Arbeit der Reformära zurückzubilden bemüht iſt.

Die Zeit der Abfaſſung der Memoiren ergibt ſich aus den Daten, die den einzelnen Kapiteln vorgeſetzt ſind. Vom November 1879 bis zum November 1881, das iſt bis kurz vor Pirogows

Ende, geſchrieben, haben ſie ihre Quelle ſo gut wie ausſchließlich in den Erinnerungen eines zuverläſſigen, durch ſtete Studien geſchulten Gedächtniſſes. Die Lauterkeit der Tendenz und die Wahrheitsliebe Pirogows kann keinem zweifelhaft ſein, der ſeiner Erzählung folgt. Auch wird, was er ſagt, überall beſtätigt, wo ſich uns die Möglichkeit einer Kontrolle bietet.

Da Pirogow durch den Tod an der Beendigung ſeiner Aufzeichnungen verhindert worden iſt, wird es von Intereſſe ſein, die Hauptdaten ſeines Lebens herzuſetzen.

Pirogow wurde am 13. November 1810 zu Moskau geboren, erſt im elterlichen Hauſe, dann in einer Privatpenſion erzogen, 1824 als 14jähriger Knabe in der mediziniſchen Fakultät der Univerſität Moskau immatrikuliert. Schon nach drei Jahren abſolvierte er ſein Examen als „Arzt“ und trat nun auf den Rat des Profeſſors Muchanow in das ſogenannte Profeſſoreninſtitut, das Kaiſer Alexander I. auf den Rat des Akademikers Parrot gegründet hatte, um befähigte junge Ruſſen für eine künftige akademiſche Laufbahn auszubilden. In Dorpat trat der junge Pirogow in ſehr freundſchaftliche Beziehungen zu dem Chirurgen Moier, und als er 1833 als Doktor der Medizin dieſe Univerſität, der er ſtets dankbar blieb, verlaſſen und in Berlin und Göttingen ſein wiſſenſchaftliches Können noch weiter gefördert hatte, wurde er auf Moiers Antrag zu deſſen Nachfolger für den Lehrſtuhl der Chirurgie in Dorpat ernannt. Wie Dr. Bertenſon, dem ich bei dieſer Skizze von Pirogows Leben folge, ſehr treffend bemerkt, war das eine um ſo größere Auszeichnung, als die Univerſität Dorpat ihre Lehrſtühle von Deutſchland aus zu beſetzen pflegte. Aber der 26jährige junge Profeſſor zeigte ſich ſeiner Aufgabe nicht nur vollkommen gewachſen, er fand noch die Muße zu einer Reihe epochemachender Arbeiten, von denen hier die chirurgiſche Anatomie der Arterienſtämme und der Fascien, Dorpat 1840, beſonders hervorgehoben werden mag. 1840 wurde er zum Profeſſor an der medico-chirurgiſchen Akademie in Petersburg ernannt, und von da ab datiert ſeine folgenreiche Thätigkeit zur Reorganiſation des ruſſiſchen Hoſpitalweſens. Es war ein förmlicher Augiasſtall, der hier gereinigt werden mußte, und nichts iſt bewunderungswürdiger, als die Energie und Selbſtverleugnung, mit der er ſeine wohlthätigen Abſichten, allem Widerſtande einer all-

mächtigen Bureaukratie zum Trotze, durchzuſetzen verſtand. Auch das anatomiſche Inſtitut verdankt ſeiner Initiative die Entſtehung. Es würde zu weit führen, hier ſeine wiſſenſchaftlichen Verdienſte erſchöpfend herzuzählen. Damals ſind ſeine berühmten anatomiſchen Atlanten entſtanden, ſowie die bahnbrechende Schrift über die Anwendung der Narkoſe bei Operationen („Recherches pratiques et physiologiques sur l'éthérisation". Petersburg 1847). Es folgten die Arbeiten über die Pathologiſche Anatomie der Cholera (1849) und andre mehr, bis ihm der Krimkrieg ein neues Feld der Thätigkeit anwies. Vom Oktober 1854 bis zum Juli 1855 hat Pirogow in Sebaſtopol aus eigener Anſchauung den elenden Zuſtand des Hoſpitalweſens in Kriegszeiten kennen gelernt, und darauf bei Leitung der Baracken in Simferopol und durch Revidierung der Kriegshoſpitäler in Perekop, Cherſon, Jekaterinoslaw, Charkow und ſo fort die Wege zur Beſſerung der herrſchenden Uebelſtände gewieſen.

Nach ſeiner Rückkehr vom Kriegsſchauplatze wurde Pirogow zum Kurator erſt des Odeſſaer, dann des Kiewer Lehrbezirkes ernannt, Stellungen, in welchen er ſeine wahrhaft humane Geſinnung in ſegensreicher Weiſe bethätigte. Aber gerade die milde, rein ſachliche Beurteilung der ſtudentiſchen Verhältniſſe machte ſeine Stellung auf die Dauer unhaltbar. Als er während des polniſchen Aufſtandes ſich nicht zum Werkzeug bureaukratiſcher Maßregeln hergeben wollte, erhielt er in Ungnaden ſeinen Abſchied. Erſt 1863, als Golownin Miniſter der Volksaufklärung wurde, holte man ihn aus ſeinem buen retiro hervor. Er erhielt den Auftrag, das Ausland zu bereiſen und das wieder neu gegründete Profeſſoreninſtitut zu leiten.

So kam er bei Ausbruch des däniſchen Krieges nach Deutſchland. Sein berühmtes Werk „Grundſätze der allgemeinen Kriegschirurgie" erſchien gerade zu rechter Zeit 1863 in Leipzig. In deutſcher Sprache, denn Pirogow ſchrieb mit gleicher Leichtigkeit deutſch, franzöſiſch und ruſſiſch. Es war die Quinteſſenz der Erfahrungen, die er in Sebaſtopol geſammelt hatte, ein Werk, das ſowohl in Deutſchland wie in Amerika ſofort für die Praxis der Kriegsſchauplätze nützlichſte Verwertung fand. Als Pirogow 1866 nach Rußland zurückkehrte, war Graf Tolſtoi an Golownins Stelle Miniſter der Volksaufklärung geworden, und nun wurde er zum

zweitenmal wegen ſeiner liberalen Grundſätze gemaßregelt. Er verlor nicht nur ſeine Stellung, ſondern auch die wohlverdiente Penſion, und mußte ſich auf ſein Gut in Podolien zurückziehen. Aber der deutſch-franzöſiſche Krieg und die Organiſation einer ruſſiſchen Abteilung des roten Kreuzes zog ihn wieder aus der Dunkelheit hervor. Er erhielt von der Geſellſchaft des roten Kreuzes den ehrenvollen Auftrag, auf den Kriegsſchauplätzen die ſanitären Verhältniſſe der Kämpfenden zu ſtudieren und im Sinne des Vereins helfend einzugreifen.

Die wahrhaft ſegensreiche Wirkſamkeit Pirogows ſteht noch heute in Deutſchland wie in Frankreich in lebendiger Erinnerung. Er hat gegen 70 Kriegslazarette inſpiziert und in einem Bericht über ſeine Thätigkeit nochmals die Grundſätze der modernen Kriegschirurgie und der Hoſpitalpflege revidiert und neu formuliert.

Endlich hat der unermüdlich thätige Mann auch an dem letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege teilgenommen und die dort geſammelten Erfahrungen wiſſenſchaftlich verarbeitet („Kriegsmedizin und Privathilfe auf dem Kriegsſchauplatze in Bulgarien und im Rücken der operierenden Armee 1877—1878"). Als er im Jahre 1881 ſtarb, konnte er auf ein reiches Leben raſtloſer Arbeit zurückblicken.

Seine Denkwürdigkeiten werden dem Leſer zeigen, welches das innere Leben des Mannes war, deſſen äußere Schickſale hier in raſchen Strichen ſkizziert wurden. Sie zeigen uns auch die Menſchen um ihn her und jene ruſſiſche Welt, von der er ein eigenartig abweichender Teil war.

Theodor Schiemann.

Inhalt.

	Seite
Meine Weltanſchauung	1
Kindheit und Jugend	109
Mein Studentenleben in Moskau	233
Auf der Dorpater Univerſität	336
Reiſe nach Moskau	348
In Dorpat	363
Reiſe ins Ausland	371
In Berlin	377

I.

Warum gibt es ſo wenig Autobiographien und wie iſt es zu erklären, daß man ihnen in der Regel mit einigem Mißtrauen begegnet?

Sicherlich wird jeder mir zugeben, daß es kaum etwas Intereſſanteres gibt, als die Betrachtung des inneren Lebens eines denkenden Menſchen, auch in dem Falle, wenn er ſich nach außen hin nicht gerade durch etwas Beſonderes ausgezeichnet hätte. Welch ein tiefes Intereſſe liegt für jeden in der Vergleichung ſeiner eigenen Lebensanſchauung mit den Ueberzeugungen, die einen andern, ihm ähnlichen, auf ſeinem Lebenswege geleitet und geführt!

Das ſtellt nun freilich niemand in Abrede, und doch hat man ſich von alters her daran gewöhnt, über ſeine Mitmenſchen erſt durch dritte Perſonen etwas erfahren zu wollen: man glaubt eben eher dem, was andre (oder aber die eigenen Thaten) von irgend einer Perſönlichkeit uns wiſſen laſſen. Vom juridiſchen Standpunkt betrachtet, iſt das ja auch ganz richtig und zur Feſtſtellung der juridiſchen, das heißt äußeren Wahrheit gibt es in der That kein andres Mittel. Läßt ſich doch auch der moderne Arzt bei der Diagnoſe nicht durch die Darſtellung des Kranken, ſondern durch objektive Anzeichen leiten, durch das, was er ſelbſt ſieht, hört und fühlt.

Abgeſehen aber von dem ſo weitverbreiteten Mißtrauen gegen Autobiographien, gibt es, wie ich meine, noch andre Gründe, die deren Seltenheit erklären. Vor allem verſpüren wenig Menſchen Luſt und Neigung, ihre Selbſtbiographien zu ſchreiben. Die einen haben ihr ganzes Leben lang keine rechte Zeit dazu, die andern intereſſiert es nicht, auf ihr eigenes Leben zurückzublicken, oder ſie finden auch in ihren Erinnerungen manches für ſie ſelbſt nicht gerade Schmeichelhaftes und Erhebendes; wieder andre (und es ſind das nicht die ſchlechteſten Köpfe) meinen, daß nach dem, was ſie der Oeffentlichkeit bereits übergeben, ihnen nichts mehr über ſich ſelbſt zu berichten erübrige; auch ſolche gibt es, die wirklich nichts von

ſich zu ſagen brauchen, da ihnen andre dieſe Mühe ja doch einmal abnehmen werden; endlich aber gibt es viele, welche durch eine gewiſſe Scheu und ſonſtige Erwägungen verſchiedener Art ſich abhalten laſſen.

In unſrer ſkeptiſchen Zeit darf natürlicherweiſe eine offenherzige Beichte noch weniger Glauben zu finden erwarten, als in den Zeiten J. J. Rouſſeaus, und mit ungläubigem Lächeln lieſt man heutzutage ſeine kühnen Worte (welches Entzücken haben ſie einſt in mir hervorgerufen!): „Que la trompette du jugement dernier sonne, quand elle voudra, je viendrai ce livre à la main devant le Souverain-Juge et je dirai: voilà ce que je fais, ce que je fus, ce que je pensais!“

Aber Selbſtbiographien haben es nicht mehr nötig, ſich als Beichten vor dem oberſten Richter darzuſtellen und er ſelbſt, der Allwiſſende, hat unſre Beichte auch nicht nötig.

Andrerſeits darf freilich die moderne Autobiographie auch keine Art juriſtiſchen Aktenſtücks ſein, das zur eigenen Verteidigung oder Anklage vor dem Richterſtuhl der öffentlichen Meinung geſchrieben iſt. Nicht die äußerliche Wahrheit allein, ſondern die Entfaltung der innern Wahrheit vor ſich ſelbſt und durchaus nicht zum Zweck der eigenen Rechtfertigung oder Verunglimpfung — das muß die Aufgabe der Selbſtbiographie eines denkenden Menſchen ſein. Er hat nicht den fremden Leſer, ſondern vor allen Dingen das eigene Bewußtſein gleichſam mit ſeinem eigenen Weſen bekannt zu machen, mit andern Worten — der Autobiograph ſoll durch die Analyſe ſeiner eigenen Handlungen ſich deren Motive und Zwecke klarzulegen ſuchen, wie ſie zuweilen tief verſteckt im geheimſten Innern der Seele ruhen, nicht nur andern, ſondern auch ihm ſelbſt oft lange verborgen.

Indes entſteht hier die Frage, ob der Autobiograph überhaupt im ſtande iſt, über die Motive ſeiner vergangenen Handlungen in der That nur die Wahrheit zu berichten. Vermag er überhaupt in gerechter Weiſe abzuſchätzen, was einſt ſeine Hand und ſeinen Willen geleitet? Darf er mit Sicherheit behaupten, daß zu einer beſtimmten Minute ſeines Lebens ſeine Lebensanſchauung gerade ſo geweſen, wie er ſie eben darſtellt?

Ich denke, dieſe Fragen wird man je nach dem Charakter, den Fähigkeiten und überhaupt je nach der Individualität des Schreibenden verſchieden beantworten müſſen.

Wer, ohne dabei eitel zu ſein, ſeiner ſelbſt gewiß iſt, der wird auch die unerſchütterliche Gewißheit deſſen in ſich finden, daß ſeine

Anſchauung zur Zeit einer beſtimmten Handlung ebenſo geweſen wie er ſie darſtellt, und nicht etwa anders. Bin ich aber einmal bei einem Menſchen davon überzeugt, daß er die ungeſchminkte Wahrheit ſagt, ſo kann ich von ihm gar nichts weiter verlangen. Sollte denn wirklich, wo es ſich um die Motive meiner Handlungen und meine Weltanſchauung zu jener gegebenen Zeit handelt, ſollte da wirklich einem andern oder dem eigenen Dafürhalten des Beurteilers mehr als mir ſelbſt zu trauen ſein?

Kann ein andrer über den inneren Mechanismus, der in meinen Thaten ſeine Wirkung äußerte, doch nur nach eben dieſen Thaten oder nach dem Zeugnis dritter Perſonen urteilen, ſolche Urteile aber ſetzen ein ſich ſtändig gleich bleibendes Verhältnis zwiſchen jenem Mechanismus und jenen Thaten voraus und laſſen keine Widerſprüche zu, während doch jeder von uns aus eigener Erfahrung weiß, daß unſre Thaten nur zu häufig unſrer eigenen Weltanſchauung, unſern Grundſätzen und Ueberzeugungen widerſprechen; ſehr häufig geſchieht es zudem, daß grandioſe Thaten durch ganz unbedeutende Motive (und umgekehrt) hervorgerufen werden: kurz — auch das erwähnte Wechſelverhältnis kann noch keine ſichere Bürgſchaft für die innere Wahrheit abgeben. Und ſollte die kritiſche Analyſe der eigenen Handlungen und ihrer Motive, die für uns ſelbſt ſo ſchwierig iſt, andern, mit unſerm innern Leben gänzlich unbekannten Menſchen, zugänglicher ſein?

Zuweilen wird freilich ein fremder „Herzenskündiger“ ſicherer als wir ſelbſt feſtſtellen können, warum wir im gegebenen Falle ſo oder anders gehandelt haben; aber ein uns ſelbſt unbewußtes Motiv unſres Thuns wird auch ein ſolcher nur in zwei Fällen auffinden können: erſtens, wenn wir vor unſerm eigenen Ich heucheln und Verſteckens ſpielen und zweitens, wenn wir etwas in einem Augenblick des Vergeſſens und der leidenſchaftlichen Erregung gethan, ohne uns gefragt zu haben, was in dieſem Moment in uns ſelbſt vorging.

Und wenn der Grundſatz, daß niemand ſein eigener Richter ſein dürfe, auch richtig iſt, ſo bezieht er ſich eben nur auf die äußere Wahrheit; ein Unterſuchungsrichter und Staatsanwalt kann natürlich einen Heuchler und Lügner eher entlarven, als dieſer es ſelbſt durch ſeine Ausſagen thun dürfte. Aber was die innere Wahrheit betrifft, ſo gibt es keine ſichereren und kompetenteren Richter als wir ſelbſt, wofern wir nur keine Heuchler und Lügner ſind.

Es kommt folglich alles darauf an, was für ein Menſch derjenige iſt, der uns ſein inneres Leben darlegen will und das Urteil

darüber iſt mindeſtens ebenſo ſchwierig, wie das über dritte Perſonen, welche ſich die Aufgabe geſtellt haben, das innere Leben irgend einer Perſönlichkeit zu ſchildern. Sogar dann, wenn er bekanntermaßen einmal geheuchelt oder gelogen, iſt damit noch nicht der Beweis gegeben, daß er es immer gethan. Es gibt ſolche Fälle in unſerm an Widerſprüchen ſo reichen Leben, wo gerade ein Lügner und Heuchler in beſtimmten Momenten ſeines Lebens geeigneter erſcheint, die Wahrheit von ſich zu ſagen als andre, die ihn nur äußerlich kennen. Darin liegt kein größerer Widerſpruch als in der Thatſache, daß ein Schurke zuweilen der ehrlichſten That fähig iſt und der ehrlichſte Mann einmal eine niedrige That begeht.

Aber für wen und weswegen ſchreibe ich das alles?

Ganz ehrlich geſagt, in dieſem Augenblick nur für mich ſelbſt und aus einem gewiſſen inneren Drang, wenngleich auch ohne die Abſicht, das, was ich ſchreibe, vor andern verborgen zu halten.

Nachdem ich einmal auf den Gedanken gekommen, etwas über mich für mich ſelbſt zu ſchreiben, habe ich mich freilich entſchloſſen, ſolange ich lebe nichts davon zu veröffentlichen, habe aber auch gar nichts dagegen, daß dieſe meine Aufzeichnungen auch von andern geleſen werden, wenn ich nicht mehr am Leben bin. Es geſchieht das — und ich hoffe, man wird mir's glauben — durchaus nicht, weil ich etwa fürchtete, noch bei meinen Lebzeiten kritiſiert, verſpottet oder einfach gar nicht geleſen zu werden. Ich bin ja freilich nicht wenig eitel und nicht jedermanns Lob möchte mir ohne weiteres behagen, aber eben dieſe Eitelkeit iſt denn doch mehr innerlicher als äußerlicher Natur.

Zudem gehöre ich zu jener Gattung von Egoiſten, die, in ihrer Art Fakire, ſich ſelbſtquäleriſchen Beobachtungen hinzugeben lieben und bin deshalb für meine eigene Perſon beſorgt, die öffentliche Darlegung meines inneren Lebens möchte von mir ſelbſt als Eitelkeit, Sucht nach Originalität und Effekthaſcherei empfunden werden, was dann freilich ſeinerſeits jener inneren Wahrheit ſchaden müßte, die ich in meinen Aufzeichnungen aufs ſtrengſte gewahrt wiſſen möchte.

Uebrigens weiß ich als vollendeter Fakir gar wohl, daß man auch ſich ſelbſt gegenüber ſogar in dem Falle nicht unbedingt aufrichtig ſein kann, wenn die eigene Seele offen wie ein Buch vor einem da liegt. Kommen uns doch zuweilen — und ſcheinbar ohne rechte Veranlaſſung — ſo gemeine und niedrige Gedanken in den Sinn, daß ſie uns bei ihrem erſten Auftauchen aus dem verſteckten Grunde der Seele die Schamröte auf die Wangen treiben und wir

bisweilen ſogar verſucht ſein möchten zu glauben, es ſeien gar nicht die eigenen Gedanken, ſondern die eines andern, in uns lebenden niedrigen Weſens. Der Apoſtel Paulus hat ja ſchon bemerkt, daß man das Böſe nicht thun wolle und es doch wider Willen thue. Eine große Wahrheit, die wir übrigens noch häufiger als an unſerm Thun an unſern Gedanken beobachten können: man will ſich gar nicht ſo garſtigen Gedanken hingeben und thut es ſchließlich doch. Und wehe, wenn man da nicht gleich im Anfang auf ſich achtet, ſich nicht hütet und ſich nicht noch zur rechten Zeit zurückzuhalten verſteht!

Alſo — ebenſowenig wie andre vermag auch ich beim beſten Willen mein inneres Sein etwa wie ein Kleidungsſtück kurz und gut umzuwenden, weder für die Vergangenheit noch für die Gegenwart.

Was die Vergangenheit betrifft, ſo kann ich natürlich nicht dafür einſtehen, daß meine Lebens- und Weltanſchauung zu einer beſtimmten Zeit gerade ſo geweſen iſt, wie es mir jetzt erſcheint, und was die Gegenwart anlangt, ſo vermag ich ebenſowenig dafür zu bürgen, daß es mir wirklich gelungen iſt, die Grundzüge, das eigentliche Weſen meiner gegenwärtigen Weltanſchauung richtig zu erfaſſen. Das iſt durchaus keine ſo leichte Aufgabe: gilt es da doch, den roten Faden durch ein Gewirr ineinander verſchlungener Zweifel und Widerſprüche zu verfolgen, die jedesmal entſtehen, ſobald man ſich den leitenden Faden ſichtlicher zu machen ſucht.

Und ſo gedenke ich denn, für mich ſelbſt und mit mir ſelbſt, mein Leben zu betrachten, das Facit meiner Beſtrebungen und Lebensanſchauungen zu ziehen (ihrer waren mehrere — daher der Plural!) und den Beweggründen meiner Handlungen nachzuſpüren. Aber halt! Spiele ich nicht gar gleich am Anfang Verſteckens mit mir ſelber? Will ich wirklich nur für mich ſelbſt ſchreiben? Wenn ich mich auch entſchloſſen habe, bei meinen Lebzeiten nichts hiervon zu veröffentlichen, wünſche ich wirklich nicht, daß es irgend einmal von andern geleſen werden möchte, etwa von meinen Kindern und Bekannten? Meine Frau wird es z. B. doch ſicherlich leſen.

Auf alle Fälle aber ſchaffe ich mir ſelbſt einen Vorwand, um wenn auch nur vor den mir Nächſtſtehenden gewiſſermaßen zu paradieren und vielleicht irgend etwas zu vertuſchen oder zu bemänteln. Einem Fakir der Selbſtbeobachtung kommt dieſer Gedanke gar leicht in den Sinn — und es iſt gut ſo; denn iſt einem erſt einmal ſolch ein Gedanke durch den Kopf gefahren, ſo iſt damit auch die Gewähr für eine genügende Gegenwirkung gegeben. Meine Fakirnatur wird mir eben nicht geſtatten, mich während dieſer meiner Beſchäftigung

mit mir ſelbſt nicht wiederum ſelbſt zu beobachten; ſo aber werde ich natürlich mir ſelbſt eben ſcharf auf die Finger ſehen und etwaiger Neigung zu heucheln oder Verſteckens zu ſpielen nicht freien Willen laſſen.

Uebrigens weiß ich das ſchon von vornherein, daß ich auch vor mir ſelbſt *cyniſch* aufrichtig nicht ſein will: Reinlichkeit braucht man nicht nur nach außen hin. Die cyniſchen Handlungen in ſeinem Leben läßt man am beſten unberührt und verſucht es lieber gar nicht, ſie noch zu analyſieren — auch für den Schreiber ſelbſt iſt das durchaus geraten; denn ſonſt gerät man gleichſam in die Retiraden der Seele und läßt von dort den üblen Geruch auch in die Gebiete durchdringen, die man aufrichtig rein erhalten möchte, wie ſie denn auch in Wirklichkeit rein ſind.

Wir alle haben auf dem Grunde unſrer Seele leider Schlamm genug: wenn man ihn von da aufrühren wollte, ſo dürfte man das Reine vom Schmutzigen ſchließlich ſelbſt nicht mehr unterſcheiden können. Andrerſeits aber wird man natürlich — wenn auch nur wider Willen — einen Blick auch in dieſe Retiraden werfen müſſen, ſobald Cynismus und unſaubere Beweggründe irgend eine unſrer Handlungen hervorgerufen, die ihren Einfluß auf unſer ganzes Leben gezeigt.

Indes — bin ich überhaupt fähig über mich — für mich ſelbſt zu ſchreiben?

Auch hier entſteht wieder die Frage, weſſen man dazu bedürfe? Die Antwort iſt einfach: vor allem Aufrichtigkeit gegen ſich ſelber.

Mit Sicherheit kann ich von mir nur ſo viel behaupten, daß ich vor mir ſelbſt nichts zu verbergen ſuche: gibt es ja doch ſolche Leute, die das eher ſich ſelbſt als andern gegenüber thun. Zu dieſen gehöre ich nicht, obgleich es mir wohl auch paſſiert iſt, daß ich erſt mir ſelbſt gegenüber aufrichtig geweſen bin, gleich als ob ich erſt da recht verſtanden, was in mir ſelbſt vorgegangen. Und das iſt eine Thatſache, die wohl auch andre an ſich beobachtet haben werden: man ſchämt ſich zuweilen geradezu zu geſtehen, was man im Herzen fühlt, bis man ſchließlich einmal ſcheinbar ganz zufällig (im Grunde aber durchaus nicht zufällig) einem andern mit einer gewiſſen cyniſchen Offenheit laut erzählt, was man bisher auch vor ſich ſelber geheim gehalten hat.

In dieſem Falle erſetzen einem Aufzeichnungen, wie ich ſie jetzt über mich ſelbſt niederſchreibe, den Verkehr oder die Unterhaltung mit einem andern: das Papier vertritt die Stelle eines Geſellſchafters und auch zu der eigenen ſchriftlichen Aufzeichnung verhält man ſich

objektiver als es beim stummen Selbstgespräch der Fall wäre. Beim Schreiben wird man gleichsam gegen sich selbst kühner und gestattet dabei dem Gedanken gleichwohl nicht, allzu ungebunden nach allen Seiten hin auszuschwärmen; vielmehr verwandelt er sich beim Schreiben sozusagen in einen immer weiter sich ausspinnenden Faden und läßt sich bequemer als beim bloßen Grübeln und Sinnen aus dem Gehirn hervorziehen.

Und so hoffe ich denn, in meinen Aufzeichnungen in nicht geringerem, sondern sogar in weit höherem Grade mir selbst gegenüber aufrichtig zu sein, als in den allervertraulichsten Unterhaltungen selbst mit mir sehr nahe stehenden Personen.

Eine zweite Vorbedingung für eine wahrhafte Autobiographie ist ein gutes Gedächtnis.

Für eine Person mit schlechtem Gedächtnis, und wäre sie sonst auch noch so verständig und geistvoll, existiert die eigene Vergangenheit so gut wie gar nicht. Solch eine Persönlichkeit mag ja sehr tiefsinnig, ja sogar genial veranlagt sein, schwerlich aber wird sie sich als nicht einseitig erweisen und in jedem Fall sind klare und lebendige Empfindungen früherer Eindrücke ohne ein gutes Gedächtnis fast unmöglich.

Indes gibt es, wie ich meine, zwei verschiedene Arten von Gedächtnis: das eine ist ein mehr allgemeines, ideelleres und universelles Vermögen, das andre ein spezielles und mehr technisches, wie z. B. das musikalische Gedächtnis oder das für Farben, Zahlen u. s. w. Manche leugnen freilich die Berechtigung einer solchen Scheidung, doch bin ich davon überzeugt, daß nur jene erstere Art von Gedächtnis uns Eindrücke und Erlebnisse verschiedener Art behalten läßt, die jeder im Verlauf seines ganzen Lebens an sich erfahren hat. Andrerseits kann ein sehr kluger, ja genialer Mensch ein sehr entwickeltes Spezialgedächtnis haben und dabei des allgemeineren fast vollständig entraten.

Mein Gedächtnis gehört zu der universelleren Art und war in früheren Jahren recht scharf. Jetzt im Alter stellt sich mir (wie das ja auch bei andern der Fall ist) so manches der Vergangenheit angehörende Ereignis und so manche Empfindung klarer dar und ich bin überzeugt, mich nicht zu irren, wenn ich beschreibe, was und wie ich zu verschiedenen Zeiten meines Lebens empfunden und gedacht habe. Aber dies Gedächtnis für vergangene Empfindungen und die daraus resultierenden Ueberzeugungen, Gedanken und Ansichten sind eventuell auch nicht die Art, welche ich oben mit dem Ausdruck des allgemeinen Gedächtnisses bezeichnet habe. Es kann

unter Umſtänden ebenſo wie das Gedächtnis für Töne und Farben ein ſpezielles, ſozuſagen techniſches ſein und nicht jedermann iſt damit begabt; das Gedächtnis für die eigenen Empfindungen fordert außerdem auch noch eine gewiſſe Kultur. Dieſe Kultur aber erzeugt in uns gerade das, was ich oben das Fakirtum der Selbſtbeobachtung genannt habe; für die gedeihliche Entwickelung derſelben bedürfen wir einer auf die eigenen Empfindungen und deren weitere Entwickelung konzentrierten zielbewußten Aufmerkſamkeit, wie denn überhaupt nur das recht im Gedächtnis behalten werden kann, worauf man erſt einmal ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet hat: die Aufmerkſamkeit iſt ein notwendiges Attribut des Gedächtniſſes. Indes iſt weder die Aufmerkſamkeit noch das Gedächtnis immer bewußter Natur; freilich — die Aufmerkſamkeit wird nur ſelten eine unbewußte ſein, während das Gedächtnis und beſonders das ſpezielle (techniſche) nicht ſelten, ja man kann ſogar ſagen recht häufig, in unbewußter Weiſe thätig iſt. Vieles behalten und auf vieles achten wir unwillkürlich und uns ſelbſt unbewußt, und nicht ſelten wundert man ſich bei Gelegenheit irgend einer plötzlich auftauchenden Erinnerung, wie man nur wieder darauf habe kommen können.

2.

Wie faſt das ganze Leben hindurch im Gehirn einige Empfindungen und Erinnerungen nicht nur an vergangene Ereigniſſe ſich erhalten können, ſondern gar noch Erinnerungen an Empfindungen, die wir bei längſt vergangenen Ereigniſſen gehabt haben — das iſt freilich nur ſchwer vorſtellbar. Das Gehirn iſt, wie alle Organe, einem beſtändigen Wechſel einer Subſtanz unterworfen, die Atome ſeiner Gewebe werden ununterbrochen durch neue erſetzt und man muß daher annehmen, daß ſie bei ihrem Erſatz durch neue dieſen dieſelben Erſchütterungen übermitteln, denen ſie ſelbſt bei Empfindung der verſchiedenen Eindrücke unterworfen waren. Und ſo bewahrt ſich denn die weiche Hirnmaſſe des Kindes, indem ſie immer weiter zunimmt und ſich dabei in ihren phyſiſchen Eigenſchaften verändert, die Spuren der früheſten Empfindungen und Eindrücke und übermittelt dieſe Empfindungen unſerm Bewußtſein in Greiſenalter noch lebendiger und klarer als es früher im reifen Lebensalter der Fall geweſen. Spricht dies nicht zu Gunſten meiner (etwas myſtiſchen)

Anſchauung, wonach die Atomerſchütterungen (welche man notwendigerweiſe bei den Empfindungen annehmen muß) nicht nur in den ſichtbaren und Veränderungen unterworfenen Zellen der Hirngewebe, ſondern auch in einem gewiſſen andern, feinern Aetherelement vor ſich gehen, welches alle Atome durchdringt und organiſchen Veränderungen nicht unterworfen iſt?

Bemerkenswert ſind ebenfalls die unbewußten Empfindungen, welche uns teils im Gedächtnis erhalten bleiben, teils ihm verloren gehen. Unſer ganzes inneres Leben iſt zuſammengeſetzt aus beſtändigen, bewußt und unbewußt für uns ſelber ununterbrochen uns bewegenden und erregenden Empfindungen, die teils von außen, teils von innen in uns erregt werden. Vom erſten Beginn bis zur letzten Stunde unſres Lebens tragen alle Organe und Gewebe uns zu und erhalten in uns eine ganze Maſſe von Empfindungen, deren Eindrücke ſie teils von außen, teils aus der eigenen wirkſamen Exiſtenz empfangen. Wir empfinden unſre eigenen Organe nicht; wir denken, wenn wir auf einen Gegenſtand ſehen, nicht an unſer Auge; wer weiß in normalem Zuſtande etwas von ſeiner Leber oder ſeinem beſtändig ſich bewegenden Herzen, und doch muß jedes einzelne Organ von ſich aus ſeine Empfindungen dem Geſamtorganismus zuführen, der ſich aus dieſen Einzelorganen zuſammenſetzt. Kein einziges Organ kann umhin, als Teil des Ganzen dieſes Ganze gleichſam beſtändig an ſeine Gegenwart zu erinnern. Und eben dieſe Kette von zweifellos in beſtimmter Weiſe geregelten, von außen und von innen zuſtrömenden Empfindungen, dieſes — ſagen wir — Enſemble von Empfindungen iſt unſer Ich im Verlauf unſrer geſamten irdiſchen Exiſtenz.

Was unſer Ich ohne dieſe Empfindungen wäre — das vermögen wir uns nicht vorzuſtellen; aber doch können wir andrerſeits nicht umhin, die Möglichkeit der Exiſtenz eines empfindenden Prinzips ohne Empfindungen zuzugeſtehen. Das eine Ich gründet ſich auf die Erfahrung, das andre auf die Logik und es gibt noch ein drittes, das ſich auf den religiöſen Glauben gründet.

Descartes' „Cogito, ergo sum" kann unbedenklich gegen ein „Sentio, ergo sum" vertauſcht werden; denn das „Ich bin" iſt nicht ſowohl ein Produkt eines Denkprozeſſes, als der Empfindung, d. h. des Gefühls (und nicht des Gedankens), daß ich exiſtiere. Freilich, das Kind, welches bei ſeiner Geburt den erſten Atemzug thut, ſagt noch nicht: „Ich exiſtiere", wenngleich es zweifellos, indem es zum erſtenmal die Luft einatmet, etwas ihm Neues empfindet; aber das mehr bewußte Gefühl der Exiſtenz, welches dasſelbe in der

Folge allmählich gewinnt, iſt entſchieden kein Produkt eines Denkprozeſſes, ſondern vielmehr nur eine genauer regulierte und erſtarkte Empfindung, wie ſie ihm von außen und innen durch ſeine Organe zugeführt wird.

Carteſius' „Ich" des Denkprozeſſes iſt etwas ganz andres; aber bei weitem früher, als wir dies vernunftdurchdrungene „Ich bin" ausſprechen können, gelangen wir vermittelſt unſrer Empfindungen und Vorſtellungen zu unſrer Selbſtempfindung und dem Ausdruck derſelben.

Das iſt's ja eben, daß das Bewußtſein unſres Ich uns unbewußt kommt und wir zunächſt gar nicht auf dem Wege des Denkens dazu gelangen. Das Bewußtſein der Eigenexiſtenz iſt übrigens kein ausſchließliches Erbteil der menſchlichen Natur, vielmehr iſt es uns mit allen Tieren gemeinſam. Wie ſollte denn auch das Tier ſich verteidigen, ſeine Nahrung ſich ſuchen und den Kampf ums Daſein führen können, wenn es nicht das Bewußtſein ſeiner — man geſtatte das Wort — Perſönlichkeit in ſich trüge. Aber die völlige Klarlegung ſeines Ich vor ſich ſelber vermittelſt des Wortes „sum, ich bin", kann ſich natürlich nur in einem Weſen, wie der Menſch, zeigen, d. h. einem Weſen, das mit der Rede und der Fähigkeit begabt iſt, in ſeinem Verſtande artikulierte Laute hervorzubringen und ſie ebenfalls im Verſtande zu Worten zu kombinieren. Dieſe beiden Fähigkeiten und der Gedanke ſind ein und dasſelbe, ohne Worte gibt es keinen Gedanken und ohne Gedanken keine Worte. Empfindungen und Vorſtellungen verwandeln ſich im Gehirn in Gedanken nur vermittelſt der artikulierten Laute des Wortes. Deshalb braucht freilich die Fähigkeit, aus Empfindungen Worte zu kombinieren, durchaus nicht notwendig mit der Fähigkeit zu ſprechen verbunden zu ſein, d. h. Worte hervorbringen zu können. Der Taubſtumme denkt in ſeiner Art und kann ebenſo andre verſtehen, ohne doch einzelne Worte ausſprechen zu können: er erſetzt ſie im Kopf ſicherlich durch Zeichen, die den artikulierten Lauten vergleichbar ſind; die Empfindung aber, die nötig iſt, um dieſe Fähigkeit zu ihrer praktiſchen Bethätigung anzuregen, wird ihm natürlich nicht durch das Hör-, ſondern durch das Seh- und andre Organe vermittelt. Aber außer den Sinnesorganen wird auch durch alle andern Organe ſowohl bei uns wie bei den Tieren das Bewußtſein nicht nur der perſönlichen Exiſtenz, ſondern auch die Empfindung alles Angenehmen und Unangenehmen, werden die Affekte und Leidenſchaften ununterbrochen erregt. Das Enſemble der Empfindungen, die uns durch alle unſre Organe vermittelt werden (mögen

ſie nun mit der äußern Welt, unſerm Nicht-Ich in Beziehung treten oder nicht), iſt eben unſre Exiſtenz, deren abſolute Weſenheit uns freilich ebenſo wie bezüglich aller andern Dinge in der Welt nicht bekannt iſt.

In den Schriften alter Anatomen finden wir das höchſt plaſtiſch folgendermaßen ausgedrückt:

> Cor ardet, loquitur pulmo, fel promovet iram
> Splen rubere facit, cogit amare jecur.

In unſrer Zeit, wo Beobachtungen dargelegt haben, daß die Funktionen der Sinnesorgane und beſonders des Auges wohl nur durch die Annahme eines unbewußten (inſtinktiven) Denkprozeſſes zu erklären ſind, in unſrer Zeit, ſage ich, darf man auch daran nicht länger zweifeln, daß wir zu einem völlig bewußten grammatiſchen „Ich bin" nicht anders gelangen können, als auf dem Wege eines ihm weit vorausgehenden unbewußten Denkprozeſſes. Aber auch jenes ganz bewußte Denken hat ſeine unbewußte Logik, welche unbedingt und unwiderruflich verlangt, daß wir eben ſo und nicht anders denken, und uns dabei doch zu unſerem Glück die völlige innere Gewißheit von der Freiheit unſeres Gedankens läßt. Wirklich frei iſt dieſer nur bei Wahnſinnigen, und auch bei dieſen ſteht dieſe Freiheit (oder mit andern Worten Geſtörtheit des Denkens) wahrſcheinlich in Abhängigkeit von verſchiedenen anormalen Empfindungen der eigenen Exiſtenz, wie ſie durch die Krankheit der Organe bedingt werden. Indes ſich und andre davon überzeugen zu wollen, daß unſre Gedanken und Wille in Wirklichkeit nicht frei ſind, iſt ebenfalls in ſeiner Weiſe eine Art Wahnſinn.

Gegen die Wirklichkeit der Empfindungen wird man nun ſchon einmal nichts vorbringen können; wenn wir wirklich alle an Hallucinationen leiden, ſo exiſtiert eben für uns keine Hallucination mehr, denn wer wollte uns dann eines Beſſern belehren? Letzteres wäre freilich dann noch möglich, wenn bei uns allen nur ein Sinnesorgan hallucinierte und die übrigen normalen den Fehler des einen korrigieren könnten. Aber was will man thun, wenn alle Empfindungen bei allen Menſchen zu der Ueberzeugung führen, daß ihre Gedanken und ihr Wille frei ſind und wenn auf eben dieſer Ueberzeugung alle Grundlagen des Lebens ſich auferbaut haben. Wollte jemand bei dem Verſuch beharren, ſich und andre vom Gegenteil zu überzeugen, ſo könnten ſchließlich der eigene Wille und die eigenen Gedanken dieſes eifrigen Weiſen bis zu dem Grade frei werden, daß er zum Eintritt in das Irrenhaus reif würde. Nur gegen anor-

male Empfindungen können wir noch einigermaßen, und auch dann freilich nur mit Mühe ankämpfen; geradezu verderblich für uns aber wird der Kampf gegen normale und ſchienen ſie uns auch noch ſo ſinnlos.

Unter unſrer Jugend haben wir in letzter Zeit auch wohl ſolche Perſönlichkeiten zu treffen Gelegenheit gehabt, welche ihren Gedanken nicht einmal zur Anerkennung des „Zweimal zwei iſt vier“ „knechten“ wollten. „Mein Gedanke iſt frei,“ ſo behaupteten ſie, „und es hängt ganz von meinem freien Willen ab, ob ich auch irgend ein mathematiſches Axiom als richtig zugeſtehen will oder nicht.“ Solche Perſonen haben wohl keine Ahnung davon, daß ſolch eine Disziplinloſigkeit des Gedankens und Willens ein furchtbares Gebrechen iſt, vor deſſen Entwickelung ſich ein jeder unter uns wohl in acht zu nehmen hat, der nicht mit dem Selbſtmorde oder dem Irrenhauſe enden möchte. Jeder muß ſo weit frei ſein, um ſich dieſe oder jene Weltanſchauung wählen zu können, aber nach dieſer Wahl muß er an ihr wenigſtens ſo lange feſthalten, bis der Zeitpunkt für ihn gekommen, ſie mit einer andern, neuen zu vertauſchen.

Die Feſtſetzung eines gewiſſen Modus vivendi iſt nicht nur für das einträchtige Zuſammenleben von Familien, Geſellſchaften und Völkern, ſondern auch für die Einheitlichkeit des eigenen Innenlebens unumgänglich, und dies Ziel läßt ſich nur durch eine gewiſſe, mehr oder weniger klar beſtimmte Lebensanſchauung erreichen.

Ich glaube nicht, daß es irgend einem denkenden Menſchen gelungen wäre, im Laufe ſeines ganzen Lebens unverändert an ein und derſelben Anſchauung feſtzuhalten, aber ich meine, daß unſer ganzes geiſtiges Leben ſchließlich darauf hinauskommt, daß wir uns — und wäre es auch nur für den Hausbedarf — irgend eine Anſchauung von der Welt, dem Leben und uns ſelbſt allmählich herausbilden. Dieſe beſtändige Arbeit hindert freilich die Feſtſetzung eines Status quo, zieht ſich aber doch ununterbrochen wie ein roter Faden durch das ganze Leben und leitet und lenkt ohne Unterlaß mehr oder weniger alle unſre Handlungen. Schwankungen und Zweifel ſind natürlich auch hier unvermeidlich, aber ſie ſind bei weitem nicht ſo läſtig und niederdrückend wie bei demjenigen, welcher das Feſthalten an irgend einer beſtimmten Ueberzeugung für eine Beeinträchtigung der Freiheit ſeines Gedankens und Willens hält.

Bei der Betrachtung meines Lebens gedenke ich einige Weltanſchauungen zu ſchildern, zu denen ich mehr oder weniger lange gehalten; auch hoffe ich, daß es mir gelingen werde, mir ſelbſt auch

die Gründe klarzulegen, weswegen ich ſie angenommen und feſtgehalten habe; jetzt aber will ich zunächſt mir über die Weltanſchauung klare Rechenſchaft zu geben verſuchen, zu der ich, wie ich glaube, endgültig mich entſchieden habe, vorderhand aber dieſe meine gegenwärtige Weltanſchauung nur inſoweit entwickeln, als ſie ſich auf die Grundlagen unſres Seins bezieht.

An von Ewigkeit her ſich bewegenden und ewig beſtehenden Atomen feſtzuhalten, vermag ich jetzt nicht mehr, wenngleich ich es früher konnte. Mein Verſtand gerät in beiden Fällen in die Enge, ob er ſich nun dieſe Atome als unendlich teilbar und formlos oder ob er ſie ſich als begrenzt und mit einer gewiſſen Geſtalt begabt vorſtellen möge. Das unendlich Teilbare, Bewegliche und Geſtaltloſe wird wie von ſelbſt, faſt wie zufällig zu etwas Begrenztem, beſtimmt Geformtem, Ruhendem: es will mir ſo wenig in den Sinn, daß ich mich dabei eben nicht beruhigen kann.

Andrerſeits aber iſt es mir ebenſo unmöglich, bei der Annahme von Atomen ſtehen zu bleiben, die in gewiſſen kleinſten Körnchen, Kügelchen, mathematiſchen Punkten u. ſ. w. verteilt ſind. Wenn das ganze Weltall mit dieſen undurchdringlichen — alſo die Haupteigenſchaft der Materie aufweiſenden — Atomen erfüllt iſt und dieſe ſich dennoch in unaufhörlicher Bewegung befinden ſollen, wo, frage ich dann, wo, worin und wie vollzieht ſich deren Bewegung? Mein ſchwacher Verſtand vermag, während er eine Analyſe der Materie vornimmt und deren Atome zerteilt und zerlegt, durchaus auf keine Weiſe ſich dabei zu beruhigen, ſondern geht vielmehr von ihnen ſchließlich unvermerkt und unwillkürlich zu etwas anderm über, das alle negativen Eigenſchaften der Materie aufweiſt; meine geiſtige Analyſe gelangt in unerbittlicher Weiſe zu der Notwendigkeit, außerhalb der Atome etwas Durchdringbares und alles überall Durchdringendes, Unteilbares, Geſtaltloſes, ewig ſich Bewegendes anzunehmen, das durch eben dieſe ſeine Eigenſchaften die einzelnen Atome miteinander in Verbindung ſetzt und ſie in Bewegung bringt, ſie anhäuft und wiederum trennt, auf ſolche Weiſe die Formen der Materie bildet, dieſe durchdringt und in dieſer ihrer Durchdringung, wenn auch nur zeitweilig, dieſe oder jene äußere Geſtaltung annimmt, je nachdem die eine oder die andre Form der Materie davon durchdrungen wird.

Indem ich meine Analyſe auf die organiſche Materie und mich ſelbſt übertrage, drängt ſich mir unwillkürlich die Frage auf, woher wohl die Fähigkeit der organiſchen Welt kommen könnte, die Empfindung und das Bewußtſein von der eigenen Exiſtenz zu gewinnen.

Seine Grundatome werden für mich, wie ich ſie mir auch immer vorſtellen möge, doch immer unendlich teilbar, undurchdringlich u. ſ. w. bleiben, d. h. ſolche Eigenſchaften aufweiſen müſſen, welche mir ihre Fähigkeit, ſie zu empfinden und ihrer ſelbſt bewußt zu werden, nicht erklären können; ich werde alſo notwendigerweiſe zugeben müſſen, daß es von Ewigkeit her auch ſolche Atome gebe, welche mit dieſen Eigenſchaften und der Fähigkeit zur Vereinigung zu Organismen begabt ſind, die ein Ganzes bilden, empfinden und ihrer eigenen Exiſtenz ſich bewußt werden können. Mein Verſtand kann nicht zugeben, daß allein die Gruppierung von Atomen zu beſtimmten Formen (wie z. B. die Gehirnzellen) hinreichen könnte, dieſelben eo ipso zur Empfindung, zum Wollen und zum Bewußtſein desſelben zu befähigen; vielmehr verlangt er es gebieteriſch, anzunehmen, daß dieſe Befähigung zur Empfindung und zum Bewußtſein in ihnen ſelbſt ruhe.

Dieſes Prinzip, dieſes Grundelement des ganzen Daſeins, des Gefühls, des Willens und des Bewußtſeins, dieſes Prinzip, ohne welches die Welt für uns nicht exiſtierte, findet mein analyſierender Verſtand eben jenſeits der Atome in einem Etwas, das er notwendigerweiſe als außerhalb ihrer exiſtierend und als negative, d. h. denen der Atome entgegengeſetzte Eigenſchaften beſitzend, annehmen muß, Eigenſchaften, ohne welche auch die poſitiven Eigenſchaften der Materie für uns nicht exiſtieren dürften.

Dieſes, wie auch die Atome ſelbſt, abſtrakte Erzeugnis des analyſierenden Verſtandes (das nur durch die angeborene Befähigung des Verſtandes ermöglicht wird, ſeine Funktionen außerhalb ſeiner ſelbſt zu ſetzen) muß auch die hauptſächlichſte negative Eigenſchaft der materiellen Atome, ein ſelbſtändiges Lebensprinzip mit dem Hauptattribute desſelben in ſich enthalten, der Fähigkeit der Empfindung und des Eigenbewußtſeins, freilich nicht in der Art, wie wir es beſitzen.

Ich ſtelle mir vor — doch nein, das iſt keine Vorſtellung, ſondern nur ein leichtes Spiel der Phantaſie — alſo ſagen wir: meiner Phantaſie ſtellt ſich dar ein geſtalt- und grenzenloſer, ununterbrochen auf und nieder wallender Ozean des Lebens, der das Weltall in ſich ſchließt, alle ſeine Atome durchdringt, ſie ununterbrochen gruppiert, ihre Verbindungen und Aggregate dann wieder von neuem löſt und ſie zu den verſchiedenſten Zwecken ihres Daſeins befähigt.

Zu welcher Kategorie meiner ja begrenzten Vorſtellungen ich auch immer dieſe Quelle der Empfindung und der ſich ſelbſt empfindenden Exiſtenz ſtellen wollte, ob zur Kategorie der Kräfte oder der

bis ins Unendliche verfeinerten Materie, sie stellt sich mir in jedem Falle als etwas von jener Materie Verschiedenes und Unabhängiges dar, welche uns nach ihren sinnlichen (d. h. der Erforschung durch die Sinne zugänglichen) Eigenschaften bekannt ist. Ich habe keine andern Mittel zur Erforschung dieser Quelle der Empfindung und meiner bewußten Existenz, als die von mir aus eben dieser Quelle geschöpfte Fähigkeit der Empfindung; und erforschen und erkennen im vollen Sinne des Wortes können wir nur dann, wenn wir uns über das zu Erforschende erheben.

Aber vermöge des Bedürfnisses unsres Geistes überall Zwecke und zweckentsprechende Veranstaltungen zu suchen, können wir nicht umhin, in den Lebenserscheinungen solche zweckentsprechende Einrichtungen zu sehen. Nichts Zweckentsprechendes hat unser Geist erdacht, was sich nicht in der uns umgebenden Welt bereits sozusagen fertig vorfände. Man behauptet mit Unrecht, unser Organismus sei eine Maschine; im Gegenteil, jede von uns erdachte Maschine ist nichts andres als eine Art Kopie von den in der Natur und in unsrem Organismus bereits bestehenden Vorrichtungen und Apparaten.

Alles Organische in der Natur ist eben darum für uns so wunderbar, weil das Lebensprinzip oder die Lebenskraft in ihm alle mechanischen und chemischen Prozesse bestimmten Daseinszwecken entsprechend geordnet hat. Wenn aber nun unser Verstand nicht umhin kann, in den Lebenserscheinungen zweckdienliche Veranstaltung und die Herausbildung verschiedener Typen nach bestimmten Formen anzuerkennen, so kann auch eben dieser Verstand nicht umhin, in all dem sich selbst, d. h. etwas Verständiges, Vernünftiges zu sehen, und so muß er notwendigerweise eine unbegrenzte und ewige Vernunft annehmen, welche über jedem Ozean des Lebens waltet.

3.

Ich habe meine Aufzeichnungen am 5. November 1879 begonnen und heute, am 21. November, mache ich mich nach einer Unterbrechung von einigen Tagen wieder ans Werk. Ich schreibe für mich selbst und will, was ich niedergeschrieben, vorderhand wenigstens nicht wieder durchlesen; so werden sich denn nicht wenig Wiederholungen und Lücken im Gedankengang, ja auch wohl Widersprüche und In-

konſequenzen finden; wenn ich aber all das zurechtzuſtellen beginnen wollte, ſo wäre das eben ein Zeichen dafür, daß ich für andre ſchreibe.

Ich ſage mir freilich, daß ich keineswegs meinen Aufzeichnungen das Tageslicht ganz verſperrt ſehen möchte: indes werden diejenigen, denen es einmal von Intereſſe ſein dürfte, von den Vorgängen meines innern Lebens Kunde zu erlangen, mir ſolche Wiederholungen nicht ſehr übel zu nehmen, ſondern ſicherlich mich ſo kennen lernen wollen, wie ich nun einmal mit meinen Widerſprüchen und Inkonſequenzen bin.

Und ſo will ich denn heute noch einmal auf die Darlegung meiner gegenwärtigen Weltanſchauung zurückkommen: vielleicht gelingt's mir, ſo nach Möglichkeit mir über dieſelbe klar zu werden.

Was veranlaßt mich eigentlich, mich nicht bei den Atomen der Materie zu beruhigen, als bei etwas Abgeſchloſſenem, Ewigem, Unbegrenztem, Selbſtändigem und folglich Abſolutem, das die Exiſtenz von etwas andrem weiter nicht zuläßt?

Atome der Materie — das iſt ein ebenſo abſtraktes Prinzip, wie das von mir angenommene univerſelle Lebensprinzip. Wozu zwei Abſtraktionen zulaſſen, wo man ſich mit einer zufrieden geben kann? Warum nicht annehmen, daß die Atome der Materie immer exiſtiert und immer, neben den ſonſtigen Eigenſchaften der Materie, die Fähigkeit beſeſſen haben, zu empfinden und ſich ſelbſt zu erkennen? Wer hat je irgendwo Empfindungen und Bewußtſein ohne das Vorhandenſein der Materie gefunden? Wer von uns hat ſich je empfunden oder gedacht ohne Gehirn? Warum ſollte die Materie bei andern Eigenſchaften nicht empfinden, denken und zum Bewußtſein ihrer ſelbſt gelangen können? Sollten wir das am Ende nur darum nicht zugeſtehen dürfen, weil wir infolge unſrer Unwiſſenheit und der Unerfahrenheit und Kurzſichtigkeit unſres Urteils nur allzu ſehr und dabei willkürlich unſre Begriffe über die Eigenſchaften der Materie eingeengt haben und auf dieſe Weiſe zur Annahme der Exiſtenz eines eben von uns erdachten geiſtigen (pſychiſchen) Elements und Prinzips gezwungen ſind?

So fragte ich mich ehemals und meine Antworten auf alle dieſe Fragen fielen poſitiv aus.

Es iſt ein unbeſtreitbares Faktum: ohne Gehirn gibt's kein Bewußtſein und kein Denken, und die Folgerungen nach der bekannten und allgemein angenommenen Schablone „cum hoc, ergo propter hoc“ erſchienen mir ſo natürlich und unumſtößlich, daß ſie in mir auch nicht einen Schatten von Zweifel aufkommen ließen.

Aber derſelbe Geiſt, der ehemals ohne jedes Bedenken die Exiſtenz von denkenden und mit Eigenbewußtſein begabten Gehirnatomen anerkannte, begann in der Folgezeit ſich ſelbſt nicht nur in ſich, ſondern auch im geſamten Leben des Univerſums zu finden. Und da konnte denn mein Geiſt nicht umhin, zu erkennen, daß ſeine Hauptbethätigungen — Denken und ſchaffende Thätigkeit — in Uebereinſtimmung mit den Geſetzen der Zweckmäßigkeit und Kauſalität auch im ganzen Leben des Univerſums ohne Beteiligung von Gehirnweichteilen klar zu Tage treten. Iſt's nicht ſeltſam, daß der dem Gehirn entſprungene Gedanke ſich dort wiederfindet, wo es kein individuelles Gehirn gibt, (unſre Wahrnehmungen wenigſtens keins gefunden haben)?

Eben der Umſtand, daß mein eigenes, in meinem Gehirn vor ſich gehendes Denken mich das Vorhandenſein eines univerſellen, allgemeinen Denkens und einer mit ſeinen Geſetzen der Kauſalität und Zweckmäßigkeit ſich in Uebereinſtimmung ſetzenden ſchöpferiſchen Thätigkeit des Weltalls hat finden laſſen, eben dieſer Umſtand erklärt es, warum mein Geiſt ſich bei der Annahme von Atomen nicht beruhigen konnte, die ſich empfinden, zum Eigenbewußtſein kommen, denken und handeln nur vermöge ihrer ſelbſt, ohne Anteilnahme eines andern höhern Prinzips des Bewußtſeins und Denkens. Die ſchöpferiſche Befähigung unſres Geiſtes und das ihm eigene Beſtreben, ſich in ſeinen Schöpfungen von den ihm vorſchwebenden Plänen und Zwecken leiten zu laſſen, läßt ihn in jedem Thun Gedanke und Zweck von den Mitteln und dem Stoff ſcheiden, die zur Ausführung des Gedankens und Zweckes dienen.

Zweck und Gedanke, wenn ſie ſozuſagen im Netz des Stoffes gefangen ſind (auf der Leinwand in den Farben des Malers, im Marmor des bildenden Künſtlers, auf dem Papier in den konventionellen Zeichen und Worten des Dichters), leben hernach lange Jahrhunderte ihr eigenes Leben, indem ſie Leinwand, Marmor und Papier die in ihnen ſich darſtellende ſchöpferiſche Kraft von einem Geſchlecht zum andern vermitteln zu laſſen. Indem der Gedanke den groben Stoff durchdringt, macht er ihn zu ſeinem Organ, das befähigt iſt, in dem Beſchauer und Leſer neue Gedanken zu erzeugen und weiter zu entwickeln.

Iſt das ein unbeſtreitbares Faktum, ſo iſt mir nicht weniger unbeſtreitbar, daß der höchſte kosmiſche Gedanke, der ſich das Weltall zum Organ erwählte, indem er die Atome durchdrang und in beſtimmter Form gruppierte, auch mein Gehirn zum Organ des Denkens gemacht hat. In der That läßt es ſich mit nichts beſſer

vergleichen, als mit einem Muſikinſtrument, deſſen Saiten und Taſten durch äußere Einwirkung in beſtändiger Bewegung erhalten werden; und irgend jemand, der ſie fühlt, ſie hört und ſieht und ſelbſt auch ſeinerſeits ſie in Bewegung ſetzt, ſtellt aus den ſchwingenden Tönen derſelben ein harmoniſches Ganze zuſammen. Dieſes Weſen wird, indem es meine Organe in Gleichklang zur Harmonie des All ſetzt, zu meinem Ich und ſo werden die Geſetze der Zweckmäßigkeit und Kauſalität der Bethätigungen der kosmiſchen Idee auch zu Geſetzen meines Ich, und ich finde ſie in mir ſelbſt vor, indem ich ihre Aeußerungen von außen her in mich und von mir aus in die Natur übertrage.

Empfindung, Bewußtſein, Gedanke — Vorgänge, die undenkbar ſind ohne die Schwingungen der Atome, welche unſer allgemeines Empfindungsvermögen ausmachen — können nicht allein aus Schwingungen und Bewegungen beſtehen, die nicht bis zu etwas hindrängen, das zu ihnen in gleicher Beziehung ſtünde, wie das Auge zu den Licht- und das Ohr zu den Lautſchwingungen, d. h. dieſe Schwingungen in ſich aufnähme, ſie in etwas andres umſetzte und ſie kraft eigener Thätigkeit der äußern Welt vermittelte. Sind nicht eben dieſe Schwingungen der Atome der Organe auch das eigentliche Weſen unſres Ich? Das annehmen, hieße für mich in der Materie eine immaterielle und abſtrakte Eigenſchaft annehmen, die keine ſinnlichen Beziehungen zur Materie hat, welcher dieſe Eigenſchaft zukommt. Wärme, Licht, Elektrizität als Wirkungen der Schwingungen und Teilchen, haben direkte und unmittelbare Beziehungen zu unſern Empfindungen, und die Fähigkeit, durch ihre Schwingungen unmittelbar auf die Kohäſion und Affinität der Atome einzuwirken, und die Empfindung und der Gedanke ſelbſt, welche in der äußeren Welt Licht und Wärme und Elektrizität gefunden haben, werden, obgleich ſie ihrer Natur nach rein ſubjektiv ſind, doch zu etwas Objektivem, indem ſie freilich nicht direkt, ſondern vermöge andrer Kräfte auf die Materie einwirken.

Leben, Kraft, Bewegung und Gedanke — das ſind für mich ſo unlöslich miteinander verbundene Begriffe, daß ich mir keinen einzigen von ihnen ohne den andern vorſtellen kann. Im Leben iſt Bewegung, Kraft und Gedanke, im Gedanken Bewegung und Kraft, und in der Kraft Bewegung und Gedanke. Dieſer Aſſociationsvorſtellung vom Leben fehlt freilich der Boden, den wir unter unſern Füßen zu finden gewohnt ſind: ſie hat nichts Konkretes und Objektives; aber unſre Vorſtellung von einem allgemeinen kosmiſchen Leben kann eben keine von konkreter oder rein faktiſcher Natur ſein:

es iſt eine Fiktion, freilich eine für uns unvermeidliche und unabweisbar ſich aufdrängende Fiktion, weil dieſes Leben exiſtiert und wir in ſeinem für uns wegen ſeiner Koloſſalität unbegreifbaren Wirbel exiſtieren, denken und agieren. Aber auch unſre objektiven Forſchungen, die uns auf allerfeſteſtem Boden begründet zu ſein ſcheinen, ſind im Grunde doch nichts andres, als die Erforſchung unſres ſubjektiven Denkens, denn ſonſt wären ſie ſinnlos und verdienten nicht die Bezeichnung, welche ſie tragen. Freilich, in dieſen Forſchungen findet unſer Denken beſtändig einen materiellen Untergrund oder gewiſſermaßen eine Leinwand, auf der es ſich die Formen des zu ſeiner Verfügung ſtehenden Stoffes zurechtlegt und ſinnvoll ordnet.

Bei der Analyſe des abſtrakten Begriffes, den wir uns vom kosmiſchen Leben bilden, ſind wir außer ſtande, mit dem maſſigen Stoff fertig zu werden, über den dasſelbe in ſeinen Aeußerungen verfügt, und die Analyſe ſeiner Einzeläußerungen läßt unſre Vorſtellung vom Leben des Univerſum fragmentariſch, einſeitig und häufig falſch werden. Eins nur iſt unbeſtritten für jeden unparteiiſchen und weitſichtigen Beobachter: die Zweckmäßigkeit und Kauſalität, die Planmäßigkeit und der gedankliche Inhalt in jeder Aeußerung des kosmiſchen Lebens. Das bedeutet aber nichts andres, als die Kongruenz unſres Denkens und unſrer Beſtrebungen (im Suchen nach Zwecken und Urſachen) mit dem, was wir im kosmiſchen Leben finden.

Und mir kommt unwillkürlich die Ueberzeugung, daß mein Gehirn und mein ganzes Ich nur ein Denkorgan des kosmiſchen Lebens iſt, wie Statuen, Bild- und Bauwerke nur die Behältniſſe und Ausdrucksmittel des Gedankens ihrer Künſtler ſind.

Zur Darſtellung des kosmiſchen Gedankens in der Form der Materie war ein Apparat nötig, der nach einem beſtimmten Plan aus in gewiſſer Weiſe gruppierten Atomen gebildet werden mußte, und das iſt mein Organismus; das kosmiſche Bewußtſein wurde zu meinem individuellen vermöge eines beſondern Mechanismus, der in den Nervenzentren ſeinen Sitz hat. Wie das geſchehen, weiß natürlich weder ich, noch ſonſt jemand; das aber ſteht für mich außer allem Zweifel, daß mein Bewußtſein, mein Denken und das meinem Geiſte eigene Suchen nach Zwecken und Urſachen nichts Fragmentariſches, Vereinzeltes ſein kann, das mit dem Leben des Alls in keiner Verbindung ſtände, für ſich abgeſchloſſen wäre und den Bau des Weltganzen abſchlöße, d. h. nichts mehr über ſich hätte.

Endlich läßt ſich ſelbſt der ſchrankenloſeſte Empirismus, der

außer Thatſachen und ſinnlichen Eindrücken nichts anerkennt und wiſſen will, ſchließlich doch auch von Abſtraktionen, nämlich vom Denken, leiten, ganz abgeſehen davon, daß es ohne dasſelbe bei keinem ſinnlichen Eindruck abgeht, der ſich eben auf eine unbewußte Logik gründet; ſinnliche Eindrücke allein — ohne bewußtes, ſie leitendes Denken — paſſen allenfalls noch für den epikureiſtiſchen, keinesfalls aber für den beobachtenden und forſchenden Empiriker.

In der Gedankenwelt kommt alles auf Abſtraktionen hinaus und alle unſre Vorſtellungen und Begriffe, mögen ſie ſich auch noch ſo ſehr auf Thatſachen und ſinnliche Erfahrung ſtützen, werden zu reinen Abſtraktionen, ſobald wir ſie einer geiſtigen Analyſe unterziehen; letzteres aber nicht zu thun, liegt nicht in der Macht unſres Willens. Eben dieſe zerſetzende Analyſe nun verwandelt den Stoff in Kraft und alles, was als Eigenſchaft des Stoffes gilt, wird dank dieſer geiſtigen Analyſe in etwas umgewandelt, das außerhalb des unſern ſinnlichen Eindrücken zugänglichen Stoffes ſteht, d. h. doch wieder in Kraft oder in einen dem Stoff entgegengeſetzten Stoff.

Die von der geiſtigen Analyſe als Grundlage der Materie angenommenen Atome werden von derſelben verwandelt entweder zu mathematiſchen, d. h. immateriellen Punkten oder Zentren, die andre Atome anziehen, oder aber zu unendlich kleinen, d. h. zu unendlich teilbaren Größen.

In beiden Fällen hört der Stoff auf, das zu ſein, als was er uns erſcheint; er verliert ſeine ſinnliche (unſern ſinnlichen Eindrücken zugängliche) Exiſtenz, wird mit andern Worten zur Kraft, und zwar eben deshalb zur Kraft, weil, wenn wir ihn einmal in Atome zerlegt haben, wir ihn uns bereits nicht mehr als ruhend und unthätig vorſtellen können; laſſen wir aber erſt die Thätigkeit zu, ſo geben wir ihm damit auch das Hauptattribut der Kraft.

Um aber dem Stoff ſeine charakteriſtiſchſten Eigenſchaften zu laſſen, müſſen wir der ihn zerſetzenden geiſtigen Analyſe Halt gebieten; ſo würden wir z. B., wenn wir unſre Analyſe immer weiter führten und ſchließlich die unendliche Teilbarkeit der Materie zuließen, dieſelbe, wie geſagt, in Kraft oder etwas unſern Sinnen nicht mehr Zugängliches, Ungreifbares verwandeln und eben damit der Materie ihre andern hauptſächlichen Eigenſchaften nehmen: Undurchdringlichkeit und Schwere. Die geiſtige Analyſe aber nicht zu Ende zu führen, heißt nicht das letzte Produkt der Analyſe, die Atome, ſondern nur deren Anhäufungen und Konglomerate als Stoff annehmen und in ſolchem Falle wird man die Möglichkeit der Bildung des Stoffes aus der Anhäufung von Kraft zugeſtehen müſſen. Ich

ſehe keine logiſche Unmöglichkeit ein, die gegen die Annahme dieſes Endreſultates meiner geiſtigen Analyſe der Materie ſpräche. Freilich weiß ich nicht, was eigentlich Kraft, abgeſehen von ihrer Aeußerung im Stoff, iſt; aber in dem Stoffe, den ich meiner geiſtigen Analyſe unterziehe, ſehe ich nichts, als die Aeußerung von Kraft und alle Eigenſchaften des Stoffes ſind in meinen Augen Bethätigungen von Kraft: ſo würde der Stoff z. B. durchdringbar werden, wenn nicht ſeine Partikelchen (d. h. die Anhäufung von Atomen) durch ihre Anziehungskraft zuſammengehalten würden; ohne dieſe primäre Kraft gäbe es auch die kleinſten Stoffteilchen nicht und die bis ins Unendliche zerteilte Materie verſchwände aus unſrer ſinnlichen Welt. Aber die ſich meinen Sinnen in den Eigenſchaften und Bewegungen der Materie kundgebende Kraft könnte, auch wenn ſie *nicht* in Geſtalt von Atomteilchen angehäuft erſchiene, exiſtieren. Wie weit ſie, nach Beſeitigung der Materie, noch ſtofflich bliebe, weiß ich nicht (unter „ſtofflich“ verſtehe ich nicht ſinnlich [unſern Sinnen zugänglich], ſondern unſerm cerebralen Denken faßbar); aber da ich überzeugt bin, daß außer meinem cerebralen Denken noch ein andres, höheres, kosmiſches exiſtiert, ſo glaube ich, daß die Kraft in dieſem letzteren zu exiſtieren und zu wirken fortfahren würde. Dieſes Denken aber und die durch dasſelbe wirkende Kraft iſt das Leben des Alls.

Ja, Leben iſt für mich ein Kollektivbegriff. Ich habe es ſchon ausgeſprochen, daß Leben eine durchgeiſtigte, unendlich wirkende Kraft iſt, die allen Eigenſchaften des Stoffes — d. h. ſeinen Kräften — die Richtung weiſt, indem ſie dabei unabläſſig dem einen beſtimmten Ziele zuſtrebt: der Verwirklichung und Erhaltung des Seins.

Die einfache empiriſche Definition des Lebens, wie ſie von *Bichat* und andern aufgeſtellt iſt, iſt auch ziemlich richtig; nach dieſer Definition kommt das Leben hinaus auf ein „Enſemble von Funktionen“, welche dem Tode entgegenſtreben (*qui resistent à la mort*).

In der That ſind im lebendigen Organismus wie in der ganzen lebenden Welt alle Verrichtungen und Funktionen darauf gerichtet, das Sein zu erhalten und dem Zerfall entgegenzuwirken; der Fehler oder richtiger das Unzulängliche dieſer Definition beruht nur darin, daß nicht die Funktionen des Organismus als ſolche dieſem Ziele zuſtreben und es mehr oder minder erreichen, ſondern vielmehr ein andres, ſie leitendes, vergeiſtigtes Prinzip, d. h. ein ſolches, das in ſeiner Zielſtrebigkeit alle Funktionen des Organismus zweckentſprechend werden läßt — eben die Lebenskraft.

Alle mechaniſchen Krafteffekte organiſcher Apparate und Vorrichtungen, alle chemiſchen Prozeſſe, der ganze Entwickelungsprozeß im

Organismus, alles iſt zweckentſprechend, überall ſehen wir Gedanke, Planmäßigkeit und das Streben danach, das Sein zu verwirklichen, zu bewahren und zu erhalten.

Je mehr der Mechanismus der Konſtruktion der Organe, der chemiſchen Wirkung der verſchiedenen Funktionen u. dergl., je mehr alles das durchforſcht und der Analyſe der Sinne unterzogen wird, um ſo klarer ſtellen ſich in aller verwickelten Kompliziertheit der Konſtruktion die Zweckmäßigkeit und die Beobachtung der Kauſalität heraus; das aber, was die mechaniſchen und chemiſchen Prozeſſe des Organismus zu ihrem Ziele lenkt, das bleibt für uns und wird weſentlich und primär bleiben, wenngleich auch der ſinnlichen Vorſtellung entzogen.

4.

2. Dezember*) (1879). Wieder ſind ein paar Tage vergangen, an denen ich nicht mit mir ſelbſt Zwieſprache gepflogen. Ob ich den Faden wieder auffinden werde, ohne das vorher Niedergeſchriebene durchgeleſen zu haben? Ach was, es thut nichts, ich mache ja keinen Anſpruch Philoſoph zu ſein und ſchreibe für mich ſelber. Was meiner dem Empirismus zugeneigten und in ihm erſtarkten Verſtandesrichtung früher immer als Abſurdum erſchien, das iſt Denken ohne Denkorgan.

Ja, das cerebrale Denken iſt ohne Gehirn undenkbar.

Aber iſt nicht auch die kosmiſche Denkkraft nur ein Produkt der cerebralen? Wo iſt das Denkorgan für dasſelbe? Wo ſind ſeine Aeußerungen, abgeſehen von der Thätigkeit des cerebralen Denkens? Das iſt's ja eben — möchte ich darauf antworten —, daß eben dieſelbe Empfindung, welche uns die Ueberzeugung von unſerm Sein gibt, eben dieſe Empfindung untrennbar von dieſer Ueberzeugung auch die andre von der Exiſtenz der Welt uns beibringt, d. h. von den Aeußerungen des kosmiſchen Denkens. Und derſelbe Verſtand, der ſich von der Zweckmäßigkeit unſrer Lebensfunktionen überzeugen läßt, ſieht auch in der Exiſtenz der andern kosmiſchen Funktionen dieſelbe Zweckmäßigkeit; mit andern Worten, unſer eigener Verſtand, welcher Richtung er auch zuneigen mag, dem Empirismus oder dem Idealismus, kann nicht umhin, das

*) Die Daten nach altem Stil. Anmerk. d. Ueberſ.

Vorhandenſein einer denkenden Kraft außerhalb ſeiner ſelbſt wahrzunehmen, ebenſo wie er ſich von der Exiſtenz des Stoffes in unſerm Organismus und außerhalb desſelben überzeugen laſſen muß. Eins von beiden muß er annehmen: entweder iſt alles außer ihm Exiſtierende nichts weiter als eine Illuſion oder aber die Exiſtenz der Welt — unſres Nicht-Ich — iſt ebenſo unumſtößlich ſicher, wie das eigene Sein. Will man nicht den Verſtand verlieren, ſo muß man das letztere als unumſtößliche Wahrheit annehmen, will ſagen ebenſo unumſtößlich, als unſre Empfindung von unſrer eigenen Exiſtenz. Hat man aber das einmal angenommen, ſo muß man (neben der cerebralen) auch unvermeidlich das Vorhandenſein einer andern höheren kosmiſch-allgemeinen Denkkraft zugeben. Deren beſtändige Bethätigung in der uns umgebenden Welt iſt um ſo unumſtößlicher für uns, als alles, was in unſerm Verſtande zu Tage tritt, alles, was er erfindet, alles endlich, wozu uns unſer Denken überhaupt führen kann, ſchon etwas Exiſtierendes, in den Aeußerungen der kosmiſchen Denkkraft bereits fertig Vorhandenes iſt.

* * *

2. Dezember (1879). Nach zweiſtündigem Spaziergang im Schnee bei 9° R. etwas müde geworden; doch will ich mich erholen und in der Analyſe meiner Weltanſchauung fortfahren. Mir ſelbſt iſt's von Intereſſe, zu ſehen, wie weit ich mir dieſelbe klar und abgeſchloſſen werde darlegen können.

Ja, ein Verſtand, der ſich am Empirismus auferzogen hat, kann ſich bei weitem leichter als einfache Funktion des Gehirns vorſtellen. Im praktiſchen Leben vermag der empiriſche Verſtand ohne weiteres Bedenken ſich mit einer ſolchen Anſchauung zufrieden zu geben, die allem Anſchein nach einwandfrei und auf unbeſtreitbaren Thatſachen gegründet iſt. Eine unvermeidliche Folge davon muß die weitere Anſchauung ſein, daß die kosmiſche Zweckmäßigkeit und planmäßige Schöpferthätigkeit auch Produkte unſres Geiſtes, Funktionen unſres Gehirnes ſind. Hat man aber das angenommen, ſo muß man auch die fernere Folgerung zugeben, daß nämlich das Gehirn ſelbſt, wenn es dank ſeiner Funktion (der Verſtandeskraft) Plan- und Zweckmäßigkeit im Aufbau des Weltalls findet, dieſes nur deshalb that, weil es ſchon einmal ſo konſtruiert iſt, weil die das Gehirn bildenden Atome ſich unter dem Einfluß äußerer Bedingungen und rein zufällig eben ſo und nicht anders kombiniert haben; man muß aber auch zugeben, daß die Kombination auch eine andre hätte werden können. Das Ergebnis iſt ein recht ſeltſames:

wenn Zweck- und Planmäßigkeit dem Weltall durch mein Gehirn octroyiert werden, dies ſelbſt aber, wie alles in der Welt, das Produkt einer zufälligen Verbindung von Atomen iſt, deren Zuſammenſetzung und Gruppierung zu gewiſſen Formen es bedingt, daß die Einwirkung der äußeren Welt auf ſie ſowohl Empfindung als Denken hervorruft — wenn man, ſage ich, alles das als ultimum refugium des Verſtandes zulaſſen will, ſo muß alles, was ich zur ſchöpferiſchen Thätigkeit des kosmiſchen Denkens und Lebens rechne, ein Werk des Zufalls ſein. Zufällig — nämlich ohne ſelbſtändig, zweckentſprechend und vernünftig wirkendes Prinzip — zufällig, ſage ich, bei der zahlloſen Menge verſchiedener Formen und Zuſammenſetzungen, zu denen ſich dank ihren eigenen Eigenſchaften die Atome der Materie gruppiert, zufällig iſt dann auch die Gruppierung der Atome des Gehirns zu ſtande gekommen, urſprünglich natürlich in andrer Form, die, ſich in der Folge unter dem Einfluß äußerer Bedingungen verändernd und komplizierend, das jetzt noch arbeitende Organ der Empfindung und des Denkens aus ſich heraus geſtaltete.

Und ſo iſt denn der Zufall zum ſchöpferiſchen Prinzip geworden; aus der Verbindung ſeiner Wirkungen mit der Einwirkung äußerer, ebenfalls ehemals zufällig entſtandener Kräfte iſt jener Baſtard entſtanden, den wir Welt nennen.

Bei ſolcher Weltanſchauung muß man unvermeidlich vor allem zunächſt beim Zufall, als bei der mächtigſten Kraft, Halt machen; doch will ich meine Anſicht über den Zufall ſpäter einmal, bei Gelegenheit, mitteilen, wobei ich glaube, daß er mir genau ebenſo bekannt und unbekannt iſt, wie andern Perſonen, welche ihm eine ſo höchſt bedeutſame Rolle zuſchreiben.

Indes ſteckt in dieſer extremen Anſchauung doch eine gleiche Doſis von Wahrheit.

Auch wenn wir die Naturerforſchung in der aller empiriſchſten Weiſe betreiben, d. h. nur den durch die äußere Empfindung gewonnenen und konſtatierten Thatſachen Glauben ſchenken, thun wir im Grunde genommen doch nichts andres, als daß wir unſer Denken und überhaupt alle unſre geiſtigen Fähigkeiten auf die äußere Welt übertragen; und umgekehrt können wir unſer eigenes Ich nicht anders ſtudieren, als indem wir es zu einem äußeren Objekt machen, d. h. es außerhalb unſer ſelbſt ſetzen. Aber wenn ich das auch als unbeſtreitbare Thatſache annehme, ſo kann ich doch bei meiner Anſchauung gleichzeitig damit nicht annehmen, daß die von meinem Denken gefundene Zweckmäßigkeit der Konſtruktion des Weltalls

etwas ihm durch mich willkürlich oder unwillkürlich Aufgezwungenes ſein ſoll, etwas nicht vollſtändig Wirkliches, d. h. nicht ebenſo Unumſtößliches, als mein eigenes Sein.

Am klarſten aber tritt der Unterſchied meiner Weltanſchauung von der empiriſchen darin zu Tage, daß dem Verſtande, welcher ſich ausſchließlich für eine organiſche Funktion des Gehirns anſieht, als ganz ſinnloſes Abſurdum die andre, entgegengeſetzte Ueberzeugung von der Exiſtenz eines andern, urſprünglichen, vernünftigen Lebensprinzipes erſcheinen muß, welches — nicht funktionell und nicht organiſch — unabhängig von der Gruppierung der Atome und der Einwirkung atomiſtiſcher Kräfte, dieſe letzteren ſelbſt organiſiert und in Thätigkeit ſetzt, wobei als Mittel oder als Organ ſeiner Aeußerungen das Weltall dient. Unſer Verſtand, deſſen Sitz das Gehirn iſt, findet eben nur deshalb ſich ſelbſt, d. h. das ihm eigene Streben nach Zweckmäßigkeit und ſchöpferiſcher Thätigkeit außer ſich ſelbſt wieder, weil er ſelbſt nichts andres iſt, als eine Aeußerung der höchſten Weltvernunft.

* * *

3. Dezember (1879). Gleichfalls nach langem Spaziergang an einem ſchönen Wintertag in reinſter und wahrſcheinlich ozonerfüllter Luft.

Für einen ſolchen organiſchen (cerebralen) Verſtand, wie der unſrige, iſt es natürlich ſchwer, ſich einen andern und dazu noch höheren Verſtand (Vernunft) ohne organiſche Unterlage vorzuſtellen und unſrer gegenwärtigen Verſtandesrichtung muß eine ſolche Anſchauung ſicherlich ſinnlos erſcheinen. In unſrer Zeit geben ſich nicht allein die Diplomaten am eheſten mit einer vollendeten und bereits beſtehenden Thatſache zufrieden; und in der That iſt es in der gewöhnlichen Praxis des Lebens am bequemſten, ſich dabei zu beruhigen, was ſichtbar und greifbar iſt und bei der Erforſchung von Urſachen und Folgen ſich an die allen aus eigener Erfahrung bekannte Anſicht zu halten: cum et post hoc, ergo propter hoc. Wie veraltet auch dieſe Loſung ſein, wie ſehr ſie auch von der Logik bekämpft werden möge, im Grunde iſt ſie für den Empirismus unvermeidlich. Indem wir etwas unterſuchen und eine Erfahrung um die andre umſtoßen oder beſtätigen laſſen, thun wir doch mit unſern empiriſchen oder induktiven Schlüſſen nichts andres, als daß wir ein cum hoc et propter hoc durch ein andres erſetzen.

Ja, im praktiſchen Leben und Empirismus kann man nicht allzu weit kommen. Wobei aber ſoll man ſich zufrieden geben?

Das iſt eine Frage, die nur rein individuell je nach der verſchiedenen Verſtandesrichtung eines jeden von uns entſchieden werden kann. Wie ſehr wir uns aber auch bemühten, uns ausſchließlich auf Thatſachen und rein induktive Schlüſſe zu beſchränken, ſo müſſen wir doch faſt auf jedem Schritt mit abſtrakten Vorſtellungen und Begriffen rechnen. Ohne Abſtraktion iſt kein Vernunftſchluß möglich, ſo induktiv er immer ſein mag. Der Raum, die Zeit, Bewegung und Leben ſind Thatſachen und dabei ſind doch Raum und Zeit, Bewegung und Leben die größten und bedeutſamſten Abſtraktionen.

Jedes Kind mißt den Raum und vermag ziemlich leicht und richtig ein Urteil über ihn zu bilden, ſo lange er ſich innerhalb der drei Dimenſionen hält; aber betreffs des unermeßlichen und unbegrenzten Raumes überhaupt ſind auch höchſt tüchtige Köpfe darüber durchaus noch nicht zum Abſchluß gekommen, in wie viel Dimenſionen er ſich überhaupt meſſen laſſe; die Mathematiker reden von der Möglichkeit einer vierten und vielleicht findet man ſchließlich gar noch eine fünfte aufzuſtellen für unumgänglich oder doch möglich.

Wahrſcheinlich kommt unſer cerebraler Verſtand zu allen dieſen abſtrakten Begriffen von Raum, Zeit u. ſ. w. auf empiriſchem Wege, durch die Empfindung der äußeren Sinne. Aber es iſt kein Empirismus mehr, wenn wir, die wir immer und überall die Grenzen des Raumes ſehen und fühlen, auch über den unbegrenzten nachzudenken beginnen. Ob es nun ſo eine Art Kantiſcher Kategorien oder Fächer im Schränkchen unſres cerebralen Verſtandes oder irgend ein andrer verborgener Mechanismus ſei — das Vorhandenſein der Abſtraktion in ſolchen thatſächlichen Wahrheiten, wie Raum und Zeit, iſt auch eine Thatſache.

Faſt ohne unſer eigenes Zuthun und unvermeidlich erkennen wir, obſchon wir das Unermeßliche und Unbegrenzte nicht ſehen und nicht fühlen, doch ſeine thatſächliche Exiſtenz an, und ſo exiſtiert denn eine Nichtthatſache ebenſo thatſächlich, wie eine Thatſache, und von der Exiſtenz des Unbegrenzten und Unermeßlichen ſind wir weit entſchiedener überzeugt, als es Kolumbus von der Exiſtenz Amerikas vor deſſen Entdeckung war. Der Unterſchied liegt nur darin, daß wir unſer Amerika niemals ſo entdecken werden, wie er ſeines.

* *
*

4. Dezember (1879). Statt der geſtrigen 15° ſind's heute 3°, aber mit ſtarkem Weſtwind, ſo daß ich nicht länger als eine halbe Stunde ſpazieren gegangen bin.

Es muß hervorgehoben werden, daß unſre Begriffe von Raum, Zeit und Leben ganz verſchieden ſind von den gewöhnlichen allgemeinen Vorſtellungen, wie z. B. die vom Menſchen eine iſt. Unter dem Gemeinbegriff „Menſch“ verſtehen wir nicht mehr als die Eigenſchaften, welche unzweifelhaft für menſchliche Individuen charakteriſtiſch ſind.

Aber in dem Begriff von Raum verſchwinden alle Eigenſchaften einzelner Räume, wie z. B. deren Ausmeſſungen, Formen, Inhalt u. ſ. w.; uns (oder doch wenigſtens mir) will bei der geiſtigen Betrachtung des Raumes ſcheinen, daß alle uns auf Grund ſinnlicher Vorſtellungen bekannten Räume und Gegenſtände in irgend etwas anderm ſich eingeſchloſſen finden, das Ausmeſſungen, Form und Begrenzung gar nicht kennt.

Dasſelbe finden wir auch in unſerm Begriff von der Zeit: thatſächlich urteilen wir über dieſelbe nur nach der Bewegung im Raum; aber abgeſehen von dieſer thatſächlichen Beſtimmung der Zeit ſind wir uns auch deſſen noch bewußt, daß auch ohne Bewegung, d. h. ohne ein Mittel zum Ausmeſſen der Zeit im Raum, unſer Ich in der Gegenwart beſteht, wie es ähnlich in der Vergangenheit exiſtiert hat, und daß eben dieſe Gegenwart und Vergangenheit nicht allein für unſer Ich exiſtieren, ſondern auch ohne dasſelbe exiſtieren müſſen.

Der Begriff von Raum- und Zeitmaß, welcher unwillkürlich den Gedanken an Raum und Zeit als ſolche begleitet, dient uns nicht zur Erläuterung unſres Begriffes, ſondern zur Befeſtigung unſrer Ueberzeugung davon, daß das in Raum und Zeit Gemeſſene noch nicht Raum und Zeit ſelbſt iſt.

Der Begriff vom Leben iſt gleichfalls nicht ausſchließlich allgemein. Meiner Anſicht nach gehört er zu derſelben Kategorie, wie der Begriff von Raum und Zeit.

Den erſten Anſtoß zur Bildung von Begriffen in unſerm Verſtande über dieſe drei X gibt uns die Empfindung unſres Seins. Dieſe Empfindung iſt natürlich eine Thatſache, aber welcher Art? Kann man ſie zur Kategorie der Thatſachen zählen, die durch unſre äußeren Sinne gewonnen werden und auf eben dieſer hauptſächlichſten Thatſache, der Empfindung des Eigenſeins, ſich gründen, ohne die für uns alles andre undenkbar iſt? Das iſt eine Thatſache sui generis, die mit andern nicht in eine Reihe zu ſtellen iſt.

Wie ſich die Empfindung des Seins bei den Tieren äußert, das iſt ein ebenſo unlösbares Geheimnis, wie die Herausbildung unſrer Begriffe von Raum und Zeit. Den erſten Anſtoß bieten

natürlich die Einwirkungen der äußeren Welt auf unſre Empfindungen, aber auch nur einen erſten Anſtoß; der eigentliche Kern ſowohl der Empfindung des Seins als auch der Begriffe von Zeit und Raum birgt ſich tief in der Weſenheit des eigentlichen Lebensprinzipes.

Nehmen wir als Beiſpiel den Moment der Geburt eines Warmblüters. Was läßt ihn mit dem erſten Einatmen der Luft ſeine Exiſtenz empfinden, den erſten Lebenslaut von ſich geben?

Der Reflex infolge der Berührung der Luft mit ſeinen peripheriſchen Nerven oder infolge der plötzlichen Veränderung im Blutumlauf des Neugeborenen. Das heißt alſo, daß die Maſchine des tieriſchen Organismus ſo eingerichtet iſt, daß die Berührung der äußeren Welt mit den peripheriſchen Nerven einen unvermeidlichen Effekt auf jenen ſich im länglichen Gehirn befindlichen Hebel ausüben muß, welcher den Atmungsapparat in Bewegung ſetzt, indem er ihn die äußere Luft in ſich einzuziehen zwingt, und dieſes erſte Einatmen muß dann ſeinerſeits ſeine Wirkung auf etwas üben, das ſich ſelbſt empfindet und ſich von der äußeren Welt unterſcheidet.

Aber gerade der Zuſammenhang dieſes Etwas mit dem Mechanismus der animaliſchen Maſchinerie iſt eben ein deshalb nicht lösbares X, weil zu ſeiner thatſächlichen Löſung es nicht nur nötig wäre, dieſen Zuſammenhang des erſten Einatmens mit der Empfindung des Seins an ſich oder einem andern lebenden Weſen zu bemerken, ſondern ihn auch völlig zu empfinden. Ja, dieſe gar nicht mögliche Beobachtung wäre ſchließlich auch noch ungenügend. Während einer Empfindung kann man dieſelbe nicht verfolgen, ohne ſie zu modifizieren und zu ſtören. Wir ſehen es täglich, wie Menſchen und Tiere geboren werden, wie Küchlein aus dem Ei kriechen, und wir haben uns ſo an den Anblick des Lebens gewöhnt, daß wir annehmen können, wir gäben ſelbſt andern Weſen das Leben (ſo denken viele vielleicht in der That), — kein Wunder daher, wenn das Leben uns als gar kein Geheimnis, ſondern als etwas ganz Gewöhnliches, Alltägliches erſcheinen will.

Leben und Sein erſcheinen vermutlich vielen von uns als ein und dasſelbe.

Man muß zugeben, daß der Unterſchied zwiſchen Lebenden und Nichtlebenden an den Grenzmarken des Lebens ſchwer feſtzuſtellen iſt. Unſer Begriff vom Leben, als von etwas einheitlich Ganzem, gründet ſich zunächſt auf unſrer eigenen Empfindung von unſerm Sein und dem dieſer Empfindung eigenen Gefühl von Lebensſtärke oder -kraft; bevor uns die Erfahrung lehrt, das Leben an ſeinen

energiſchen Bethätigungen zu erkennen, ſind wir unwillkürlich geneigt, eben dieſe Lebensempfindungen (mehr oder weniger) in allem was uns umgibt, anzunehmen, und hauptſächlich natürlich in dem, was Bewegung, d. h. Kraft und Stärke zeigt. Ich glaube, daß das Kind, bevor es durch ſeine Erfahrung dahin kommt, ſein Ich von dem es umgebenden Nicht-Ich zu unterſcheiden, das letztere durchgängig für in demſelben Maße lebend anſieht, als es ſelbſt dies iſt.

Indem wir leben, beobachten und lernen, kommen wir ſchließlich dahin, mehr oder weniger rationell die Bethätigung des Lebens vom einfachen Sein zu unterſcheiden; aber auch dann lernen wir nicht mehr und nicht weniger als den äußeren Mechanismus der Organismen kennen, der von denſelben Kräften regiert wird, denen auch das Sein unterworfen iſt: Anziehungskraft, Kohäſion und Affinität der Atome, Elektrizität, Wärme u. ſ. w.

Das Prinzip aber, welches dieſe Kräfte leitet, und dieſe ſowie den Mechanismus zur Erhaltung des Organismus, der individuellen Beſonderheit desſelben und der nach vorgefaßtem Plane beſtimmten Beziehungen derſelben zur äußeren Welt befähigt, dieſes Prinzip bleibt uns unbekannt und unterliegt, juriſtiſch geſprochen, unſrer Entſcheidung nicht in materia, ſondern nur der Form nach.

Allein unſer cerebraler Verſtand kommt unvermeidlicherweiſe zur Ueberzeugung von der Exiſtenz dieſes Lebensprinzipes, indem er ſich ſelbſt in ihm wiederfindet, d. h. vernünftige Zielſtrebigkeit, ſelbſtändige Exiſtenz, Schaffen nach beſtimmtem Plane. Unſer Verſtand kann, indem er in den allerverſchiedenartigſten Aeußerungen des Lebens ſeine eigenen weſentlichſten Beſtrebungen in unermeßlich weiterem Umfange wiederfindet, nicht umhin, die urſprüngliche und ſelbſtändige Exiſtenz eines höchſten Prinzips anzuerkennen, welches nach denſelben Geſetzen ſchöpferiſcher Thätigkeit und Zweckmäßigkeit wirkt, wie er ſelbſt. Die Exiſtenz dieſes Prinzipes muß eben deshalb für unſern Verſtand unabhängig von der von ihm geleiteten Materie und ganz ebenſo urſprünglich und unabhängig von ſeinen ſpeziellen materiellen Aeußerungen (Aeußerungen in der Materie) ſein, wie Raum und Zeit unabhängig ſind von ſpeziellen Räumen und Zeitabſchnitten.

Wie Raum und Zeit, ſo muß auch das in ihnen beſchloſſene Lebensprinzip nach einem Poſtulat eben unſres Verſtandes, uranfänglich, ohne Grenzen und ohne Formen ſein. Und das autonome, formenloſe Prinzip des Lebens ſchafft in dem grenzenloſen und ebenſo uranfänglichen Raum und der gleichgearteten Zeit alle möglichen

Formen der Materie, indem es alle andern Kräfte zum Kampf ums Daſein in dem form- und lebenbegabten Stoffe aufruft.

Wie ſehr aber auch einer Forderung unſres Verſtandes die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Exiſtenz eines urſprünglichen und ſelbſtändigen Lebensprinzipes außerhalb der Materie entſprechen möge, eines Prinzipes, welches die Atome und die ihnen eignenden Kräfte regiere, ſo werden wir doch natürlich nie im ſtande ſein, uns über dasſelbe eine klare Vorſtellung zu bilden. Immer und unvermeidlich wird der Zweifel in unſerm Geiſte auftauchen, und je mehr Erfahrung und Beobachtung uns mit dem Bau und Mechanismus der Funktionen der zum Leben notwendigen Organe bekannt machen, um ſo wahrſcheinlicher wird uns das Leben ſelbſt als nichts andres, denn als Verrichtung dieſer Organe erſcheinen; und unſre Vorſtellungen von der Selbſtändigkeit und der Zweckmäßigkeit der Wirkungen des Lebensprinzipes werden uns ausſchließlich als imaginäre Abſtraktionen eben unſres Verſtandes erſcheinen, die keine thatſächliche Exiſtenz haben.

In der That läßt ſich unſre Verſtandesthätigkeit, wenn ſie einmal eine beſtimmte Richtung erhalten hat, nicht leicht mehr von derſelben abbringen, und das um ſo weniger, je mehr ſie ſich von den Reſultaten ihrer Forſchungen in der von ihr eingeſchlagenen Richtung befriedigt fühlt. Es liegt nichts Verwunderliches darin, daß gerade die Reſultate, an deren Gewinnung vorzugsweiſe unſre äußeren Sinne beteiligt geweſen, uns auch am klarſten und befriedigendſten erſcheinen müſſen. Aber leider laſſen wir gerade bei der induktiven oder faktiſchen Methode der Forſchung gewöhnlich den Umſtand außer acht, daß unſre auf Grund ſinnlicher Wahrnehmungen angeſtellten Forſchungen und Unterſuchungen keine ſelbſtändige Bedeutung haben, ſondern letztere nur durch die Schlußfolgerungen gewinnen, welche wir (bewußt oder unbewußt) aus dem von uns Geſehenen, Gehörten und überhaupt Wahrgenommenen ziehen. Dieſe Schlüſſe aber ſind ebenſo wie andre logiſche Folgerungen gleichwohl nichts andres als Abſtraktionen — und gleichfalls bewußte oder unbewußte.

Unſer Verſtand ſieht notwendigerweiſe in jeder Thatſache und im geſamten Univerſum nur ſich ſelbſt, außerhalb ſeiner ſelbſt; das thut er ſowohl bei der Induktion wie bei der Deduktion, ſo gut da, wo er nach von den Sinnen gewonnenen Daten, wie da, wo er nach den Vorſtellungen der Phantaſie urteilt.

Es gibt für uns keine andre Art verſtandesmäßigen Denkens, als die, daß wir uns außerhalb unſer ſelbſt ſetzen. Wenn wir das nicht thun, können wir uns auch nicht von der Exiſtenz der Welt

verſtandesmäßig überzeugen, denn ſinnliche Empfindungen des außerhalb unſer Exiſtierenden ſind allen belebten Weſen und vielleicht auch allen organiſchen Körpern eigen, und die unbewußten oder ſozuſagen per contactum zum Bewußtſein kommenden Empfindungen ſind natürlich nicht das, was wir Ueberzeugung nennen.

Indes muß unſer Verſtand, indem er ſich außerhalb ſeiner ſelbſt ſetzt und hier ſich ſelbſt d. h. die ihm allein eigenen Beſtrebungen findet, wie ſchöpferiſche Kraft, Zweckmäßigkeit, Korreſpondenz von Urſachen und Wirkungen, ich ſage, unſer Verſtand muß zum Schluß kommen, daß alles dies von ihm außerhalb ſeiner ſelbſt Gefundene ebenſo wirklich wie er ſelbſt exiſtiert, d. h. daß alle von ihm in ihm ſelbſt gefundenen Beſtrebungen und alles von ihm Erkannte und Geſchaffene bereits außerhalb ſeiner exiſtiere.

Er hat nichts erfunden, was er nicht ſchon vorher außerhalb ſeiner ſelbſt entdeckt hätte — in der ihn umgebenden Welt und in ſich ſelbſt, als einem Teil dieſer äußern Welt*).

* * *

16. Dezember (1879). 15° R. Luft ausgezeichnet; etwas NO; ſonnig; Schnee iſt geſtern und vorgeſtern eine tüchtige Menge (mit Schneegeſtöber) gefallen. Die vorigen paar Bogen habe ich zwiſchen dem 7. und 16. Dezember in einzelnen Anſätzen bei einem Wetter geſchrieben, das faſt in Tauwetter überging, zwiſchen $0 + 2^0 - 3^0$ R. In dieſer Zeit beſchäftigt geweſen mit Kranken, Operationen und Verkauf meines Weizens (ein Rubel fünfzig Kopeken fürs Pud). Wenngleich Anfang November (zwiſchen dem 8.—13.) der Schnee auf den noch froſtfreien Boden zu liegen gekommen, ſo iſt nach kürzlich angeſtellten Unterſuchungen die Erde doch 3—4″ gefroren und nur in den Niederungen und unter tiefem Schnee iſt ſie froſtfrei geblieben; doch ſind die Saaten auch dort noch grün und haben nicht durch die Feuchtigkeit gelitten.

Ja, unſer Verſtand kommt, indem er ſeiner Geneſis auf deduktivem Wege nachforſcht, leicht und ſchnell (wie mir ſcheinen will, nur allzu leicht und ſchnell) zu der Ueberzeugung, daß er nichts andres als eine Funktion des Gehirns iſt. Indem er ſein Hauptattribut, das Denken betrachtet, kommt er dabei zur Ueberzeugung,

*) Hier finden ſich im Original (Manuſk. Bog. 17, S. 3) einige Zeilen am Rande, deren Hingehörigkeit unbekannt iſt und die wir folgendermaßen geleſen haben: „Aber die Zwecke ſtehen höher im Leben. Die Beine gehen. Was für Funktionen, die willkürlich ihr Organ vernichten. (Gehört zu pag. 33. Der Herausgeber.)

daß es eine Kollektivfähigkeit ist und deshalb eine Funktion verschiedener Teile und verschiedener histologischer Elemente des Gehirns sein muß.

Am Denkprozeß beteiligen sich: 1. Die bewußte und unbewußte Fähigkeit zu empfinden und Eindrücke zu empfangen und sich anzueignen (perceptio); 2. das Bewußtsein von diesen Eindrücken, wenngleich auch nicht immer, da man auch bei unbewußten Empfindungen dazu auch noch unbewußt denken kann; 3. die Fähigkeit, die Eindrücke festzuhalten (Gedächtnis), die auch nicht immer bewußt ist; 4. die Fähigkeit (ich möchte sie Begriffsfähigkeit nennen), die vom Gedächtnis festgehaltenen Empfindungen zu verbinden, zu associieren und in bestimmter Ordnung zu gruppieren; dazu ist aber ihrerseits noch notwendig 5. als conditio sine qua non des Denkens die Fähigkeit, die empfangenen Eindrücke mit entsprechenden Zeichen zu versehen oder sie in phonetische oder mimische Zeichen (artikulierte Laute und Worte) umzusetzen und sie in dieser neuen Gestalt auch dem Gedächtnis zu übermitteln. Wenngleich die Kombination, Gruppierung und Association der Eindrücke ohne ihre Verwandlung in phonetische und mimische Zeichen auch möglich ist, so ist doch das Verhältnis dieser Fähigkeit zum Bewußtsein in dem Falle für uns unverständlich, und wir nennen solch eine Gruppierung und Association unbewußt oder instinktiv. Indes muß zugegeben werden, daß wir durch eine solche Bezeichnung in keiner Weise uns die gegenseitigen Beziehungen und die Rolle klarlegen können, welche das Bewußtsein in diesem Falle spielt. 6. Endlich bildet den Abschluß in dem Prozeß unsres Denkens das Streben und die Befähigung, Ursache und Wirkung, Ziel und Mittel (die Gesetze der Kausalität und Zweckmäßigkeit) zu unterscheiden, die Verbindung zwischen ihnen zu finden, in jeder Handlung einen Zweck und das Streben nach Erreichung desselben vorauszusetzen, kurz, das Streben und die Befähigung zur schöpferischen Thätigkeit. Und alles dies ist im Prozesse unsres Denkens mit dem Gefühle der Freiheit, der Willensfähigkeit und der Willkür verbunden.

Uns allen scheint es, daß wir die Freiheit haben, so oder anders, und zwar wie wir wollen, zu denken; aber andrerseits fühlt und weiß ein jeder von uns, daß dieser scheinbaren Freiheit Grenzen gesteckt sind, bei deren Ueberschreitung das Denken zum Wahnsinn wird. Das kommt daher, weil unser Denken den Gesetzen des höchsten kosmischen Denkens unterworfen ist. Inzwischen kann unser cerebraler Verstand, der kein andres Denken außer dem seinigen kennt, und durch die Erfahrung von der Abhängigkeit desselben vom

Gehirn überzeugt worden iſt, bei der Betrachtung der äußern Welt bis zu der Illuſion gelangen, daß in derſelben ſich kein andres Denken zeige, als unſer eigenes.

Ja, wenn wir nicht von der Exiſtenz der äußern Welt ebenſo feſt wie von der eigenen überzeugt wären, ſo könnten wir alles, was unſre Forſchung uns in ihr als zweckentſprechend und gleichſam abſichtlich und von uns unabhängig geordnet entdecken läßt, unter Umſtänden als Erzeugnis allein unſres Verſtandes und unſrer Einbildungskraft annehmen.

Und ſo finden wir uns denn in einen Zauberkreis eingeſchloſſen; einerſeits kennen wir thatſächlich keinen andern Verſtand außer unſerm eigenen organiſchen, andrerſeits weiſt uns eben dieſer Verſtand auf außer uns liegende Produkte einer ſchöpferiſchen Kraft hin, welche unzweifelhaft von der Exiſtenz eines andern Verſtandes zeugen, mit Attributen, die denen unſrer ſchöpferiſchen Kraft nicht nur analog ſind, ſondern ſie ſogar außerordentlich weit überragen.

Und hier entſteht nun unwillkürlich die Frage, ob wir wirklich nicht anders als vermittelſt der Füße gehen könnten, oder ob wir nur gehen, weil wir Füße haben? Könnten wir wirklich nur vermittelſt des Gehirns denken oder denken wir nur deshalb, weil wir ein Gehirn haben? Wenn wir die unerſchöpfliche Menge von Mitteln ſehen, mit denen in dem uns umgebenden Univerſum beſtimmte Zwecke erreicht werden, können wir da behaupten, daß unſer Verſtand einzig und allein nur eine Funktion des Gehirns ſein konnte und mußte? Bieten uns nicht die Bienen, Ameiſen und ähnliche Tiere auch ohne Beihilfe des Gehirns, wie es die Wirbeltiere haben, Beiſpiele von ganz wunderbarem Kombinationsvermögen, Zielſtrebigkeit und ſogar Bethätigung ſchöpferiſcher Kraft? Und was ſoll das für eine ſeltſame Funktion ſein, die die Exiſtenz ihres Organes in Abhängigkeit von ſich erhält? Ein von dieſer Funktion gelenkter Revolverſchuß — und ihr Organ iſt zerſtört. Was iſt das für eine ihresgleichen nicht habende Funktion, welche die Fähigkeit beſitzt, ſich und ihr Organ als Objekt, als etwas Aeußeres zu betrachten und zu analyſieren? Findet unſer Verſtand nicht eben deshalb ſich, d. h. Gedanken und zweckentſprechendes Thun außerhalb ſeiner, weil er ſelbſt nur eine Aeußerung eben jenes höchſten kosmiſchen Lebensprinzipes iſt, welches im ganzen Weltall vorhanden iſt und zur Erſcheinung kommt? Die dieſem Prinzip eignende Weltvernunft fällt ſozuſagen mit unſrer cerebralen, die als eine Aeußerung des erſteren dient, zuſammen, und deshalb finden wir in beiden dieſelben Beſtrebungen und analoge Attribute wieder. Dieſes Zuſammenfallen

legt vom Vorhandenſein einer gemeinſamen Quelle Zeugnis ab, doch iſt der Unterſchied unermeßlich groß, unvergleichlich viel größer als der, den wir z. B. zwiſchen Individuum und Art oder Gattung annehmen. Unſer Denken iſt in der That nur ein individuelles, und eben weil es cerebral iſt, organiſches; das andre, im Lebensprinzip des geſamten Alls zum Ausdruck kommende, kann eben darum, weil es kosmiſch iſt, kein organiſches ſein. Und unſer, wenngleich auch allgemein menſchlicher, ſo doch individueller Verſtand vermag gerade ſeines individuellen Charakters wegen und infolge der daraus ſich ergebenden organiſchen Begrenztheit ſich nicht zum Verſtändnis jener höchſten Zwecke ſchöpferiſcher Thätigkeit zu erheben, welche nur einer organ- und grenzenfreien Vernunft — der kosmiſchen, eigen ſind. Eben deswegen wird denn auch das Lebensprinzip als eine der Aeußerungen dieſer Vernunft, für uns ewig ein Geheimnis bleiben. Ignorabimus.

* * *

17. Dezember (1879). Froſt von 25° R., aber ſtill, klar und prachtvoll im Freien. In der Orangerie, unter Glas und mit Dünger bedeckten Brettern —12° R.

Univerſum, Leben, Kraft, Raum und Zeit — alles das ſind — ja, wie könnte man es doch nennen? — na, ich will mal ſagen *abſtrakte Thatſachen*. Dieſe Bezeichnung iſt, wenn man will, abſurd, doch enthält ſie eben zwei Widerſprüche in ſich und ſcheint mir gerade deshalb das auszudrücken, was ich ſagen möchte. Unſre Vorſtellung von Leben, Kraft, Raum, Zeit und Univerſum gründet ſich meiner Anſicht nach vor allem auf die Empfindung, folglich auf eine Thatſache. Indem wir bewußt empfinden (eine unbewußte Empfindung von Leben, wenngleich ſie ohne Zweifel exiſtiert, kenne ich nicht und kann daher über ſie nicht urteilen), empfinden wir gleichzeitig damit auch Kraft und Raum und Zeit und Welt, d. h. unſer Nicht-Ich. Indem wir alles das empfinden, analyſieren wir anfangs unſre Empfindung nicht und nehmen alles d'emblée für eine und dieſelbe Thatſache hin; indes ungeachtet des Fehlens der Analyſe kommen wir doch zum Bewußtſein (ich weiß nicht wie, ob bewußt oder unbewußt?!), ja ſogar zur feſten Ueberzeugung davon, daß außer dem begrenzten Raume, den wir ſelbſt einnehmen, und ſogar außerhalb der für uns ſichtbaren Grenzen unſres Horizontes, noch Raum da iſt und ſo immer weiter fort. Ebenſo finden wir auch für Zeit und Kraft und Leben in unſrer Empfindung keine feſten Grenzen. Wir erinnern uns nicht des Anfangs dieſer Empfindung,

wir kennen auch ihr Ende nicht. Nur unſre Einbildungskraft und längere Erfahrung, die uns Anfang und Ende verſchiedener Gegenſtände und verſchiedener Handlungen zeigen, bringen uns zu illuſoriſchen Ueberzeugungen, die uns glauben laſſen, es gäbe ein Ende der Welt, ein Ende des Lebens u. dergl. Die Empfindung aber, als von uns erfahrene Thatſache, belehrt uns vom Gegenteil, d. h. von der Exiſtenz des Unbeſchränkten und Unbegrenzten. In der Empfindung, die wir durch den Laut oder das Wort „ich bin" ausdrücken, liegt auch ein „ich war" und ein „ich werde ſein". Wir fühlen es deutlich, daß die Gegenwart eine Illuſion iſt, daß wir nur in der Vergangenheit leben, die ununterbrochen in die Zukunft übergeht. Und wenn wir uns in unſern Empfindungen von Leben, Kraft, Raum, Zeit und Materie in etwas orientieren, d. h. dieſe Empfindungen zur Stufe des Begriffs erheben wollen, ſo verfahren wir nicht ſo, wie bei unſern ſonſtigen Verallgemeinerungen. Der Begriff, der ſich in uns von den Empfindungen des Lebens, der Kraft, der Zeit, des Raumes und der Materie bildet, iſt nicht die Quinteſſenz der Eigenſchaften einzelner Gegenſtände oder Individuen, wie unſre andern abſtrakten Verallgemeinerungen. Nein, es iſt eine abſtrakte Thatſache, die wir aus der Empfindung von etwas Grenzen- und Schrankenloſem gewinnen und die im Gegenſatz zu dem ſteht, was wir eine faktiſche Thatſache nennen, d. h. eine ſolche, die ihrer Begrenztheit entſprechend der Kontrolle der äußern Sinne oder überhaupt irgend einer ſonſtigen äußern Kontrolle (einer dokumentalen, wie z. B. hiſtoriſche Thatſachen) unterzogen werden kann.

Was man auch über die Unvermeidlichkeit des Todes ſagen möge, das Leben, ſogar unſer eigenes Leben, ſtellt ſich uns, ich möchte ſagen, als etwas Unendliches dar; wenigſtens können wir uns, ſolange wir uns nicht durch Krankheit oder Alter dem Tode genähert haben, ein Ende desſelben nicht klar vorſtellen.

So bekannt wir auch auf Grund unſrer Erfahrung mit den Eigenſchaften der Materie im einzelnen ſein mögen, wir kommen doch zur Ueberzeugung, daß alle unſre Kenntnis von dieſen Eigenſchaften zur Bildung eines beſtimmten Begriffes von der Materie, oder mit andern Worten zur beſtimmten Begrenzung derſelben ungenügend iſt. Wie untrennbar uns auch die Kraft vom Stoff zu ſein ſcheinen mag, ſo können wir ſie gleichwohl nicht als Eigenſchaft des Stoffes verſtehen, ſondern ſehen uns genötigt, ihre (wie auch des Stoffes) ſelbſtändige unbegrenzte Exiſtenz im grenzenloſen Raum und desgleichen Zeit zuzugeben. Ja, wenn es uns auch, wie es

den Aſtronomen gelungen iſt, glückte, wenn auch nur annähernd, die Grenzen und Ausmeſſungen deſſen zu beſtimmen, was uns unbeſchränkt und unbegrenzt ſcheint, oder als ſolches von uns empfunden wird, ſo würden ſich auch dann, ganz wie in der Aſtronomie, ſolche Ziffern und Zahlen ergeben, die wir uns anſchaulich und thatſächlich vorzuſtellen gar nicht im ſtande ſein werden; welcher Gewinn wäre es denn eigentlich, wenn wir Milliarden von Milliarden erhielten, — unſre Vorſtellungen von dieſen unſern Zahlen werden doch ebenſo unbeſtimmt ſein, wie die vom Unbegrenzten und Unbeſchränkten.

5.

25. Dezember (1879). Weihnachten. Einige Tage habe ich an meinem Tagebuche nicht geſchrieben, dafür aber auf meinen Morgenſpaziergängen in der Wirtſchaft mich bemüht, in meine Begriffe von Lebensprinzip Ordnung und Klarheit zu bringen.

Ich muß mir darüber klar werden, wie weit ich Materialiſt bin; dieſe Bezeichnung mag ich eigentlich ebenſowenig wie der Herzog von Heſſen-Kaſſel, der es gar nicht leiden wollte, daß man ſeinen heſſiſchen Profeſſor Liebig für einen Materialiſten anſah. „Sein Vater war Materialiſt (d. h. Apotheker), nicht er," pflegte der Herzog den Leuten zu ſagen, welche Liebig des Materialismus ziehen.

Doch was liegt am Namen. Die Hauptſache iſt, ſich ſeine Weltanſchauung klar zu machen. Wenn ich bei dieſem Geſchäft nur nicht vor Gott und meinem eigenen Gewiſſen ein heuchleriſch Verſteckſpiel treibe, ſo kommt es am Ende gar nicht darauf an, ob ich vor andern als Materialiſt oder als Dummkopf daſtehen werde oder nicht.

Ich bin meiner urſprünglichen Abſicht untreu geworden und habe das vor einigen Tagen Niedergeſchriebene doch noch einmal durchgeleſen, und dabei geſehen, daß ich zu den Begriffen vom Grenzenloſen, zu denen ich Raum, Zeit, Kraft und Leben rechne, auch den Begriff von der Materie gezogen. Offen geſtanden, erſcheint mir die Materie ebenſo unbegrenzt, wie Raum, Zeit, Kraft und Leben. Mir ſcheint, d. h. meiner Einbildungskraft ſtellt ſich als nicht unmöglich vor, daß die Materie in Kraft und die Kraft wieder in Materie ſich umſetzen könnte. Die Kraft muß formen-

und geſtaltlos ſein, aber auch die Materie iſt an ihren äußerſten Grenzen kaum denkbar unter Beibehaltung der Form. Das Lebensprinzip, als Kraft, als etwas in meiner Vorſtellung Unbegrenztes und Formenloſes, muß die Eigenſchaften der Kraft haben und ſich in materielle Atome umſetzen können, ähnlich wie die Möglichkeit des Ueberganges der Nebelflecken des Weltäthers in Himmelskörper zugegeben wird. Der Vergleich iſt freilich ein ſehr grober. Hier haben wir den Uebergang von Materie in Materie, folglich nur eine Modifikation derſelben. Auf der andern Seite aber ein Uebergang von Kraft in Stoff! Sollte das nur ein Nonſens ſein? Kraft iſt ja doch nicht ein Nichts, und wenn das Denken ſie getrennt vom Stoff betrachtet, iſt ſie doch etwas vom Stoff, und ſei es auch nur durch negative Eigenſchaften Verſchiedenes. Allein der Begriff von Gott, oder bei den Atheiſten der Begriff von dem Weltall (ihrem Gott), kann ein Begriff ohne negative Beſtimmungen ſein; alles andre auf der Welt, was wir begreifen oder uns vorſtellen, muß auch ſeine eigene Negierung in unſrem Verſtande haben.

Der Begriff vom unbegrenzten Raum hat ſeine Negation in meßbaren und formbegabten Gegenſtänden; der Begriff von der Unendlichkeit der Zeit findet ſich negiert durch die Vorſtellung von Stunden und Minuten; für den Begriff von Leben dient als Negation der vom Tode; ſogar zur Klarſtellung einer der Eigenſchaften der göttlichen Natur, des Guten, hat man des Teufels benötigt. So hat denn auch der Begriff vom Stoff in unſrem Geiſte die Vorſtellung vom entgegengeſetzten Prinzipe, der Kraft, hervorgerufen; ohne die letztere, ohne ihre denen des Stoffes entgegengeſetzten Attribute, wäre der Stoff ſelbſt mit ſeinem Beharrungsvermögen und ſeinen andren Eigenſchaften undenkbar. Indes die negative (d. h. immaterielle) Eigenſchaft der Kraft kann (ja zur Erreichung größerer Klarheit der Vorſtellung muß) man in eine poſitive umſetzen, indem man als Ausgangspunkt das Hauptattribut der Kraft — Wirkung und Bewegung nimmt. Und in der That verbindet ſich mit meiner Vorſtellung von unendlichem Raum und desgleichen Zeit auch die Vorſtellung von Bewegung; Zeit iſt abſtrakte Bewegung im Raum, d. h. eine Kraft, die im Raume wirkt und vermöge dieſer Wirkſamkeit ſich in den Stoff einführt. Kann ich verlangen, daß meine Vorſtellungen von ſo abſtrakten Dingen klar und deutlich ſeien, wie ſinnliche Thatſachen, während man doch nicht ſelten auch von den allerſinnenfälligſten Sachen nur eine verſchwommene Vorſtellung hat? Darf ich daraus, daß dieſe dunkle Vorſtellung ſich mir nur in unklaren Umriſſen darſtellt, auch gleich auf ihre

Unrichtigkeit und Ungereimtheit ſchließen? Sind nicht umgekehrt Halluzinationen, d. h. Trugbilder, für die Halluzinierenden höchſt klar, beſtimmt und zweifellos? — Bekanntermaßen nehmen wir, wenn unſre Vorſtellungen unklar ſind, gern zu Vergleichungen unſre Zuflucht.

Und ſo will denn auch mir ſcheinen, daß das Lebensprinzip, wie ich es mir vorſtelle, mit nichts ſo gut verglichen werden könne, als mit dem Licht. Wenngleich uns auch die Quelle des Lichtes thatſächlich bekannt iſt, ſo iſt der Abſtand derſelben von uns ſo groß und ſind ſeine Einwirkungen auf uns und alles uns umgebende ſo zahlreiche und mannigfaltige, daß wir im gewöhnlichen Leben ohne weiteres Nachdenken die Eigenſchaften des Lichtes Eigenſchaften der Körper nennen. Wir ſagen und meinen, daß die eine oder die andre Farbe nicht den Sonnenſtrahlen, ſondern dieſem oder jenem Körper eigne, wenngleich dieſer Körper nur deshalb farbig iſt, weil ſeine Atome die Lichtſtrahlen feſthalten, ſie reflektieren oder brechen. Die Lichtſtrahlen aber können bis zu uns dringen und uns ſichtbar werden unter Umſtänden ganze Jahrhunderte nachdem ihr Quell bereits erloſchen. Die Undulationen des Lichtäthers — etwas der Materie Aehnliches, das die Fähigkeit beſitzt, durch Stoffe zu dringen, welche für jede andre Materie undurchdringlich ſind und ihnen gleichzeitig neue Eigenſchaften mitteilt — ſcheinen mir zum Vergleich mit den Wirkungen des Lebensprinzipes ganz geeignet zu ſein.

* * *

26. Dezember (1879). So ein Selbſtgeſpräch hat doch etwas Verlockendes. Obgleich ich feſt davon überzeugt bin, daß es mir nicht gelingen wird, mir meine Weltanſchauung ganz klar zu machen, ſo hat doch ſchon der Verſuch das zu thun als ſolcher einen großen Reiz für mich.

Das Wetter iſt die ganze Zeit über veränderlich, Nordweſt und Nordnordweſt, zuweilen ein unbeſtändiger Südoſt. Die Temperatur ſchwankt zwiſchen -5^0 bis 6^0 und $+2^0$ R.

Ja, das Gehirn erſcheint mir ähnlich einem Glasprisma, welches die Eigenſchaft beſitzt, den Lichtſtrahl zu zerlegen und ihn zu brechen. Wenn ich nicht meinen eigenen Spott über meine Phantaſterei fürchtete, ſo möchte ich wohl das Gehirn das Prisma der Weltvernunft nennen; die Schwingungen oder die Wirkungen dieſer Weltkraft zu empfangen und durch ſich hindurchzuleiten — das wäre die Funktion des Gehirns, wenn mein Vergleich richtig wäre. Aber indem ich mich auf den Standpunkt des empiriſchen Materialiſten ſtelle, ſehe ich

einen klaffenden Abgrund zwiſchen meinem Vergleich und der Anſchauung, zu welcher zunächſt und ſozuſagen in der erſten Hitze der Skeptizismus der Empirie führt. Ganz davon zu ſchweigen, daß comparaison n'est pas raison, entſteht die Frage, ob für einen Empiriker ſich auch nur der allergeringſte Sinn in den von mir gebrauchten Ausdrücken birgt, wie z. B. Schwingungen der Kraft, Weltvernunft ohne Weltgehirn, Kraft ohne Stoff, Lebensprinzip außerhalb des Organismus. Was iſt das alles vom Standpunkt des Empirikers betrachtet andres als ideologiſcher Wortſchwall?

Ja, ich gebe zu, daß es undenkbar iſt, den reinen Empirismus mit der Exiſtenz der Kraft außerhalb der Materie, des Gedankens außerhalb des Gehirns, eines Lebensprinzips außerhalb der organiſchen Körper verſöhnen zu wollen. Das iſt eine contradictio in adjecto, und die reinen Empiriker, welche, indem ſie ſich mit Thatſachen zufrieden geben, nicht über ihre unmittelbaren (direkten oder nächſten) Verſtandesſchlüſſe hinausgehen, die ſie aus dieſen Thatſachen gewinnen, — ſie ſind meiner Anſicht nach völlig in ihrem Recht; ich ſelbſt war und bin ſogar noch ſolch ein Empiriker; ſobald ſie aber die Grenze des Zauberkreiſes überſchreiten, ſobald ſie ſich an die Löſung des geheimnisvollen X machen, da erweiſen ſich die Folgerungen des Empirismus als durchaus nicht verſtändiger denn ideologiſche Mutmaßungen. Doch dürfen wir dabei nicht vergeſſen, daß das, was wir verſtändig nennen, kein unverrückbarer und unbedingt richtiger Gradmeſſer der Wahrheit iſt. Wennſchon die Geſetze des Denkens immer dieſelben geweſen ſind und ſein werden, und zweimal zwei immer vier bleiben wird, ſo erſcheinen doch nicht allen dieſelben Dinge und uns ſelbſt nicht jederzeit dasſelbe verſtändig, reſp. ſinnlos. Was vor hundert Jahren als unſtreitig und augenſcheinlich gegolten hat, das kann den am Ausgang des 19. Jahrhunderts Lebenden als ſinnlos erſcheinen. Was man ſo „Sinn" nennen mag, das ändert ſich nicht allein je nach dem Prozentſatz von Wiſſensinhalt in unſrem Verſtande, ſondern häufig auch infolge gewiſſer allgemeiner epidemieartiger pſychiſcher Einflüſſe und andrer äußerer Bedingungen, zu denen man auch die Mode rechnen muß; erſcheint doch die Mode auch als eine Art Epidemie. Ueberhaupt ordnet ſich, was uns als vernünftig erſcheint, und gleichzeitig damit unſre jeweilige Weltanſchauung dem Geſetze der Periodizität unter, welches in unſrem ſowohl, wie im ganzen kosmiſchen Leben eine wichtige Rolle ſpielt. Das Alte und Vergeſſene tritt in gewiſſen Perioden von neuem zu Tage, immer natürlich in andrer Form; die neu angeſammelten Ergebniſſe der Erfahrung rufen das

Vergeſſene wieder hervor und geben ihm Friſche und neue Kraft. „Neu iſt nur das, was ordentlich vergeſſen iſt“ — dieſer Ausſpruch eines Skeptikers enthält ſein Teil Wahrheit. Die periodiſche und nach Jahrhunderten zu zählende Herrſchaft verſchiedener einander entgegengeſetzter Doktrinen in den Wiſſenſchaften und Weltanſchauungen verſchiedener Nationen beweiſt uns anſchaulich, wie weit wir dem trauen dürfen, was wir ſo „vernünftig“ nennen. Auch der moderne Empirismus iſt in ſeiner Art eine Doktrin, wennſchon ſeine Anhänger keine Doktrinäre ſein möchten. Jede Doktrin aber, und machte ſie auch, wie es der Empirismus*) thut, zu ihren Gunſten geltend, daß ſie ſich ausſchließlich auf rein thatſächlichen Grundlagen auferbaue, jede Doktrin iſt immer einſeitig; ſonſt könnte ſie nicht herrſchen, und eine und dieſelbe Richtung weiter verfolgen, die ſie für unfehlbar hält, ſondern müßte den inneren Wert auch andrer Ueberzeugungen anerkennen, die nicht nur auf rein ſinnenfällige Thatſachen begründet ſind. Unſinnig heißt das, was unſren Ueberzeugungen widerſpricht, — gerade unſren Ueberzeugungen, nicht unſrem Wiſſen, denn Ueberzeugungen wirken auf uns ſtärker als Wiſſen.

* * *

28. Dezember (1879). Schneetreiben und -Sturm die ganze Nacht durch bei ſtarkem Nordweſt; auch jetzt noch bei + 1° R. Alles rundum vom Schnee verweht, ſo daß man die Naſe nicht hinausſtecken kann und ich um meinen Morgenſpaziergang komme. Da will ich doch mal ſehen, ob beim Schreiben etwas herauskommen wird.

Wenn, was wir „vernünftig“ nennen, von unſren augenblicklichen zeitweiligen Ueberzeugungen abhängt, dieſe aber ihrerſeits wechſelnder Natur ſind und in ihrer Kraft und Zähigkeit nicht immer unſrem Wiſſen entſprechen, ſo darf keine einzige gerade herrſchende Doktrin, keine einzige geiſtige Richtung auf andre widerſprechende Doktrinen oder Richtungen hochmütig herabſehen und unparteiiſche, nicht einſeitige und nicht gerade allzu vertrauensſelig-harmloſe Köpfe dürfen ſich nicht durch Spöttereien, verſchiedentliche Spottnamen und Vorwürfe wegen Mangels an Zeitgemäßheit, Rationalität und Vernünftigkeit ſchrecken laſſen. Wer nicht mehr zu den Jüngſten gehört, wird ſich noch erinnern können, mit welcher

*) Hier ſtehen im Original einige Worte am Rande, welche ſich nicht recht entziffern laſſen; wir glauben zu leſen: „Für den alten Mann ſind ſie wie ein Traum.“

Geringschätzung in den zwanziger und dreißiger Jahren unsres Jahrhunderts die Hegelianer und Naturphilosophen die damals so bescheiden und schüchtern auftretenden Empiriker behandelten, welche jetzt ihrerseits den früheren Weisen mit derselben Münze heimzahlen. Am sichersten und verläßlichsten wäre es natürlich, sich beim Positivismus zu beruhigen, und das Unerklärliche sein zu lassen, indem man als Axiom annimmt, daß Dinge existieren, welche unsrem Wissen nicht zugänglich sind. Aber diese Anschauung wird in praxi, wie auch andre, zur Doktrin, sobald sie konsequent und in für ihre Anhänger streng verbindlicher Weise durchgeführt wird. Der Doktrinarismus aber ist, wie gesagt, immer einseitig und eng. Darf man von jedem Geist verlangen, er solle sich verbindlich machen, diesen oder jenen Gegenstand des Denkens nicht zu berühren und eben dort Halt machen, wo es ihm ein andrer Geist gebietet?

In der That läßt sich, wie, glaube ich, der Positivismus behauptet, im Leben der Menschheit eine gewisse Folgeordnung in der Denkrichtung und den Weltanschauungen bemerken, welche dem Grade der Kenntnisse entspricht, die die Menschheit im Verlaufe ihres Lebens sich erwirbt. Da aber unser Verstand von der Unumstößlichkeit der Wahrheit einer von ihm angenommenen Richtung endgültig sich nicht überzeugen lassen kann, so schließt diese Folgeordnung die Möglichkeit einer periodischen Rückkehr der einen oder der andern von den vorhergegangenen Richtungen nicht aus. Unsre zeitweiligen Ueberzeugungen sind, wenngleich immer stärker als unser Wissen, doch noch weniger dauerhaft als das Wissen, wie es allein durch die Erfahrung gewonnen wird. So positiv daher auch die Richtung der modernen Geister sein mag, man kann die Neigung zur Rückkehr einer andern, antipositiven Richtung, wenngleich auch in einer von der früheren abweichenden Gestalt, nicht in Abrede stellen. Aber ohne die wertvollen Seiten des Positivismus und seine Angemessenheit für viele hervorragende Geister bestreiten zu wollen, halte ich ihn doch für meinem eigenen Geiste unangemessen: um Positivist werden zu können, müßte ich erst meinem Geiste Gewalt anthun.

Wie sehr mich auch Nachdenken und Erfahrung darauf hinweisen, daß ich den um mich beschriebenen Zauberkreis zu verlassen nicht im stande bin, daß ich kein einziges von den mich interessierenden Problemen zu lösen vermag, so kann ich doch meiner Neigung nicht Herr werden und den Fragen mein Interesse versagen, die ich für Fragen meines Lebens halte. Aber dabei bin ich kein Doktrinär.

Das Beſtreben, ein Gebilde meiner Phantaſie beim Verſuch der Löſung dieſer Fragen meinem Verſtande näher zu rücken, bedeutet für mich noch nicht eine gänzliche Abſage an die Empirie oder eine Geringſchätzung derſelben, als hielte ich ihre von Wiſſenſchaft und Erfahrung bereits gewonnenen Methoden für unrichtig oder wenig bedeutend und erkennte ihre Verdienſte nicht an. Nein, ich bin einer von denen, welche ſchon am Ende der zwanziger Jahre unſres Jahrhunderts, nachdem ſie kaum die Univerſität verlaſſen, die neue Zeitſtrömung ſpürten und ſich, ungeachtet der ſie umgebenden Fluten der Hegelſchen und der Naturphiloſophie, mit Feuereifer der empiriſchen Richtung der Wiſſenſchaft zuwandten. Nachdem ich dieſer (damals noch neuen) Richtung meiner Wiſſenſchaft mehr als fünfzig Jahre treu und ehrlich gedient, gelangte ich indes doch zu der Ueberzeugung, daß es für einen Mann von meiner Geiſtesart unmöglich ſei, in allen ihn intereſſierenden Lebensfragen bei dieſer einen Richtung zu beharren, oder mit andern Worten Poſitiviſt zu werden und ſich zu ſagen: halt, keinen Schritt weiter!

Von dieſer Ueberzeugung geleitet, erlaube ich denn auch meiner Phantaſie, unter Beihilfe meiner wenn auch noch ſo wenig belangreichen Kenntniſſe, den Nachweis zu unternehmen (natürlich nur für meine eigene Perſon), daß die raison d'être von allem, was den Sinnen, der Erfahrung und der Beobachtung zugänglich iſt, ſich hinter den Couliſſen der empiriſchen Bühne birgt, und eben deshalb nur ihr allein (der Phantaſie), ſowie der Meditation competiere, und das letztere auch nur im allerbeſchränkteſten Maße. Da ich kein erklärter Poſitiviſt bin, kann ich in mir das Verlangen nicht unterdrücken, auch mal hinter die Couliſſen zuſchauen, und zwar nicht aus Neugierde, ſondern auch mit dem utilitariſchen Zweck, die allzu übermütigen Anſprüche der Erfahrung auf unumſchränkte Herrſchaft und ein Einmiſchungsrecht in die Entſcheidung ſolcher Fragen zu dämpfen, welche zu jener raison d'être in Beziehung ſtehen, die ſich hinter den Couliſſen birgt.

Und ſo will ich denn damit beginnen, wobei ich ſtehengeblieben war und was auf den erſten Blick unſinnig erſcheinen muß.

6.

29. Dezember (1879). Das Schneetreiben hat ſich gelegt, ſchwacher Nordoſt, — 5° R. Nach meinem Morgenſpaziergang.

„Ins Innre der Natur dringt kein erſchaff'ner Geiſt". Das iſt ein großer, von tiefem Nachdenken zeugender Gedanke eines großen Naturforſchers. Ja, ſo tief auch Erfahrung und Beobachtung ins Innere des Organismus dringen möge, der Zugang ins Innere der Natur ſelbſt bleibt ihnen verwehrt. Der Fortſchritt der Wiſſenſchaft verfeinert die Erfahrung und Beobachtung immer mehr, ſchärft die Sinne des Beobachters und hilft uns bis zum äußerſt möglichen Grade der Vollendung einen Sinn durch den andern erſetzen zu laſſen, z. B. das Gefühl durch das Geſicht; er weiſt uns auch endlich die mechaniſchen und chemiſchen Verrichtungen im Fabrikbetriebe*) der Organismen auf. Aber das, was dieſen Betrieb eigentlich leitet, was die in ihm wirkenden Kräfte zur Erhaltung und Bewahrung des Seins in der beſtimmten, vorher feſtgeſetzten (typiſchen) Form hinlenkt, ſowohl en gros, in der ganzen Maſſe des Organiſchen, wie auch in den Einzelheiten — in jedem Individuum, jedem Organ, jedem Gewebe — das iſt der Forſchung nicht zugänglich und unerklärlich; freilich dieſes Prinzip oder dieſe Kraft (man nenne es, wie man will) ganz ignorieren können wir nicht, ſelbſt wenn wir es wollten. Unſer Denken und unſre Phantaſie können nicht umhin, danach zu ſtreben, die Aeußerungen dieſes Lebensprinzipes mit unſrem eigenen Ich in irgend eine Verbindung zu bringen. Nur deshalb denken wir auch, weil wir in allem uns umgebenden Gedanken finden. Ohne Teilnahme des Denkens und der Phantaſie käme keine einzige Erfahrung zu ſtande und wäre jede Thatſache unſinnig. Unſer Denken und unſre Phantaſie, als Urſache, welche Erfahrung und Beobachtung ermöglicht, kann indes, nach der Eigentümlichkeit ihrer beider Natur, ſich an dieſen zwei Wegen zum Wiſſen nicht genügen laſſen. Nachdem unſer Verſtand Erfahrung und Beobachtung herangezogen, d. h. unſre Sinne in gewiſſer Richtung dirigiert und ſie in gewiſſer Weiſe hat arbeiten laſſen, betrachtet er die von den Sinnen gewonnenen Eindrücke von verſchiedenen Seiten, ſetzt ſie untereinander

*) Hier ſtehen am Rande des Originals folgende Worte, deren Hingehörigkeit unbekannt iſt: Was lebt? Die Erhaltung des Zwecks des Seins. Korn und Fermente.

in Verbindung und gibt ihnen neue Richtungen, und zwar nie anders, als unter Mitwirkung der Phantaſie.

* * *

30. Dezember (1879). Schnee iſt in dieſen zwei Tagen (vorgeſtern und geſtern) ſtellenweiſe bis zu Manneshöhe gefallen. —10 ° R.

Ich möchte mir ſelbſt nachweiſen, daß augenblicklich, wo ich mir meine Weltanſchauung klar zu machen ſuche, der in mir vorhergehende geiſtige Prozeß im Grunde ganz derſelben Art iſt wie zu der Zeit, wo ich von nichts andrem als von Thatſachen wiſſen wollte und nichts andres als Thatſachen zur Grundlage meiner Urteile wählte. Ich glaube, daß der ſcharfe Unterſchied, der zwiſchen Urteilen a priori und ſolchen a posteriori oder zwiſchen deduktivem und induktivem Verfahren gemacht zu werden pflegt, ein rein doktrinärer iſt und höchſtens noch in extremen, an Wahnwitz ſtreifenden Fällen gelten mag. Im Grunde nimmt der Apriorist ebenſo wie der Empiriker zum Ausgangspunkt ſeiner Urteile eine Thatſache, ein Faktum, etwas für ſie beide Unumſtößliches und urſprünglich durch die Sinne und die Erfahrung Gewonnenes; der Unterſchied liegt nur darin, daß der Apriorist in der Folge der Thatſache und der Erfahrung eine andre Bedeutung beilegt und in der Gewinnung ſeiner Kenntniſſe (die ohne Erfahrung unmöglich ſind) ſich nicht allein auf die ihm durch die äußeren Sinne gewährten Eindrücke beſchränkt. Bei ihm ſpielen eine wichtigere Rolle nicht ſowohl die unmittelbaren ſinnlichen Eindrücke, als vielmehr die aus dieſen Eindrücken in Verſtand und Phantaſie ſich ergebenden Schlußfolgerungen. Doch der ſogen. rationelle Empirismus, zu deſſen Anhängern auch ich mich zähle, begnügt ſich auch nicht mit dem bloßen Zuſammenſtellen der von den Sinnen dem Verſtande zugeführten Eindrücke. Vielmehr läßt der rationelle Empiriker, indem er verſchiedene Methoden der Beobachtung und experimentellen Forſchung aufſtellt und eine Erfahrung durch die andre kontrolliert, unvermeidlicherweiſe auch ſeine Phantaſie in Thätigkeit treten; ſeine Verſtandesſchlüſſe können ſich faſt niemals in unmittelbarem (direktem) Zuſammenhang mit den ſinnlichen Eindrücken erhalten, die ihm direkt durch Erfahrung und Beobachtungen zugeführt werden. Immer bleibt noch eine Lücke zwiſchen Verſtandesſchluß und ſinnlicher Thatſache, und um dieſe Lücke nach Möglichkeit zu beſchränken, haben wir kein andres Mittel als die Wiederholung oder Anhäufung gleichartiger Thatſachen; dieſes Mittel aber eröffnet die Möglichkeit von Irrtümern, die nicht ſelten

von größerem Schaden ſind als die Einſeitigkeiten und Verirrungen der Phantaſie, da ſie uns durch ihren ſcheinbar exakten Charakter täuſchen.

Ueberhaupt ſcheint mir auch die Analyſe unſres Denkens, an welche wir uns gewöhnlich halten, allzu ſchulmäßig. Wir betrachten die Empfindungen, die aufmerkend bewußte Wahrnehmung (perceptio), das Gedächtnis, die Aſſociation von Ideen, die Befähigung die Empfindungen mit artikulierten Lauten zu bezeichnen, Urteil und Phantaſie als völlig getrennt und voneinander ſozuſagen unabhängig wirkende Fähigkeiten. Das iſt nun freilich notwendig, wenn man ſich den Vorgang des Denkens klar machen will, doch halte ich völlig voneinander unabhängige Funktionen dieſer Fähigkeiten für in normalem Zuſtande unmöglich. Natürlich kann die eine von ihnen ſtärker entwickelt ſein als die andre, und daher iſt die Funktion der einen von dieſen Fähigkeiten unter Umſtänden für uns bemerkbarer als die einer andern, aber ohne Empfindungen iſt ſie undenkbar, ohne Wahrnehmungsfähigkeit und ohne Gedächtnis empfundenes Denken wäre eine bloße ephemere und keine weiteren Spuren zurücklaſſende Erregung, und ohne Phantaſie kann auch der allerexakteſte mathematiſche Denkvorgang nicht auskommen. Freilich, zu gunſten der Anſicht vom Separatismus und der Lokaliſation unſrer pſychiſchen Fähigkeiten ſpricht die unbeſtreitbare Thatſache, daß auch bei faſt völligem Mangel irgend einer von ihnen die andern doch ihre Thätigkeit nicht einſtellen. Das Empfindungsvermögen als ſolches wird von einigen Phyſiologen noch in einige andre Kategorien eingeteilt und lokaliſiert (ſein Sitz wird ihm in den Sehnervenhügeln des Gehirns angewieſen); ſo muß die Sehempfindung eine von der der Gehörempfindung verſchiedene Stelle im Gehirn haben u. ſ. w., und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die von den äußeren Sinnen zugeführten verſchiedenen Empfindungen ſich in verſchiedenen Gehirnteilen konzentrieren. Das aber, was in uns empfindet, dieſes empfindende Prinzip iſt etwas Unteilbares, Ganzes und im Laufe des Lebens wohl kaum Veränderliches; man kann es nicht in der einen oder der andern Gehirnpartie lokaliſieren, ja man wird ſogar ſchwerlich auch das Gehirn ſelbſt als ſeinen einzigen Sitz bezeichnen können. Uns ſcheint es natürlich, daß, wenn wir unſre Aufmerkſamkeit auf irgend einen Gegenſtand konzentrieren, ihn z. B. durch ein Mikroſkop oder Teleſkop betrachten, wir nur ſehen und ſozuſagen ganz Auge werden. Wenn wir aber tiefer in dieſen Prozeß konzentrierten Lebens eindringen wollen, ſo werden wir uns zunächſt davon überzeugen können, daß ſeine Auf-

merkſamkeit auf etwas richten ſich ſelbſt wahrnehmen heißt, d. h. das von uns empfundene Prinzip, welches „Ich“ genannt wird, auf einen Eindruck hinlenken, welcher uns von dem einen oder dem andern Sinnesorgane vermittelt wird, mit dieſem „Ich“ ins Auge hinein ſehen, mit ihm ins Ohr hinein hören, und indem man dieſe Eindrücke in ſich aufnimmt, gleichzeitig damit über ſie Urteile bilden, ſie ſich in dieſer oder jener Form vorſtellen, und ſie endlich mit früheren, einſtmals von denſelben Sinnen vermittelten Empfindungen vergleichen; alles dies aber verlangt notwendig, daß unſer „Ich“ beſtändig bald dieſes, bald jenes geiſtige Vermögen, und zwar gleichzeitig miteinander, in Thätigkeit ſetzt.

Wenngleich man bei den ſinnlichen Empfindungen, wie z. B. beim Hören und Sehen, kurze Zeitintervalle ſtatuieren kann, welche dieſe Empfindungen voneinander trennen, wenn wir (wie die Aſtronomen) zu gleicher Zeit ſehen und hören, ſo werden wir doch ſchwerlich ein Mittel finden, jene Intervalle feſtzuhalten, welche die uns vom Auge vermittelte Empfindung von jenem Prozeß trennen, der zur ſelben Zeit von unſrem Ich vollzogen wird und jetzt unbewußtes Denken genannt zu werden pflegt — eine Benennung, die meiner Anſicht nach unſinnig iſt, obſchon ſie wirklich einen beſondern pſychiſchen Prozeß bezeichnet; ich glaube, es wäre beſſer, man erkennte ihn als unbenannt oder nicht wohl zu bezeichnen an, ſtatt daß man ihm eine ſinnloſe Bezeichnung gäbe.

Eben dieſes quaſi-unbewußte Denken, welches alle unſre ſinnlichen Empfindungen gerade im Moment ihres Auftretens begleitet, iſt die charakteriſtiſche Eigenſchaft der Unteilbarkeit und Einheitlichkeit unſres Ich.

Wie geſondert immer voneinander, wie lokaliſiert immer unſer Geſicht-, Gehör- und Taſtſinn, unſer Gedächtnis und unſre Einbildungskraft, ſowie die Fähigkeit zu ſprechen, zu denken und zu wollen ſein mögen, unſer Ich iſt gleichzeitig doch etwas von ihnen getrenntes, das aber doch dabei alle dieſe Sinne und Fähigkeiten in ſich einſchließt. Unſer Ich ſpielt gleichſam auf den Taſten der Organe, deren Funktionen der Empirismus Geſicht, Gehör, Gedächtnis, Rede u. ſ. w. zuſchreibt; und indem es durch ſein Spiel dieſe Funktionen zum Ausdruck bringt, nimmt unſer Ich ſelbſt an ihnen teil als untrennbares Ganzes, welches ſie verbindet und in ihnen ſein Daſein zur Darſtellung bringt.

Geſchrieben am 5. Januar (1880), Wiſchnjä.

7.

Vom Neujahrstage bis zum 5. Januar 1880 Froſt von —10° bis —16°. Der Sturm hat ſich gelegt. Klar und windſtill. Geſtern und heute Reif auf den Bäumen.

6. Januar. Klarer Wintertag mit Rauhreif auf den Bäumen. Am Morgen 11°. Nach ſchönem Morgenſpaziergang*).

Auf meinem Spaziergange fiel mir ein, daß ich in meinem Tagebuch dem berühmten „cogito, ergo sum“ gegenüber eine allzu einſeitige Stellung eingenommen, indem ich behauptet, man müſſe es durch ein „sentio, ergo sum“ erſetzen. Unſer Ich fährt, indem es ſich ganz auf irgend einen Gegenſtand richtet, ganz, wie man zu ſagen pflegt, Auge oder Ohr wird, alſo dergeſtalt der äußeren Welt, ſeinem Nicht-Ich, zuſtrebt, — es fährt, ſage ich, vielleicht unvermerkt (bei energiſcher Konzentration der Aufmerkſamkeit auf den äußeren Gegenſtand) fort, ſein Daſein zu empfinden; und dieſe Empfindung begleitet es von der Wiege, von jenem Moment ab, wo es ſein Nicht-Ich von ſich zu unterſcheiden begonnen, bis zum Grabe, und ſogar bei Verluſt des Bewußtſeins, in Fieberphantaſien und im Schlaf muß dieſes Bewußtſein andauern, und wäre es auch in veränderter Geſtalt. Aber abgeſehen von dieſer nicht immer für uns bemerkbaren Empfindung unſres Daſeins (unmerklich kann es wie auch alle unſre andern Empfindungen dank der Gewöhnung ans Daſein werden), erhebt ſich unſer Ich von der einfachen Empfindung zur Stufe des Denkens in dem Falle, wenn es, indem es die äußeren (kosmiſchen) und organiſchen (durch die Organe vermittelten) Eindrücke empfängt, ſie mit der Empfindung von dem Beſitz ſeiner geiſtigen Befähigungen in Zuſammenhang bringt: nämlich der Aufmerkſamkeit, des Gedächtniſſes, der Einbildungskraft, der Gabe des Wortes und des Gedankens.

Dann wird unſer Ich völlig bewußt ſowohl nach der Seite des Gedankens wie auch nach der des Gefühls. Condillac hat einmal behauptet, daß ein Menſch ohne die äußeren Empfindungen eine Statue ſei. Das iſt falſch; das Atmen müßte ihm auch ohne die Mitwirkung der äußeren Empfindungen die Empfindung ſeines Daſeins vermitteln, indem es den Zuſammenhang mit der äußeren Welt unterhielte. Die Empfindung des Daſeins würde auch in dem

*) Am Rande leſen wir die fragmentariſchen Worte: „Der Empirismus in der Praxis; für die Weltanſchauung aber auch Phantaſie nötig.“

Falle entſchieden exiſtieren. Ob ſie aber ohne die Mitwirkung der äußeren Empfindungen auch vom Denken erfaßt und bewußt wäre, das iſt die Frage.

Das Bewußtſein von Gedächtnis, Denken und Einbildungskraft, welches wir in uns vorfinden, wird ohne Zweifel durch äußere und organiſche Empfindungen erregt und unterhalten, doch haben wir, glaube ich, keinen Grund, die Möglichkeit dieſes Bewußtſeins auch für den Fall des Fehlens der äußeren und organiſchen Empfindungen in Abrede zu ſtellen.

Ich habe mir eine allzu weite Abſchweifung zu ſchulden kommen laſſen in dem Wunſch mir nachzuweiſen, daß ich, obſchon zu meiner Weltanſchauung auf nicht eigentlich rationell-empiriſchem (induktivem) Wege gelangt, nichtsdeſtoweniger dieſelbe als für mich einer Thatſache gleichwertig anſehe.

* * *

10. Januar. Fortdauernd Kälte von —16, —12° R. Heute 7° und Schnee. Tannen ſind gebracht und gepflanzt. Die (neue) Mühle an der Ludwigowka im Gange.

Ja, für einer Thatſache gleichwertig, für thatſächlich, halte ich Kraft meiner Ueberzeug meine Weltanſchauung. Was iſt eigentlich eine Thatſache, ein Faktum? Hält man ſich an den buchſtäblichen Sinn, ſo iſt's etwas, was gethan iſt, — factum, etwas was vollendet iſt (deshalb iſt der Ausdruck fait accompli ein Pleonasmus). In dieſem Sinn muß ein Faktum ſinnlich ſein. Und in der That, wenn ſchon unſer Daſein als ſolches eine Empfindung iſt, ſo gibt es nichts in uns, was nicht urſprünglich von Eindrücken abhinge, die uns von unſern Empfindungen vermittelt werden.

Alles was ſich in uns durch unſer Daſein äußert, thut dies vermittelſt der Empfindungen, d. h. vermittelſt des Zuſammenhanges mit der äußeren Welt. Deſſenungeachtet ſind die Folgen und Ergebniſſe der Eindrücke äußerſt verſchieden. Einige von ihnen vermögen in uns nur die Empfindung vom Daſein zu erregen, andre wieder erregen das unbewußte Denken und Reflexe verſchiedener Art; es gibt aber auch derartige Eindrücke, oder vielleicht richtiger geſagt, Vorſtellungen, welche ungeachtet ihres urſprünglichen Entſtehens aus ſinnlichen Empfindungen doch ausſchließlich unſre bewußten geiſtigen Fähigkeiten in Thätigkeit ſetzen, nämlich Gedächtnis, Denken und Phantaſie (Einbildungskraft, die Befähigung die Vorſtellungen zu gruppieren und neue zu ſchaffen). Wenngleich wir auch bei jeder Thätigkeit unſrer Sinnesorgane uns erinnern, denken und die

Phantaſie arbeiten laſſen, ſo ſetzt doch dieſer ſinnliche und gewöhnlich unbewußte Prozeß der Erinnerung des Denkens und der Vorſtellung (Phantaſie) aus, ſobald der eine oder der andre Sinn zu funktionieren aufhört; der andre, ſich von dieſem ſcharf unterſcheidende Prozeß der Erinnerung, des Denkens und der Vorſtellung, welcher immer bewußt iſt, geht auch ohne die unmittelbare Mitwirkung der Sinne vor ſich.

Und ſo muß jede Thatſache das Ergebnis äußerer auf uns einwirkender Eindrücke und unſrer ſinnlichen Empfindungen ſein, während unſre inneren Empfindungen, die ſich auch ohne direkte Mitwirkung äußerer Eindrücke in uns vorfinden, uns nicht nur Thatſachen von verſchiedenen Geſichtspunkten darbieten, ſondern auch Wahrheiten entdecken laſſen können. Wenngleich auch eine Thatſache, ich möchte ſagen als Wahrheit gilt, ſo nennt doch niemand mathematiſche Axiome Thatſachen, und warum? Man ſollte doch meinen, eine Thatſache wie die, daß die Sonne am Himmel ſtehe, ſei genau eben ſo wahr und unumſtößlich wie nur je irgend ein mathematiſches Axiom. Ja, es gibt wirklich wahre Thatſachen und thatſächliche Wahrheiten, aber gleichwohl iſt eine Thatſache noch keine Wahrheit und eine Wahrheit keine Thatſache. Die Sonne am Himmel iſt deshalb eine wahre Thatſache, weil jedermann ſie mit ſeinen Sinnen kontrollieren kann; aber die mathematiſche (aſtronomiſche) Wahrheit, daß die Sonne heute und morgen und ſo ganze Jahre lang an einer gewiſſen beſtimmten Stelle des Horizonts auf- und untergehen wird, dieſe Thatſache bedarf überhaupt der Kontrolle der Sinne nicht. Dieſe Erwartung gründet ſich auch nicht allein auf die Theorie der Wahrſcheinlichkeit, ſondern auf Wiſſen und Kombination, unter Mitwirkung auch aller andren geiſtigen Fähigkeiten (des Gedächtniſſes, der Phantaſie); die Grundlage dieſes Wiſſens iſt freilich auch thatſächlicher Natur; wenn wir niemals Sonne und Sterne geſehen hätten, ſo wäre uns auch nie irgend eine Vorſtellung von der Geſamtorganiſation unſres Planetenſyſtems in den Sinn gekommen; aber die mathematiſchen Berechnungen ſind von den Beobachtungen unſrer Sinne ſo ſehr verſchieden, daß ſie a priori den Standpunkt von Planeten zu beſtimmen vermögen, die noch nicht durch die Beobachtung entdeckt ſind. Das mathematiſche Axiom, daß zwei einer dritten gleiche Größen unter einander gleich ſind, iſt freilich anſchaulich, d. h. es kann durch ſinnliche Erfahrung erklärt werden, im Grunde aber baut es ſich auf einer geiſtigen Erwägung, nicht auf der praktiſchen Erfahrung auf, und um es zu verſtehen, braucht man nicht beſtimmte Größen vor Augen zu haben. Die

Thatſache unterſcheidet ſich auch ſchon dadurch von der Wahrheit, daß ihre Eigenſchaften verſchieden ſind, während das uns unbekannte Weſen der Wahrheit immer ein und dasſelbe bleibt. Nur die Thatſache wäre eine Wahrheit, welche iſt, war und ſein wird. Aber eine ſolche kennen wir nicht; wenn wir aber zur Ueberzeugung von der Notwendigkeit oder Möglichkeit auch der nicht thatſächlichen Exiſtenz deſſen gelangen, was immer war und ſein wird, ſo iſt eben dieſe Ueberzeugung für uns eine Wahrheit, wenngleich auch offenbar keine thatſächliche. Offenbar iſt auch, daß zur Herausbildung der Ueberzeugung von einer ſolchen Wahrheit der Verſtand allein nicht ausreicht, vielmehr noch die mächtige Mitwirkung der Phantaſie ſich als unumgänglich erweiſt.

Alles Hohe und Schöne in unſrem Leben, in Wiſſenſchaft und Kunſt iſt durch den Verſtand unter Mithilfe der Phantaſie und vieles durch die Phantaſie unter Mithilfe des Verſtandes geſchaffen worden. Man kann kühnlich behaupten, daß weder Kopernikus noch Newton ohne Hilfe der Phantaſie die Bedeutung in der Wiſſenſchaft errungen hätten, deren ſie ſich in der That erfreuen. Und dabei laſſen ſich doch nicht ſelten im praktiſchen Leben ſowohl wie in der Wiſſenſchaft, ja ſogar in der Kunſt warnende Stimmen gegen die Phantaſie vernehmen, und das nicht nur wider ihre einſeitigen Ausſchreitungen, ſondern auch ſchon wider ihre normalen Funktionen als ſolche. Für den modernen Realiſten und Naturforſcher gibt es keinen ſchlimmeren Vorwurf als den, daß er Phantaſt ſei. In Wirklichkeit verdient aber nur der Realiſt und Empiriker den Vorwurf der Inkonſequenz, der, wenn auch nur um einen Schritt von dem durch die ſinnliche Erfahrung gewieſenen Wege abweicht, durch die ſinnliche Erfahrung, die aber von Verſtand und Phantaſie geleitet und gelenkt werden muß. Ueberhaupt führt uns die Doktrin, welche die Funktionen unſrer geiſtigen Befähigungen durch künſtliche Schranken voneinander ſcheidet, ſchließlich dahin, daß wir auch in allem, was wir ſchaffen, die Aeußerungen einer jeden von ihnen ſo ſcharf gegen die der andern abzuſcheiden ſuchen, als ob man den Verſtand ohne die Phantaſie und die Phantaſie ohne den Verſtand arbeiten laſſen könnte. Man braucht nur daran zu erinnern, daß wir auch die allereinfachſte zahlenmäßige Berechnung nicht anſtellen können, ohne ſowohl unſer Gedächtnis und den Verſtand, als auch die Einbildungskraft mitſpielen zu laſſen, mag es uns auch ſcheinen, als habe unſer ganzes Ich bei der Berechnung ſich gleichſam ins Meer der Zahlen getaucht.

8.

14. Januar (1880). Alle dieſe Tage hindurch Froſt von 10—13° R.; erſt geſtern ſtarkes Schneetreiben bei Nordweſt und —4° R.; heute noch immer windig (Nordweſt) bei —8 bis 9° R., aber klar; hoher Schnee.

Ich will mir noch immer beweiſen, daß ich meine Weltanſchauung nicht als ausſchließliches Produkt behender Phantaſie nur um deswillen anzuſehen habe, weil ſie ſich nicht auf direkter und unmittelbarer Erfahrung auferbaut. Ich, der ich mein ganzes Leben, und zwar gerade auch den beſten Teil desſelben, dem rationellen Empirismus gewidmet habe, ich kann natürlich die Bedeutung der Erfahrung nicht in Zweifel ziehen; ich darf aber auch nicht die Bedeutung der Worte des erſten Aphorismus des Hippokrates herabſetzen: experientia fallax, judicium difficile.

Wenn einen die Jahre nicht mehr zu leidenſchaftlicher Einſeitigkeit disponieren, dann beginnt man zu begreifen, wie leicht man ſich nicht nur von ſchwärmeriſchen Gedanken, ſondern auch davon fortreißen laſſen kann, was ſo nüchtern, exakt und poſitiv iſt wie Erfahrung und Thatſachen. Es gibt Dinge auf der Welt, auf die auch ſolch ein verläßliches Mittel wie die Erfahrung unanwendbar iſt, und derweil ſind dieſe Dinge gerade Lebensfragen, ohne deren wenigſtens annähernde, uns ſelbſt befriedigende Löſung man doch nicht ſterben möchte; ans Leben aber richtet man unwillkürlich den Vorwurf, den des Dichters tiefempfundene Worte zum Ausdruck bringen:

Wozu ward'ſt du, zwecklos Leben,
Zufallsgabe, uns gegeben?

Ex bibl. univ. Bern.

Ja, Orgien, die Anwendung der gröbſten Mittel zur Erreichung der Selbſtvergeſſenheit und ſchließlich Selbſtmord müſſen unvermeidlich den erwarten, der das Rätſel des Lebens auf Grund der Erfahrung zu löſen unternimmt. Freilich ſtarke, geſunde und poſitive Geiſter können leben und trefflich handeln, auch wenn ſie jeglichen Verſuch zur Löſung der quälenden Frage des Lebens aufgegeben haben. Aber wehe der Perſönlichkeit, welche ſich dem Wahn hingäbe, ſie gerade ſei ein esprit fort, der der Löſung ähnlicher Fragen entraten dürfe. Der Asket Philaret hat von ſeinem Standpunkt aus vortrefflich Puſchkin auf deſſen gegen das Leben erhobenen Vorwurf erwidert, und zwar deshalb vortrefflich, weil er (Philaret) ſich das Lebensproblem nicht auf Grund der Erfahrung klargelegt hat;

und ſo einſeitig dieſe Erklärung auch ſein möge, ſie iſt kraftvoller, und was die Hauptſache iſt, menſchlicher als das ſchwächliche Murren mit dem Leben, weil dieſes uns ſein Geheimnis nicht ſo aufdecken will, wie wir es wohl haben möchten. Und zwar möchten wir haben, daß es ebenſo anſchaulich und greifbar wäre, wie ſeine ſinnlichen und individuellen Aeußerungen.

Ich glaube, daß wir alle Anhänger Bacos von Verulam ſind, und der von ihm aufgebrachten induktiven Methode der Forſchung allzu große Bedeutung beimeſſen. Dieſe Methode iſt gar nicht irgend eine neue Entdeckung einer beſonderen Thätigkeit unſres Geiſtes. Im gewöhnlichen Leben hat jedermann jederzeit auch vor Baco noch ſeine Unterſuchungen und Forſchungen nach der induktiven Methode angeſtellt; doch hat, wie ich glaube, niemand, auch Baco ſelbſt nicht, dieſe Methode als die für die Entdeckung der Wahrheit einzig mögliche angeſehen. Das Hauptverdienſt Bacos beſteht im „noli jurare in verba magistri“. Jetzt aber hat auch dies ſchon aufgehört ein Verdienſt zu ſein, da man heutzutage wohl kaum einen Schüler auf der Schulbank finden dürfte, dem man dieſe Regel zu wiederholen brauchte. Der mittelalterliche Autoritätsglaube iſt jetzt durch ſein Gegenteil erſetzt; wir alle haben den Glauben an uns ſelbſt verloren, und unſre Kinder beginnen ſchon, während ſie noch auf der Schulbank ſitzen, mit dem Beiſpiel der Lehrer vor Augen, auch dieſen Glauben zu verlieren. Man kann nicht umhin, darin die Folge der einſeitigen Bethätigung des Verſtandes bei Anwendung der induktiven Methode zu erkennen; doch wolle uns Gott vor jener deduktiven bewahren, bei der man das jurare in verba magistri lernte.

So will ich denn alſo wiederum davon reden, daß, wenn wir unſrer Weltanſchauung einen Einfluß in unſrem ſittlichen Leben verſchaffen wollen (und eben dieſes iſt für mich zur Notwendigkeit geworden), wir dieſelbe nicht allein auf poſitive, rein thatſächliche und ſinnliche Daten gründen dürfen. Wir dürfen uns durch eine ſcheinbare Exaktheit dort nicht blenden laſſen, wo es ſich allein um eine Vorſtellung oder richtiger nur um die Möglichkeit einer Vorſtellung und um deren Klarſtellung für uns ſelbſt handelt; hier darf man keine andre Forderung als nur die aufſtellen, daß in dieſer Vorſtellung ſich keine offenbaren Widerſprüche finden, und daß ſie möglichſt wenig miteinander Unvereinbares in ſich ſchließe, d. h. daß ſie ſich ſo weit als das möglich iſt, mit unſrem thatſächlichen Wiſſen vereinigen laſſe, und nicht mehr Widerſprüche in ſich berge, als eben dieſes Wiſſen.

* * *

15. Januar (1880). Geſtern Abend kam ich von der Feldbreſchtenne nach Hauſe gefahren. Es war kalt und klar. Ich ſaß im Schlitten, den Rücken der untergehenden Sonne zugewandt. Die von der ſpiegelglatten Schneedecke verhüllten Felder waren von zart roſafarbenem Licht überglüht, das in hellviolette Töne hinüberſpielte; der noch bleich ſilberne Vollmond erhob ſich eben hinter dem Walde auf dem grünlichblauen Fond des Himmels. Das Spiel und die Uebergänge der Farbentöne aus dem Grünlichen ins Hellgelbe und Blaßblaue am Horizont, und aus dem Roſigen ins Blaßviolette mit einer Maſſe flimmernder Punkte auf dem Schnee bezauberten mich ſo ſehr, es atmete ſich in der kalten Luft ſo leicht und frei, daß ich unwillkürlich Puſchkins vorwurfsvolle Frage an das Leben zu parodieren begann, und während mir die Thränen in die Augen kamen, leiſe vor mich hinflüſterte:

Wunderbares ſchönes Leben,
Nicht zufällig uns gegeben —
Zu geheimnisvollem Zweck!

Später änderte ich dieſe Improviſation dahin ab:

Schön geheimnisvolle Gabe,
Nicht zielloſem Zufall habe,
Leben, ich zu danken dich.

Und in der That ſollten wir wirklich nur deshalb, weil niemand dich, wunderſame Gabe des Lebens, zu enträtſeln vermocht hat, ſollten wir dir deshalb den Vorwurf einer ſinnloſen Zufälligkeit machen, dich zur öden Flachheit herabziehen, mit dir ſpielen und deiner nicht achten? Uns ergreift Aerger darüber, daß unſre Kraft nicht ausreicht, das Geheimnis dieſer Gabe zu enthüllen, und wir ſind in unſrem Mißmut alsbald bereit zu behaupten, daß da weder ein Geheimnis noch ein beſonderer Zweck vorliege, und daß die ganze Geſchichte einfach per vaginam beginne und ebenſo ſimpel ihren Abſchluß finde — in der Erde.

Wir haben uns vom erſten Tage unſrer Geburt ab ans Leben gewöhnt und betrachten deshalb Leben und Welt als ganz gewöhnliche alltägliche Dinge; das iſt natürlich noch unſer Glück, wenngleich auch ein leichtſinniges und ziemlich triviales Glück. Was wäre aber mit uns allen, wenn unſer Geiſt ſich beſtändig in das eigentliche Weſen unſrer ſelbſt und alles uns Umgebenden hineinzudenken und einzudringen ſuchte? Auf Schritt und Tritt ſtießen wir Stirn gegen Stirn mit einem über uns laſtenden, undurchdringlichen Ge-

heimnis zuſammen; auf Schritt und Tritt müßten Bedenken und Zweifel unſer Nachſinnen belaſten. Was wäre das für ein ſeltſames Kreiſen und Treiben einander zuſtrebender, kugelförmiger Maſſen im unendlichen Raume, was für eine unvorſtellbare Exiſtenz zahlloſer Welten, gebildet aus ebendenſelben materiellen Atomen und auf ewig voneinander getrennt durch Räume, die wegen ihrer Rieſenhaftigkeit der Einbildungskraft kaum zugänglich ſind! Was ſoll dieſe unendliche Mannigfaltigkeit der Formen? Und die Kohäſion, die Gravitation, die Affinität, die beſtändige Vibration der Atome — ſind alle dieſe für uns ganz gewöhnlichen Erſcheinungen nicht unter wiſſenſchaftlichen Bezeichnungen verborgene Geheimniſſe? Und dieſe ſogenannten einfachen Körper, dieſe weiter nicht zerlegbaren Elemente, wie ſie in den ungeheuren Planetenmaſſen aufgehäuft ſind — ſind ſie wirklich primäre Elemente? Woher hätten ſie kommen ſollen, woher das ganze planetariſche Leben, wenn nicht andre, uns unbekannte primäre Elemente in einer allgemeinen, uns nicht zugänglichen Quelle, dem Aetherchaos enthalten geweſen wären? Und was iſt ſie, dieſe Quelle, dieſes Behältnis uns unbekannter Elemente?

Was Wunder, wenn in jedem von uns, die von allen Seiten und von der Wiege bis zum Grabe von Welträtſeln umgeben ſind, die Neigung zum Myſticismus lebt, wenn einige von uns bei beſtimmter Prädispoſition leicht zu Myſtikern werden und dort verborgene Geheimniſſe zu ſehen und zu finden beginnen, wo andre ohne viel Reflexion und ohne Ermüdung zu ſpüren, ſich im Wirbel des Lebens drehen und alles einfach und klar finden? Und kann man von den Bewohnern der Erde, welche mit der Befähigung ausgeſtattet ſind, ſich das Unbegreifbare lebendig vorzuſtellen, kann man von ihnen verlangen, daß ſie immerdar in werktäglicher Stimmung verharren und ſich mit den gewöhnlichen Intereſſen und Fragen, wie ſie das Alltagsleben bringt, abfinden ſollen, wenn das Schickſal, welches ihnen den Drang zur Vorausſicht und die Kraft der Phantaſie gegeben, ihnen nicht vergönnt hat, ſich von der irdiſchen Heimſtätte weiter zu entfernen, als die dieſelbe umgebende Lufthülle reicht? Denen aber, die ſich darüber zu erheben verſuchen, verwandelt ſich des Himmels azurene Bläue in ſchwarze Nacht. Wenn aber ſchon jedes Blättchen, jedes Samenkörnchen, jeder kleine Kryſtall uns an die Exiſtenz eines geheimnisvollen Laboratoriums außer uns und in uns ſelbſt gemahnt, darin alles raſtlos, zielbewußt und denkkräftig für ſich ſelbſt und alles Umgebende arbeitet, ſo bildet unſer eigenes Bewußtſein für uns ein noch größeres und gleich-

zeitig das allerbangeſte Geheimnis. Indes gibt es ein uns noch tiefer berührendes, aber ſchon aus eben unſerm Bewußtſein ſich ergebendes, und das iſt die — Wahrheit. Nicht ohne ſpöttiſche Ironie that der römiſche Prokonſul ſeine freche Frage. Vielleicht erfolgte eben deswegen darauf keine Antwort von dem höheren Weſen, das ihm gegenüberſtand. Nein, die Wahrheit erfährt man nicht, wenn man leichthin fragt, was ſie denn eigentlich für ein Ding ſei.

Natürlich ſpreche ich nicht von den ſogenannten wiſſenſchaftlichen Wahrheiten. Sie alle, die hiſtoriſchen und naturhiſtoriſchen, die mathematiſchen und juridiſchen Wahrheiten ſind nichts mehr als entweder wahre Thatſachen oder regelrechte, durch logiſche Analyſe und Syntheſe gewonnene Verſtandesſchlüſſe, oder endlich vom Leben, den Sitten und den Bedürfniſſen der Geſellſchaft diktierte Formeln. Solcher Wahrheiten gibt's viele, es gibt aber auch die Wahrheit: die eine, einheitliche, höchſte, als Grundlage unſres ganzen ſittlichen Lebens dienende Wahrheit. Ganz unbegründetermaßen behaupten ſolche Hiſtoriker wie Buckle und mit ihm der größere Teil des jüngeren Geſchlechts, daß die Menſchheit ihr Gedeihen, d. h. ihre Fortentwickelung, ihr Glück und ihre Wohlfahrt vornehmlich der Entwickelung der wiſſenſchaftlichen Wahrheiten in der Geſellſchaft verdanke, während die ſittlichen angeblich gar nichts dazu beigetragen hätten. Ich denke im Gegenteil, daß die Einheit und Einheitlichkeit der eigentlichen Wahrheit als ſolcher mit dem Fortſchreiten der Menſchheit immer mehr zu Tage trete, mag auch die Entſcheidung darüber ſchwer ſein, wie weit die Menſchheit als Ganzes beſſer geworden iſt. In der That, Wahrheit kann es nur eine geben außerhalb unſer und gleichzeitig in uns ſelbſt, in unſerm Bewußtſein; freilich, nicht ſo klar für uns wie die Sonne beleuchtet ſie doch wie die Lichtwelle einer fernen Weltenſonne unſer ſittliches Leben. Was wären unſre ethiſchen und ſittlichen Prinzipe, wenn die ewige und in ſich einheitliche Wahrheit ihnen nicht zur Grundlage diente? Ohne dieſe Grundlage hätten wir auch keine wiſſenſchaftlichen Wahrheiten, weil ſich kein ſittliches Streben zur Entdeckung der Wahrheit in uns fände. Jeder von uns, auch der verſtockteſte Verbrecher, ſtrebt unwillkürlich danach, die Wahrheit in ſich zu finden, und ſucht ſeine Thaten vor ſich und vor andern zu rechtfertigen. Bei dieſem Beſtreben verwickeln wir uns freilich in Unwahrheiten, indem wir nicht zu ſein, ſondern zu ſcheinen ſuchen; aber dies iſt kein Beweis vom Gegenteil, kein Beweis dafür, daß in uns nicht ein unwillkürliches Streben nach Wahrheit lebe. Dies

alles, nämlich ſcheinen wollen, ſtatt zu ſein, und das ganze Lügengewebe, welches wir zur Rechtfertigung unſres Thuns um uns ausſpannen, alles das iſt nur ein verzerrtes Streben nach Wahrheit, bei deſſen Weitergang wir uns immer mehr von der Wahrheit entfernen, und zwar nur, weil wir auf einen falſchen Weg geraten. Schließlich kommt es ſo weit, daß es für uns gar völlig unmöglich wird, die Wahrheit von der Lüge zu unterſcheiden. Hier nun entſteht die ſpöttiſche Frage des römiſchen Prokonſuls: Was iſt Wahrheit, wie ſie erkennen, ſie unterſcheiden, wo ſie ſuchen? Und in der That, wie will man das idealſte der Ideale begreifen? Wahrheit! Iſt ſie ja doch etwas Abſolutes, iſt ſie doch Gott! Wir dürfen ja nicht einmal uns erkühnen, ſie irgend einmal zu erfaſſen.

Aber die Unmöglichkeit, ſie zu erreichen, bedeutet nicht das Negieren des Strebens nach ihr. Dieſes uns von oben gegebene Streben iſt unſer teuerſter Beſitz. Tief verborgen in uns iſt wenn nicht die Ueberzeugung, ſo doch das Gefühl, welches uns daran gemahnt, daß es ohne Streben nach Wahrheit kein volles Glück gibt. Man ſehe doch nur, wie dieſes Streben, wenn es durch Leidenſchaften, Unglück, durch das, was man Schickſal oder Zufall nennt, und durch irgend eine falſche Richtung erſtickt wird, wie es da in andrer Geſtalt erſcheint, die dem Anſchein nach mit dem Streben nach der Grundlage unſres ſittlichen Seins nichts gemein hat. Der beharrliche Eifer im Verfolgen von Zielen, die nicht in der Wahrheit ihren feſten Boden finden, verdrängt in uns noch nicht das Streben nach der Entdeckung wahrer Thatſachen oder wiſſenſchaftlicher Wahrheiten, und indem wir auf dieſe Weiſe nach der einen Richtung hin unſer Streben nach Wahrheit befriedigen, bekümmern wir uns eben deshalb zuweilen nicht um die völlige Befriedigung desſelben nach einer andern, höheren Richtung hin. So können ſich z. B. große, ſittlich aber nicht hochſtehende Genies, Eroberer und Fürſten, die die Wahrheit mit Füßen treten, leicht die Ueberzeugung einreden, ſie handelten recht, weil bei ihnen das Streben nach Wahrheit in den von ihnen erreichten grandioſen Reſultaten ſeine Befriedigung findet; und wirklich fördern dieſe Reſultate die Entdeckung und Verbreitung verſchiedener thatſächlichen Wahrheiten. Alles das ſind Illuſionen, die mit unſrer Exiſtenz unzertrennlich verbunden ſind. Der Glanz der Wahrheit iſt ein ſo heller, daß das Streben nach ihr allein, ohne Illuſionen, uns ſchon blenden müßte; deshalb iſt bei dem unüberwindlichen Drang nach Wahrheit die Lüge für uns unvermeidlich geworden. Da wir nicht wiſſen, was Wahrheit iſt, aber, einem in uns gelegten Drange folgend, unaufhaltſam ihr

zuſtreben, ſo müſſen wir zu unſerm Glück und unſerm Unglück beſtändig in Illuſionen und einer abwechſelnden Folge von Hallucinationen leben. Der Umſtand, daß das unvermeidlich iſt, dient uns als Milderungsgrund vor dem Richterſtuhl unſres Gewiſſens, hebt aber nicht endgültig die Befähigung in uns auf, zu uns zu kommen und unſre Illuſionen und Hallucinationen als ſolche zu erkennen. Auch bei dem tollſten Hallucinieren wäre es widerwärtig und abſurd, anzunehmen, daß es jene eine, allgemeine und einheitliche Wahrheit nicht gebe, daß nur die durch die Sinne gewonnenen Thatſachen und die aus ihnen gezogenen Verſtandesſchlüſſe Wahrheiten ſeien, jede andre Wahrheit aber ein relativer und nur interimiſtiſch pro domo sua verbindlicher Begriff. Wären wir dieſer Anſicht, ſo verwandelten wir unſre Illuſionen aus einem uns vor dem unerträglichen Glanz der Wahrheit ſchützenden Augenſchirm in dunkle undurchdringliche Nacht.

Alles dies iſt vor dem 29. Januar (1880) geſchrieben. In dieſen Tagen iſt mein Darmkatarrh recht böſe geworden. Während des Vollmonds hatten wir beſtändig gleichmäßiges, ruhiges und klares Wetter bei —10, —12° R. am Morgen und in der Nacht; am Tage 0° und +1° R. Die Sonne wärmt ſchon ganz ordentlich. Das iſt für mich und für alle Darmkatarrhkranke, glaube ich, das Gefährlichſte: auf Spaziergängen gerät man in der Sonne leicht in Tranſpiration und erkältet ſich ebenſo raſch im Schatten. Uebrigens iſt vom 25. auf den 26. Januar das Barometer gefallen; wir haben Reif, Nebel und von —5 bis zu +2° R.

Am 28. Januar wurde es mit meinem Katarrh etwas beſſer. Nachdem ich meine beliebte Löſung von ſalzſaurem Chinin in Pfefferminzthee eingenommen habe (ich brauche bis zu 10 Gran), fühle ich mich nicht übel, und nach einem Spaziergange im Zimmer bin ich in leichte Tranſpiration geraten.

Heute iſt der Himmel wolkenlos; gegen 10° R. Froſt, ruhig.

So eine Art dolce far niente. In den Ohren fühle ich ein Sauſen, das aber nicht allein vom Chinin kommt, ſondern nur mein gewöhnliches, durch den Gebrauch von Chinin nur verſtärktes Ohrenſauſen iſt, welches mir gar nicht beſchwerlich wird; ich habe nur die Empfindung, als hörte ich von fern her das abendliche Gebrauſe der Straßen einer großen Stadt. Im Kopf ein Kaleidoſkop von Gedanken, in statu nascente; einer löſt ſchnell den andern ab, und das Vergangene tritt immer wieder an die Stelle des Gegenwärtigen und umgekehrt. Es will meiner Aufmerkſamkeit nicht gelingen, irgend einen Gedanken zu faſſen und feſtzuhalten, und doch funk-

tionieren dabei Aufmerkſamkeit und Denken, Phantaſie und Gedächtnis, alle zu gleicher Zeit. Das heißt alſo, bei mir, wie bei jedermann glaube ich, in geſundem und in anormalem Zuſtande, funktioniert keine dieſer Fähigkeiten getrennt von den andern; mein Ich ſpielt jetzt gleichſam auf den Taſten eines Inſtruments, indem es bald das Gedächtnis, bald die Einbildungskraft, bald den Verſtand leiſe berührend anſchlägt. Nur entlockt mein Ich augenblicklich, indem es eine jede dieſer ſeiner Taſten anſchlägt, denſelben nur ſchwache und unklare, wenngleich auch nicht ganz zuſammenhangloſe Töne. Solch ein Zuſtand hat ſeinen Reiz; er iſt eben das dolce far niente unſres Ich.

9.

Indem ich das in den letzten Tagen Niedergeſchriebene durchleſe, bemerke ich, daß ich von Illuſionen geſprochen habe. Ja, ſie, unſer Augenſchirm, wie ich ſie genannt habe, ſind unſer Talisman. Jeder, der ſich ſelbſt beobachtet, wird leicht einſehen, welche Dienſte ſie ihm erweiſen, und wenn er ſich in ſcharfer Zucht hält, ſie den Weg nicht allzuſehr verdunkeln laſſen, auf welchen ihn der ihm innewohnende und deshalb unüberwindliche Drang nach Wahrheit hinweiſt.

30. Januar (1880). Draußen idem. Hell, ſtill, Morgentemperatur —12° R.; um die Mitte des Tages in der Sonne bis zu 0° und mehr.

Alles wird klar und verſtändlich, wenn man nur mit den Thatſachen verſtändig umzugehen und ſcharf zu beobachten verſteht, ſeine Sinne ſchärft und regelrechte Beobachtungen anzuſtellen lernt; dann werden die Wunder und Myſterien der Natur ſchon verſchwinden und die Einrichtung und der Aufbau des Weltalls wird zu einer ſo gewöhnlichen Thatſache werden, wie alles das für uns dazu geworden iſt, was früher als unzugänglich und geheimnisvoll verborgen galt. Dieſe Ueberzeugung dringt mit jedem Tage je mehr und mehr in das Bewußtſein nicht nur der Vorkämpfer und Prieſter der Wiſſenſchaft, ſondern auch der breiten Maſſen. Dies iſt eine der hauptſächlichſten modernen, allerwohlthätigſten und nützlichſten Illuſionen. Nützlich iſt dieſe Illuſion ſchon um deswillen, weil ſie alle unſre geiſtigen Kräfte auf Objekte hinlenkt, welche der exakteſten Analyſe und Unterſuchung ſeitens der Sinne zu unterziehen ſind;

auf dieſe Weiſe kommen wir gar nicht dazu, unſre Intereſſen einſeitig Dingen zuzuwenden, welche für uns auf immer ein unergründliches Geheimnis werden bleiben müſſen. Je ſpezieller und beſchränkter das Objekt unſrer Forſchung iſt, um ſo mehr Hoffnung haben wir auf ein exaktes und klares Reſultat, um ſo ſtärker ſind die Illuſionen, und um ſo ruhiger und gehobener fühlt ſich der, welcher ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Zeit der Forſchung geweiht hat. Indem wir ſo unſer ganzes Leben ſolchen, nach dieſer Methode der Forſchung geſtalteten Studien widmen und uns in dieſelben vertiefen, kommen wir denn auch ſchließlich zu der Ueberzeugung, daß es auf der Scene, auf der unſer Leben ſich abſpielt, nichts hinter den Couliſſen Verborgenes gibt, und alles, was als ſolches erſcheint, es nur für den iſt, der ſcharf hinzuſchauen nicht wünſcht oder nicht verſteht. Wenn wir indes uns weder von der imponierenden Größe verſchiedener Entdeckungen, noch von der gewaltigen Bedeutung der durch die empiriſche Forſchung gewonnenen Reſultate beirren laſſen, vielmehr uns darüber klar zu werden ſuchen, worin denn eigentlich das Weſen des von uns auf dieſe Weiſe erworbenen Wiſſens beſtehe, ſo werden wir uns bald davon überzeugen können, daß wir allein und ausſchließlich die äußere Seite der uns umgebenden Welt und unſer ſelbſt erkennen.

Die einen von uns intereſſiert ausſchließlich der Mechanismus der Erſcheinungen, die Konſtruktion, Organiſation und Funktion der verſchiedenen Apparate und Vorrichtungen des Lebens und deſſen Formen; andre wieder beſchäftigen ſich mit der praktiſchen, und eben deshalb auch nur äußeren Seite des Lebens. Auf dieſe Weiſe werden unſre Kenntniſſe und Begriffe vom Leben des Weltalls unſtreitig bereichert, und wird deſſen äußere Seite vielſeitigſter Forſchung unterzogen; doch bleibt es ebenſo unzweifelhaft, wie früher und wie allezeit, daß „ins Innre der Natur dringt kein geſchaff'ner Geiſt.“ Eben dieſem für unſern geſchaffenen Geiſt ſo drückenden Geſtändnis ſuchen wir ſeine Schärfe durch die wohlthuende Illuſion zu nehmen, welche unſre ganze Aufmerkſamkeit auf die äußere Seite des Lebens der Welt konzentriert.

Wem von denjenigen, die mit der Erforſchung thatſächlicher Wahrheiten beſchäftigt ſind, oder mit dem praktiſchen Leben zu thun haben, wird es in den Sinn kommen, über das Weſen der Dinge nachzudenken? Wer von denen, die in praktiſcher Beſchäftigung ſtehen, wird glauben wollen, daß dieſe Weſenheit keineswegs das iſt, was uns durch unſre Sinne vermittelt wird? Alles erſcheint dem einfach, der an die einfache Betrachtung aller Dinge gewöhnt iſt.

Ja, den wiſſenſchaftlichen Forſcher intereſſiert gerade am meiſten die Frage nach dem Wie und nicht die nach dem Warum. Wir ſehen, daß das Blatt wächſt, wir beobachten ſein Wachstum, wir erkennen die Konſtruktion und Organiſation der Zellen, wir verfolgen Schritt für Schritt die Teilung und Vermehrung der Zellen und der ganze Mechanismus des Entwickelungsvorganges liegt klar vor uns zu Tage. Aber was läßt das Blatt gerade ſo und nicht anders wachſen? Was läßt die Pflanze und das Tier dieſe oder jene charakteriſtiſche Geſtalt annehmen? Weswegen enthalten Same und Ei den Keim gerade des Typus und der Art, von welcher ſie herſtammen? Was verbindet und zieht die Lauge zur Säure? Was läßt die Atome kohärieren? Was einen Körper zum andern gravitieren? Weswegen geht die Muskelbewegung in Wärme über und die Wärme in Bewegung? Weswegen erregt die Vibration der Atome in uns die Empfindung der Wärme? Alle dieſe und Tauſende von andern Fragen, die alle unlösbar ſind, weil wir das Weſen der Dinge nicht kennen, beweiſen, daß wir von Geheimniſſen umgeben ſind: und wenn uns alle dieſe Geheimniſſe nicht als Wunder gelten, ſo läßt ſich dafür nur die Erklärung geben, daß wir ihnen auf Schritt und Tritt begegnen. Wir nennen ſie nicht Wunder, ſondern auf Naturgeſetzen gegründete Erſcheinungen, ohne doch zu wiſſen, woher ſie eigentlich kommen. Wenn wir aber auf irgend eine Erſcheinung ſtoßen, die unter Umſtänden vielleicht weit weniger wunderbar, dafür aber nicht gewöhnlich und nicht alltäglich iſt, ſo tragen wir kein Bedenken, ſofort zu zweifeln, und ihr nicht zu glauben, oder aber über Gebühr zu glauben und ſie für ein Wunder zu halten. Dergeſtalt ſind unſre Illuſionen, und Gott ſei Dank dafür! Ohne ſie wäre es unerträglich in dieſer geheimnisvollen, von einem Zauberkreis umgebenen Welt zu leben, aus dem es keinen Ausgang gibt.

10.

8. Februar (1880). In dieſen Tagen haben bei Neumond nach zweitägigem, ſchwachem Tauwetter bei 0° und +2° R. die ſogenannten Lichtmeßfröſte von 25—30° begonnen und dauern noch jetzt an. Die Sonne lenkt zum Sommer hin, der Winter aber beſteht auf ſeiner Kälte. Habe eine Fahrt zu einem Kranken nach Kiſchinew gemacht; in einem Waggon hatte man bis auf +18° R.

geheizt, auf dem Rückwege aber hatte ich im Eilzuge —2° und —3°.

Iſt dem aber ſchließlich nur auch ſo, iſt ihrerſeits nicht am Ende die Annahme eine Illuſion, daß es noch irgend ein unbekanntes und der Forſchung nicht zugängliches Weſen der Dinge gebe? Iſt dieſes Weſen nicht eben gerade nur das, was uns vermöge der Erfahrung und Beobachtung bekannt wird? Sind nicht unſre Sinne von Natur ſo eingerichtet und eben dem Zweck angepaßt, daß wir die Dinge als ſolche erkennen mögen, wie ſie in Wirklichkeit und ihrem Weſen nach ſein müſſen? Iſt das sensus nos fallunt nicht am Ende nur ein asylum ignorantiae? Man muß nur verſtehen, mit den Sinnen zu operieren, ſie an ihre Arbeitsleiſtung gewöhnen und ſie ſchärfen, muß verſtehen, den durch die Sinne uns zugeführten Empfindungen die richtige Deutung und Erklärung zu geben, und die Sinne werden uns nie täuſchen.

In dieſen Einwänden ſteckt ein Teil Wahrheit, aber auch nur ein Teil. Erſtens urteilen wir über unſre Sinne und die uns durch ſie zugeführten Ergebniſſe nicht anders als ſubjektiv und individuell, und ihre Kontrolle iſt ausſchließlich nur auf ihre ſolidariſche Bürgſchaft gegründet. Richter über das, was ſinnlich wahr und nicht wahr iſt, bleiben eben doch wieder dieſelben Sinne. Was heute auf Grundlage der ſinnlichen Erfahrung allen als unbeſtreitbar erſcheint, das kann morgen durch dieſelbe Erfahrung umgeſtoßen werden. Es gibt eine Grenze für die Ausbildung der Sinne, und je mehr ein Sinn geſchärft wird, um ſo leichter wird ein Verſehen, um ſo unmöglicher wird ſeine Kontrolle durch einen andern Sinn. Und wie ſehr auch endlich meine Sinne geſchärft und ihren Zwecken angepaßt werden mögen, die Frage wird für mich doch immer ungelöſt bleiben: Was iſt das von mir beobachtete Objekt ohne mich? Ich erkenne jedes Ding nur nach dem von ihm auf mich hervorgebrachten Eindruck und der entſprechenden Empfindung, eine Empfindung aber ohne mein Ich iſt für mich undenkbar. Inzwiſchen bleibt für mich außer Zweifel, daß jedes meiner Unterſuchung unterworfene Ding auch ohne mich exiſtieren kann und wird. Was iſt's denn aber in dieſem Falle?

Aber außer dieſer offenbar unlösbaren Frage muß das Weſen der Dinge — das Ding an und für ſich ſelbſt — noch etwas andres, nicht nur das, was uns unſre Sinne davon vermitteln, auch noch aus dem Grunde ſein, weil alle unſre ſinnlichen und geiſtigen Vorſtellungen von den Dingen, mögen ſie auch noch ſo deutlich und klar ſein, uns niemals einen allſeitigen Begriff auch

nur von der rein äußerlichen Seite des von uns unterſuchten Gegenſtandes geben werden. Ja, wenn wir in das Weſen der Gegenſtände, und wäre es auch nur allein von deren ſinnlicher Seite, eindringen könnten, ſo wüßten wir, was Kraft und was Stoff iſt; und wenn wir uns die Dinge vorſtellen könnten, wie ſie an und für ſich ſind, ohne Hilfe unſrer Sinne, d. h. nicht nur ſo, wie ſie uns *ſcheinen*, ſo begriffen wir das Geheimnis des Schaffens ſowohl als auch die Myſterien der Schöpfung. Doch iſt für uns nicht nur dies unerreichbar, nein, unmöglich iſt's, auch nur jedes Ding der Analyſe aller unſrer Sinne zu unterziehen; Myriaden von Dingen ſind uns noch unbekannt; Myriaden werden uns völlig und auf immer unbekannt bleiben; und unſre Vorſtellungen von den Dingen, welche man durch künſtliche Schärfung der Sinne noch entdecken und unterſuchen könnte, ſind, ſo klar ſie uns auch ſcheinen mögen, doch nicht mehr als Viſionen, Nebelbilder und Anklänge, die nicht ſelten unſern Geiſt in ein wegloſes Labyrinth von Hypotheſen und Illuſionen verſtricken.

Eine zweite für uns wohlthätige Illuſion iſt unſre unerſchütterliche Ueberzeugung von der Freiheit unſres Willens, Denkens und Gewiſſens. Ohne dieſe für uns ſo teure Ueberzeugung wäre unſer ſittliches Leben unmöglich, und auch die Aeußerungen unſres phyſiſchen Lebens ſtießen in eben uns ſelbſt beſtändig auf Hemmniſſe. Es iſt nicht leicht, ſich von dem Glauben zu bekehren, daß man nicht vermag, das *nicht* zu wollen, was man will, daß man nicht vermag, das *nicht* zu wollen, was unſern ſeeliſchen und geiſtigen Fähigkeiten zu wollen eigen iſt. Mein Denken vermag ſich nicht außerhalb gewiſſer beſtimmter Denkgeſetze zu äußern, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, ſich in Sinnloſigkeit zu verwandeln. Mein Gewiſſen verlangt von mir nur das, was ich für vereinbar mit ihm (ſittlich) halte, und wenn ich den von mir als verbindlich anerkannten Geſetzen des Gewiſſens zuwiderhandle, ſo nur deshalb, weil letzteres in mir unfrei geworden iſt. Uebrigens läßt ſich nur behaupten, daß weder der Wille, noch das Denken, noch das Gewiſſen des Menſchen willkürlich, ſondern vielmehr innerhalb der Grenzen frei ſind, welche uns durch gewiſſe organiſche und pſychiſche Geſetze geſteckt worden.

Willkür und Freiheit ſind natürlich nicht gleichbedeutende Worte, ebenſowenig wie Wille und Wunſch untereinander gleichbedeutend ſind. Ich *will* und ich *wünſche* — das ſind zwei verſchiedene Begriffe. Doch können weder unſre Wünſche noch unſre Willensneigungen willkürlich ſein, wenngleich ſie uns auch als ſolche er-

ſcheinen mögen. Ich wünſche in dieſem Augenblicke irgend etwas, weil meine inneren oder organiſchen (durch die Organe mir zugeführten) Empfindungen und alle vorhergehenden Umſtände nnd Bedingungen mich eben dieſes und nicht irgend etwas andres wünſchen laſſen; ich kann meinen Wunſch ändern oder zum Schweigen bringen, aber nur, wenn mein Wille noch nicht unter dem Druck verſchiedener Wünſche und andrer anormaler Bedingungen erſchlafft iſt. Unſer Wille muß in normalem Zuſtande ſein, und immer ſtärker als die Wünſche. Der Wille iſt immer thätig und lenkt unſre Handlungen. Deshalb kann ich etwas Gutes wünſchen und zu gleicher Zeit etwas Schlechtes wollen und thun. Nur rein phyſiſche Hemmniſſe können die Thätigkeit eines ſtarken oder normalen Willens behindern. Wirklich findet ſich in letzterem eine Neigung zur Willkür; aber gleichwohl muß auch der Wille bezüglich ſeiner Stärke im entſprechenden Verhältnis zur organiſchen Energie unſres Ich ſtehen. Ich kann wünſchen, meine Hand zu erheben, aber mein Wille und die ihm folgende Handlung ſind durch die Fähigkeit, den Willen meiner Hand zu übermitteln, beſchränkt, und wenn dieſe gelähmt iſt, ſo wird es trotz all meines Wunſches, ſie zu erheben, doch nicht zu einem thatkräftigen Wollen kommen. Ich werde vielleicht noch ſo manches Mal in meinem Tagebuch auf dieſe aktuelle Frage zu ſprechen kommen müſſen.

Eine dritte Illuſion unſres pſychiſchen Lebens, die nicht weniger wohlthätig als die beiden erſten iſt, ſteht mit der Inkonſequenz unſres Verſtandes und unſrer Phantaſie in Zuſammenhang.

Die reine Vernunft, getrennt von den andern pſychiſchen Fähigkeiten genommen, kann natürlich nicht inkonſequent ſein, aber wir können nicht unſern Geiſt derartig arbeiten laſſen, daß nur die reine Vernunft allein thätig wäre; vielmehr operieren gleichzeitig auch unſre Aufmerkſamkeit, unſer Gedächtnis, unſre Einbildungskraft und unſre Wünſche, und in nicht ſeltenen Fällen (im praktiſchen Leben) laſſen wir uns noch durch die eine oder andre Leidenſchaft in Erregung bringen und fortreißen. Deshalb iſt unſer, dem Prinzip nach konſequenter Verſtand in der Praxis faſt immer inkonſequent. Und das iſt unſer Glück und unſer Unglück.

Und ſo muß denn unſer Verſtand kraft der ihm innewohnenden Folgerichtigkeit bei jeder Weltanſchauung zur Annahme eines Unendlichen und Unbegrenzten gelangen, was er auch immer ſeiner Betrachtung unterziehen möge; mag dies nun der Raum oder die Zeit oder die Bewegung, die Kraft, die Materie ſein, immer muß er ſchließlich zur Unendlichkeit, Unbegrenztheit, Ewigkeit gelangen,

wenn er ſich auch niemals von dieſen Attributen irgend einen beſtimmten und klaren Begriff zu bilden im ſtande ſein mag. Und keine Kraft denkender Phantaſie vermag uns irgend ein Bild der Unendlichkeit zu ſchaffen, bis zu deren Grenzen unſer Verſtand mit der ihm innewohnenden Folgerichtigkeit gewiſſermaßen unabwendbarerweiſe vordringt. Dieſe unbeſtreitbare Exiſtenz eines unendlichen, unbegrenzten und ewigen Prinzips, zu welchem unſer Verſtand und unſre Phantaſie in ſozuſagen unabwendbarer, von innen unabhängiger Weiſe gelangen, indem ſie das Endliche, Begrenzte und Zeitliche betrachten, iſt nicht nur eine der Erforſchung der Sinne zugängliche Thatſache, ſondern ſteht höher als jede Thatſache, denn ſie iſt das unbedingte Poſtulat der reinen Vernunft, welche von dieſer auch ins Gebiet der Phantaſie übertragen wird. Inzwiſchen ſind Vernunft ſowohl wie denkende Phantaſie im praktiſchen Leben beſtändig mit der Betrachtung verſchiedener Veränderungen alles uns Umgebenden beſchäftigt, und eben dieſe beſtändigen Veränderungen im Raum, in der Zeit, in der Bewegung, in der Kraft und in dem Stoff widerſprechen nun den folgerichtigen Schlüſſen der reinen Vernunft, und laſſen uns überall und in allem uns Umgebenden nur Zeitliches, Begrenztes und Beſchränktes finden. Eben dies iſt nun eine Illuſion, die uns Glück und Unglück bringt, aber, im allgemeinen genommen, mehr wohlthätig wirkt, weil ſie uns alle unſre geiſtigen Kräfte auf die Erforſchung der Veränderungen konzentrieren läßt, welche außerhalb unſer in dem grenzenloſen Raum und der grenzenloſen Zeit vor ſich gehen. Ohne dieſe erzwungene Inkonſequenz unſres Verſtandes und ohne dieſe durch ſie veranlaßte Illuſion verlöre und verſenkte ſich die Thätigkeit unſres Geiſtes und unſrer Phantaſie in eine für uns unfruchtbare Betrachtung der uns unzugänglichen Unendlichkeit.

II.

Nach dreitägigem Tauwetter (+4° R. und mehr) vom 9. bis zum 12. Februar 1880 haben wir wieder Froſt 7° R. (12. Februar) und am 13. und 14. Februar iſt endlich nach Morgenfröſten von 27—30° prachtvolles, heiteres Wetter bei völliger Windſtille und —4° eingetreten.

Es atmet ſich leicht und ließe ſich wohl noch leichter atmen,

wenn das Ereignis vom 5. Februar*) nicht geſchehen wäre, das mit ſeinen ſchrecklichen Einzelheiten erſt am 9.—10. Februar uns hier bekannt geworden iſt.

Ich kann es gar nicht glauben, daß unſre eigene ruſſiſche Jugend — ſoweit ich ſie kenne — ohne erfahrene Führer im ſtande wäre, mit ſolch teufliſch-energiſcher Ausdauer zu Werke zu gehen. Das hat weder früher je in unſerm Charakter gelegen, noch liegt's in unſrer Natur. Hierin ſind vielmehr die romaniſchen Völker Meiſter und vom ſlaviſchen Stamm höchſtens noch etwa die in Konſpirationen wohlbewanderten Polen.

Die Ereigniſſe der letzten Zeit beweiſen die Exiſtenz einer feſtgefügten und dabei konſequent vorgehenden geheimen Organiſation, die über bedeutende Mittel verfügt, und einen gewiſſen Plan verfolgt. Wo iſt deren Stützpunkt? Das iſt jetzt die wichtigſte Frage. Schwerlich ausſchließlich in unſrer Geſellſchaft, d. h. in gewiſſen Schichten derſelben; ſicherlich befinden ſich die Haupträdelsführer mit ihren geheimen Triebfedern außerhalb unſrer Geſellſchaft; für dieſe liegt denn doch darin etwas zu tief Einſchneidendes und zu teufliſch Erdachtes.

Unſer Charakterdämon iſt nicht ſo bösartig und in ſeiner Bosheit nicht ſo energiſch und konſequent; hier birgt ſich vielmehr eine Organiſation nach Art der italieniſchen Carbonari und der polniſchen Rzonde. Oder ſollte ſich unſre neue Generation im Verlauf unſrer letzten Entwickelungsepochen in ſo teufliſcher Weiſe verändert haben?

Indes habe ich bemerkt, daß dieſes furchtbare Ereignis, welches mich und meine Frau auf lange Zeit hin gar nachdenklich geſtimmt und eine Art bangen Kummers über unſer Inneres gebreitet hat, daß dieſes Ereignis, ſage ich, allem Anſchein nach auf die uns umgebenden Menſchen nicht den erſchütternden Eindruck gemacht, den man wohl hätte erwarten ſollen. Die Juden redeten freilich alles mögliche läppiſche Zeug zuſammen, aber unter dem Volke, den Bauern, hörte man gar keine Erörterungen darüber und war keine lebendige Teilnahme zu verſpüren. Und eben dieſe der Gleichgültigkeit ſo nahe kommende Teilnahmloſigkeit iſt ärgerlich und betrübend. Wen aber ſoll man deswegen einer Schuld zeihen? Unſre Geſellſchaft iſt von oben bis nach unten in jahrhundertelanger Geſchichte an vollſtändige Gleichgültigkeit gewöhnt worden, und nun hat beim erſten Beginn ihrer Entwickelung (zu der ſie noch dazu eine höhere Macht gedrängt) vor allem unſer noch unreifes junges

*) Die Exploſion im Winterpalaſt zu St. Petersburg.

Geſchlecht dieſe unſre widerwärtige Indifferenz zu ihrem Unglück gegen eine Art böswilliger Monomanie vertauſcht. Und ſo haben wir's denn wirklich erleben müſſen, daß die Regierung eines guten Herrſchers, dem es ſchon in 25 Jahren gelungen war, ſeinen Namen in der Geſchichte der Entwickelung Rußlands unſterblich zu machen, der verderbenbringenden Thätigkeit unerhörter Verbrechen und wahnwitziger Ideen ein weites Feld der Wirkſamkeit eröffnete.

Spricht das aber nicht dafür, daß im Laufe langer Jahre in den geheimen Tiefen der Geſellſchaft ein Material ſich angehäuft hatte, das beim erſten Anblitzen der Freiheit ſich entzünden und explodieren mußte?

Und warum — das iſt die zweite Frage, die ſich uns hier aufdrängt — warum zeigten ſich bei der erſten Morgenröte eines neuen Lebens in unſerm Volke gar keine ſozialen Elemente und Faktoren, die, dieſem Uebel an Stärke gleichkommend, die nötige Gegenſtrömung zu ihm gebildet hätten?

Wir glauben ſchwerlich irre zu gehen, wenn wir die Erklärung für dieſe betrübende Erſcheinung darin ſuchen, daß man keine genügende Sorgfalt auf eine nüchterne Analyſe der verſchiedenen Beſtrebungen und die notwendige Unterſtützung derjenigen verwandt hat, auf deren inneren Antagonismus man ſich im Kampf mit jenem Uebel hätte ſtützen können. Alle über einen Kamm zu ſcheren iſt ja die leidige Gewohnheit unentwickelter, unerfahrener und grober Perſonen und Geſellſchaften. Die Kunſt zu analyſieren, das Vermögen, in jedem einzelnen die gute Seite aufzufinden und es nicht nur bei paſſender Gelegenheit zu benutzen, nachher aber beiſeite zu werfen oder gar in Ketten zu ſchmieden — das alles iſt ja, wie ich ſehr wohl weiß, durchaus nicht leicht; aber ohne das alles darf man eben auch nichts Vernünftiges erwarten und ſollte lieber ganz Abſtand davon nehmen, jungen Wein in alte Schläuche zu gießen.

Es gibt Perioden in der Geſchichte der Völker, wo dieſe durch die Logik der Thatſachen unweigerlich und unaufhaltſam zu einem neuen Leben berufen werden, und ihre Regierungen — ſie mögen nun wollen oder nicht — ihren Konſervatismus aufgeben müſſen. Wenn die Regierenden dieſen für Reformen und Neueinführungen günſtigen Moment nicht richtig abgepaßt haben, ſondern ihn verſtreichen laſſen und nun durch die Gewalt der Umſtände gezwungen werden, jenen — oft zur Unzeit — Raum zu geben, dann kommen leicht alle ſchädlichen, ſchon überreifen und noch nicht reifen Elemente der Geſellſchaft in Gärung, und das Reſultat jener Neueinrichtungen, wie wohlthätig ſie auch an ſich ſein mögen, erweiſt ſich als ein

ſchlechtes. In einem geſunden Volks- und Staatsorganismus werden freilich dieſe ſchlimmen Folgen nie lange andauern, vielmehr wird die Gärung ſich bald legen und alles wieder ein neues Leben beginnen.

Alle Reformen der jetzigen (1880) Regierung ſind meiner Meinung nach bedauerlicherweiſe zu ſpät gekommen. Die Bauernbefreiung hätte lange vor 1848 geſchehen ſollen, als in Europa noch alles ruhig war, der Sozialismus ſein Haupt noch nicht erhoben hatte und unſre Finanzen ſich noch in gutem Zuſtande befanden; bei uns herrſchte Stille und Friede und volles Genügen; alle Stände waren einem feſten Willen unterthan, der auch auf dem ganzen Kontinente ſeine dominierende Stellung behauptete.

Statt deſſen fielen die Aufhebung der Leibeigenſchaft und hernach auch die andern, dieſem Akte notwendigerweiſe folgenden Reformen in eine äußerſt ungünſtige Epoche: einerſeits ein unglücklicher Krieg, welcher eine ſchreckliche Unordnung und arge Mißbräuche der (Militär- ſowie Zivil-) Verwaltung zu Tage brachte, und ſchließlich ein ſchimpflicher Friede; andrerſeits als Folge der drückenden und läſtigen Maßregeln, die nach den 1848er Revolutionen in Europa auch bei uns ergriffen wurden — die allgemeine innere, dumpfe und nur mühſam verhaltene Unzufriedenheit in faſt allen Schichten der Geſellſchaft, die durch den Krieg arg verwirrten Finanzverhältniſſe, der polniſche Aufſtand, die verſtärkte Agitation der Emigranten, welche bei der ganzen Jugend und ſelbſt bei einzelnen Perſönlichkeiten der Regierungskreiſe Teilnahme zu erregen wußte. Hätte man wohl für eine der radikalſten ſozialen Reformen eine noch gefährlichere Zeit finden können? Und derweil war es ſchon gar nicht mehr möglich, ſie noch weiter zu verſchieben — ſie war ſchon ſo wie ſo verſpätet. Und ſo war denn notwendigerweiſe das Siegel Salomos von dem Fläſchchen mit den darin gefangen gehaltenen Geiſtern herabgeriſſen: die Geiſter flogen zur Unzeit heraus und wollen ſich nicht wieder, dem Gebot des Zauberers gehorchend, in das alte Gefängnis zwingen laſſen. Doch nicht genug damit, erwieſen ſich dieſe Geiſter — und unter ihnen gab es natürlich auch viele böſe — zeitweilig als unentbehrlich. Mit ihrer Hilfe emancipierten zur unruhigen Zeit des polniſchen Aufſtandes einige von ſpäter aus irgend einem Grunde (wohl um ihrer Erfolge willen) berühmt gewordene Perſönlichkeiten die Bauern in den weſtlichen Gouvernements; und dieſe Geiſter ſpuken unzweifelhaft auch heute noch (1880) in jenen Provinzen in der Geſtalt verſchiedener Subalterner der wohlweiſen Adminiſtration umher. Die Theorie der hohen und höchſten Adminiſtrativ-

beamten war ja gewiß ſehr fein durchdacht: die freien, wenngleich auch nicht ganz zuverläſſigen Kräfte zu benutzen und ſie dann auf unbeſtimmte Zeit heimzuſchicken. Sind doch manche Heilige ſelbſt auf dem Teufel geritten, wo's ein gutes Werk galt! Aber in praxi erwies es ſich, daß die Geiſter modernen Schlages hartnäckiger und nicht gutmütiger als jene alter Teufel ſind: kaum ließ man ihnen freien Spielraum, ſo wurden ſie auch begehrlich. Ueber all das wollte ich — und werde ich auch noch — ſpäter einmal bei paſſender Gelegenheit ſprechen, doch habe ich auch jetzt mit meinen Gedanken darüber nicht zurückhalten können: das widerwärtig ſcheußliche Ereignis vom 5. Februar hat mich etwas aus meinem Geleiſe gebracht und ganz unwillkürlich habe ich, wenn auch nicht an der rechten Stelle, darüber zu reden begonnen. Doch will ich nur ſchnell wieder zu meiner lichten und tröſtenden Weltanſchauung zurückkehren.

12.

Iſt indes aber auch wirklich alles ſo, wie ich annehme?

Iſt nicht gerade das eine Illuſion, was für uns unfaßlich iſt: Unbegrenztheit, Unendlichkeit und Ewigkeit? Anfang und Ende, Geburt und Tod begegnen wir und bringen uns dieſelben auf Schritt und Tritt zum Bewußtſein. Unſre ganze Exiſtenz auf der Erde ſteht in ununterbrochener Abhängigkeit von begrenzten, endlichen und zeitlichen Dingen. Unſre Haupthilfsmittel zur Erkenntnis der Dinge, die Sinne, ſind ausſchließlich zur Beſtimmung und Ausmeſſung der Grenzen des Raumes, der Zeit und der Bewegung eingerichtet. Wo ſoll denn da eine Illuſion ſein? Ja, am beſten für uns wäre es, das Bewußtſein von einer Illuſion hier in uns gar nicht aufkommen zu laſſen und dementſprechend zu handeln; das wäre praktiſch, und es führt zu nichts, oder aber führt eher zum Schlimmen als zum Guten, wenn wir uns davon überzeugen wollen, daß unſer Handeln in einer Welt der Illuſionen vor ſich gehe.

Das alles mag immerhin ſchon ſeine Richtigkeit haben, doch brauche ich nur die Augen nach oben zu erheben und auf den Himmel zu ſchauen und die Unbegrenztheit wird mir zu einem unumſtößlichen Faktum; ich brauche nur an den Weltenbau und die in ihm enthaltene Materie und Kraft zu denken, und der Gedanke an ein ewiges, unveränderliches Prinzip ſteigt unwillkürlich vor mir auf

und frappiert mich durch ſeine unergründliche Tiefe. Wenn aber das Grenzenloſe und Ewige nicht nur ein Poſtulat des Verſtandes, ſondern auch die allergewaltigſte Thatſache iſt, wie mag man da die Exiſtenz des Begrenzten und Zeitlichen mit dieſer Thatſache in Uebereinſtimmung bringen? Und hier liegt nun eben die Illuſion; begrenzt, beſchränkt und zeitlich erſcheinen uns allein die Aeußerungen des unbegrenzten und ewigen Prinzips, und auch in ihnen ſind ausſchließlich die Veränderungen begrenzt und zeitlich. Dieſe Aeußerungen können wegen der ewigen Bewegung und des ununterbrochenen wechſelſeitigen Uebergangs von Kraft und Stoff ineinander nicht beſtändig dieſelben ſein. Das Weltall iſt ein ungeheures, ewig ſich drehendes Kaleidoſkop; die Figuren ändern ſich unabläſſig, aber die dasſelbe treibenden Motoren, Gedanke und Kraft, ſind ewig und unveränderlich.

Und ſo überzeugen mich denn mein Verſtand und meine Phantaſie, die meiner Anſicht nach nie voneinander zu trennen ſind, von der Exiſtenz eines unendlichen und ewigen Prinzips. Ohne die Phantaſie hätte auch der Verſtand eines Kopernikus und Newton uns nicht eine Weltanſchauung gegeben, wie ſie jetzt zum Beſitz der ganzen gebildeten Welt geworden iſt. Nichts Großes in der Welt iſt ohne die Mitwirkung der Phantaſie ausgekommen. Bei ihr, dieſer denkenden Phantaſie, muß man ſich auch bei der Löſung jener ſchier unlöslichen Frage Rats erholen, welche das Verhältnis des Stoffs zu dieſem unbegrenzt ewigen Prinzip des Weltalls betrifft.

Und da behaupte ich denn, daß in der von der Phantaſie unterſtützten geiſtigen Analyſe der Stoff ſich ſozuſagen verflüchtigt, und an der Stelle ſeiner Atome in der Phantaſie die Kraft als Reſiduum zurückbleibt. Was dieſe eigentlich iſt, das wiſſen wir ebenſowenig, wie wir es von den elementaren Atomen des Stoffes wiſſen. Eins nur iſt für mich unbeſtreitbar, daß ſowohl dieſe imaginäre elementare Kraft, als auch dieſe imaginären elementaren Atome die ſinnlichen Eigenſchaften nicht haben und nicht haben können, welche Erfahrung, Beobachtung und Wiſſenſchaft uns in dem uns umgebenden Weltall entdecken laſſen. Dieſe elementare Kraft und elementare Materie iſt eben ſolch eine Abſtraktion, wie der kosmiſche Gedanke und das Prinzip des Lebens, aber eine Abſtraktion, welche unvermeidlich und ohne willkürliche Beeinfluſſung beim Nachdenken und der Vorſtellung in unſrem Geiſt zu Tage tritt; unſer Verſtand findet ohne Willkür ſeinerſeits, oder ſagen wir meinethalben, unbewußt (wenngleich dies dem Anſchein nach abſurd iſt), ſich ſelbſt und das ihm eigene Streben nach Zweck- und Planmäßigkeit außer-

halb ſeiner ſelbſt. Das iſt ſeine Eigenſchaft. Er beſitzt aber dieſe Eigenſchaft eben deswegen, weil ſie auch außerhalb ſeiner, im geſamten Univerſum exiſtiert, oder mit andern Worten, weil er ſelbſt nur eine Erſcheinungsform eines andern, höheren, kosmiſchen Verſtandes iſt.

13.

16. Februar (1880). Vier Tage lang haben wir nun ſchon des Morgens Froſt von 2—4° R.; um die Mitte des Tages bis 0° R.; das Wetter iſt klar; geſtern Morgen hatten wir Schnee. Bei einer neulich von mir auf den Saatfeldern angeſtellten Probe erwies es ſich, daß die Erde unter der Schneedecke einige Zoll tief gefroren iſt, und das trotz der tiefen Schneeſchicht (ſtellenweiſe eine Arſchin*) tief) und ungeachtet deſſen, daß der Schnee im Herbſt auf froſtfreien Boden gefallen war; den Winter über iſt er bis jetzt noch keinmal abgegangen. Dem Anſchein nach iſt das Wetter zum Spazierengehen vortrefflich geeignet, in Wirklichkeit dagegen iſt es ſehr wenig verläßlich. Es weht der hier ſogenannte „Marez", ein durchdringender Südweſt- oder Nordweſtwind, der bei beginnendem Frühling aufzutreten pflegt; er dringt einem trotz ſeiner Richtung aus Süd und Weſt bis auf die Knochen, und derweil wärmt die Sonne ſchon ganz bedeutend.

Im Jahre 1860 habe ich mir um dieſe Zeit (Ende Februar) eine tüchtige Krankheit mit Wechſeltyphus geholt, und habe deshalb vor der Tücke des Februars eine heilloſe Angſt; weiß man doch nicht, wie man ſich zum Spaziergang kleiden ſoll; im Pelz transſpiriert man natürlich in der Sonne, und bei irgend einer Wendung des Weges bekommt einen der Marez zu faſſen. Nicht ohne Grund fürchtet man denſelben auch für die Saaten; wehe ihnen, wenn der Schnee auf ihnen gerade zu der Zeit abgeht, wo der Marez weht; im vorigen Jahre war der Anblick der Saaten, die im Februar dem Wüten der Winde ausgeſetzt geweſen waren, ein ſchrecklicher; von Grün keine Spur, und die Felder zeigten gleich nach ihrer Befreiung von der Schneedecke eine ſchwärzliche Färbung und erholten ſich erſt ſpäter ein wenig, nachdem wieder feuchter Schnee auf ſie gefallen war.

---

*) 0,7112 Meter.

Ich rede bei der Darlegung meiner Weltanſchauung immer von einem kosmiſchen Verſtande, von einem kosmiſchen Gedanken. Wo iſt denn aber das kosmiſche Gehirn? Gedanke ohne Gehirn und ohne Worte — iſt das nicht ein Abſurdum im Munde eines Arztes? Aber die Biene und die Ameiſe denken ja doch ohne Gehirn, und denkt denn nicht das ganze Tierreich ohne Worte? Was zwingt uns denn, die Bezeichnung „Gedanken" nur den menſchlichen, cerebralen, in Worten ausgedrückten und menſchlich bewußten Gedanken zu geben? Für mich iſt letzterer nur eine ſpezielle Erſcheinungsform des univerſalen Gedankens, der überall verbreitet iſt, ſchaffend wirkt und alles leitet und lenkt. Das Gehirn und das Wort, die wir für das Organ und die Bedingung des Denkens halten, ſind ſelbſt Produkte dieſer kosmiſchen Denkkraft und natürlich keine zufälligen Produkte. Wenn zu einem uns unbekannten Zwecke die Herſtellung von Organismen nötig war, ſo mußte der ſchöpferiſche Gedanke natürlich, um ſich in Bewußtſein und Wort zum Ausdruck zu bringen, irgend ein für dieſen Zweck am beſten geeignetes Subſtrat finden; und als ſolch ein Subſtrat erwies ſich für den Menſchen und die höheren Tiere eben das Gehirn. Warum für das menſchliche Denken keine andern als gerade die cerebralen Windungen, Zellen, Knoten und Faſern nötig waren, das wiſſen wir nicht, ebenſowenig wie wir wiſſen, warum die Erſchaffung der jetzt exiſtierenden und nicht irgend welcher andern tieriſchen Typen nötig war; wir können dies eben deshalb nicht wiſſen, weil ſowohl die Einrichtung unſres Denkorgans, wie auch die Schaffung jener Typen die Produkte eines höchſten, kosmiſchen, für uns nur in ſeinen Aeußerungsformen zugänglichen Denkens ſind. Indem wir auf Schritt und Tritt ein in unſerm Sinn unbewußtes Denken finden, gewöhnen wir uns unwillkürlich daran, dasſelbe für unſer eigenes, menſchlich bewußtes anzuſehen.

* * *

Inzwiſchen wiſſen wir jetzt mit Beſtimmtheit, daß in unſerm Thun und vornehmlich in der Thätigkeit des Sehorganes, dem unbewußten Denken ein bedeutſamer Anteil zufällt; ohne dasſelbe wären wir nicht im ſtande, die uns ſichtbaren Gegenſtände uns gerade ſo vorzuſtellen und zu empfinden, wie ſie uns erſcheinen. Wir ſtellen Erwägungen und Berechnungen an, bilden uns Vorſtellungen, erinnern uns und wollen in vielen Fällen unbewußt; ohne Zweifel kann man auch unbewußt fühlen, wie das die Reflexbewegungen zeigen, oder aber den Moment der Empfindung ſofort, unmittelbar

bei deren Beginn, vergeſſen. Mir ſcheint, es iſt die Zeit gekommen, wo wir bereits das Bewußtwerden unſres Ich von andern pſychiſchen Akten, wie z. B. Empfindung, Denken, Willen und Einbildung unterſcheiden müſſen, davon ſchon gar nicht zu reden, daß die Abſtufungen dieſes Bewußtſeins ſelbſt höchſt verſchieden ſein können. Ich bin der Meinung, daß das Gehirn das ausſchließliche Organ des individuellen Bewußtſeins iſt, unſer Denken aber inſoweit vom Gehirn abhängt, als dieſes das Organ des Worts und der Empfindungen iſt, welche uns von den verſchiedenen Organen zugeführt werden. Aber weder das Gehirn noch die andern Organe empfinden ſich ſelbſt bewußt. Woher kommt nun aber die Empfindung unſres Ich in ihm? Was iſt das für eine ſeltſame Umſetzung verſchiedener äußerer und innerer, dem ſich ſelbſt nicht bewußt werdenden Gehirn zugeführter Empfindungen in das Gefühl unſrer Perſönlichkeit? Kommt nicht auch dieſe Gefühlsempfindung von außen zu uns, ich will damit ſagen, wird dieſes Bewußtſein dem Organismus nicht von außen gleichzeitig mit den Elementen vermittelt, welche die Träger des Lebensprinzips ſind?

Das Prinzip des Lebens, die Lebenskraft, der Geiſt des Seins, nennen wir es, wie wir ſonſt wollen, hat natürlich kein eigenes Ich; es kann kein individuell menſchliches Bewußtſein haben, es iſt allgemeiner Natur; aber indem es die Kräfte und Elemente zur Bildung von Organismen hinlenkt, gewinnt dieſes organiſierende Prinzip des Lebens Selbſtempfindung und Selbſtbewußtſein, Gattungs- und Eigencharakter. In jedem animaliſchen Individuum beſteht außer dem mehr oder weniger klaren Bewußtſein ſeiner Perſönlichkeit noch ein Gattungsbewußtſein, und im Menſchen findet ſich außer dem Gattungs-Ich auch noch ein allgemein menſchliches. Dieſe verſchiedenen Formen des Bewußtſeins, als deren Organ vornehmlich die Nervenzentren dienen, iſt in meinen Augen nichts andres, als die durch die Lebenskraft ins Werk geſetzte Perſonifizierung des kosmiſchen Gedankens. Das iſt meiner Meinung nach keine leere Phraſe. Ich bin im Recht, ſo zu denken, weil ich erſtens eine andre Erklärung für die Entſtehung unſres Ichs nicht kenne; zweitens kann man doch an der Exiſtenz des Lebensprinzips (Kraft) nicht zweifeln, denn man muß ja doch ein X annehmen, welches die Materie im Organismus und die phyſiſchen Kräfte beherrſcht, und ſie zu einem beſtimmten feſtgeſetzten Ziel, zur Fortpflanzung der Exiſtenz und zur Selbſterhaltung des Organismus hinlenkt. Drittens endlich organiſiert ſich die vom Lebensprinzip beherrſchte und gelenkte Materie nach einem allgemeinen beſtimmten Plane zu gewiſſen

Typen, und dies bedeutet doch wohl ſo viel, daß die Organiſation der Typen und Formen den Ausdruck und die Perſonifikation des ſchöpferiſchen Weltgedankens in ſich darſtellt. Da aber dieſer Gedanke nicht individuell iſt und auch ſeinem Weſen nach nicht ſein kann, ſo bedarf er natürlich keines beſonderen Organes nach Art unſres Gehirns, welches ausſchließlich für individuelle Zwecke beſtimmt wäre. Gleichzeitig waren zum Ausdruck dieſes kosmiſchen Gedankens weder Empfindungen noch Worte nötig, die für unſer individuelles Denken unumgänglich ſind.

Ueberhaupt haben wir kein Recht zu behaupten, daß dies oder jenes Organ gerade zu dem Zwecke und für die Funktion beſtimmt iſt, welche ihm unſre Erfahrungen und Beobachtungen und die Wiſſenſchaft zuſchreiben. Wir dürfen nicht behaupten, daß unſre Füße uns gegeben ſind, um zu gehen, und unſer Gehirn, um zu denken. Nein, wir gehen, weil wir Füße, und denken, weil wir einen Kopf haben. Behaupten, daß wir einen Kopf haben, um zu denken, hieße annehmen, daß die ſchöpferiſche Kraft des Lebens kein andres Mittel außer dem von ihr zur Erreichung ihres Zweckes gewählten hatte. Wir müſſen deſſen eingedenk bleiben, daß wir nicht wiſſen, weswegen der ſchöpferiſche Gedanke ſich bewußt in Typus und Form des Menſchen und nicht anders perſonifiziert hat, und gleichzeitig haben wir kein Recht zu behaupten, daß in dem Menſchen dieſe Perſonifikation, welche in ihm bis zum Eigenbewußtſein vorgerückt iſt, auch ſchon ihren völligen Abſchluß gefunden hat; wir haben gar keinen Grund, die Möglichkeit der Exiſtenz von Organismen in Abrede zu ſtellen, welche mit derartigen Eigenſchaften verſehen wären, daß die Verkörperung des kosmiſchen Gedankens in ihnen eine für unſer Eigenbewußtſein unerreichbare Vollendung erhielte.

* *
*

17. bis 18. Februar (1880). Dieſe beiden Tage bis zu 4—6° R. Wärme, bei Süd- und Südweſtwind, welcher geſtern (17.) durchdringender war, heute aber ſchwach iſt. Das Wetter iſt klar. In der Sonne taut es, aber allgemeines Tauwetter haben wir noch nicht, wenngleich der Schnee einem ſchon unter den Füßen zuſammenfällt.

Ich weiß, daß meine Weltanſchauung nicht jene thatſächliche Unterlage hat, welche man heutzutage von jedem ernſthaften Gedankengebäude verlangt. Aber das iſt ja eben das Schlimme, daß ich entweder jeglichen Gedanken an irgend welche Weltanſchauung aufgeben oder aber ausſchließlich nur allzu allgemeine und deshalb

Abſtraktionen nur allzu nahe kommende Thatſachen als deren Grundlage annehmen muß. Mir iſt es nicht beſchieden, Poſitiviſt zu ſein; ich bin nicht im ſtande, meinem Denken zu gebieten: Geh nicht dorthin, wo du dich verirren könnteſt! Und ſo gründe ich denn nolens volens meine Weltanſchauung auf etwas, was mir außerhalb jeden Zweifels zu ſtehen ſcheint, ob dieſes auch ſchon mehr eine Abſtraktion als eine Thatſache wäre. Mir ſcheinen derartige Abſtraktionen ebenſo unzweifelhaft zu ſein, wie meine eigene Exiſtenz; zu ihnen rechne ich die Zweckmäßigkeit des Weltalls, die allgemeine Planmäßigkeit in der Schöpfung, den kosmiſchen Gedanken, die Kraft unabhängig vom Stoff, den Stoff, der bei der geiſtigen Analyſe ſich in etwas für die Sinne nicht zu Erfaſſendes, d. h. gleichfalls in Kraft verwandelt; das Prinzip (Kraft) des Lebens, welches den Stoff durchdringt, aber weder von ihm, noch von den phyſiſchen Kräften abhängig iſt, ſondern dieſe Kräfte in zweckentſprechender Weiſe auf die Selbſterhaltung des Stoffes hinlenkt, der durch eben dieſes Prinzip auf die Stufe von Organismen und Individuen erhoben wird. Wenn ich alles dieſes als unbeſtreitbare Wahrheiten anſehe, konnte ich da eine andre Weltanſchauung annehmen? Sollte auch irgend einmal von der Wiſſenſchaft der unzweifelhafte Nachweis geliefert werden, daß die höchſten tieriſchen Typen und Formen, und wir ſelbſt uns unter dem Einfluß äußerer Bedingungen und Kräfte aus niedrigeren Formen entwickelt haben, dieſe aber wiederum ihrerſeits aus dem urſprünglichen organiſchen Protoplasma entſtanden ſind, ſo wird doch meine Anſchauung dadurch in keiner Weiſe verändert werden; ob ſich das tieriſche Leben auf der Erde ſo oder anders entwickelt haben möge, das Prinzip der Zweckmäßigkeit in der Schöpfung verliert dadurch in nichts an ſeiner Wahrheit, und das Daſein des Weltgedankens und des Lebensprinzips im Weltall wird dadurch nicht zweifelhafter werden.

Ich vermag mich nicht zu der Ueberzeugung zu bringen (wenngleich ich auch meine eigene Ueberzeugung nicht durch Thatſachen zu bekräftigen vermag), daß im ganzen Weltall unſer Gehirn allein das einzige Organ des Denkens ſein ſollte, daß alles in der Welt außer unſrem Denken ſinn- und gedankenlos ſei, und daß letzteres allein dem Weltengebäude Sinn und die Bedeutung einer vernünftigen Zweckmäßigkeit verleihen ſollte. Bei einer ſolchen einſeitigen Anſchauung ſcheint mir die Bedeutung unſres Gehirns im höchſten Grade ſonderbar; es kommt wirklich ſchließlich darauf hinaus, daß im geſamten Weltall dieſes allein, indem es wohl äußere Eindrücke, nicht aber ſich ſelbſt empfindet, als Sitz der Aeußerung eines Ich

dient, welches seine Solidarität mit dem Ort seiner Herkunft in keiner Weise anerkennt und sich ihm gleichsam fremd entgegenstellt. Deshalb will mir nicht mehr und nicht weniger wahrscheinlich die andre Annahme erscheinen, daß dieses unser seltsames und recht unklar sich darstellendes Ich von außen her ins Gehirn übertragen wird und sich dort gleichzeitig mit den Empfindungen aus den ihm zugeführten äußeren Eindrücken weiterentwickelt; mit andern Worten, es entsteht die Frage: wird unser Ich nicht von außen her uns zugetragen, und ist es nicht gerade der kosmische Gedanke, welcher im Gehirn einen von der Lebenskraft ad hoc kunstfertig zubereiteten und von ihr für die Verkörperung und individuelle Ausprägung des kosmischen Verstandes bestimmten Apparat findet? In diesem Falle wäre das Gehirn ein künstlich gesponnenes Netz zur Festhaltung und Darstellung dieser Weltvernunft in der Form des Persönlichen.

In jedem Falle erscheint mir diese dem Anschein nach phantastische Annahme doch immerhin noch wahrscheinlicher, als die in der Schule der reinen Materialisten entstandene, der zufolge unser Denken in Abhängigkeit von dem Phosphorgehalt des Gehirns gesetzt wird. Soviel ich auch Fisch und Erbsen (nach Moleschotts Rat) essen möge, niemals werde ich mich doch dazu verstehen können, mein Ich in knechtische Abhängigkeit von einem Produkt zu setzen, welches die Alchimisten einmal zufälligerweise aus dem Urin gewonnen haben. Wenn es uns doch einmal beschieden ist, in unsern Weltanschauungen beständig in Illusionen zu verfallen, so ist doch meine Illusion zum wenigsten tröstlicher Natur. Sie stellt mir das Weltall als vernünftig, die Thätigkeit der in ihm wirksamen Kräfte als zweckmäßig und durchdacht, und mein Ich nicht als Produkt chemischer und histologischer Elemente, sondern als Personifikation der allgemeinen Vernunft dar, welche ich mir als frei nach denselben Gesetzen wirkend vorstelle, die von ihr auch für meine Vernunft festgestellt worden sind, wobei sie aber durch eine nach Art unsrer menschlichen bewußte Individualität in keine hindernden Schranken gebannt wird.

14.

19. Februar (1880). Ausgezeichnetes Wetter bei —1° R. Am Morgen, wie das zum Tage des 25jährigen Jubiläums auch paßt, iſt's klar und ſtill.

Vor 25 Jahren traf mich dieſer Tag in Sewaſtopol. Die damaligen Arbeiten auf dem Verbandplatz und meine Krankheit (Typhoid) haben den durch die Nachricht von der Thronbeſteigung des neuen Kaiſers auf uns hervorgebrachten Eindruck ſich nicht klar genug erhalten laſſen. Ich erinnere mich nur einer gewiſſen, ſtummen Verwunderung beim Empfang der Nachricht vom Tode des Kaiſers Nikolaus: wußten wir doch ſo gut wie nichts von ſeiner Krankheit. Vor der plötzlichen Abreiſe der Großfürſten Nikolai und Michael von Sewaſtopol verbreitete ſich das Gerücht von der Krankheit der Kaiſerin und keinem unter uns fiel es auch nur ein, daß unſer ein ſo wichtiges Ereignis harrte. An irgend welche bei der Thronbeſteigung des neuen Kaiſers zu erwartenden Veränderungen zu denken, hatte niemand auch nur Zeit, da aller Gedanken nur auf die äußerſt wenig anmutende Gegenwart gerichtet waren. Der Feind kam mit ſeinen Belagerungsarbeiten immer näher; neue Kämpfe und neues Blutvergießen ſtanden bevor und alle waren davon überzeugt, daß ungeachtet des Wechſels in der Regierung es mit dem Frieden noch ſeine guten Wege habe. Zeitungen laſen wir damals faſt gar nicht; ſie kamen weiß Gott wann an und ſchließlich hatte man auch keine Zeit zum Leſen.

Seit der Zeit ſind 25 Jahre vergangen. Viel Großes iſt geſchehen, viel Schönes und Gutes; vieles hat ſich zum Beſſern verändert; aber das Jubiläum iſt getrübt durch ein neues, Rußland tief erregendes Sewaſtopol, das auch teils durch eigene Schuld, teils durch äußere Einflüſſe bedingt ward. Die ſchon längſt in der ziviliſierten Welt erſchienene Krankheit des Weltſchmerzes hat ſich auch bei uns entwickelt. Aber unſre Weltſchmerzler, entſchiedener noch als die weſtlichen, haben ſich nicht bedacht, ſogleich zu den trübſten Maßregeln zur Heilung ihrer Krankheit zu greifen. Doch darüber ſpäter.

Am zweiten oder dritten Tage nach meiner Vereidigung für den neuen Kaiſer ging ich aus irgend einem Grunde zu unſerm Hoſpitalapotheker nach Sewaſtopol und traf ihn gerade auf der Straße, wie er mit einem Käſtchen in der Hand von der Poſt nach Hauſe zurückkehrte. Da ich gern wiſſen wollte, was er für eine

Sendung erhalten, ging ich mit ihm in die Apotheke und bei der Eröffnung des Päckchens erwies es ſich, daß die atomiſtiſche Handapotheke des Leibarztes Mandt darin enthalten war, die zum Gebrauch für alle Militärhoſpitäler beſtimmt war, und auf allerhöchſte Verfügung überallhin verſandt werden ſollte; durch dieſe Apotheke und folglich auch durch das atomiſtiſche Heilverfahren des Doktor Mandt ſollten nach der Beſtimmung des verſtorbenen Kaiſers (Nikolai I.) die früheren Apotheken und die früheren Heilmethoden in den Militärhoſpitälern erſetzt werden.

Als wir das Poſtpäckchen geöffnet und den Inhalt erkannt hatten, ſchüttelte unſer Apotheker, ein Deutſcher und großer Schlaufuchs, höchſt kaltblütig den Kopf und ſagte, indem er den Kaſten wieder ſchloß: „Zu ſpät!“ Erſt ſpäter verſtand ich recht, worum es ſich handelte. Das Reſkript des Medizinaldepartements über dieſe Neueinführung war dem Apotheker wahrſcheinlich ſchon bekannt und er erkannte ſofort beim Empfang der ſeltſamen Sendung aus den Zeiten des alten Regimes und zur Zeit des neuen, welch ein Schickſal ihr bevorſtände.

15.

20. bis 21. Februar (1880). Das klare Wetter hält bei unbedeutendem Südweſtwind immer noch an, in der Sonne von 0° bis +5° R.; nachts ſchwache Fröſte bis 4° R.

Wo iſt denn aber meine Selbſtbiographie? Na, ich ſchreibe ſie ja doch für mich ſelbſt, und deshalb iſt es für mich am allerwichtigſten, mir ſelbſt zunächſt klar zu machen, was ich denn eigentlich bin, und ſodann erſt zu unterſuchen, in wie weit und auf welche Weiſe mein thatſächliches Leben dazu beigetragen hat, das aus mir zu machen, was ich jetzt bin, d. h. auf welchem Wege ich zu meiner jetzigen (1880) Weltanſchauung und zu meinen jetzigen religiöſen und ſittlichen Ueberzeugungen gekommen bin. Daher iſt es unumgänglich notwendig, daß ich mir allem zuvor darüber Klarheit verſchaffe, wie ich die mich umgebende Welt auffaſſe, als was ich mir ſelbſt erſcheine, wofür ich mich ſelbſt halte, woran ich glaube und woran ich zweifle, was ich liebe und was ich haſſe. Meine ganze Vergangenheit aber, alles was ich geſehen und erlebt habe, iſt für mich indes ſo weit von Intereſſe, als es mir den geſamten

Entwickelungsprozeß meiner Weltanſchauung, meiner religiöſen Ueberzeugungen und meines ganzen ſittlichen Seins klar zu legen vermag. Um aber dieſes Reſultat in der Geſchichte meines Lebens zu erreichen, muß ich mir nicht nur den ganzen Inhalt längſt vergangener Zeiten wieder ins Gedächtnis zurückrufen, ſondern mich auch noch bemühen, allenthalben gegen mich ſelbſt aufrichtig zu ſein. Beides aber iſt nicht ſo gar leicht.

Früher einmal, als 18jähriger Jüngling, habe ich eine Zeitlang (etwa ein Jahr) ein Tagebuch geführt. Meine Frau hat einige Blätter daraus verwahrt. Doch könnte ich daraus nicht viel für meine jetzigen Zwecke entnehmen. Ich könnte freilich aus ihm z. B. erſehen, daß ich um jene Zeit nicht länger als dreißig Jahre am Leben bleiben zu können vermeinte, und „hernach" — ſo drückte ich mich damals (mit 18 Jahren!) in meinem Tagebuche aus, ohne dabei im geringſten affektierrn zu wollen — „hernach mögen die alten Knochen zur Ruhe gehen!" Hieraus kann ich nur ſchließen (woran ich übrigens auch ohne Tagebuch mir eine klare Erinnerung bewahrt hätte), daß ich zu jener Zeit nicht ſelten mich in finſterer Gemütsſtimmung befunden habe. Die Erinnerung an längſt vergangene Zeiten iſt bei alten Leuten bekanntlich eine lebhafte, und bei mir hat ſie ſich auch für unlängſt Geſchehenes gut erhalten. Deshalb werde ich in der Geſchichte meiner Vergangenheit mich in der Aufdeckung des Gärungsprozeſſes und der im Verlauf meines Lebens in meinem ſittlichen und intellektuellen Leben vorgegangenen Umwälzungen nicht gerade ſehr behindert fühlen. Schwerer aber wird es für mich ſein, zu entſcheiden, wie weit ich mir ſelbſt gegenüber völlig aufrichtig zu ſein vermag. Das iſt nicht ſo leicht, wie es ſcheint. Es gibt Ereigniſſe im Leben, deren hauptſächlichſte und verborgene Motive man nur bei völliger Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt aufzudecken vermag; inzwiſchen aber kann man gerade bei ſolchen Ereigniſſen gar nicht recht feſtſtellen, ob man wirklich gegen ſich aufrichtig iſt oder nicht. Es gibt Motive, die ſo tief im verborgenſten Grunde unſres Ich ſtecken, daß man ſie, ſo ſehr man es auch wollen möge, doch auf keine Weiſe an die Oberfläche der Seele heraufzuziehen vermag; ſtatt ihrer erſcheinen andre, die ſich nach außen hin wohl beſſer präſentieren mögen, bei deren Vorbringung man aber fühlt, doß dort irgendwo in der Tiefe der Seele ſich ſcheu und zäh zurückhaltend ein andres Motiv birgt, von unklaren Formen und, was die Hauptſache iſt, ohne jegliche Aehnlichkeit mit dem zu Tage geförderten. Und das geſchieht keineswegs in den Fällen, wo Klugheit und Vorſicht es nicht erlaubten, andern gegenüber aufrichtig zu

ſein. Nein, ich behaupte, daß die Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt unverhältnismäßig viel ſchwerer iſt, vielleicht deshalb, weil man ihrer gewöhnlich nicht in alltäglichen, gewöhnlichen, ſondern in mehr oder weniger kritiſchen und ernſten Verhältniſſen benötigt. Auch das kommt vor, daß man wirklich nicht entſcheiden kann, was die Urſache für dieſe oder jene Handlung geweſen, und noch ſchwerer fällt es, feſtzuſtellen, warum man damals bei der betreffenden Handlung dieſer und keiner andern Anſicht gefolgt iſt. Die Analyſe der Handlungen des eigenen Ichs als ſolche erfordert viel Erfahrung und Uebung. Schwerlich erlangt jemand, der ſich vielfach in der Analyſe fremder Handlungen, Gefühle und Gedanken geübt hat, durch eben dieſe Uebung ſchon die Fähigkeit, auch an ſich ſelbſt tadelloſe Analyſen anſtellen zu können.

Ueberhaupt bleibt es für mich noch eine offene Frage, ob es eine normale Erſcheinung iſt, ſich ſelbſt zu analyſieren. Ein, was man, glaube ich, ſo nennt, einheitlicher Menſch lebt, denkt und handelt, ohne ſein Ich weiter zu analyſieren. Er iſt ſo eingerichtet und hat ſich ſelbſt, ich möchte ſagen ſo eingerichtet, daß ſeine Gedanken und Handlungen nach ſeiner eigenen Ueberzeugung gerade ſo ſein müſſen, wie ſie wirklich ſind, und nicht anders. Den pſychiſchen Prozeß in ſolch einem Menſchen kann man mit einem ein für allemal für die ganze Dauer ſeiner Exiſtenz aufgezogenen Uhrmechanismus vergleichen. Der Pendel geht regelrecht, takt- und gleichmäßig. Solch einen Mechanismus zu öffnen und zu betrachten liegt gar keine Veranlaſſung vor. Das von mir früher erwähnte geiſtige Fakirtum aber iſt andrer Art. Man wird kaum irre gehen, wenn man es ein pathologiſches Produkt nennt, wenngleich ſich auch aus ihm die tiefſinnige Lehre des Weiſen über die Selbſterkenntnis (natürlich vermittelſt der Beobachtung und des Studiums) entwickelt hat, nämlich das bekannte γνῶθι σεαυτόν.

Will man ſich von dieſer Lehre leiten laſſen, ſo muß man dem teuren Streben nach innerer Einheitlichkeit entſagen; Zerriſſenheit und Zwieſpaltigkeit werden unvermeidlich; der Kampf des beobachteten und des beobachtenden Elementes wird unumgänglich notwendig, wenn unſer Ich zu gleicher Zeit Objekt und Subjekt wird. So klage nun auch ich mich dieſer Zwieſpältigkeit an, obſchon ſie eine vielleicht nicht unwichtige Rolle in meiner Selbſterziehung und der durch ſie erlangten Selbſtbeherrſchung geſpielt hat; ohne dieſe Zwieſpältigkeit, d. h. ohne dieſe Beobachtung und Analyſe meiner ſelbſt wäre ich vielleicht bei weitem ſchlechter, als ich mich gegenwärtig halte. Doch war ſie zuweilen ein größeres Hindernis für meine praktiſche

Thätigkeit und förderte die Entwickelung des Widerſpruchs- und Oppoſitionsgeiſtes. Dieſer Oppoſitionsgeiſt fand ſeinen ebenſo ſtarken Ausdruck in der Analyſe meiner eigenen, wie in der fremder Meinungen und Handlungen.

Seit langer Zeit ſchon kann ich nichts betrachten und mir von nichts meine Ueberzeugung ſo bilden, daß ich dabei einſeitig verführe; unwillkürlich betrachte ich jeden für mich neuen Gegenſtand alsbald auch von der meiner augenblicklichen Betrachtung entgegengeſetzten Seite. Kein Wunder, da ich von Geburt an mit einem Auge (dem linken) geſchielt habe. Dieſe Vielſeitigkeit in der Betrachtung der Dinge, die ja bis zu einem gewiſſen Grade zuträglich iſt, beeinträchtigt jedoch das Handeln, indem es dasſelbe der Zielſtrebigkeit, Raſchheit und Konzentration beraubt. Das habe ich leider zu wiederholtenmalen im Leben erfahren müſſen; dafür hat ſie mich aber vor manchen ſchädlichen Verirrungen bewahrt, indem ſie mir alsbald die ſchlimme Seite deſſen vor Augen ſtellte, was mich zu jener einſeitigen Verirrung verlocken wollte. Unzweifelhaften Nutzen hat ſie mir in chroniſchen Fällen gebracht, wenn ich genug Zeit hatte, bevor ich mich zum Handeln entſchloß, den betreffenden Gegenſtand einer genauen Unterſuchung und Erwägung von den entgegengeſetzteſten Geſichtspunkten zu unterziehen.

Seltſam und nicht recht verſtändlich iſt die Eigenſchaft unſres Ich, ſich teilen zu können. Uebrigens weiß ich nicht mit Beſtimmtheit, ob wirklich unſer perſönliches Ich oder irgend etwas andres in uns dieſe ſeltſame Fähigkeit beſitzt. Ich weiß nur aus Erfahrung, daß verſchiedene Gemütsſtimmungen (wie z. B. eine heitere oder eine traurige) mich höchſt ſelten völlig erfaßt haben; faſt immer lag die Sache ſo, daß gleichſam mein eines Ich heiter war, während mein andres, gleichzeitig trübe geſtimmt, die Urſache der Heiterkeit des erſten analyſierte. Bei Ausbrüchen der Leidenſchaft aber hing alles von deren Grad ab; das von der Leidenſchaft fortgeriſſene Ich brachte raſch ſeine Beweggründe vor, das andre, retardirende, ebenſo raſch die ſeinen, und die leidenſchaftliche Wallung gewann die Oberhand und veranlaßte mich zum Handeln nur dann, wenn ſeine Beweggründe ſich noch irgend einem dritten Ich als triftiger und durchſchlagender darſtellten. Für den Pſychologen iſt das natürlich alles Schnick-Schnack. Das Ich iſt in jedem Individuum einheitlich und ungeteilt. Die Empfindung, als ob in mir zwei oder mehrere entgegengeſetzte Ichs thätig wären, iſt nur eine Illuſion. Seit der Zeit, wo wir ein Bewußtſein von uns ſelbſt haben und bis ans Ende unſrer Tage empfinden wir deutlich die Einheit und Einheit-

lichkeit unſres Ichs, ſo ſehr wir uns auch im Verlaufe unſres Lebens nach Charakter, Gewohnheiten, Lebensführung u. ſ. w. verändern mögen. Wir fühlen die mit uns vorgehenden Veränderungen, aber gleichzeitig haben wir doch das Bewußtſein, daß dieſe Veränderungen uns nicht zu etwas andrem gemacht haben, als eben wir ſind.

16.

Vom 22. bis 27. Februar (1880). Die Temperatur ſchwankte in dieſen Tagen zwiſchen —5° und +6° R. Vom 22. bis zum 25. hatten wir faſt gar keinen Froſt; einmal Schnee mit Schneetreiben, das aber bald aufhörte. Am 25. und 26. ſtarker Nordnordweſtmarez, die Temperatur ſank von 0 auf —5 R.; dabei war es klar und ſonnig. Heute ein etwas ſchwächerer Nordweſtwind und tagsüber +2 bis 3° R. Nachts hatten wir 0°. Klar Wetter. Die ganze Zeit über führen wir Dünger; über zehn Morgen ſind ſchon bedüngt. Weizen, den ich für anderthalb Rubel das Pud verkauft habe, expedieren wir jetzt, aber nur ganz allmählich.

Ja, unſer Ich iſt einheitlich, ungeteilt und identiſch mit ſich im Verlauf unſres ganzen Lebens. Nur Wahnſinnige, und auch die wohl nicht ohne Ausnahme, werden ſich vermutlich der Identität ihres gegenwärtigen Ichs mit dem früheren nicht bewußt. Woher kommt nun die Illuſion, die uns vorſtellt, wir könnten gleichzeitig nicht nur verſchiedene, ſondern auch einander entgegengeſetzte Gedanken und Empfindungen haben, indem wir eine Empfindung durch eine andre paralyſierten und einen Gedanken durch einen andern aufhöben?

Erſtens täuſchen wir uns in der Zeit; zwiſchen einer Empfindung und einer andern, einem Gedanken und einem andern gibt es immer einen gewiſſen Zwiſchenzeitraum, wie kurz er auch immer ſein und wie unbedeutend er auch immer uns erſcheinen möge.

Zweitens ſteht die Illuſion damit in Zuſammenhang, daß unſer Ich im ſtande iſt, zu gleicher Zeit ſozuſagen mehrere Organe zu berühren, welche verſchiedene Funktionen haben, und überdies iſt unſer Ich ſchon an und für ſich gleichſam aus verſchiedenen Empfindungen zuſammengewebt.

Was iſt es denn aber, dieſes vielbeſprochene Ich? Ein perſönliches Fürwort? Oder gleichfalls nur eine Illuſion? Ich glaube,

man muß zwiſchen zwei Formen des Ichs unterſcheiden. Seine eine Form iſt nicht mehr als die Empfindung des perſönlichen Seins, wie ſie jedem Einzelweſen des Tierreichs eigen iſt. In der andern Form treffen wir gleichzeitig mit dieſer Empfindung auch noch einen mehr oder weniger klaren Begriff von ihr, d. h. von unſrer Perſönlichkeit. Und dieſes bewußte Verſtändnis von der uns innewohnenden Empfindung des Seins, d. h. von unſrer Perſönlichkeit, iſt eben unſer menſchliches Ich, welches in einem Wort durch das Perſonalpronomen, und zwar bei Erwachſenen in der erſten, bei Kindern in der dritten Perſon ausgedrückt wird. Auch die Tiere drücken die Empfindung ihres Daſeins durch Laute aus, doch findet dieſe Empfindung immer gleichzeitig mit irgend einem Antriebe, dem Gefühl der Luſt oder des Schmerzes, ſeinen Ausdruck.

Unſer Ich kann man betreffs ſeiner Beziehungen zu verſchiedenen pſychiſchen Fähigkeiten mit einem Muſikanten vergleichen, welcher gleichzeitig auf mehreren Inſtrumenten ſpielt; indem er ſie vermöge verſchiedentlicher Körperbewegungen berührt, weiß er uns melodiſche Konzerte zu Gehör zu bringen. So beſitzt denn auch unſer aus den verſchiedenſten Empfindungen gewirktes Ich die Fähigkeit, zu gleicher Zeit die Elemente verſchiedener Teile des Gehirns leicht berühren und pſychiſche Funktionen hervorrufen zu können, wobei es die Thätigkeit dieſer Organe zum Uniſono abſtimmt, zuweilen aber auch eine für ſich ſelbſt wie für andre unerträgliche Kakophonie verübt. Wie ſehr auch die verſchiedenen ſeeliſchen Funktionen nach den verſchiedenen Teilen des Gehirns lokaliſiert ſein mögen, die Empfindung und der Begriff des Seins, d. h. unſer Ich kann nicht lokaliſiert werden. Um, ohne die Geſetze der Harmonie zu verletzen, über irgend ein Gedankenthema zu ſpielen, muß es gleichzeitig ſowohl die organiſchen Elemente, welche die Spuren der äußeren Eindrücke an ſich bewahren (d. h. das Gedächtnis) als auch die Gehirnwindungen, welche als Organ der Rede dienen, als auch endlich die von den Herren Lokaliſatoren noch nicht gefundenen Organe der Phantaſie und des Verſtandes berühren. Das iſt deshalb notwendig, weil wir nicht denken und urteilen können, ohne auch gleichzeitig unſer Gedächtnis, unſre Ueberlegungs- und unſre Einbildungskraft in Thätigkeit zu ſetzen. Aus dieſer Fähigkeit unſres Ichs gleichzeitig oder abwechſelnd mit den allerkürzeſten Intervallen, und ohne dabei ſeine Einheit zu gefährden (ohne ſich zu teilen), verſchiedene Organe der Empfindungen und verſchiedene ſeeliſche Fähigkeiten in Thätigkeit zu ſetzen, erkläre ich mir auch ſeine anſcheinende Doppelnatur, die in einem Briefe des Apoſtels Paulus ſo gut er-

klärt worden iſt. Nicht nur zwiſchen dem Wünſchen (Wollen) und dem Handeln, wie der Apoſtel bemerkt, ſondern auch zwiſchen den urſprünglichen Keimen unſrer Gedanken, Gefühle und Wünſche laſſen ſich an uns unſchwer Widerſpruch und Zwieſpältigkeit bemerken.

Noch neulich, vor einigen Tagen, war ich ärgerlicher Gemütsſtimmung (nach einem heftigen Anfall von Darmkatarrh), hörte aber doch trotz allen meinen Mißmuts nicht auf, zu beobachten, wie gleichzeitig damit, daß Verdruß und Mißmut über gewiſſe Perſonen mir das Herz beſchwerten, ſich doch im Keime bereits Gedanken in mir regten, welche jene zu entſchuldigen geeignet waren; ich war bereit, ſie gleichzeitig zu ſchmälen und zu entſchuldigen und mich ſelbſt der Ungerechtigkeit zu bezichtigen. Hieß das nicht ſo viel, als daß mein Ich in die Flut unſauberer Empfindungen untertauchte, die von einem verſtimmten Organ (dem Darmkanal) meiner Einbildungskraft zugeführt worden waren, freilich aber noch nicht ſo tief, um in ihr ganz zu verſinken, denn Gedächtnis (mit einigen angenehmen Erinnerungen) und Verſtand waren völlig unthätig geblieben.

Was eigentlich unſer Ich ohne Empfindungen iſt (wie ich ſchon erwähnt habe, iſt es aus ihnen zuſammengeſetzt), ignoro et ignorabo. Wir Aerzte und Naturforſcher, die wir uns von Jugend auf der thätſächlichen Erforſchung lebender und toter Organismen und Organe gewidmet haben, gewöhnen uns ſo ſehr an das beſtändig vor uns und in unſern Händen befindliche, mit organiſchen Elementen in engem Zuſammenhang ſtehende Leben, daß wir dasſelbe unwillkürlich nicht als Folge, ſondern als Urſache anſehen. Durch einen Stich auf eine beſtimmte Stelle im verlängerten Mark können wir augenblicklich auch das an Kräften und Geſundheit reichſte Leben zum Stillſtand bringen. Darf man es uns da wohl zum Vorwurf machen, wenn wir zu dem Schluß gelangen, daß das Leben, ähnlich dem Mechanismus einer Uhr, bei der Beſchädigung der Feder ſtille ſtehen muß? Iſt der Schluß nicht ganz natürlich, daß unſer Leben nicht mehr iſt, als eine durch den organiſchen Mechanismus regulierte Bewegung? Der Schlüſſel zu dieſem Mechanismus befindet ſich an eben jener Stelle des verlängerten Marks, die man eben deshalb Lebensknoten, noeud vital, nennen ſoll.

Bei unſrem Erſcheinen auf der Welt bringt er die Maſchine in Gang; die erſte Kraftäußerung des Mechanismus iſt die Atmungsbewegung. Wenn wir die Bezeichnung „äußere Welt“ für den menſchlichen Embryo nicht auf die denſelben neun Monate lang einſchließende Gebärmutter anwenden wollen, ſo beſteht ſeine erſte Berührung mit der äußeren Welt in der Bewegung des Bruſtkaſtens.

Was kann nun für uns unſer Ich ohne Empfindungen und ohne Zuſammenhang mit den die Empfindungen vermittelnden und empfangenden Organen ſein? Beweiſen denn ſorgfältige Studien der organiſchen Natur etwa nicht, daß in der organiſchen Welt eben dieſelben Kräfte und Geſetze wirken, wie in der unorganiſchen, und ſind wir nicht im Recht, daraus den Schluß zu ziehen, daß alles, was wir im tieriſchen Organismus beobachten, in denſelben Beziehungen, wie bei den anorganiſchen Körpern zu den Eigenſchaften und Funktionen der materiellen Elemente ſtehe, welche ſeine Teile und Organe bilden?

17.

Vom 29. Februar bis zum 1. März (1880). Nach einem mit ſchwachen Nachtfröſten abwechſelnden Tauwetter ſetzt plötzlich bei Neumond (28. Februar) ein kalter Nordweſt ein, und ſank geſtern (29.) die Temperatur bis auf — 7° R. mit furchtbarem Schneeſturm (das war ein Orkan, der nach Zeitungsnachrichten von Oſten gekommen iſt und in den öſtlichen Steppengouvernements ſchlimm gehauſt hat). Heute aber haben wir freilich klares Wetter, aber doch Froſt von 10° R. mit kaltem heftigem Nordweſt. Gott ſei Dank, daß unſre Saaten noch von Schnee bedeckt ſind. Wie verſchwindet dieſer aber eigentlich? Eigentliches Tauwetter haben wir noch gar nicht gehabt; keinmal ſind noch die Frühlingsgewäſſer vom Gebirge herabgekommen, keinmal noch iſt die Temperatur über + 6° R. geſtiegen (übrigens das auch nur am Tage) und doch ſchwindet der Schnee augenſcheinlich zuſammen; ſtellenweiſe auf den Wegen und den ſchon im Herbſt aufgepflügten Stoppelfeldern iſt nichts mehr von ihm zu ſehen; die Erde taut unter ihm nur zeitweilig und auch das nur bis auf zwei Linien auf; folglich kann er beim Schmelzen nicht tief in die Erde eindringen; größere Waſſerlachen und Bächlein ſind nicht zu ſehen; ſchwerlich konnte der Schnee auch bei der freilich klaren und ſonnigen, aber doch immerhin kühlen Witterung ſich in Waſſerdünſten beſonders verflüchtigen; er war locker und ſank bei dem geringſten Tauwetter in ſich zuſammen; wahrſcheinlich hat er ſich jetzt in feſterer Schicht geſackt.

Für meine Wißbegierde und meinen Beutel wäre es mir gleich intereſſant, zu wiſſen, was im heurigen Frühling mit den Winter-

ſaaten werden wird. Noch iſt nichts davon zu merken, daß die Säfte in den Bäumen ſich regten, und ſo braucht man die Hoffnung noch nicht aufzugeben, daß der ſpäte Froſt ihnen nicht allzuviel ſchaden werde.

* *
*

Ja, dem wiſſenſchaftlichen Empiriker fällt es bei ſeiner induktiven Forſchungsmethode ſchwer, die Illuſion zu vermeiden, welche ihm die Exiſtenz eines bewußten, denkenden Lebens außerhalb des Organismus und ohne die die Empfindungen erregenden Organe als unmöglich darſtellt. Inzwiſchen aber gründet ſich dieſe Illuſion auf einer, wenngleich anziehenden und anſcheinend unſtreitigen, ſo doch oberflächlichen und einſeitigen Anſicht von den individuellen Aeußerungen des Lebens.

Das in uns lebende, empfindende und die Empfindung begrifflich erfaſſende Prinzip kann nicht ſelbſt ein Organ, d. h. ein Objekt ſein: ſeiner ganzen Weſenheit nach muß es ein Subjekt ſein, d. h. ein vom Organ geſondertes Weſen; das darf man natürlich nicht in grob-materiellem Sinn verſtehen, denn natürlich beſitzt es nicht die uns bekannten und unſren Sinnen zugänglichen Eigenſchaften der organiſchen Weſen. In engem Zuſammenhang ſteht es mit den organiſchen Elementen, denn wäre das nicht der Fall, ſo wären damit ſeine ſinnlichen Aeußerungen für uns unmöglich geworden; mit der Zerſtörung dieſes Zuſammenhangs aber hört es auf, Objekt, d. h. Gegenſtand der Erforſchung durch die Sinne zu ſein. Wird es aber je irgend jemand gelingen, ſich die Möglichkeit *der* Empfindung vorzuſtellen, das Empfundene begrifflich klar zu erfaſſen, d. h. zu denken, ohne dabei gleichzeitig ſich ſeiner ſelbſt bewußt zu werden, d. h. ohne für ſich Subjekt zu ſein?

Indem wir den Zuſammenhang dieſes ſubjektiven, ſich empfindenden und ſeiner ſelbſt bewußt werdenden Prinzips mit den organiſchen Elementen ſtören oder aufheben, vernichten wir nur deſſen objektiv-individuelle Aeußerung, und folglich auch die des Lebens, nicht aber das Lebensprinzip ſelbſt. Wie weit aber dieſes Prinzip auch nach der Löſung ſeines organiſchen Zuſammenhanges noch ſeinen Individualismus, ſein ſozuſagen individuelles Ausſehen zu bewahren vermag, das iſt eine andre, ihrem Inhalte nach nicht weniger tiefe Frage, über die ich ſpäter meine perſönliche Anſchauung vorbringen werde.

* *
*

In der modernen Wiſſenſchaft hat indes eine Anſicht an Boden gewonnen, welche dem Anſcheine nach der Meinung widerſpricht, daß die Empfindung und das Denken immer bewußt ſein müßten. In der That, nach vielen Thatſachen zu urteilen, kann man nicht umhin, in gewiſſen Fällen unbewußte Empfindungen und Denkvorgänge anzunehmen. Eine weſentliche Unterſcheidung zwiſchen dieſen Formen der Empfindungen und Gedanken und den entſprechenden bewußten durchzuführen und feſtzuſtellen, iſt nicht immer möglich. Hier die bezüglichen Thatſachen. Sicherlich empfindet der Organismus des Embryo in unbewußter Weiſe; der größere Teil der Reflexbewegungen iſt auf unbewußten Empfindungen begründet, welche auf die Bewegungsnerven übertragen werden. Ohne Zweifel vermitteln die inneren Organe von ſich aus Empfindungen verſchiedener Art, dieſe ſind aber unbewußt und treten gewöhnlich nur in Reflexbewegungen zu Tage. Die uns durch die Sinne und beſonders durch den Geſichtsſinn aus der äußeren Welt zugeführten Eindrücke bringen in uns nur unter Beihilfe des durch die Erfahrung erworbenen unbewußten Denkens richtige Vorſtellungen von den Dingen hervor. Viele Körperbewegungen gehen gleichfalls unbewußt vor ſich. In allen dieſen Erſcheinungen aber darf man unter der Bezeichnung „unbewußte Empfindung" und „unbewußten Denkens" zunächſt allein die organiſche Empfänglichkeit oder die Befähigung der Gewebe zur Erregung verſtehen; man könnte das vielleicht angemeſſenere „Empfindungsfähigkeit" benennen, denn ohne dieſe wäre das Gewebe weder im ſtande, ſich durch einen äußeren Antrieb erregen zu laſſen, noch denſelben den Zentralorganen zur Erregung der Reflexbewegung zuzuleiten; ſodann wirkt eine ganze Reihe von organiſchen Empfindungen, welche von den inneren Organen ausgehen, obſchon ſie uns nicht ſo klar und beſtimmt wie die von den Sinnen zugeführten äußeren Eindrücke zum Bewußtſein kommen, gleichwohl auf letzteres in indirekter Weiſe ein, indem ſie bald die Phantaſie, bald die natürlichen Triebe, bald Aeußerungen von Leidenſchaften wachrufen, und ferner auch auf andre unbeſtimmte Weiſe uns an ſich gemahnen; daher darf man dieſe Empfindungen nicht als völlig unbewußt bezeichnen; drittens endlich ſind viele völlig bewußte Empfindungen zuweilen von ſo kurzer Zeitdauer, daß ſie ſofort aus dem Kreiſe unſres bewußten Thuns verſchwinden und vom Gedächtnis nicht bewahrt werden; zuweilen aber bei einſeitiger und auf einen Gegenſtand konzentrierter Aufmerkſamkeit werden ſie entweder gar nicht bemerkt, oder bringen doch nur zeitweilig bis zu unſrem Bewußtſein vor; z. B. kommt der Harn- und Stuhldrang bei angeſtrengter

geiſtiger und ſonſtiger Beſchäftigung lange Zeit nicht zum Bewußtſein, oder wird einem doch nur zeitweilig bewußt, trotz der Ausdehnung der Harnblaſe und des Maſtdarmes.

Was aber das unbewußte Denken betrifft, ohne welches man viele Erſcheinungen in den Funktionen unſrer Sinne, z. B. die Abſchätzung von Entfernungen nach dem Augenmaß, die richtige Vorſtellung von einem von verſchiedenen Seiten mit beiden Augen geſehenen Gegenſtande, die Perſpektive u. ſ. w. ſich gar nicht erklären könnte, ſo iſt auch hier in vielen Fällen, was uns als unbewußt erſcheinen will, nur eine Folge der Gewohnheit und der Erfahrung; was von uns im Anfang unſres Lebens in bewußter Erfahrung allmählich angeeignet worden iſt, das erſcheint uns in der Folge, nachdem es uns einmal gewohnt und bekannt geworden, als unbewußt, und wir genießen hernach die Früchte dieſes Wiſſens, ohne uns darüber bewußt zu werden, daß wir über dasſelbe nur dank lang andauernder Erfahrung verfügen. Es iſt kein Wunder, wenn auf dieſe Weiſe ein für uns gewöhnlich und alltäglich gewordenes Urteil in der Folge von uns gar nicht mehr als Urteil aufgefaßt wird, uns vielmehr als etwas ganz Augenſcheinliches und Sinnenfälliges erſcheinen will, das nicht die geringſte Fähigkeit des Denkens verlange. Daß zweimal zwei vier ſei, gilt gewöhnlich ſchon nicht mehr für ein Urteil; es erſcheint uns ebenſowenig auffällig, wie ein vor uns ſtehender Tiſch oder Stuhl, welche doch auch, um eine richtige Vorſtellung in uns hervorzurufen, einſtmals eine ebenſolche geiſtige Thätigkeit von uns beanſprucht haben, wie das $2 \times 2 = 4$. Außerdem muß man bedenken, daß völlig bewußte Gedanken ſowohl wie Empfindungen zuweilen nur ſehr kurze Zeit hindurch derart bleiben; zuweilen ſind die Gedankenblitze in unſrem Bewußtſein ſo kurz, daß man ſie ohne Uebertreibung mit dem Aufflammen der atmoſphäriſchen Blitze vergleichen kann; ungeachtet ihrer geringen Dauer aber bleiben viele von ihnen, wenngleich auch unbemerkt, in unſrem Gedächtnis haften, um uns ſodann zu entſprechenden Handlungen anzuregen; in ſolchem Falle können ſowohl dieſe Handlungen als auch die zu ihnen den Anſtoß gebenden Gedanken uns als unbewußt erſcheinen. Zuweilen aber bemerkt die in die Beſchäftigung mit irgend einem Gegenſtande verſunkene Aufmerkſamkeit rein gar nichts weder von dem Vorſichgehen dieſer Handlung, noch von den dieſelben leitenden Gedanken, auch wenn beide gar nicht unbewußt ſind. Ueberhaupt iſt zur exakten Entſcheidung der Frage über die Bewußtheit reſp. Unbewußtheit unſrer Empfindungen, Gedanken und Urteile das Vermögen unbedingt notwendig, unſer ſubjektives Ich

in ein Objekt beſtändiger und ununterbrochener Beobachtung eben dieſes Subjektes durch ſich ſelbſt umzuſetzen.

Aber ſolch eine angeſpannte und einſeitige Thätigkeit unſrer Aufmerkſamkeit in der Betrachtung deſſen, was in uns bewußt und unbewußt iſt, iſt augenſcheinlich ſo anormal, daß auch die Reſultate ſolch einer Beobachtung weder als glaubwürdig-authentiſch, noch als leicht kontrollierbar erſcheinen können. Man ſagt, daß Johannes Müller infolge angeſtrengter Beobachtungen an ſich ſelbſt faſt den Verſtand verloren habe; er wollte den Moment des Uebergangs vom Wachen zum Schlaf an ſich abpaſſen und feſtſtellen, d. h. den Uebergang vom Bewußtſein zur Bewußtloſigkeit an ſich gedanklich fixieren. Wir können trotz aller unſrer Anſtrengungen, unſer ſubjektives individuelles Leben möglichſt genau zu beſtimmen, doch nicht aus dem Zauberkreiſe hinauskommen. In allgemeinen Zügen iſt es ja für die ganze Menſchheit identiſch und hat viele Züge auch mit dem Subjektivismus andrer Vertreter des Tierreichs gemein. Aber dieſe Aehnlichkeit tritt objektiv nur in drei Formen in die Erſcheinung: in der Stimme (dem Laute), dem Worte (artikulierten Lauten) und der Bewegung (direkter und reflektoriſcher). Alle unſre Beobachtungen und Erfahrungen betreffs der Aeußerungen des ſubjektiven, individuellen Lebens im Menſchen und in den Tieren haben keine andern Kriterien. Wenn aber ſie alle, ungeachtet der dank ihnen gewonnenen bedeutſamen Kenntniſſe, unzuverläſſig, zweifelhaft und doppeldeutig ſind, ſo ſind diejenigen von unſern Kenntniſſen noch weniger ſolide, welche wir durch rein ſubjektive Beobachtungen gewonnen haben.

* * *

1. bis 3. März (1880). Die ganze Zeit über wehte ein kalter Nordweſt; Froſt von 4—5°, nachts von 10—12°, heute (3. März) iſt's wärmer und ſtiller (—1°).

Heute habe ich zufällig von einer Nichtswürdigkeit gehört, wie ſie wohl ausſchließlich gemeinen Bedientenſeelen eigen iſt. Faſt ſeit ſeiner Kindheit dient bei uns im Hofgeſinde, von ſeinem Vater, der Soldat iſt, bei uns zurückgelaſſen, Maxim. Dieſer Menſch dankt uns ſein verhältnismäßig ganz ſtattliches Vermögen (an die zweitauſend Rubel), und hat ſich für das bei uns verdiente Geld ein Haus und ein Stück Land gekauft; nun erweiſt ſich's, daß der ſchlechte und heimtückiſche Kerl, welcher in meiner Gegenwart unſern Kater Moſchka, von dem er weiß, daß ich ihn ſehr gern habe, beſtändig liebkoſt, denſelben hinter meinem Rücken aufs erbärmlichſte

nur deswegen prügelt, weil jener, und nicht er ſelbſt, Maxim, nach dem Mittageſſen die Knochen vom Braten bekommt.

Heuchelei mit Grauſamkeit und Neid einem Tier gegenüber verbunden — ſo weit führt den Menſchen knechtſelig bedientenhafte Geſinnung, und dazu noch ohne jedes tiefer liegende Motiv. Ganz unnütze Verſtellung, da ich, wie Maxim weiß, ſchmeichleriſches Benehmen nicht leide! Dazu die kalte, zweckloſe, höhniſche Grauſamkeit in ſeiner Leidenſchaftlichkeit. Endlich ein ganz grundloſer Neid, da er ſowohl von ſeiner eigenen, wie auch von unſrer Mahlzeit immer ſatt wird; und dabei Neid auf eine Katze! Gemein bis zum Ekel, und um ſo widerwärtiger, als man in ſolchen Erſcheinungen die Erniedrigung der uns allen gemeinſamen menſchlichen Würde erkennt, von der ſo viel geſprochen und zu deren Aufrechterhaltung ſo wenig gethan wird.

* * *

War ich nun nicht im Recht, aus dem vorher angeführten den Schluß zu ziehen, daß wir uns bezüglich unſrer ſubjektiven Individualität wirklich in einem Zauberkreiſe befinden? Einerſeits ſind die objektiven Kriterien für deren Erforſchung (Stimme, Wort, Bewegung) unverläßlich, nicht klar beſtimmt und doppeldeutig, andrerſeits aber ſind die ſubjektiven ſo anormal, daß, wenn wir unſer Bewußtſein und unſer Denken zur Unterſuchung eben des Bewußtſeins und Gedankens gebrauchen wollen, wir beider verluſtig zu gehen Gefahr laufen. In der That, wer will für die Klarheit und Normalität des Denkens bei einem Beobachter bürgen, welcher ſeine ganze Aufmerkſamkeit und ſein ganzes Denken ununterbrochen z. B. darauf richtet, den Anfang und weiteren Verlauf des Gedankens im Bewußtſein zu verfolgen? Wer will dafür bürgen, daß das Beobachtete wirklich im Unterſuchten und nicht viel mehr im Unterſuchenden vor ſich gegangen iſt? Wer will auch für das richtige Verſtändnis der ſubjektiven Erſcheinungen unſrerſeits bürgen, Erſcheinungen, welche in ſo objektiven Anzeichen zu Tage treten, als es die von einem Tier bei einer Schmerzempfindung ausgeſtoßenen Laute, oder die durch Reflexe hervorgerufenen Bewegungen oder Erklärungen verſchiedenartiger Empfindungen durch Worte ſind?

Wenn es ſchon bei ſolcher Selbſtbeobachtung in normalem Zuſtande ſchwer, ja zuweilen unmöglich fällt, die unbewußte Empfindung von der bewußten zu unterſcheiden, ſo iſt es bei objektiven Unterſuchungen (wie z. B. bei Viviſektionen und bei Verſuchen mit durch Chloroform anäſthefierten Objekten) noch bei weitem ſchwieriger, das

Bewußte vom Unbewußten zu unterſcheiden. Bei Viviſektionen und Beobachtungen an kranken oder durch verſchiedene Agentia in anormalen Zuſtand verſetzten Menſchen wird das ſubjektive Element des Lebens infolge der Störung ſeines normalen Zuſammenhanges mit den organiſchen Elementen ſolchen Schwankungen und Erſchütterungen unterzogen, daß letztere notwendigerweiſe auch auf ſeine objektiven Aeußerungen anormal wirkende Einflüſſe ausüben müſſen. Daher muß man die auf Experimenten und Beobachtungen an Tieren und kranken Menſchen gegründeten Urteile über die Natur und die Beſonderheiten des ſubjektiv-individuellen Lebens mit der äußerſten Umſicht, nicht mit jener Leichtfertigkeit vorbringen, welche mich an den von unſern modernen Viviſektoren und Beobachtern gewonnenen Reſultaten ſo ſehr in Verwunderung ſetzt. Noch bei weitem ſchwieriger, anormaler und zweifelhafter wird die Sache, wenn wir es unternehmen, uns über unſer Ich, mit andern Worten, über unſre perſönlich bewußte Lebensempfindung, unſer Denken und überhaupt über das Vorhandenſein des ſubjektiven Prinzips in uns mit allen ſeinen pſychiſchen Eigenſchaften ein Urteil zu bilden. In dieſem Falle beginnt unſer Ich (wofern meine Vergleichung desſelben mit einem gleichzeitig auf mehreren Inſtrumenten ſpielenden Muſikanten richtig iſt), ohne Virtuoſe zu ſein, auf einem dieſer Inſtrumente ausſchließlich zu ſpielen, natürlich nur, um dabei Fiasko zu machen. Unſer ſubjektives Weſen kann und darf ſeiner ganzen Natur nach nicht einſeitig und allzu konzentriert ſein; keine einzige von unſern ſubjektiven Fähigkeiten darf auf Koſten einer andern übermäßig kultiviert werden, zumal nicht in dem Falle, wenn ſchon von Natur eine Fähigkeit in uns unter Beeinträchtigung einer andern beſonders entwickelt iſt; gerade in dieſem Falle muß man eine einſeitige Pflege vor allem zu vermeiden ſuchen. Im gegenſeitigen Falle ſteht uns eins von beiden bevor: entweder wir ſetzen die Welt durch unſern Tiefſinn und unſre Genialität in Erſtaunen, oder aber wir verwandeln uns in einſeitige, beſchränkte und kurzſichtige Monomanen. Erſteres kommt höchſt ſelten vor, letzteres ſehr häufig, jedenfalls viel häufiger, als die Pſychiater das zugeben mögen. Einen weiteren Ausweg gibt es übrigens doch noch — das iſt der Spezialismus, welcher heutzutage auf allen Gebieten des Wiſſens immer mehr und mehr an Boden gewinnt. Die Spezialiſten aber, welche ſich durch wirkliche Verdienſte ausgezeichnet haben, ſind gar nicht auf die einſeitige Pflege irgend einer ihrer geiſtigen Fähigkeiten bedacht geweſen, bevor ſie ſich ihre Spezialität wählten. Nur dieſer vielſeitigen vorherigen Entwickelung ihrer Fähigkeiten verdankten ſie denn auch ihre Erfolge

in der Pflege des von ihnen erwählten Gegenſtandes ihrer Beſchäftigungen; nur auf dieſe Weiſe vermochten ſie es, nachdem ſie ſo ihren Geſichtskreis erweitert hatten, neue Wege zu finden und neue Anſchauungen in ihre Thätigkeitsgebiete hineinzutragen.

18.

4. März (1880). Nachts 7° R. Froſt, am Tage 1° R. Nordweſtmarez.

Heute habe ich einen Brief an Nikolai Chriſtianowitſch B.... in Erwiderung eines Schreibens von ihm abgeſchickt, in welchem er mir mitgeteilt hatte, er gedenke ſeinen Abſchied zu nehmen, weil nach der in Bälde zu erwartenden neuen Univerſitätsordnung die Rektoren weiter nichts zu thun haben würden, als über ihren Gehaltszuſchuß zu quittieren.

Meine Antwort war (wenngleich auch nicht buchſtäblich ſo gefaßt), ich hätte irgend einmal irgendwo geleſen, das Neue in der Welt ſei nichts andres, als nur gehörig vergeſſenes Altes. Ich hätte auch irgendwo in einem kiewſchen Kalender geleſen, daß jährlich im Frühling und Sommer bei uns Rückfälle des Wetters in den Winter vorkämen, Krankheitsrückfälle aber ſeien mir ſeit lange aus eigener Erfahrung bekannt. Kein Wunder daher, wenn auch im Leben der Univerſitäten ſich Rückfälle zu alten, vergeſſenen und überwundenen Zuſtänden antreffen ließen. Heutzutage gilt aber offenbar auch das durchaus noch nicht Vergeſſene als neu, und Winter- und Krankheitsrückfälle ereignen ſich nicht nur in der Natur, ſondern auch in den Geſchicken unſrer Univerſitäten. Bekanntlich loben alte Leute immer die Vergangenheit und ziehen dieſelbe den zeitgenöſſiſchen Zuſtänden vor. Eine Ausnahme davon macht nur, abgeſehen von den Herren Katkow, Ljubimow und Georgijewsky, unſre ältere Generation mit Bezug auf ihre einſtigen Univerſitätsſtudien: hier gedenkt ſie ſicherlich nicht freundlich der noch nicht vergeſſenen alten Zuſtände. Dieſer Umſtand müßte, wie man doch meinen ſollte, die Aufmerkſamkeit der Neuerer auf ſich lenken, welche das Alte wieder aufzufriſchen trachten. Warum das nicht der Fall geweſen iſt, das läßt ſich eben nur durch den Einfluß dieſer eine völlige Sonderſtellung einnehmenden Perſönlichkeiten erklären, welche das Vorurteil wider das Ueberlebte in

ſich zu beſiegen vermocht haben. Das darf uns auch nicht wunder nehmen. . . .

Rückfälle in den Winter, wie ſie im Frühling und Sommer vorzukommen pflegen, bringen den Landwirten Schaden, und Rückfälle von Krankheiten werden den Kranken gefährlich; indes läßt ſich ja aber mit den Kräften der Elemente nicht rechten; dagegen ſollte man aber doch wohl meinen, daß der uns von Gott zu zweckmäßigem Handeln verliehene Verſtand ſich's ernſtlich und nicht einmal nur überlegen müßte, wenn er daran geht, einem Rückfall des Schlechten und ſchlecht vergeſſenen Alten die Bedeutung einer wohlthätigen Neuerung zuzuſprechen. In ſolchem Falle erübrigt uns natürlich nichts andres, als unſern Platz (Rektorat) andern abzutreten und ihnen anheimzuſtellen, dieſen neuen Wein in die entſprechenden neuen Schläuche zu gießen.

19.

5. bis 6. März (1880). Schneegeſtöber und kein Ende. Geſtern (5.) bis zu +2° R.; heute nacht aber Froſt von 20°; das Wetter iſt klar, ſonnig und ſtill.

Geſtern (am 5.) vollzog der Feldſcher Urim in meiner Gegenwart die gerichtliche Obduktion des — Katers Moſchka. Mein Liebling hat in Qualen ſein kurzes Daſein geendet. Man mußte vermuten, daß die Todesurſache in Verletzungen liege, die ihm durch Schläge zugefügt waren, und der Verdacht der Thäterſchaft fiel nach Ausſage des Dienſtmädchens Thereſe auf den heimtückiſchen Maxim. Dieſer wurde gleich ſehr pikiert und begann ſchon aus reiner Beſchränktheit gleich davon zu ſprechen, daß er in dem Falle den Dienſt aufgeben werde, obgleich ihm das zweifellos ſehr unerwünſcht kommen muß. Es galt, ſich darüber Gewißheit zu verſchaffen, ob nicht vielleicht materielle Anzeichen eines Traumas ſeitens Maxims ſich am Leichnam nachweiſen ließen. Die Sektion förderte aber nicht die geringſten Spuren nicht nur einer traumatiſchen Verletzung, ſondern auch überhaupt irgend einer organiſchen Veränderung zu Tage, wenn man von kleinen roſafarbenen Flecken auf der Schleimhaut des Magens abſehen will. Zum Mikroſkop haben wir übrigens, was zur Führung eines genaueren Nachweiſes nötig geweſen wäre, nicht weiter gegriffen.

Und ſo iſt denn mein Moſchka, wie es jedem treuen Unterthan geziemt, „nach Gottes Willen“, d. h. mit andern Worten unerfindlich, weswegen, wozu und woran geſtorben.

Mein armes Tier, du haſt uns in unſrer häuslichen Zurückgezogenheit nicht ſelten ſo manche Freude gemacht, bald mit deinen Sprüngen und Purzelbäumen, bald mit deinem geſetzten und nachdenklichen Weſen, wenn du neben uns auf dem Tiſch ſaßeſt oder dich der Länge nach ausſtreckteſt und in den ruhigſten Schlaf verfielſt, den nur je ein Gerechter geſchlafen hat. Und wie hübſch war deine Stellung, wenn du unter Konzentration all deiner Aufmerkſamkeit auf der Thürſchwelle an der Dielenritze ſaßeſt und einem Mäuslein auflauerteſt! Wie zart, ſeidenweich, warm und angenehm zu befühlen war dein getiegertes Fellchen für die dasſelbe ſtreichelnde Hand! So laß mich denn, da ich gerade nichts anderweitiges zu thun habe, zum Dank für die uns durch dein Daſein gewährte Kurzweil und Zerſtreuung, die Geſchichte deines Lebens, deiner Krankheit und deines Todes, mein armer Moſchka, hier nach dem Gedächtnis niederſchreiben.

Geſchichte der Geburt, des Lebens, des Leidens und des Todes meines treuunterthänigen Katers Moſchka.

Einmal erſchien auf unſerm Gartenbalkon während des Frühſtücks eine unanſehnliche, kleine und magere, graue, ſchwarzgeſtreifte Katze, die zu meiner Verwunderung ſofort aus der Hand zu freſſen begann; bald fand ſie auch den Mut, mir auf die Kniee zu ſpringen. Ihre Viſiten wiederholten ſich nunmehr täglich um die Mittagszeit und hernach verſchwand ſie wieder, aller Wahrſcheinlichkeit nach auf der nahegelegenen Dreſchtenne. Einige Zeit nachher begann ſie bereits in Begleitung ganzer ſechs Stück Jungen zu erſcheinen, die faſt alle dieſelbe Farbe aufwieſen. Anfangs ließ ſie ſie in einiger Entfernung vom Balkon zurück, ſpäter aber begannen alle ſechs nach und nach, zunächſt freilich nicht ohne Furcht und Zagen, auch auf den Balkon zu ſpringen; ſie nahmen Fleiſchſtücke, die man für ſie etwas weiter ab vom Tiſche hingelegt hatte, und begannen hierauf mit jedem Tage näher zu rücken und kühner zu werden; doch hatte nur eins von den ſechs ſchließlich Courage genug, ſich uns ſo weit zu nähern, um das Freſſen unmittelbar aus der Hand zu nehmen; noch ein andres näherte ſich freilich ebenſo weit wie dieſes, konnte ſich aber nie dazu entſchließen, den Biſſen mit dem Munde zu nehmen, ſondern riß denſelben mit ſeinen kleinen Pfötchen, gewandt wie

ein Artiſt, uns aus den Händen; alle übrigen vermochten ihre Furcht, vielleicht aber auch ihren Widerwillen gegen unſre menſchliche Würde nicht zu überwinden; zur Strafe dafür hat ſie das Schickſal vermutlich um die Ehre gebracht, unſre Gehilfen zu werden, uns zu zerſtreuen und unſre häuslichen Vorräte vor Mäuſen zu hüten. Daher iſt mir auch das weitere Schickſal dieſer fünf Weſen unbekannt geblieben; eins von ihnen haben übrigens, glaub' ich, die Hunde totgebiſſen.

Und ſo ward im Verlauf von einigen fünf bis ſechs Monaten die Statiſtik der Katzenſterblichkeit um fünf neue Todesfälle bereichert; aus dieſem freilich ſehr unzulänglichen ſtatiſtiſchen Material ziehe ich den Schluß, daß die Sterblichkeitsziffer minderjähriger Katzen höchſtens nur um ein Weniges hinter der der Bauernkinder zurückſteht, ſogar auch für die Zeitperioden, wo ſie von der Diphtheritis verſchont bleiben. Wie dem auch ſein möge, ſicher iſt, daß gegen Ende des Winters 1878 und gegen Anfang 1879 von den ſieben Katzenweſen (einer Mutter und ſechs Jungen) nur eins am Leben geblieben war, und zwar gerade jenes zutrauliche Ding, welches ſo bald ſchon ſeine Abneigung gegen die Berührung unſrer Hand überwunden, und hernach mit rühmlicher Gewandtheit uns auf den Schoß zu ſpringen, gar freundlich zu ſchnurren, den Rücken zu buckeln und ziemlich ungezwungen ſich anzuſchmeicheln gelernt hatte.

Eine Folge dieſes alle Achtung gebietenden Betragens war, daß wir ſie feierlich Maſchka nannten, da ſie ſich als Perſönlichkeit weiblichen Geſchlechts erwieſen hatte; gleichzeitig mit dieſer Benennung war dem zuthätigen Weſen auch materielle Unterſtützung in Form von nahrhafter Koſt, warmem Quartier im Erdgeſchoß und einigen andern Vergünſtigungen und Douceurs zu teil. Eben dieſe Perſon nun war die Mutter meines Lieblings.

Die Geſchichte ſeiner Geburt iſt in folgender doppelten Hinſicht nicht ohne Intereſſe: erſtens hatte ſeine Mutter, ungeachtet der ihr von uns großmütig verliehenen ſämtlichen Rechte und Privilegien eines Haustiers, augenſcheinlich die Charaktereigentümlichkeiten und Gepflogenheiten ihrer verſtorbenen Mutter (der Großmutter meines Lieblings, die ebenfalls Maſchka hieß, wenngleich ſie ſich auch dieſer Benennung gegenüber nicht ganz ſympathiſch verhielt) nicht ganz von ſich abgeſtreift, und begann deshalb gegen Ende Februar 1879, als ſie ſich guter Hoffnung fühlte, ſich von Hauſe zu entfernen und die Einſamkeit zu ſuchen, die ſonſt ihrer mitteilſamen Natur gar nicht zuſagte; ſodann brachte ſie irgendwo im Garten unter der

Dreſchtenne einige Weſen zur Welt, deren Zahl ich ſtatiſtiſch nicht feſtzuſtellen vermag, da ſie alle, mit Ausnahme eines einzigen, im allerzarteſten Alter einem im Mai 1879 bei uns wütenden ſtarken Platzregen und Sturm zum Opfer fielen; dieſes eine aber, das kaum am Leben geblieben war, brachte die unglückliche Mutter im Maule aus dem Garten in unſer Erdgeſchoß hinüber.

Dieſes kleine Weſen erregte durch ſein dramatiſches Schickſal die allgemeine Teilnahme; als ich aber vernahm, daß die leichtſinnige Mutter dasſelbe bald nach ſeiner Ueberſiedelung ins Erdgeſchoß zu nähren aufgehört habe, da ging meine Teilnahme am Schickſale des Unglücklichen in tiefes Mitleid über und ich kam auf den Gedanken, ihn zum Nachfolger des unglücklichen Waſſjka, unſres früheren Lieblings, zu machen, der vor zwei Jahren in einer ſtürmiſchen Winternacht unter den Zähnen ihm feindlich geſinnter Hunde ſeinen vorzeitigen Untergang gefunden hatte.

Als man das von ſeiner leichtſinnigen Mutter (die mit irgend einem neuen Liebhaber geflohen war) verlaſſene winzige Tierchen zu mir gebracht hatte, ſo kroch es ganz unähnlich ſeinen verſtorbenen Onkeln und Tanten ohne die geringſte Scheu zu mir in den weiten Aermel meines Paletots und krabbelte ſich faſt bis hart an die Schulter vor, ſodann begann es ungeachtet ſeines jugendlichen Alters mit Appetit und ohne beſonders wähleriſch zu ſein, alles zu verſpeiſen, was ihm vorgelegt wurde, mit ſichtlichem Behagen ſich in der Sonne zu wärmen und mit den Pfötchen ſein zierliches Weſen zu treiben, kurz, ſich ſo naiv und ungezwungen zu benehmen, als ob es ſchon längſt ein Mitglied unſres häuslichen Kreiſes geweſen wäre. Da wir das ſahen und ſeine Mutter als endgültig verſchollen betrachten mußten, ſo entſchieden wir uns dahin, das Kleine zu deren geſetzlicher Nachfolgerin zu machen und ihm denſelben erhabenen weiblichen Namen zu verleihen, den die verirrte Mutter ſo unverdientermaßen getragen und kompromittiert hatte. Dergeſtalt wuchs denn das nette Tierchen unter dem Namen Maſchka heran und ward in Bälde unſer aller gemeinſamer Liebling; es war von ungewöhnlich lebhafter und beweglicher Sinnesart; vom frühen Morgen an pflegte es ganze Stunden damit zu verbringen, daß es mit irgend einem Korken, Papierfetzchen, Strickendchen und Knöchelchen, oder was ihm ſonſt wohl in die Tätzchen geraten mochte, umherlief, ſich überſchlug und ſeine wunderlichen Sprünge vollführte; ſein Appetit war ein ausgezeichneter, und obgleich es ſich vorzeitig der Muttermilch hatte entwöhnen müſſen, ſo konnte man es doch bei der Fleiſchkoſt nicht nur nach Tagen, ſondern wohl gar ſchon nach Stun-

den wachſen ſehen. Wenn ich im Sommer des Morgens auf dem Balkon ſaß, hatte ich täglich meinen Spaß mit der Maſchka; in der Hand hielt ich das Ende eines Bindfadens, welcher an einer größeren Papierkugel befeſtigt und durch die Handhabe eines Thürſchlüſſels hindurchgezogen war; wenn ich nun an der Schnur zog, ſo hob und ſenkte ſich das Papier und Maſchka hüpfte, ſprang und haſchte nach der Papierkugel, und wenn es ihr gelang, dieſelbe zu faſſen, ſo zauſte ſie ſie mit einer gewiſſen Wut und Erbitterung mit den Pfoten und Zähnen, indem ſie ſich dabei auf der Diele umherwälzte und aus allen Kräften das glücklich erhaſchte Papier mit den Hinterpfötchen zerkratzte.

Ich muß geſtehen, daß Maſchka gar keine beſondere Erziehung erhielt, ſondern als ein wahres Kind der Natur bei uns aufwuchs. Ich weiß nicht, ob das Geſchlecht dieſes kleinen netten Dinges für uns alle ganz gleichgültig war, oder wir alle nicht neugierig genug ſein mochten — die Thatſache ſteht jedenfalls feſt, daß wir erſt nach zwei Monaten zu unſrer Verwunderung und, wie ich nicht verhehlen will, ſogar zu unſrer Freude von unſerm weiblichen Dienſtperſonal, das ſich aus irgend einem Grunde für dieſe Angelegenheit intereſſieren mußte, den wahren Sachverhalt bezüglich des Geſchlechts unſres Lieblings in Erfahrung brachten. Es erwies ſich nämlich, daß es keine Katze, ſondern ein Kater war. Was war nun zu machen? Konnte man doch einem Kater den weiblichen Namen nicht belaſſen! Andrerſeits aber hatte er ſich bereits an denſelben gewöhnt und hörte ſofort auf den Namen, wenn man ihm „Maſchka, Maſchka“ rief. In dieſer Verlegenheit geriet ich nun auf das Auskunftsmittel, den Namen Maſchka, Gott verzeih mir die Sünde, in das ihm ſo ähnlich lautende Moſchka zu verwandeln, und zwar um ſo mehr, als unſer heranwachſendes Käterlein bei ſeiner Behendigkeit und Anſtelligkeit eine gewiſſe, wenngleich auch entfernte, Aehnlichkeit mit mir bekannten Jüdchen hatte, die von Geburt ab eben dieſen hohen Namen des Gottesmannes Moiſche (Moſes) trugen, der, zu unſrer Schande ſei es geſagt, von den altangeſeſſenen polniſchen Edelleuten hier entſtellt und in das geringſchätzende „Moſchka“ verwandelt worden iſt.

Und ſo iſt denn das Schickſal meines Moſchka in der That ein dramatiſches zu nennen, wenn wir nämlich in Erwägung ziehen, daß er nach ſeiner wunderbaren Errettung vor dem verderblichen Platzregen in allerfrüheſter Jugend in die Geſellſchaft der Menſchen geriet, alsdann von einer grauſamen Mutter der Willkür des Schickſals preisgegeben ward, und ſchließlich, obgleich von Geburt ein

Kater, fälſchlich lange Zeit hindurch für eine Katze gegolten und unverdientermaßen einen weiblichen Namen getragen hat. Sicherlich war es ſomit Schickſalsbeſtimmung, daß er ſich keines einheitlichen und normalen Katzenlebens erfreuen ſollte. Kaum war mein Moſchka von allen als unbeſtrittener Kater anerkannt und hatte er ſo begonnen, eine noch größere Teilnahme für ſich in mir zu erregen, als, weiß der Himmel woher, plötzlich ſeine auf Abwege geratene Mutter erſchien, diesmal in Begleitung ihres temporären Gemahls, der früher ihr leiblicher Bruder geweſen war, und begann, mit dem von ihr einſtmals verräteriſcherweiſe verlaſſenen Sohne wiederum Fühlung zu ſuchen. Moſchka aber begann gleich nach dem erſten Erſcheinen der Mutter ganz ſeltſam auf dieſelbe hinzuſchielen; indes mied er ſie nicht, zankte ſich auch mit ihr nicht, ja fing ſogar nach einiger Zeit zu unſrer Verwunderung an, mit ſolchem Eifer an ihr zu ſaugen, als ob er niemals ſich von der Mutter Milch zu nähren aufgehört hätte. Inzwiſchen nahm aber auch ſein Appetit nach der früheren Fleiſchkoſt durchaus nicht ab; ſo aß er denn für zwei, wuchs raſch heran, ward immer dicker und ſpielte ſchon nicht mehr allein, ſondern ſelbander mit Maſchka, wobei er die erſtaunlichſten und ergötzlichſten Körperbewegungen vollführte, den Rücken aufs unglaublichſte zuſammenkrümmte und den Hals der Mutter während des Spiels mit den Vorderpfoten feſt umfaßte, während er ſie mit den Hinterpfoten auf die wütendſte Weiſe fortzuſtoßen ſuchte. Ungeachtet indes der anſcheinend blühenden Geſundheit und Kraft, ungeachtet auch der heiteren Gemütsverfaſſung meines Moſchka entwickelte ſich an dem Unglücklichen unmerklich eine ganz ſeltſame Krankheit, die ich auch an jungen Hunden beobachtet habe. Es iſt das ein ſpasmatiſches Aſthma, welches periodiſch und plötzlich, ohne jede ſichtliche Urſache, während der Ruhe und des Schlafes aufzutreten pflegt. Das nach fröhlichem Spiel ruhig auf dem Schoß oder dem Bett ſchlafende Tier begann plötzlich röchelnd die Luft in ſich einzuatmen, wobei es mit ſtierem Blick den Kopf in die Höhe richtete. Der Paroxysmus dieſes Aſthmas pflegte nur einige Sekunden zu dauern, war aber nicht ſelten ſo heftiger Art, daß er mit ſofortiger Erſtickung drohte. Nach dem Ende des Anfalls legte ſich das Tier wieder ſo ruhig zum Schlafen zurecht, als ob gar nichts Beſonderes vorgefallen wäre. Aeußere Anzeichen der Krankheit waren gar nicht zu bemerken; doch ſchienen uns freilich zuweilen die Kinnbackendrüſen etwas geſchwollen zu ſein. In der Zwiſchenzeit zwiſchen den einzelnen Paroxysmen wies nichts auf eine Störung der Geſundheit hin.

So kam denn auch der Februar des Jahres 1880 heran. Wie bekannt, iſt das der Wonnemonat für die Katzen, und mein Moſchka, welcher nach einer ungewöhnlichen Verkettung der Umſtände noch vor kurzem an Maſchkas Bruſt geſogen hatte, begann ihr gegenüber einige Anzeichen von durchaus nicht kindlicher Zuneigung an den Tag zu legen. Er ſpielte mit ihr gar nicht mehr nach ſeiner früheren Weiſe, und begann alsbald in ihrer Abweſenheit bekümmert zu werden, melancholiſch zu miauen und nach unten ins Kellergeſchoß zu verlangen, das von Maſchka und den andern Katzen bewohnt war. Nunmehr verſchwand mein Moſchka ſchon auf ganze Tage, erſchien dann bei uns oben müde und hungerig und legte ſich, nachdem er mit Gier gefreſſen hatte, zur Ruhe nieder, um ſo im Schlaf bis unmittelbar zum Abend zu verharren, d. h. der Zeit, welche für Menſchen- ſowohl wie für Katzen-Rendezvous die allergeeignetſte iſt. Aber die Kellerkatzen mochten, wie unſre ehrenwerte Haushälterin Lorchen auf Grund ihrer täglichen Beſuche im Erdgeſchoß bezeugte, ihn aus irgend einem Grunde gar nicht recht leiden; man hätte nun freilich meinen ſollen, daß ſein Aeußeres, welches nach unſrem Urteil ein gar ſtattliches und äußerſt hübſches war, auch dem ſchönen Geſchlechte des Katzenſtammes füglich hätte gefallen müſſen; doch kann man mit größerer Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß ſein ſpasmatiſches Aſthma ſeine Mißerfolge in Liebesabenteuern erklärlich machte, und in der That kann man ſich das Entſetzen und die Indignation der flatterhaften Katzenkoketten vorſtellen, wenn der ihnen die Kur ſchneidende Katzenſtutzer plötzlich und auf dem Höhepunkte ſeiner leidenſchaftlichen Empfindungen den Atem verlor, den Hals weit vorſtreckte und, kaum noch am Leben, ein ſchreckhaftes Röcheln hören ließ; ſo kurz auch dieſe Aſthmaanfälle waren, ſo mußten ſie doch die ſich durch keine beſondere Geiſtesgegenwart auszeichnenden erſchrockenen Schönen in die Flucht treiben. Ungeachtet all der von mir eben beſchriebenen Veränderungen in der äußeren und ſittlichen Lebensführung meines Moſchka war ich doch auf Grund der Erfahrung, daß die Jugend, und insbeſondere die Katzenjugend, ſich nur allzu leicht von ihren Empfindungen fortreißen läßt, und daß das erſte Zutagetreten der geſchlechtlichen Funktionen im Organismus alles auf den Kopf zu ſtellen pflegt, ich war, ſage ich, um die Folgen nicht allzu beſorgt. Der Frühling, welcher alle zur Liebe und das Katzengeſchlecht außerdem auch noch zum Haaren zwingt, darf mit vollem Recht für die kritiſcheſte und perfideſte Jahreszeit gelten und ich erwartete mit Ungeduld ſein Ende. Doch ſtand es offenbar im Schickſalsbuche geſchrieben, daß Moſchka auch ſeine erſte

Hälfte nicht überleben ſollte. Er erkrankte gefährlich, aber nicht an ſeiner früheren Krankheit, dem ſpasmatiſchen Aſthma, ſondern an einer für ihn offenbar neuen, an Erbrechen, und nach zwei Tagen war er nicht mehr.

Um die Zeit dieſer ſeiner gefährlichen Krankheit verbreiteten ſich nun unter meinen Hausgenoſſen unheimliche Gerüchte, Maxim habe ihm auf der Hintertreppe hart mit Schlägen zugeſetzt, und zwar aus Neid darüber, weil er, Maxim, nach dem Mittageſſen nicht die Knochen vom Feldhühnerbraten und einige andre nachgebliebene Delikateſſen bekommen habe. Wir glaubten dieſen Gerüchten, weil wir aus vielfachen Erfahrungen wußten, wie heimtückiſch Maxim war und wie grauſam er in unſrer Abweſenheit mit Tieren umzugehen pflegte. Daher war mir Moſchkas Obduktion nicht nur in wiſſenſchaftlicher, ſondern auch in moraliſch-juridiſcher Beziehung intereſſant. Indes, wie ſehr ich auch wünſchte, die wahre Urſache des rapiden Krankheitsverlaufes und Todes meines Lieblings aufzudecken, ſo ward doch die Wiſſenſchaft nach ſeiner Obduktion um keine neue Errungenſchaft bereichert; nur Maxim erwarb ſich von neuem danach Kredit und moraliſchen Gewinn; daß er Moſchka erbärmlich geprügelt und mit dem Kopf gegen die Erde geſchlagen habe, wie die Denunzintin behauptet hatte, erwies ſich jedenfalls als Verleumdung; nicht die geringſten Anzeichen einer traumatiſchen Verletzung und, ach! ebenſo nicht die geringſten mikroſkopiſchen Anzeichen eines krankhaften Zuſtandes. Somit erübrigt denn nur noch alles auf das Konto des Nervenſyſtems zu ſtellen, und den oberen Kehlnerven und den ganzen Nervus vagus Moſchkas einer Gewaltthat ihm gegenüber anzuklagen, die ihm bei weitem verderblicher als eine traumatiſche Verletzung geworden; dieſe letztere wird ja von Katzen bekanntermaßen ſehr gut vertragen. Warum denn aber gerade dieſen Nerven? Nun deshalb, weil nach Beobachtung einiger modernen Pſychiologen die Reizung des oberen Kehlnerven den Atmungsprozeß aufheben oder behindern kann, und der Hauptſtamm der Kehlnervenverzweigung, der Nervus vagus auch auf die Magenfunktionen einen Einfluß ausübt. Und ſo fand denn mein lieber Moſchka ſeinen Untergang (wahrſcheinlich infolge anormaler Nahrung mit gekochter Fleiſchſpeiſe gleichzeitig mit der Muttermilch) an Zerrüttung ſeines Nervenſyſtems, die noch durch abusus in Venere und die moraliſche Demütigung geſteigert wurde, welche ſeiner Katerwürde durch die leichtfertigen Spöttereien des ſchönen Geſchlechts zugefügt ward.

Welches aber auch immer die Todesurſache dieſes unſchuldigen

Geſchöpfes geweſen ſein mag, das dem Anſchein nach (aber auch nur dem Anſchein nach) ohne Zweck und ohne Grund geboren ward und ſtarb, ſein Verluſt war für mich und meine Frau nicht gleichgültig. Meine Frau weinte, mich aber überkam nur eine leiſe Wehmut, und das ſogar in geringerem Maße als vor jetzt drei Jahren, da ich mein Hündchen Ljäda verlor; an dieſes, an ſeine ausdrucksvollen, ich möchte beinahe ſagen mich menſchlich anblickenden Augen (deren Weißes ſich nicht ganz ſchloß), vermag ich auch jetzt noch nur mit einem Seufzer wehmütiger Trauer zu denken. Dieſe Wehmut, um es mir nur ehrlich zu geſtehen, hat aber doch etwas Herzbeklemmenderes, als die bei der Erinnerung an gewiſſe Bekannte mich überkommende, welche einſt mir nahe geſtanden haben und jetzt bereits geſtorben ſind. „Das iſt ja eine gottesläſterliche Mißgeſtaltung der Gefühle, die der menſchlichen Würde zur Schmach gereicht!“ — ſo wird man vielleicht ausrufen. Zugegeben, was ſoll ich denn aber thun, wenn ich in der Anhänglichkeit Ljädas an mich auch nicht die geringſte Spur von Verſtellung und Perfidie gefunden, wohl aber beides in den Bezeichnungen auch der mir am nächſten ſtehenden Menſchen zu mir angetroffen habe?

Muß doch ein wenig darüber nachdenken, warum wir uns ſo ſehr an Tiere anſchließen können.

20.

Bevor ich mir aber die Zeit zum Nachdenken darüber nehme, will ich hier gleich bemerken, daß zwiſchen dem 6. und 13. März (1880) einige unerwartete Ereigniſſe ſich zugetragen haben.

Erſtens iſt unerwartet, daß Temperatur und Wetter idem per idem entſetzlich einförmig geblieben ſind; nachts Fröſte bis zu 10°; tagsüber bis zu 7° und 5°; zweimal hatten wir Schnee mit Schneetreiben; immer derſelbe kalte, durchdringende Nordweſtwind; die Sonne aber wärmt am Tage ſo ſtark, daß mein Pelzkragen ſo heiß wird, als habe er auf dem Ofen gelegen. Einen ſo entſchiedenen, ſtrengen und andauernden Winter habe ich hier noch nicht erlebt. Einmal im Jahre 1868 blieb der Schnee auch lange liegen (bis zum 20. März), doch hatten wir damals keinen ſolchen Froſt und Wind. Das Waſſer iſt infolge der Kälte im Teich gefallen und

auf der Mühle an der Ludwigowka arbeitet nur ein Rad. Indes fährt der Schnee fort, ungeachtet der Schneegestöber allmählich und unmerklich zu schwinden. Was wird eigentlich mit den Wintersaaten und mit den Bäumen im Garten werden? Ja, wer will wissen, was er nicht weiß! Lebe ohne sonderlich viel zu wissen, nimm hin, was gerade kommt und denke dabei doch immer unwillkürlich an das, was dir die Zukunft bringen wird, ob du es auch schon nicht ergründen magst.

Zweitens habe ich am 9. März sechzehn Glückwunschtelegramme bekommen. Aus irgend einem Grunde hat man sich's in Moskau (ausschließlich), Kasan, Kiew, Woronesh und Würzburg in den Kopf gesetzt, daß am 9. März der Tag meines fünfzigjährigen Jubiläums sei. Ich habe in meinem Antworttelegramm nach Moskau neben dem Ausdruck meines ergebenen Dankes bemerkt, daß die Veranlassung zu diesen unerwarteten Beglückwünschungen wahrscheinlich in dem Umstande zu suchen sei, daß ich im Jahre 1828 in Moskau den gelehrten Grad eines Arztes erhalten habe (in dem Falle aber hätten die Betreffenden mich vor zwei Jahren beglückwünschen müssen). Der Anfang meiner Dienstzeit aber datiere vom Jahre 1831, und das Doktordiplom sei mir in Dorpat am 30. November 1832 verliehen worden*).

* * *

Gestern und heute, den 20. und 21. März haben wir keinen Nordwestwind mehr, sondern einen schwachen aber kühlen Südwest; am Tage 2—3° Wärme und nachts 0—3° Kälte.

Ja, woher kommt denn nun eigentlich die Anhänglichkeit und, in einigen Fällen könnte man beinahe sagen, Liebe zu den Tieren? Welchen Tieren gegenüber empfindet der Mensch ausschließlich Anhänglichkeit und Zuneigung? Hunden, Katzen, Pferden und Singvögeln gegenüber. Unter diesen ist die Zuneigung zum Pferde nicht rein und frei von Beimischungen egoistischer Natur, sondern steht mit dem bedeutenden Wert dieses Tieres und dem Nutzen in Zusammenhang, welchen dasselbe uns zu bringen pflegt; man sagt,

*) Hier lassen wir eine Seite aus, die im Original (Blatt 59 S. 3) offenbar von N. J. Pirogow selbst durchstrichen ist; er spricht auf ihr von der Krankheit eines fünfzigjährigen jelisawetgradschen Gutsbesitzers; vor dieser Notiz sind gleichfalls folgende Zeilen durchstrichen: „Und so könnten mir Liebhaber von Jubiläen dreimal gratulieren, und wenn sie von drei Gelegenheiten die passendste wählen wollten, so wäre das selbstverständlicherweise das Jahr 1882, d. h. mein fünfzigjähriges Doktorjubiläum."

daß der Araber ſein Pferd wie einen Freund liebe, aber auch dieſe Freundſchaft iſt ſicher nicht uneigennütziger Art; das Pferd iſt für die Exiſtenz des Nomaden unumgänglich notwendig und wird zu ſeinem alter ego. Wahrſcheinlich kann man von einigen Hundearten (den Sibiriern, Vorſtehhunden, Schäfer- und Jagdhunden) dasſelbe ſagen: man hält ſie und ſchließt ſich an ſie an aus Berechnung, und auch mit den Katzen wird es wohl am Anfang dieſelbe Geſchichte geweſen ſein: wie hätte man denn auch ihre Spezialität, die Kunſt im Mäuſefang, nicht verwerten ſollen. Aber es heiraten ja auch die Menſchen größtenteils aus Berechnung — von zwanzig Millionen unſrer Bauern z. B. heiraten doch ſicherlich 19 999 000 nur, um im Hauſe eine Frau zu haben, die ihnen den Ofen, die Ställe oder die Kinder beſchicke, — und doch verhindert dieſe Art der Heirat in den meiſten Fällen nicht, ſondern fördert ſogar unmittelbar die Entwickelung der Anhänglichkeit und ſogar der Liebe. Und ebenſo wie zwiſchen Menſchen auch eine reine und lautere Anhänglichkeit beſtehen kann, ſo mag man auch in der Anhänglichkeit Tieren, am häufigſten Hunden, Katzen und Singvögeln, und beſonders den von ihrer Geburt an zu Hauſe aufgefütterten und aufgezogenen gegenüber eine aufrichtige herzliche Zuneigung beobachten, derjenigen ähnlich, welche die Menſchen Kindern gegenüber bezeugen. Unzweifelhaft hängt ſie, wie auch die Zuneigung Kindern gegenüber, zum Teil von dem Gefühl der eigenen Ueberlegenheit, einer gewiſſen nachſichtigen Herablaſſung und einer Art Mitleidens gegen ſchwächere und weniger entwickelte Weſen ab; doch iſt das natürlich noch nicht alles.

In der Empfindung der Zuneigung Tieren gegenüber ſpielt, glaube ich, eine wichtige Rolle die Vorſtellung, welche wir vom Tier haben. In dieſer Vorſtellung liegt etwas Seltſames. Ich habe irgendwo geleſen, daß Hegel in der Sprachloſigkeit der Tiere etwas Myſtiſches ſah. Dieſe Meinung des Philoſophen teile ich nun vollkommen. Jeder von uns muß im Tier die Aehnlichkeit mit ſich ſelbſt erkennen, vermag aber doch gleichzeitig ſich keinen klaren Begriff von der Urſache des ungeheuren Unterſchiedes zu bilden, welcher wie ein Abgrund zwiſchen uns und den Tieren klafft. Der Organiſation der Tiere ebenſo wie der unſrigen iſt es durch einen höheren Willen vorgeſchrieben, zu empfinden und folglich auch zu genießen und zu leiden; ihr iſt auch beſchieden, mit den elementaren Kräften zu kämpfen, und nach Darwins Lehre ſogar ſich zu vervollkommnen, nämlich unter beſtändigen Veränderungen und Uebergängen von den niedrigeren Formen und Typen zu höheren.

Und ungeachtet dieſer Gleichheit der elementaren und allerweſentlichſten Eigenſchaften der tieriſchen und menſchlichen Organiſation bleibt gleichwohl der Abgrund zwiſchen beiden beſtehen. Weder verſteht das Tier mich, noch vermag ich das Tier, d. h. deſſen ſubjektive Seite, völlig zu verſtehen, und urteile daher über dieſelbe unwillkürlich nur nach mir, d. h. nach meiner Subjektivität. Hegel hat ganz recht; ein Weſen, welches in vielen Beziehungen durchaus ganz ſo wie ich handelt, welches deutlich Empfindungen, Leidenſchaften und ſogar Gedanken äußert, hat kein Sprachvermögen; es blickt mich an, bezeugt mir ſeine Zuthätigkeit, ruft und ſucht mich und bittet mich um Speiſe, und das alles ſchweigend; unwillkürlich kommt Perſonen, welche mit der Funktion von Reils Gehirninſel und ſogar mit ſeiner Lehre vom Vorhanden- oder Nichtvorhandenſein von Tierchen im Gehirn nicht bekannt ſind, unwillkürlich, ſage ich, kommt ſolchen Perſonen der Gedanke, es müſſe dort etwas nicht ganz in Ordnung ſein, das Tier treibe ſicher ſozuſagen Verſteckens und verberge vor uns ſeine Gedanken, kurz, es verfahre wie der ſtumme Zwerg in den Zaubermärchen. . . .

Und nun haben wir ſchon Mariä Verkündigung, den 25. März (1880), und vom Frühling noch immer keine Spur; Nebel; der Wind iſt nicht ſehr ſtark, ſpringt aber von Süden bald nach Oſten, bald nach Weſten über und bringt uns keine Wärme. Nachts haben wir noch immer 0 bis 3° Kälte, tags bis zu 5 und 6° Wärme.

* * *

Anmerkung. Hier endet der erſte und allerkleinſte Teil der Aufzeichnungen N. J. Pirogows. Dieſer Teil umfaßt ſechzig Folioblätter, 240 Seiten, und iſt mit Bleifeder, in großer Schrift und, mit den folgenden Teilen verglichen, recht deutlich und lesbar geſchrieben. Nikolai Iwanowitſch hat dieſen Teil ſeiner Aufzeichnungen offenbar noch einmal durchgeleſen, denn in ihm finden ſich viele durchſtrichene Stellen und ſind zuweilen ganze Zeilen korrigiert. Im folgenden zweiten Teile geht er auf ſeine Selbſtbiographie über und erſetzt den Bleiſtift durch die Feder.

21.

22. Dezember 1880. Ich bin zur Ueberzeugung gekommen, daß ich kein Tagebuch zu führen vermag; iſt ja doch ſchon ein halbes Jahr oder gar mehr darüber vergangen, daß ich in mein Tagebuch nichts habe eintragen können oder wollen. Jetzt werde ich anfangen nicht nach einzelnen Tagen zu ſchreiben, ſondern wie es gerade kommen wird; es erübrigt mir gar noch viel auszuſprechen und mir ſcheint's noch ſehr die Frage zu ſein, ob mir das gelingen, ob mein Leben ausreichen wird, um das alles niederzuſchreiben. Das Niedergeſchriebene will ich nicht noch einmal durchleſen; wobei ich aber bei Beginn des Frühlings ſtehen geblieben bin, das iſt mir nicht mehr recht in Erinnerung. Ich glaube übrigens, bei der Lebensbeſchreibung meiner Katzen und Hunde, und der Erörterung darüber, warum wir uns an Tiere anſchließen.

So war ich denn auch jetzt ſchon ſo gut wie entſchloſſen, mir weiter weder Hund noch Katze anzulegen, und da muß uns im Frühling irgend ſo ein Jude einen jungen Hund, halb Hühnerhund, halb Windſpiel, ins Haus tragen und wir beide, meine Frau und ich, faſſen von neuem eine Zuneigung für das Tier; das kommt wahrſcheinlich daher, weil wir im Hauſe keine kleinen Enkelkinder haben, und ſo ſchläft und ißt und geht mit uns ſpazieren an Stelle eines Großtöchterchens unſer kleines Hündchen Mimiſchka, und ſeltſamerweiſe habe ich ganz meine Abneigung gegen kleine Hunde verloren; früher war ich entſchieden gegen die Vorliebe für dieſe Tiere, da ich aus meiner Praxis viele Fälle kannte, in denen gerade infolge des Biſſes kleiner Hündchen die Tollwut ſich entwickelt hatte; noch jetzt erinnere ich mich lebhaft, wie mir einſtmals vor dreißig Jahren beim Beſuch des Obuchowkrankenhauſes in St. Petersburg Doktor Meier einen Kranken zeigte, der ſeiner Meinung nach von der ſogenannten ſpontanen Waſſerſcheu (hydrophobia spontanea) befallen war; ich trat an dieſen, ruhig auf ſeinem Bett ſitzenden Patienten heran, wies faſt inſtinktiv mit dem Finger auf ein kaum merkliches Mal auf ſeiner Stirn hin, und ſehe plötzlich, wie der arme Kerl entſetzlich erbleicht und ſich zuſammenkrümmt; dann begann er herzbrechend zu weinen und geſtand uns dabei, daß vor einigen Wochen ſein kleines Hündchen, mit dem er gerade geſpielt habe, ihm die Kratzwunde auf der Stirn beigebracht habe. Bald wurden die Anfälle der Tollwut heftiger und der Mann ſtarb.

Es iſt ſeltſam, ſage ich, daß dieſe Furcht vor kleinen Hunden jetzt bei mir geſchwunden iſt. Als Grundlage aber für dieſe Anhänglichkeit an Haustiere dient, wie ich glaube, jenes von Hegel bemerkte Myſtiſche, das uns im Tier entgegentritt. Wenn man ein lebendes Weſen vor ſich ſieht, welches in vielen Beziehungen gleich uns handelt, die Gefühle der Freude oder des Mißbehagens und Schmerzes zu äußern vermag und dabei doch anſcheinend nur darum keine Worte hat, weil es ſeine Gefühle und Gedanken verbirgt, ſo vermutet man unwillkürlich in ihm das Vorhandenſein unſres nur gewiſſermaßen myſtifizierten Ich; beſonders aber die Augen der Haustiere, Fleiſch- und Grasfreſſer, haben etwas Myſtiſches; ſie reden ohne Worte; bei meiner Ljädka war ſogar das Weiße zwiſchen den Augenlidern zu ſehen, was den Augen einen gewiſſen menſchlichen Ausdruck gab; es iſt das, glaube ich, eine Seltenheit und der Umſtand, daß das Weiße in den Augen von den Augenlidern verdeckt wird, gilt als charakteriſtiſches Merkmal der Augen der Tiere, welches ſie von den menſchlichen unterſcheide.

Ich habe in einem Almanach einen vom utilitariſchen, äſthetiſchen und moraliſchen Standpunkt aus durchgeführten Vergleich zwiſchen dem Pferde und dem Hunde geleſen: beide hält man für die beſten, und man könnte vielleicht ſogar ſagen, für die einzigen Freunde des Menſchen; aber der Verfaſſer des Artikels, ein Deutſcher, gab dem Pferde den Vorzug, und klagte den Hund niedriger und knechtſeliger Geſinnung an; er ſei übertrieben zuthätig und krieche und erniedrige ſich vor dem Mächtigeren. Darin ſteckt ein Teil Wahrheit; wenn ein kleines Hündchen einem großen, böſen Hunde begegnet, ſo ſtreicht es ſofort die Segel vor ihm, legt ſich auf den Rücken und zieht die Pfötchen an den Leib; andrerſeits aber habe ich öfter bemerkt, wie vor einem kleinen Haushündchen, das ſich der Gunſt ſeiner Herrſchaft erfreute, große, derſelben Herrſchaft gehörende Hunde ſchweifwedelnd krochen und herumſcherwenzelten. Gleichwohl aber kann das Pferd allenfalls nur noch etwa in den arabiſchen Wüſten ein ſo treuer Freund ſeines Herrn wie der Hund ſein; und die Schmeicheleien und die Anhänglichkeit des Hundes tragen nicht bei allen Hunden einen erniedrigenden Charakter; die Augen drücken deutlich aus, was der Hund will, ob er ſeinen Herrn zum Spazierengehen drängt, oder einen Fremden wittert; alles in ihm deutet auf etwas hin, was er gleichſam vom Menſchen hat.

* * *

Vor dreißig Jahren hätte ich das eben von mir Geſagte für leere Phraſen gehalten; ich ſah damals jegliches Mitleid Hunden gegenüber bei Viviſektionen und in noch höherem Maße die Anhänglichkeit Tieren gegenüber ausſchließlich als witzloſe Sentimentalität an. Aber die Zeit verändert alles, und ich, der ich einſtmals ohne jedes Mitleiden für die Qualen von Tieren (Chloroform kannte man damals noch nicht) täglich Dutzende von Viviſektionen vornahm, könnte mich jetzt nicht dazu entſchließen, aus gelehrter Wißbegierde, und wäre es auch unter Anwendung von Chloroform, mit dem Meſſer an Hunden herumzuhantieren; jetzt iſt es für mich ſehr wahrſcheinlich geworden, woran ich früher gar nicht glauben wollte, daß nämlich Haller im Alter melancholiſche Regungen verſpürte, und dieſe ſeine Melancholie der Menge der von ihm vorgenommenen Viviſektionen zuſchrieb; irre ich mich nicht, ſo erzählt das Zimmermann in ſeinem Buche „Ueber die Einſamkeit“.

Beſonders drückend ſind für mich die Erinnerungen an jene Viviſektionen und Operationen, in welchen ich aus Unwiſſenheit, Unerfahrenheit, Leichtfertigkeit, oder weiß der Himmel weshalb ſonſt noch, Tiere grundlos zu leiden zwang. Ja, die quälendſte Melancholie iſt diejenige, welche uns Erinnerungen an Gewaltthätigkeiten über die Seele führt, die wir einſtmals der eigenen Empfindung oder fremdem Gefühl zugefügt haben. Wenn wir die Empfindung eines andern in auch noch ſo gleichgültiger Weiſe vergewaltigen mögen, ſo können wir doch niemals deſſen gewiß ſein, daß dieſe Vergewaltigung ſich nicht früher oder ſpäter einmal an unſrer eigenen Empfindung rächen werde. Als mein Hündchen Ljädka in Qualen ſtöhnend verendete und ungeachtet ſeiner Schmerzen auf mich ſeine freundlichen Augen richtete, und mir durch leichtes Wedeln mit dem Schwanze ſeine Anhänglichkeit zu erkennen geben wollte, da erwachten in mir gleichzeitig mit dem Mitleide zum lieben Tierchen die Erinnerungen an die Qualen, welche ich einſtmals vor dreißig bis vierzig Jahren ganzen Hunderten von meiner Ljädka ähnlichen Tieren zugefügt hatte, und ich fühlte eine unerträgliche Beklemmung in meiner Bruſt.

Noch bedrückter wird mir zu Mut, wenn die Erinnerung an eine auch vor etwa vierzig Jahren von mir unternommene Operation eines alten Mannes über mich kommt; nur einmal in meiner Praxis habe ich bei der Unterſuchung eines Kranken einen ſo groben Fehler gemacht, daß ich mich zur Lithotomie entſchloß, ohne doch nachher den Stein zu finden. Das paſſierte mir gerade mit einem ſchüchternen, frommen alten Mann; erboſt über meine Ungeſchicklichkeit und mein Verſehen, war ich ſo wenig zartfühlend, daß ich gegen

den ganz erſchöpften Patienten mehreremal mit Hölle und Teufel loswetterte.

„Fürchten Sie denn gar nicht Gott," brachte er mit müder, flehender Stimme hervor, „daß Sie den Namen des böſen Geiſtes ausſprechen, wo doch nur der Name des Herrn mir meine Leiden erleichtern könnte!"

Welch eine Lehre in dieſen Worten des armen Dulders! Mir iſt's, als hörte ich ſie auch jetzt noch. Ja, auch ich muß zuweilen, wenn ich der Vergangenheit gedenke, Seufzer der Klage ans Leben richten, und den einmal von mir gehörten Ausruf eines alten Kapitäns wiederholen, der an Striktur und Röhrengeſchwüren in der Harnröhre litt; ganz erſchöpft infolge vergeblichen Harndrangs, ſich vor Schmerzen krümmend und ſchluchzend, ſchrie er mit größeren Pauſen zwiſchen den einzelnen Worten: „Ach ... ach, wie ſchwer ... biſt ... du ... liebes Leben!"

22.

3. Januar (1881). Endlich wird es aber doch Zeit, mir auch die andern Seiten meiner Weltanſchauung klar zu machen. Schon ein halbes Jahr iſt ſeitdem vergangen, daß ich dieſes nur betreffs einer einzigen von ihnen gethan habe. Das war im vergangenen Winter, im Sommer aber kann ich nicht ſchreiben. Der Sommer bringt einem alten Mann ſolche Freuden, daß man gar nicht daran denkt, bei ſich Einkehr zu halten; die grünenden Felder, die blühenden Roſen, das Laubwerk der Bäume, alles das zieht einen in der von praktiſchen und alltäglichen Kleinbeſchäftigungen unbeſetzten Zeit zu ſich nach außen hin und verſtattet einem nicht die innere Sammlung in ſich ſelbſt. Als Kind habe ich öfter gehört, mein Großvater Iwan Micheïtſch habe im Winter an trüber Stimmung gelitten und ſeinen Kindern gegenüber geklagt: „Ach, Kinderchen, ſicher wird Micheïtſch nun nicht mehr das grüne Gras drücken"; ſowie aber der Frühling wiederkam, ſei der hundertjährige Greis wiederum ganz belebt geworden und habe ganze Tage lang das „grüne Gras gedrückt".

* * *

Ich will mir aber nicht nur meine Weltanſchauung allſeitig klar legen, ſondern möchte auch aus dem Archive meines Gedächtniſſes alle Dokumente zur Entwickelungsgeſchichte meiner Ueberzeugungen hervorholen, um feſtzuſtellen, wie ſie ſich nach verſchiedenen Veränderungen endgültig zu den gegenwärtigen kryſtalliſiert haben. Mir will es ſcheinen, als ob augenblicklich verſchiedene Seiten meiner Weltanſchauung mir bei weitem klarer und deutlicher geworden ſind, als das früher der Fall geweſen. Vielleicht iſt das eine Illuſion und Selbſtvorſpiegelung; warum aber war ich früher, wenn ich mir auch von der einen oder der andern Anſchauung völlig überzeugt erſchien, doch nie deſſen ſicher, daß ich auf immer bei derſelben verharren werde, während ich jetzt im Gegenteil völlig davon überzeugt bin, daß meine Anſchauungen von Leben und Welt bis zu meinem letzten Atemzuge ſo bleiben werden, wie ſie augenſcheinlich ſind? Ich glaube, daß, nachdem meine Weltanſchauung verſchiedene Entwickelungsphaſen durchgemacht hat, ich ſchließlich zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß ich keine neue Metamorphoſe derſelben mehr erleben werde. Und dieſe Gewißheit hat etwas außerordentlich Beruhigendes; man fühlt etwas Dauerndes in ſich: mag, was mich umgibt, immerhin ſich verändern, ſoviel es will, ich werde darum doch kein andrer werden! Aber wie, wenn auch das eine Täuſchung, will ſagen, wenn auch die allerfeſteſte Ueberzeugung eine Illuſion iſt? Wie, wenn die äußere Welt, die mich umgibt, ſtärker als jene wäre?

Sollte es aber möglich ſein, daß eine Illuſion, welche eine ſo feſte Gewißheit wie die meinige erzeugt hat, daß eine ſolche Illuſion nicht ſtärker als die uns umgebende äußere Welt wäre? Das widerſpräche allen geſchichtlichen Thatſachen, welche das Gegenteil beweiſen. Was halten wir jetzt nicht alles in der Geſchichte ganzer Generationen für Hallucinationen, Fanatismus und dergleichen, und dabei haben doch unter dem Einfluß dieſer Illuſionen ganze Völker jahrhundertelang gelebt, haben für dieſelben Ströme von Blut vergoſſen und ſind mit ihnen geſtorben! So mag es denn auch mit meiner Illuſion ſtehen; möge ſie auch andern nur als ſolche erſcheinen, mir wird ſie bis ans Ende meiner Tage eine feſte und unwandelbare Ueberzeugung bleiben.

23.

Ich will ab ovo beginnen.

Man hat mir geſagt, daß ich am 13. November 1810 geboren ſei. Schade, daß ich mich deſſen nicht ſelbſt erinnern kann. Auch darauf kann ich mich nicht beſinnen, wann ich meiner ſelbſt bewußt zu werden begonnen habe; doch erinnere ich mich, daß ich noch lange in meinem Gedächtnis oder in meinen Träumereien die Erinnerung an einen ungeheuer großen, außergewöhnlich hellen Stern bewahrt habe. Was war das nun eigentlich? Eine kindliche Hallucination infolge der von mir in der Kindheit gehörten ausführlichen Erzählungen über den Kometen des Jahres 1812, oder aber der im Gehirn haften gebliebene Eindruck des wirklich von mir, dem zweijährigen Kinde, damals geſehenen Kometen vom Jahre 1812, zu der Zeit, da wir aus Moskau nach Wladimir flüchteten?

Auch erinnere ich mich noch einer ganz ſeltſamen traumartigen Vorſtellung von einem Faden, der anfangs ſehr dünn war und hernach immer dicker und dicker und ſehr hell wurde; er ſtellte ſich mir halb im Schlaf, halb gleich nach dem Erwachen dar und war etwas Beunruhigendes, das mich weinen machte und Furcht empfinden ließ. In der Folge habe ich Aehnliches auch von Träumen andrer Kinder gehört. Die Erinnerung aus meinem ſechſten bis achten Jahr ſind jedoch ſchon bei weitem lebendiger.

Mein elterliches Haus, welches während der franzöſiſchen Invaſion in Moskau niederbrannte, hernach aber wieder aufgebaut wurde, ſtand im Rayon der Trinitatisgemeinde in Sſyromjätniki. Auf die Zeit meiner Erinnerungen, d. h. auf das Lebensalter, worauf ſich meine erſten Erinnerungen beziehen, ſchließe ich daraus, daß ich mich noch jetzt lebhaft folgender Dinge zu entſinnen vermag: zunächſt meiner mit Eichkätzchenfell ausgeſchlagenen kleinen Bettdecke, ſodann meiner Lieblingskatze Maſchka, ohne welche ich nicht einmal einſchlafen konnte, und endlich der weißen Roſen, welche mir meine Wärterin aus dem benachbarten Garten der Frau Jarzew brachte, und die bei meinem Erwachen immer ſchon in einem Waſſerglaſe neben meinem Bette ſtanden; ich war damals ſicher nicht über ſieben Jahre alt; wenigſtens vier Jahre etwa trennen dieſe Erinnerungen von andern, die ſchon völlig klar ſind und aus meinem zehnten Lebensjahre ſtammen.

Was Napoleons Tod betrifft, ſo entſinne ich mich noch ſehr deutlich der damaligen Erzählungen darüber.

Die in den Jahren 1815 und 1817 erſchienenen Karikaturen auf die Franzoſen, die damals von Haus zu Haus verbreitet wurden, ſehe ich noch jetzt vor mir.

Von meinen Eltern weiß ich, daß ich ruſſiſch zu leſen auf beinahe autodidaktiſchem Wege gelernt habe, als ich ſechs Jahre alt war, und ich erinnere mich noch ganz gut, daß ich das gerade nach Karikaturen gethan habe, die nach Art von Karten in alphabetiſcher Reihenfolge zuſammengeſtellt waren. Der erſte Buchſtabe A ſtellte einen tauben Bauern und franzöſiſche Soldaten vor, die in wildeſter Unordnung die Flucht vor ihm ergriffen; die Unterſchrift lautete:

Ach, Herr Franzos, da ich nicht hören kann,
So fang doch da bei den Koſaken an.

Buchſtabe F zeigte Napoleon, der in einem Schlitten mit Davout und Poniatowsky hinten auf dem Trittbrett dahinjagte, mit folgender Unterſchrift:

Fahr zu! ſonſt fällt Napoleon, der Plündrer unſres Moskaus, doch
Samt Poniatowsky und Davout den Ruſſen in die Klauen noch.

Buchſtabe R: Franzöſiſche Soldaten haben einen Raben gefangen und reißen ſein Fleiſch in Stücke; einer von ihnen, der von Hunger ganz entkräftet erſcheint, hält ein Bein des Raben in der Hand, während ein andrer auf der Erde liegt und einen leeren Keſſel ausleckt. Unterſchrift:

Rabenbraten! nur ein Beinchen laß mich, lieber Bruder, haben,
Derweil magſt du in dem Keſſel an der Brühe dich erlaben.

Vielleicht erinnere ich mich dieſer Karten auch deshalb ſo lebhaft, weil ich ſie ſpäter, als ich ſchon über ſechs Jahre alt war, auch noch geſehen habe; aber der Umſtand, daß ich mich faſt ausſchließlich der drei genannten Buchſtaben erinnere, beweiſt, daß ſie auf mein Gedächtnis am ſtärkſten einwirkten, als ich leſen lernte, d. h. als ich ſechs Jahre alt war. Freilich entſinne ich mich noch einer dieſer Karten mit dem Buchſtaben G und der Unterſchrift:

Glück, du wardſt müde, ſtets zu Fuß dem Franzmann nachzuſchleichen,
Geſellſt dich dem Koſaken zu, thuſt nimmer von uns weichen.

Doch erklärt ſich dies daraus, daß ich lange Zeit über dieſe Karte nachgedacht habe, ohne mir erklären zu können, warum ein Franzoſe in Uniform, der von einem Koſaken in einer Kutſche eskortiert wurde, und dabei deutlich den Wunſch zu erkennen gab, zur

Wagenthür hinauszuſpringen, warum dieſer Franzoſe eigentlich „Glück“ genannt wurde. „Was ſoll denn das eigentlich für ein Glück für uns ſein?“ ſo mußte ich mich öfter fragen.

Dieſes Leſenlernen nach Karikaturen wird wohl kaum die Billigung von Pädagogen finden. Und in der That haben dieſe erſten, durch die erwähnten Karikaturen hervorgerufenen Eindrücke in mir die Neigung zum Spott und die Eigenſchaft entwickelt, an den Menſchen eher die lächerlichen und ſchlechten als die guten Seiten zu bemerken. Dafür haben aber dieſe Karikaturen auf den hochmütigen, für uns ſo ſchrecklichen und dabei doch ſchließlich überwundenen Napoleon gleichzeitig mit den andern Darſtellungen ſeiner Flucht und unſrer Siege frühzeitig in mir die Freude am Ruhm meines Vaterlandes ſich entwickeln laſſen. Bei Kindern iſt das, ſoweit ich ſehen kann, das erſte und bequemſte Mittel zur Erweckung der eigentlichen Vaterlandsliebe.

So war es wenigſtens mit mir der Fall, und ich habe von meinem ſiebzehnten bis zum dreißigſten Lebensjahr, obgleich ich mich von einer mir fremden Volkstümlichkeit*) umgeben ſah, in deren Mitte ich lebte, lernte und lehrte, doch durchaus nicht die Anhänglichkeit und Liebe zur Heimat verloren, was um jene Zeit gerade nicht ſchwer geweſen wäre, da es ſich damals in meiner Heimat nicht gerade ſehr heiter und nicht ſo behaglich leben ließ, wie man das wohl mit zwanzig Jahren wünſchen mochte. Wäre ich nicht in der Epoche ruſſiſchen Ruhmes und wirklichen Volkspatriotismus geboren, als welche ſich die Jahre meiner Kindheit darſtellten, ſo wäre aus mir aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Kosmopolit geworden; letzteres glaube ich, weil gleichzeitig mit tiefer Sympathie zur Heimat frühzeitig eine ganz unüberwindliche Abneigung gegen nationale Selbſtüberhebung und Selbſtbeſpiegelung ſich in mir ausbildete.

Seit meinem zehnten Lebensjahre datieren bereits meine deutlichen Erinnerungen, und meine Kindheit bis zum dreizehnten und vierzehnten Jahr hat in mir das allerfreundlichſte Gedenken zurückgelaſſen.

* * *

Mein Vater diente als Rentmeiſter im moskauſchen Proviantdepot; ich ſehe ihn noch jetzt vor mir, wie er bei feierlichen Gelegenheiten in Galauniform mit goldenen Litzen am Kragen und auf den Rockaufſchlägen, in weißen Beinkleidern und hohen Stiefeln mit

*) In Dorpat.

langen Sporen zu erſcheinen pflegte; er ſtand bereits im Majorsrang, wußte, wie ich hörte, in ſeinem Rechnungsweſen ausgezeichnet Beſcheid, hatte ſeine eigene Equipage und war, wie alle Moskauer, ſehr gaſtfrei. Mein Vater hat im ganzen vierzehn Kinder gehabt (keine Kleinigkeit!), und von den vierzehn waren während meiner Kindheit ſechs am Leben: drei Söhne und ebenſoviel Töchter. „Ich war klein unter meinen Brüdern und der Jüngſte in meines Vaters Hauſe.“ Und von uns ſechs ſtarb noch einer, bevor er das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte, nämlich mein älteſter Bruder Amos.

Wer ſich mit der Geſchichte der Entwickelung meiner Weltanſchauung beſchäftigen will, der muß auf Grundlage von Erinnerungen aus ſeiner eigenen Kindheit einige höchſt ſchwer zu löſende Fragen zu entſcheiden ſuchen.

Erſtens, wie lebte ſich's ihm überhaupt in jener Zeit? Sodann, welche Eindrücke waren es vornehmlich, die tiefe Spuren in ſeinem Gedächtnis zurückließen? Welche Beſchäftigungen und welche Vergnügungen haben ihm am meiſten zugeſagt? Welchen Strafen, und wie oft iſt er ihnen unterzogen worden, und welche Strafen haben die ſtärkſte Wirkung auf ihn geübt? Welche Erzählungen und Bücher, welche Handlungen von älteren Perſonen und welche Ereigniſſe haben ihn beſchäftigt und aufgeregt? Was hat mehr ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt, die ihn umgebende Natur oder die Menſchen um ihn?

Im Alter werden alle dieſe Erinnerungen klarer, und der alte Mann ſtellt ſich wohl, wenn er ſich in etwas längſt Vergangenes erinnert, die Frage, ob es wohl auf ihn ſolch einen Eindruck gemacht habe, wie ihm das jetzt vorkomme.

Indem wir im Alter im Archiv unſres Gedächtniſſes unherſuchen, frappiert uns zunächſt die unerklärliche Identität und Geſchloſſenheit unſres Ich. Wir empfinden es deutlich, daß wir nicht mehr dieſelben wie in der Kindheit ſind, und gleichzeitig empfinden wir nicht weniger deutlich, daß unſer Ich ſeit dem Moment, wo wir ein Bewußtſein von uns ſelbſt gewonnen haben und bis auf den heutigen Tag in uns oder bei uns verblieben iſt, und wir wiſſen mit Beſtimmtheit, daß es auch bis zu unſerm letzten Atemzuge in uns verbleiben werde, wofern wir nur nicht ohne Bewußtſein oder im Irrenhaus ſterben.

Seltſam, ganz merkwürdig ſeltſam iſt dieſe Empfindung der Identität unſres Ich in den verſchiedenen, einander kaum ähnlichen Porträts, mit den verſchiedenen, einander entgegengeſetzten Gefühlen, Ueberzeugungen und Anſchauungen von ſich, vom Leben und von

der ganzen äußeren Welt. Das Ich iſt ja doch nur ein Perſonalpronomen, woher ſoll es denn eigentlich z. B. ein die Grammatik nicht kennendes Kind oder ein ungebildeter Erwachſener hernehmen? Das klingt komiſch, nicht wahr, ſcheint ein Nonſens, eine Abſurdität? Die Selbſtempfindung des Seins muß als ſolche unvermeidlich von der Wiege bis zum Grabe in uns ſtecken, wie und wodurch ſie aber ſich ſelbſt und andern ſich zu erkennen gibt, durch ein Perſonalpronomen oder durch ein andres konventionelles Zeichen, — das ändert an dem Weſen der Sache auch nicht ein Jota. Das Ich des Kindes gibt ſich auch andern gegenüber in der dritten Perſon des Perſonalpronomens kund, indem es ſich wahrſcheinlich außerhalb ſeiner ſelbſt ſetzt, und der von Geburt Taubſtumme hat für ſich wahrſcheinlich irgend ein andres konventionelles Zeichen oder dergleichen Note.

24.

Wie ich ſchon bemerkt habe, hat meine Kinderzeit bis zum dreizehnten Lebensjahr nur angenehme Erinnerungen in mir hinterlaſſen. Natürlich iſt die Annahme ausgeſchloſſen, als ob ich bis zu dreizehn Jahren nichts andres als nur die Annehmlichkeiten des Lebens erfahren, nicht geweint und keine Schmerzen empfunden hätte; warum iſt aber das Unangenehme meinem Gedächtnis entſchwunden und nur eine angenehme Allgemeinerinnerung nachgeblieben? Freilich, alten Leuten erſcheint die Vergangenheit immer beſſer als die Gegenwart; aber es gedenken ja doch nicht alle in Freuden ihrer Kindheit, auch wenn das Leben in dieſem Alter ihnen noch ſo übel mitgeſpielt. Nein, indem ich meiner Umgebung und der ſonſtigen Verhältniſſe gedenke, unter denen mir das Leben in meiner Kindheit dahinging, neige ich der Anſicht zu, daß ſeine Freuden in der That alle ſonſtigen flüchtigen Unannehmlichkeiten in meinem Gedächtnis in den Hintergrund gedrängt haben.

* * *

Unſre Eltern liebten uns innig; mein Vater hatte ausgeſprochenen Familienſinn; meine Mutter liebte ich leidenſchaftlich und erinnere mich noch jetzt, wie ich voll Wohlgefallens ihr dunkelrotes bordeaurfarbenes Kleid, ihre Haube und die zwei aus dieſer Haube hervorſtehenden Haarlocken betrachtend, ſie für eine Schönheit hielt, und

ihre feinen Hände, die für mich Strümpfe ſtrickten, mit heißen Küſſen bedeckte; meine Schweſtern waren bedeutend älter als ich und behandelten mich auch immer ſehr liebevoll; mein älteſter Bruder diente und der mittlere, der etwa drei bis vier Jahre älter als ich war, lebte in Frieden und Eintracht mit mir.

Unſre Exiſtenzmittel waren mehr als auskömmlich; abgeſehen davon, daß mein Vater ein für damalige Verhältniſſe ſtattliches Gehalt bezog, beſchäftigte er ſich auch noch mit der Verwaltung von Privatangelegenheiten, da er, wie ich glaube, in der Geſetzeskunde wohl bewandert war. Unſer neuerbautes Haus im Trinitatisſprengel, in Sſyromjätniki, war geräumig und behaglich und hatte einen kleinen, aber netten Garten mit Blumenbeeten und Gartenſteigen darin. Mein Vater, der die Malerei liebte und ſeinen Garten gern hatte, hatte die Wände der Zimmer und ſogar die Oefen mit Fresken von einem autodidaktiſchen Malergenie Arſeny Alexejewitſch ausmalen laſſen, und den Garten mit Lauben und verſchiedenen Gartenſpielen geſchmückt. Ich entſinne mich noch lebhaft der Darſtellung des Sommers und Herbſtes auf zwei Oefen in Geſtalt zweier Frauen mit verſchiedenen Attributen dieſer beiden Jahreszeiten; ich entſinne mich auch der Darſtellung buntfarbiger, hin und her flatternder Vögel an den Zimmerdecken und türkiſcher Zelte an den Wänden des Schlafzimmers meiner Schweſtern.

Ich erinnere mich auch der Spiele im Garten, des Kegel-, Häkchen- und Ringſpieles, ſowie der Blumen mit den Tröpfchen Morgentau auf den Blütenblättern, und zwar ſo lebendig, als ob ich das alles noch augenblicklich vor mir ſähe.

Und ſo war denn mein Leben bis zu meinem dreizehnten Jahr heiter und frei von läſtigen Schranken und konnte deshalb auch nur freundliche Erinnerungen in mir zurücklaſſen.

Das Lernen und die Schule machten mir bis zu dieſem Alter auch keine Beſchwer. Ich habe ſchon erwähnt, in wie leichter und faſt ſpielender Weiſe ich das Leſen gelernt; ſpäter gewährte mir die Lektüre von Jugendſchriften einen wahrhaften Genuß, und ich erinnere mich noch, mit welchem Entzücken ich Geſchenke vom Vater erwartete, die in Büchern beſtehen ſollten, wie: „Theater des Univerſums“, „Goldener Kinderſpiegel“, „Kindergarten“, „Kindermagnet“, „Palnajews (sic!) und Aeſops Fabeln“, und alles das mit Bildern; ich las und las dieſe Bücher immer wieder von neuem und, wie bei Leckerbiſſen, immer mit neuem Appetit.

Am meiſten intereſſierte mich aber Karamſins „Kinderbibliothek“ in zehn oder zwölf Teilen. Was war nicht alles in dem prächtigen

Buche zu finden! Da waren Dialoge und Dramen und Märchen, was für reizende Märchen! Wie feſſelte mich, den ſieben- bis achtjährigen Knaben, dieſe Lektüre, die mich mit Alphons und Dalaïde oder aber mit den Wundern der Natur oder mit der verehrlichen Frau Dobroljubow, dem alten Jakob und ſeinem ſchwarzen Hahn bekannt machte, der die Schandthaten des diebiſchen und verlogenen Podſchiwalow ans Licht zog; wie ſtark muß doch der Reiz dieſer Bücher geweſen ſein, wenn über ſechzig Jahre es nicht vermocht haben, dieſe Phantaſiegeſtalten aus meinem Gedächtnis zu tilgen! Der Einzelheiten der Erzählungen kann ich mich freilich nicht entſinnen, doch iſt in meinem Gedächtnis bis auf den heutigen Tag eine allgemeine Erinnerung an etwas außerordentlich Angenehmes und Intereſſantes haften geblieben.

Einige Jahre ſpäter habe ich den Don Quichote in einer verkürzten Bearbeitung nach dem Franzöſiſchen geleſen, und erinnere mich noch, daß auch mein Vater uns zuweilen daraus vorgeleſen; ſpäter habe ich auch den unvermeidlichen Robinſon und Zaubermärchen geleſen; doch kann ich die Wirkung der Lektüre dieſer Bücher nicht mit der vergleichen, welche die „Kinderbibliothek“ auf mich geübt hat; das Geſchenk, das mein Vater mir damit einmal zu Neujahr machte, halte ich für das ſchönſte meines Lebens.

* * *

Und ſo werden denn gewiſſe Eindrücke aus irgend einem Grunde unverlöſchlich, um ſich immer hell auf dem Hintergrunde unſres Gedächtniſſes abzuheben. Wie vielmal ſind die Atome meines Gehirns dank dem Stoffwechſel durch neue erſetzt worden, und jedesmal haben ſie dieſen neuen die früheren Eindrücke, d. h. ihre früheren Schwingungen, übermittelt.

Von den Zeichnungen der von mir geleſenen Bücher ſind mir, abgeſehen von den Karikaturen, nach denen ich das ABC lernte, am meiſten die Darſtellungen von Tieren, Pflanzen und verſchiedenen Nationalvolkstypen aus dem „Theater des Univerſums“, dem „Muſeum für Kinder“ und Pallas „Reiſe durch Rußland“ im Gedächtnis geblieben; dieſes letztere Werk, in Leder in zwei großen Bänden gebunden, wurde von meinem Vater ſorgfältig aufbewahrt; aus ihm erinnere ich mich am deutlichſten an einen Lappländer, einen Samojeden und ein nacktes Tſchuktſchenweib. Sehr früh kam mir auch ein meinem Vater gehöriges Exemplar von Kurganows „Briefſteller“ unter die Finger, aus welchem mir für mein ganzes Leben verſchiedene komiſche Anekdoten, Witze und Redensarten im Gedächtnis

geblieben ſind; ich erinnere mich auch noch eines Buches: „Novellen“ von Kotzebue, und insbeſondere einer von ihnen, betitelt „Der Mantel und die Perücke“. Krylows Fabeln waren in der erſten Zeit meiner Kindheit noch nicht recht in Aufnahme gekommen; uns beſuchte öfters ein bekannter Herr, der ſie ſehr gut vorzutragen wußte; die Kinder aber ließ man ſie damals noch nicht ex officio auswendig lernen, und ich memorierte proprio motu „Das Quartett“, worin mir beſonders gut Miſchenka mit dem Baß gefiel, ſodann „Demjans Fiſchſuppe“ und endlich „Triſchkas Kaftan“; wie man ſieht, gefielen mir die humoriſtiſchen am meiſten.

Von ſonſtigen Dichtungen wurde ich ziemlich früh, als ich noch etwa neun Jahre alt war, mit Shukowskys „Ljudmilla und Swetlana“ bekannt, welches ich zum großen Vergnügen meiner Zuhörer im häuslichen Kreiſe mit einem gewiſſen Pathos und mannigfachem Gebärdenſpiel vortrug; etwas ſpäter lernte ich auch den Alten mit dem borſtigen Bart und den blitzenden Augen kennen, fürchtete mich aber ſchrecklich mit ihm in einem dunklen Zimmer zuſammenzutreffen und ſtürmte durch dasſelbe im Lauf und mit geſchloſſenen Augen.

Der erſte Roman, der mir in meinem zwölften Lebensjahr in die Hände geriet, war „Fanfan und Lolotte“ von Ducray-Duminil, und ich erinnere mich, daß mich nicht allein die Fabel des Romans, ſondern auch die Geſtalt Lolottens anzog. Offenbar begannen ſich ſchon die früh entwickelten geſchlechtlichen Inſtinkte zu regen.

Meinen erſten Lehrer bekam ich in meinem neunten Lebensjahr; bis dahin war ich Autodidakt geweſen, abgeſehen von einiger Beihilfe meiner Mutter und der Schweſtern, die ſich übrigens nach deren eigenem Geſtändnis auf ein äußerſt geringes Maß beſchränkte.

Seltſamerweiſe entſinne ich mich ziemlich genau meiner Buchſtabier- und Leſebeſchäftigungen, erinnere mich aber durchaus nicht mehr, wann und wie ich ſchreiben gelernt.

Zur Ehre unſrer Hauspädagogik muß ich erklären, daß meine erſten Studien unter Leitung meines erſten Hauslehrers der Mutterſprache gewidmet waren; fremdſprachliche Laute habe ich bis zu meinem achten Jahre faſt gar nicht gehört; nur ganz undeutlich erinnere ich mich einer deutſchen Geſangweiſe, und meine Schweſtern haben mir geſagt, daß ein in unſerm Hauſe verkehrender Deutſcher mich zuweilen auf den Arm genommen und hin und her gewiegt habe, wozu er eine Weiſe in ſeiner Sprache geſummt habe.

Das Auftreten meines erſten Lehrers in unſerm Hauſe fällt in meiner Erinnerung mit der in Moskau erfolgten Geburt unſres jetzigen Kaiſers (Alexander Nikolajewitſch), und dieſes wieder ſeinerſeits mit einem andern Ereignis zuſammen, nämlich mit der Reiſe meiner ganzen Familie nach der Troitza, d. h. nach dem Troitzakloſter des heiligen Sergius; während dieſer Reiſe bei einem Nachtlager in dem Dorfe Groß-Mytiſchtſchi wurde einmal die Rede auf die Amme des Neugeborenen gebracht.

Danach zu urteilen, muß man annehmen, daß mein erſter Unterricht bei einem Lehrer im Jahre 1818 begonnen hat. Ich erinnere mich noch ziemlich lebhaft eines jungen, hübſchen Menſchen (wie man mir ſpäter geſagt hat, war er Student), im übrigen aber nicht ſowohl ſeiner geſamten Geſichtsbildung, als vielmehr ſeiner roten Wangen und ſeines Lächelns. Wahrſcheinlich war dieſer mir zum Lehrer beſtimmte Herr kein Seminariſt. Ich ſchließe dies daraus, daß er geſtärkte Wäſche ſehr liebte, eine Neigung, über die ich von meiner alten Wärterin belehrt wurde, welche nicht ſelten über den großen Aufwand an Stärke klagte, und in der That kann ich mir ſeine roten Wangen auch bis auf den heutigen Tag nicht anders als in Verbindung mit ſteifgeſtärkten, ſtehenden Hemdkragen vorſtellen. Doch habe ich Grund zu glauben, daß die ſeminariſtiſche Bildung meinem Lehrer nicht fremd war: dieſes läßt mich ſeine Neigung zum Verfaſſen von Glückwunſchpoemen vorausſetzen; ein ſolches ließ er mich einmal auswendig lernen, um meinem Vater damit zu Weihnachten zu gratulieren; der erſten vier Verſe erinnere ich mich auch jetzt noch:

Als uns in roſ'ger Morgenfrühe
Der helle Tag erſchienen war,

(das iſt, glaube ich, eine ſpätere Verbeſſerung von mir, eigentlich ſtand im Text etwas wie: „ſich ergoß")

Schwang ſich im Strahlenkleid der Engel
Des Herrn zur Erde niederwärts.

Außer den Erinnerungen an die Wangen, das Lächeln, die Kragen und dieſe Verſe meines erſten Lehrers ſind mir noch aus irgend einem Grunde ſeine Beinkleider mit ganz ſchmalen blauen Streifen auf weißem Grunde im Gedächtnis haften geblieben. Alle dieſe Attribute ſind in meiner Erinnerung auf wunderliche Weiſe mit der Vorſtellung von den Redeteilen verquickt, die wir zum erſtenmal von dem Beſitzer dieſer Wangen, Kragen und Beinkleider und

dem Verfaſſer der erſten und, wie ich glaube, einzigen von mir vorgetragenen Glückwunſchdeklamation beigebracht worden ſind. Von ihm habe ich auch lateiniſch leſen gelernt.

* * *

Ich erinnere mich auch meines zweiten Lehrers, eines kleinen und unanſehnlichen Menſchen, der gleichfalls Student, aber nicht der Univerſität, ſondern der moskauſchen mediko-chirurgiſchen Akademie war; bei ihm las und überſetzte ich ſchon etwas aus der lateiniſchen Chreſtomathie von Koſchansky; von dieſen Ueberſetzungen iſt mir nur eins im Gedächtnis geblieben: Universum (oder universus mundus, ich weiß nicht mehr genau) distribuitur in duas partes: coelum et terram.

Während der Stunden beſchäftigte er ſich, glaub' ich, mit mir mehr in Form von Dialogen und ſchriftlichen, nicht mündlichen Ueberſetzungen, während mein erſter Lehrer mich hatte Hefte führen und grammatiſche Analyſen der Redeteile anſtellen laſſen. Hier entſteht nun die Frage, warum ich mich nach Verlauf von zweiundſechzig Jahren noch ziemlich deutlich des von mir Geleſenen und Gehörten zu entſinnen vermag und dabei vergeſſen habe, wann ich zu ſchreiben gelernt, ſowie faſt den ganzen Inhalt des von mir Geſchriebenen ganz ebenſo vergeſſen, wie — wann und wie ich laufen gelernt. Iſt es nicht ein Beweis dafür, daß das in der Kindheit durch Auge und Ohr Gewonnene ſich dem Gedächtnis bedeutend dauerhafter eingeprägt hat, als was ihm durch das Taſtgefühl und durch die Berührung zugeführt wird? Letzteres dient nur als Kontrollegefühl für die Eindrücke, die in das Gehirn durch ſeine zwei bedeutendſten und am weiteſten geöffneten Fenſter vornehmlich eindringen: das Auge und das Ohr.

25.

Die Urſachen dafür, warum von den Eindrücken der Kindheit das eine oder das andre häufig in nichts bemerkenswerte oder durchaus nicht charakteriſtiſche Fragment zurückbleibt, ſind ſo verſchiedener Art, daß niemand ſie zu beſtimmen wagen wird. Aber die Stärke des Eindrucks hängt unzweifelhaft davon ab, in welchem Grade die Aufmerkſamkeit grade im Moment des Eindrucks angeſpannt war:

wie ſtark auch der Eindruck von außen erſcheinen mag, ſo wird er doch ſpurlos an dem vorübergehen, der ihm keine Aufmerkſamkeit zugewandt hat. Das iſt eine ſo banale Wahrheit, daß es ſich nicht verlohnte, wie man wenigſtens meinen ſollte, näher auf dieſelbe einzugehen; leider aber verwenden ſie nur wenige Eltern und Erzieher derartig für die Praxis, wie ſie es wohl verdiente; iſt es ja doch leichter und einfacher, ſich mehr um die Art und den Grad der äußeren Eindrücke zu kümmern; die Steigerung des Stimulus hält man gemeinhin für ausreichend, um die Aufmerkſamkeit des Kindes zu ſteigern.

Nun ſehen wir aber, daß nicht ſelten die allerunbedeutendſten Eindrücke uns fürs ganze Leben im Gedächtnis bleiben, während dem Anſcheine nach ſehr ſtarke ſpurlos aus demſelben verſchwinden, und zwar nur deshalb, weil wir die Aufmerkſamkeit des Betreffenden auf ſie nicht zu konzentrieren verſtanden oder vermocht haben. Meiner Anſicht nach iſt nicht der ein guter Lehrer, welcher im ſicheren Beſitz der Kenntniſſe ſeines Lehrgegenſtandes dieſelben verſtändlich und gewiſſenhaft darzulegen weiß, ſondern derjenige, der mit der Aufmerkſamkeit ſeiner Schüler gut umzugehen verſteht. Die Uebung der Aufmerkſamkeit — das iſt die eigentliche Aufgabe der Schule und Erziehung. Unſer Unterricht konzentriert nicht nur nicht immer die Aufmerkſamkeit, ſondern lenkt im Gegenteil dieſelbe gar noch ab und zerſtreut ſie; ebenſo verfährt auch eine thörichte Erziehung.

Nach Maßgabe ſeines Härterwerdens wird das weiche gallertartige Gehirn des Kindes immer fähiger zum Feſthalten der äußeren Eindrücke; die Entwickelung des Aufmerkevermögens entſpricht wahrſcheinlich in einem gewiſſen Grade dieſer Fähigkeit der Feſthaltung der Eindrücke in den Gehirngeweben; ungeachtet deſſen aber bleibt die Fähigkeit der Aufmerkſamkeit denn doch etwas von der Fähigkeit des Feſthaltens der Eindrücke Verſchiedenes, Gedächtnis und Aufmerkſamkeit gehn nicht Hand in Hand, und trotz aller Anſtrengung der Mnemotechnik können wir doch in nur unerheblichem Maße die Entwickelung des Gedächtniſſes fördern, während zur Entwickelung der Aufmerkſamkeit im Kinde gar vielerlei Mittel zur Verfügung eines einſichtigen Erziehers ſtehen.

Freilich ſind auch dieſe Mittel nicht mehr als nur äußerlicher Natur, doch können wir, wofern wir nur mit ihnen verſtändig umzugehen wiſſen, auch ſo innerliche Wirkungen erzielen. Dieſe Mittel ſind Anſchaulichkeit im Verein mit dem Wort, wobei ich unter der Bezeichnung „Anſchaulichkeit“ alles das verſtanden wiſſen möchte, was auf die äußeren Sinne wirkt. Andre Mittel gibt's nicht und

kann es auch nicht geben. Die Kunſt ihrer Verwendung beſteht in der harmoniſchen Verbindung beider und in dem richtigen Blick für die Individualität des Kindes. Das iſt keine leichte Aufgabe, und da ſie eben nicht leicht und für die Mehrzahl der Menſchen unlösbar iſt, ſo ſpielt denn auch die Hauptrolle in unſrer Erziehung das Leben und nicht die Erzieher oder die Schule. Gott bewahre uns vor thörichten und unverſtändigen Erziehern, noch viel mehr aber vor einſeitigen, die ſich's einmal in den Kopf geſetzt haben, die ganze Erziehung in der Schule laſſe ſich allein auf die Anſchaulichkeit oder aber allein auf das Wort gründen.

Die Anſchaulichkeit kann, da ſie zu ihrem Hauptzweck die Einwirkung auf die äußeren Sinne hat, die Aufmerkſamkeit des Kindes auf ſeine tieferen inneren Empfindungen und Regungen unberührt oder wenig entwickelt laſſen. Das Wort aber, indem es gleichfalls von außen her vorgeht, wirkt durch ſeine artikulierten Laute auf die hauptſächlichſte und weſentlichſte Fähigkeit des Menſchen ein, auf die Fähigkeit, gleichſam nach dieſen angeborenen Noten zu ſingen, d. h. zu denken. Natürlich wird niemand auch bei dem anſchaulichen Verfahren ohne Zuziehung des Wortes lehren, doch wird ſich die Aufmerkſamkeit des Kindes bei ausſchließlich anſchaulichem Lehren einſeitig auf die äußeren Gegenſtände richten, deren Sinn und Bedeutung für dasſelbe leichter zu faſſen iſt, als der Sinn des Wortes; ſein Denken wird ſozuſagen mehr objektiv und ſetzt ſich mehr mit den Vorſtellungen der Form der Gegenſtände, als mit deren innerer Bedeutung und innerem Sinn in Beziehung.

* * *

Unſere äußeren Sinne gewinnen dank der Erfahrung und dem Denken immer mehr menſchlichen Charakter. Aber die Logik der Sinne iſt eine eigenartige; ſie gründet ſich auf einen Mechanismus, welcher unter gleichzeitigem Daſeinsbewußtſein unſrerſeits arbeitet, aber dieſem Bewußtſein nichts von ſich zu erkennen gibt. Deshalb bedarf die Logik unſrer Sinne nicht des in Worten ausgedrückten und auf artikulierten Lauten gegründeten Denkens; nichtsdeſtoweniger fällt die Entwickelung mit der Entwickelung dieſes Denkens zuſammen.

Um die Zeit, wo das Kind ein ſprechendes Weſen wird, und die Thätigkeit ſeiner äußeren Sinne für andre und das Kind ſelbſt deutlich hervortritt, verſtärkt ſich auch gleichzeitig das Aufmerkevermögen. Und ſo gründet ſich denn die Selbſterziehung des Kindes auf der Anſchaulichkeit, d. h. auf der Uebung der äußeren Sinne.

Die Erzieher aber brauchen dieſe Selbſterziehung nur zu regeln und fortzuſetzen und dürfen, was die Hauptſache iſt, nichts Weſentliches zur Entwickelung der Aufmerkſamkeit des Kindes grade in der erſten Zeit außer acht ſetzen, indem ſie dieſelbe ſich weder allzu ſchnell zerſtreuen, noch auch allzu einſeitig konzentrieren laſſen. Sobald ſich aber das bewußte, auf die Sprache ſich ſtützende Denken des Kindes dem Erzieher zu erkennen gibt, ſo muß letzterer dieſe Gabe alsbald verwerten und nützlich verwenden, ja, nützlich, nicht zu unnützem Zeug.

Man muß feſthalten, daß die Gabe des Wortes das einzige und unſchätzbare Mittel iſt, um ins Innere vorzudringen, und zwar weit tiefer, als vermittelſt der äußeren Sinne allein. Zur Erreichung dieſes Zweckes aber muß der Erzieher die Gabe des Wortes unbedingt ſo handhaben, daß er ſie nicht allein zur Verſtändlichmachung des durch die Anſchaulichkeit gewonnenen Materials, ſondern auch zur Einwirkung auf andre, tiefer liegende ſeeliſche Neigungen benutze, die ſich unter dem Andrang der äußeren Empfindungen zu verbergen pflegen. Auch nach dieſer Seite hin iſt die Entwickelung der Aufmerkſamkeit unumgänglich notwendig, doch muß man dabei natürlich mit noch größerer Vorſicht und Stufenmäßigkeit vorgehen. Daß die Entwickelung der Redefähigkeit bei Gelegenheit des Leſenlernens ohne jeden Schaden für das Kind ſehr früh und parallel mit den anſchaulichen Lehren beginnen kann, das wird durch viele Beiſpiele bewieſen. Ich habe ſpielend leſen gelernt, als ich ſechs Jahre alt war, und mein jüngſter Sohn hat es mit den Legetäfelchen ohne jede anderweitige Hilfe auch als ſechsjähriger Knabe gelernt. Der raſch und leicht errungene Erfolg erklärt ſich, glaub' ich, daraus, daß unſre Aufmerkſamkeit zufällig auf Gegenſtände gerichtet ward, welche unſre kindliche Individualität alsbald intereſſierten, und daß in ſehr paſſender Weiſe die Schriftzeichen des Alphabets zu dieſen Gegenſtänden in Beziehung geſetzt waren.

Mich, d. h. meine individuelle Richtung und meine ſich eben erſt in individueller Richtung entwickelnde Seele intereſſierten die karikierenden Darſtellungen der aus Moskau vertriebenen Franzoſen, von denen ich beſtändig hatte erzählen hören. Dieſe für mich ſo intereſſanten Erzählungen im Verein mit der Neigung des Kindes zum Humor richteten meine Aufmerkſamkeit auch auf die rätſelhaften Zeichen des Alphabets, welche an der Spitze der Karikaturen ſtanden. Die Laute der mit dieſen Zeichen anfangenden Worte waren dem Ohr bekannt: A — Ach, F — Fahr, R — Rabe, und die Sache nahm ihren rüſtigen Fortgang.

Meinen ſechsjährigen Sohn, der mehr zur Abſtraktion hinneigte, intereſſierten wahrſcheinlich die für ihn myſtiſchen Figuren der großen Schriftzeichen des zuſammenſtellbaren Alphabets und ihre für ihn geheimnisvolle Verbindung mit den durch ſie repräſentierten Lauten. Sicher war für die Aufmerkſamkeit des Kindes die Figur von unbewußtem Intereſſe, welche den betreffenden Laut in ſich barg.

Ohne Zweifel ſpielt hier die Individualität die Hauptrolle. Immer wird ſich ein Mittel finden laſſen, diejenige von den Saiten derſelben anzuſchlagen, deren Schwingung die Aufmerkſamkeit erregen dürfte, und hat man erſt die letztere hervorgerufen, ſo wird man auch den Unterricht im Leſen und die Wirkung des Wortes in die entſprechende Beziehung zu dem Gegenſtande zu ſetzen vermögen, welcher des Kindes Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat.

Nicht allein die Anſchaulichkeit, ſondern auch das Wort intereſſiert die Kinder; wie das Wort, ſo halte ich auch das frühe Leſenlehren für unumgänglich notwendig in einem Kulturvolk. Die Juden, als ein altes Volk, das eine lange Geſchichte hinter ſich hat, wiſſen das aus Erfahrung; ſchon fünfjährige Kinder müſſen bei ihnen leſen lernen, und dabei läßt ſich dieſer Unterricht an Schwierigkeit nicht im entfernteſten mit dem unſrigen vergleichen, den wir jetzt nach der Lautier- und andern modernen Methoden vornehmen. Der Jude verwertet nämlich das Leſenlernen zur Einwirkung auf die noch nicht entwickelten geheimnisvollen Regungen und Kräfte der Seele und ihr Streben nach einem höhern Prinzip. Dadurch erhält ſich das Judentum und ſeine Methode des Jugendunterrichts hat ungeachtet ihrer Zurückgebliebenheit und der Roheit ihrer Kunſtgriffe doch eine wichtige Bedeutung im Leben.

Ich habe die Entwickelung der Kinder in jüdiſchen Schulen beobachtet und dabei nicht gefunden, daß ihre Unterrichtsmethode die Wirkung der Anſchaulichkeit ſonderlich beeinträchtigte; mit Ausnahme einiger, zu übermäßiger Abſtraktion und ungewöhnlichem religiöſen Fanatismus geneigter Individualitäten eignet ſich der größere Teil der jüdiſchen Kinder mit Leichtigkeit alles das an, was ihm durch den anſchaulichen Unterricht geboten wird, die religiöſe Richtung aber, welche ihnen durch die frühe Einwirkung des Wortes gegeben wird, bleibt ihnen für ihr ganzes Leben, und das ungeachtet ihrer ſemitiſchen Inſtinkte und des über ihnen laſtenden äußeren Druckes.

Wenn aber der jüdiſche Melamed*) mit ſeinen wenig komplizierten Mitteln die Aufmerkſamkeit von fünf- bis ſechsjährigen Kindern

*) Elementarlehrer. Anmerk. d. Ueberſ.

bis zu einem ſolchen Grade auf das Studium einer für uns toten Sprache zu konzentrieren verſteht, ſo ſagt das doch wohl, daß dieſe Kunſt nicht gerade ſchwer ſein kann.

Warum ſteht denn nun eigentlich bei uns dieſe Kunſt nicht in Blüte, oder, falls ſie Fortſchritte macht, warum geſchieht das nur im Schneckentempo?

Um von jener längſtvergangenen Zeit gar nicht zu reden, da ich noch ſelbſt lernte, will ich nur erwähnen, daß ich noch vor zwanzig Jahren, als ich Kurator zweier Lehrbezirke war, zu meinem großen Schrecken bemerkte, wie wenig bekannt die Lehrer und das ganze offizielle Perſonal unſrer Schulen mit dieſem Hauptzweige der Pädagogik waren. In dieſer bemerkenswerten Zeit drehten ſich alle Gedanken unſrer Pädagogen um Peſtalozzi und Dieſterweg, und in der Ueberzeugung, in der Anſchaulichkeit einen Talisman zur Erweckung der kindlichen Aufmerkſamkeit gefunden zu haben, ſetzte man die größten Hoffnungen auf den Anſchauungsunterricht. Ich ſelbſt ſtand dieſer einſeitigen Ueberſchätzung nicht fern, aber die Erfahrung rechtfertigte dieſe roſigen Erwartungen nicht.

Jetzt bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß man weder mit der Anſchaulichkeit noch mit dem Wort als ſolchem irgend welche vernünftigen Erfolge erzielen wird, wenn man mit ihnen nicht verſtändig umzugehen weiß, und wenn nicht noch andre Bedingungen dazu kommen. Auch zu der weiteren Ueberzeugung bin ich gekommen (und ich lege ihr die größte Bedeutung bei), daß nämlich Einſeitigkeiten in der Kultur der Aufmerkſamkeit bei einem Volk abſolut verwerflich ſind, welches wie das unſrige erſt vor ganz kurzer Zeit die Bahn der Bildung beſchritten hat.

Dem einſeitigen Melamed gelingt ſeine Aufgabe ungeachtet ſeiner rohen Methoden, weil die Juden als altes Volk eine traditionell überlieferte Bildungsform haben, und außerdem in ihrer Vorſtellung Leſeunterricht und Religion voneinander unzertrennlich ſind. Die weſtländiſchen Völker dürfen gleichfalls in ihrem Bildungsgang einſeitig verfahren, und auch hier wiederum, weil ſie Ueberlieferungen und Traditionen haben. Wir aber haben dieſe letzteren nicht, und wir leben und beginnen zu lernen zu einer Zeit, die der Wirkung und Kraft der Tradition einen höchſt ungünſtigen Boden bietet.

26.

Mein ganzes Leben hätte ſich anders geſtaltet, wenn man es bei meiner Erziehung verſtanden hätte, meiner Aufmerkſamkeit die rechte Entwickelung und Richtung zu geben. Es fehlte mir an dieſer Fähigkeit nicht, auch beſaß ich keinen ganz unbedeutenden Grad von geiſtiger Vielſeitigkeit, beides aber wurde ſo wenig kultiviert, daß ich alsbald mich einſeitig entwickelte, da ich es nicht verſtand, mit meiner Aufmerkſamkeit umzugehen, und ihr die gehörige Richtung zu weiſen.

Ueberhaupt, glaube ich, beachtet man dieſe bemerkenswerte ſeeliſche Fähigkeit zu wenig. Man kann von Natur vortrefflich ausgeſtattete Sinnesorgane haben; dieſe Organe können ſich äußeren Eindrücken gegenüber auf das feinfühligſte verhalten, dieſelben aufs vortrefflichſte bewahren und auf dieſe Weiſe die Aufmerkſamkeit vorzüglich unterſtützen; wenn dieſe letztere aber ſelbſt nicht entwickelt und durch einen wirren und, um mich deutſch auszudrücken, tumultuariſchen Andrang der Eindrücke im Kindesalter erſtickt iſt, ſo darf man nicht mehr auf vernünftige Reſultate rechnen, wofern nicht etwa der Himmel mit dem bereits mehr oder weniger erwachſenen Menſchen ein Einſehen hat und ihm hilft, ſich in ſich ſelbſt zu vertiefen und zu verſtehen, was ihm zur Selbſterziehung fehlt.

Vom materiellen Standpunkt aus betrachtet iſt die Aufmerkſamkeit ein beſonderer Zuſtand der Anſpannung jener Elemente des Gehirns, welche die von den Sinnesorganen zugeführten Eindrücke perzipieren. Während des Moments ihrer Wirkſamkeit muß dieſe Anſpannung notwendigerweiſe einſeitiger Natur ſein; durch die Kultur (Uebung) aber vermag man ſie weniger einſeitig zu machen.

So kann z. B. der Aſtronom bei der Beobachtung eines Sterndurchgangs ſeine Aufmerkſamkeit gleichzeitig auf Geſichts- und Gehöreindrücke konzentrieren, indem er durchs Teleſkop blickt und dabei doch auf die Schwingungen des Pendels hinhört. Abgeſehen von dieſer ſinnlichen Aufmerkſamkeit gibt es jedoch auch noch eine andre, die, wie mir ſcheint, von jener verſchieden iſt, eine Aufmerkſamkeit nämlich, die ſich auf tiefer liegende ſeeliſche Vorgänge richtet, auf das eigene Ich, d. h. auf die eigenen Gedanken, die eigenen Willensneigungen, Triebe u. dgl. Die Kultur dieſer Fähigkeit führt dahin, daß unſer Ich, indem es ſich ſelbſt beobachtet, aus ſich und für ſich etwas Aeußeres und Objektives macht.

Wer dem Kinde helfen will, Menſch zu werden, der darf dieſe

zwei Richtungen der Aufmerkſamkeit nicht außer acht laſſen; doch tritt dem Erzieher in dieſem Geſchäft eine ungewöhnliche Schwierigkeit in den Weg: bei der Kultur der Aufmerkſamkeit iſt es unumgänglich notwendig, daß man zu individualiſieren verſtehe. Eine allzu ſchnelle und unvorſichtige Entwickelung z. B. der inneren Aufmerkſamkeit (man verſtatte mir ſchon den Ausdruck) bei manchen von Natur zur Abſtraktion, d. h. zu innerem ſeeliſchen Leben geneigten Kindern kann leicht unpraktiſche Selbſtbeobachter und Selbſtquäler aus ihnen machen; eine unverhältnismäßige Entwickelung der ſinnlichen Aufmerkſamkeit aber, verbunden mit guter natürlicher Anlage der Sinne, wird leicht grobe Senſualiſten und Verehrer der ſinnlichen Schönheit aus ihnen herausbilden.

Je früher ſich die Aufmerkſamkeit zu entwickeln beginnt, deſto beſſer für den Kulturmenſchen. Für die erſte Zeit wird es genügen, wenn wir verſtändige Beobachter dieſer Entwickelung bleiben und uns der Natur mit unſern Düfteleien nicht aufdrängen.

Ein ziemlich frühes Leſen- und Schreibenlernen unter Beihilfe der anſchaulichen Lehrform halte ich für das verläßlichſte Mittel zur regelrechten Entwickelung der Aufmerkſamkeit. Bei Anwendung dieſer Methode braucht man keine einſeitige Entwickelung zu befürchten; nehmen doch hier an der Erregung der Aufmerkſamkeit Geſicht, Gehör und Taſtſinn ſowohl, wie auch das Wort ſelbſt teil. Nur die auf dieſe Weiſe in früher Kindheit gewonnenen Eindrücke bleiben in uns einheitlich und geſchloſſen und ziehen ſich wie ein roter Faden durch unſer ganzes Leben.

* * *

In der That, was iſt ganz geſchloſſen von meinem ſechs- bis achtjährigen Lebensalter im Archive meines Gedächtniſſes nachgeblieben? Die Fähigkeit zu leſen, die ich mir nach jenen Bildern angeeignet habe, und jene Bilder ſelbſt: wenn ich jetzt irgend ein Buch leſe, ſo brauche ich nur ein ganz klein wenig in die Vergangenheit mich zurückzudenken, und das „Ach, Herr Franzos, da ich nicht hören kann," taucht ſofort wieder vor mir auf. Alle übrigen Reminiszenzen meiner Kindheit aus dieſem Alter (ſechs bis acht Jahren) ſind entweder nebel- und ſchemenhaft, oder aber zweifelhaft und fragmentariſch.

Indes vermag ich ziemlich deutlich meine allerfrüheſten Erinnerungen von andern ſpäteren (z. B. aus meinem dreizehnten Lebensjahr) zu unterſcheiden. Ich zweifle z. B. nicht, daß die in mir noch ganz klar lebende Vorſtellung von meiner Mutter als von einer

noch jugendlichen Frau in rotem bordeauxfarbenem Kleide, mit einer Haube und zwei dunkelblonden Locken auf der Stirn, ſich noch von meinem achten Jahr her in meinem Gedächtnis erhalten hat.

* * *

Meine Mutter hat, wie ich von ihr ſelbſt gehört habe, mit fünfzehn Jahren geheiratet und vierzehn Kinder gehabt; ich war das vorletzte (das letzte ſtarb bald nach ſeiner Geburt): folglich konnte ſie nicht über ſechsunddreißig Jahre alt ſein, als ich im achten Lebensjahre ſtand; meine Erinnerung aus ſpäterer Zeit, da ich als zwölfjähriger Knabe die Schule beſuchte, ſtellt ſie mir ſchon ganz anders dar; der Verluſt zweier erwachſener Kinder und das Ungemach des Lebens, das im Verlauf dieſer Zeit über ſie hereingebrochen war, hatten ihr Aeußeres bedeutend verändert; ſie war alt geworden und jenes Bild von ihr verſchwimmt nunmehr ſchon in meinem Gedächtnis mit einem andern ſpäteren, ſo daß meine Mutter ſich mir jetzt in zwei voneinander gänzlich verſchiedenen Erſcheinungen vorſtellt: bald als jugendliche, mich liebevoll anblickende Frau in dunkelrotem Morgenkleide, Haube und Locken, bald als Greiſin mit runzelvollem Geſicht, gebeugtem Rücken und trübem Blick, faſt ganz ſo, wie ſie in der letzten Zeit ihres Lebens vor etwa dreißig Jahren war, wenngleich ich ſicher weiß, daß zwiſchen dieſen beiden Bildern noch ein drittes in meinem Gedächtnis nachgeblieben, das keinem von dieſen beiden ähnlich ſieht, aber ſo nebelhaft und bleich iſt, daß ich es zu keiner klaren Vorſtellung zu verdichten vermag.

Die Geſtalten andrer, mir naheſtehender Perſonen haben ſich in meiner Erinnerung nur nach ſpäteren Vorſtellungen erhalten, das Bild meines Vaters z. B. nur ſo, wie ich mich ſeiner kurz vor ſeinem Tode erſt aus meiner Studentenzeit (ſiebzehn Jahre) entſinne. Meiner alten Wärterin und eines alten Dienſtmädchens erinnere ich mich gleichfalls nur in der Geſtalt, in welcher ſie ſich mir darſtellten, als ich ſchon erwachſen war (zwiſchen fünfundzwanzig bis dreißig Jahren).

Fragmentariſcher und ſehr früher Erinnerungen (aus meinem ſechſten bis achten Lebensjahre), die ſich noch ganz deutlich in dem Archiv meines ſiebzigjährigen Gedächtniſſes bewahrt haben, zähle ich nicht mehr als ſieben oder acht. Die Gegenſtände derſelben haben nichts miteinander gemein; nur die weißen Roſen im Waſſerglaſe, die Eichkätzchen-Felldecke und die graue Katze Maſchka ſind in meiner Vorſtellung miteinander verbunden, und zwar wohl ohne Zweifel

deshalb, weil ich ſie, wenn ich beim Erwachen die Augen öffnete, immer zuſammen neben mir geſehen habe.

Alle Gründe ſprechen dafür, daß weder die Roſen, noch die Decke oder die graue Maſchka noch in meinem Beſitz waren, als meine Wärterin den nicht über zehn Jahre alten kleinen Knaben an ſie als an etwas längſt Vergangenes zu erinnern pflegte: „Erinnerſt du dich“ (und auch dieſer Worte entſinne ich mich noch lebhaft) „deiner Maſchka, die du immer ſo ſorgſam in deine Eichhörnchendecke einhülltеſt, wenn du dich ſchlafen legteſt?“

Ich erinnere mich auch des Säbels meines Vaters in kupferner Scheide, der rötlichen Perücke meines Großvaters, des langen Pumpenſtockes, der beim Einſetzen in den Gartenbrunnen umfiel, und das Fenſter in dem Zimmer, wo ich gerade ſaß, zertrümmerte, und endlich der weißen Beinkleider und Stehkragen meines erſten Lehrers. Noch eine andre Erinnerung datiert annähernd aus dieſer Zeit; es iſt das das Erſcheinen einer aus Mann, Frau und Bruſtkind beſtehenden Leibeigenenfamilie in unſrem Hauſe. Erinnerlich iſt mir gerade die Neuheit dieſer Erſcheinung, d. h. das Bewußtſein, daß ſie früher nicht da geweſen waren und dann plötzlich irgend woher erſchienen, und mit ihnen der einäugige Iwan, der immer nur mit ſeinem einen glänzenden Auge ſah, während das andre weiß war wie Kreide.

Alle andern nicht weniger klaren Erinnerungen ſind mir ſicher aus ſpäterer Zeit her nachgeblieben.

Ich lebte bis zu meinem vierzehnten Jahr mit meiner Familie in jenem Hauſe, deſſen bemalter Wände, Faſſade und Gärtchens ich mich noch ſo lebhaft entſinne; deshalb vermiſchen ſich meine früheſten Erinnerungen an dasſelbe mit den ſpäteren. Aber der Säbel und die Perücke einerſeits, die Kragen und Beinkleider andrerſeits waren — die erſteren — zum alten Gerümpel gethan und daher meiner Betrachtung entzogen, während die letzteren uns gleichzeitig mit ihrem Beſitzer verlaſſen hatten, der, wie man mir nachher ſagte, nur ein Jahr bei uns gelebt hat.

Was hat denn nun aber gerade dieſe fragmentariſchen, aber klaren Vorſtellungen ſo lange in meiner Erinnerung haften laſſen? Warum ſind ſie nicht in dem Wuſte andrer Eindrücke verſchwunden, die unaufhörlich auf mein kindliches Gehirn eindrangen? Das läßt ſich natürlich kaum noch entſcheiden, wenn man ſich nicht über einen Abgrund von Zeit hinweg wieder in ſein damaliges Ich zurückverſetzen will. Beim Anblick eines ſolchen salto mortale aber hält man mich alten Mann am Ende noch gar für verrückt. Indes,

was ſchadet's, wenn man auch einmal in den Abgrund ſeiner ſelbſt hinabſtürzt?

Einige Eindrücke der frühen Kindheit blieben für das ganze Leben, offenbar infolge ſtarker Erſchütterung des ganzen kindlichen Organismus, auch wohl infolge häufiger Erzählung von bedeutſamen Ereigniſſen im alltäglichen Leben.

Als einmal der ungeheure Eimer einer umfallenden Pumpe durchs Fenſter zu mir ins Zimmer hereinſtürzte, in welchem ich damals gerade ſaß, da mußte mich dieſes Ereignis natürlich mit Furcht und Schrecken erfüllen, und ſo iſt denn in meinem Gedächtnis auf immer die Vorſtellung von einem durch das zerbrochene Fenſter ins Zimmer hineinragenden Holzblock haften geblieben, der durch ſein mit Krachen und Poltern verbundenes Erſcheinen in meinem Zimmer nicht nur meine äußeren Sinne, ſondern auch meinen ganzen Körper erſchütterte.

So ſteht es auch mit vielen andern Erinnerungen an längſt Vergangenes; wiederholte Erzählungen darüber laſſen es ohne Zweifel feſter im Gedächtnis haften, als das ſonſt der Fall wäre. Eindrücke, die ſich öfters und zu beſtimmten Zeitpunkten des Lebens wiederholt haben, wie z. B. die auf mich beim Erwachen durch die weißen Roſen, oder aber die während meines erſten Unterrichts durch die weißen Kragen und roſigen Wangen meines Lehrers hervorgebrachten Eindrücke müſſen auch länger als die andern im Gedächtnis bleiben. Die Leidenſchaften des Kindes erregende und dasſelbe mit Schrecken erfüllende oder ſonſt ähnlich wirkende Erzählungen bringen auf des Kindes Einbildungskraft eine ſo ſtarke Wirkung hervor, daß das Gehörte ihm in der Folge als von ihm ſelbſt erlebt erſcheint; es iſt das verſtändlich, da es durch Beiſpiele auch aus dem Leben erwachſener Perſonen beſtätigt wird; bei weitem intereſſanter und lehrreicher iſt aber die Beobachtung, wonach auch ſchon die Erregung der kindlichen Aufmerkſamkeit durch eine Erzählung hinreicht, um dieſelben Wirkungen hervorzurufen.

Das macht uns die Macht des Wortes anſchaulich und legt uns die Ueberzeugung davon nahe, daß das Wort vielleicht noch die Anſchaulichkeit zu erſetzen vermag, niemals aber die Anſchaulichkeit allein das Wort erſetzen wird. Das Anſchauliche kann ja wohl auch an und für ſich, ohne Mithilfe des Wortes, dem Gedächtnis des Kindes tief ſich einprägen, immer aber wird es etwas Fragmentariſches und Zuſammenhangsloſes bleiben, während der durch das Wort hervorgebrachte Eindruck etwas Einheitlicheres und Geſchloſſeneres ſein wird.

* * *

Ich habe oben schon des Säbels meines Vaters und der Perücke meines Großvaters Erwähnung gethan. Diese beiden Gegenstände sind mir nur deshalb über sechzig Jahre im Gedächtnis geblieben, weil sie im Zusammenhang mit zwei Erzählungen stehen.

Während ich die Kupferscheide betrachtete, hörte ich aufmerksam die mich sehr rührende Erzählung meiner Wärterin darüber an, wie mein Vater einmal während unserer Flucht aus Moskau im Jahr 1812 mit diesem Säbel eine Bäuerin gerettet habe, die Milch zur Stadt führte. Sie war von einem gewaltthätigen Landwehrmann überfallen worden, welcher schon daran war, sie auszurauben, als mein Vater die Scene bemerkte, aus dem Wagen sprang und den Räuber mit dem Säbel bedrohte und in die Flucht jagte; zum Zeichen ihrer Dankbarkeit für ihre Rettung reichte die Bäurin mir einen Krug Milch. Der Säbel war schwer und ich betrachtete ihn nur, ohne ihn anzulegen. Dagegen pflegte ich mir des Großvaters Perücke aufzusetzen, so oft ich die Erzählungen darüber hörte, wie mein Großvater Iwan Micheitsch beim Eintritt in die Kirche seine Perücke immer abgenommen und indem er so seinen Kopf entblößt, der kahl wie die flache Hand gewesen, immer denen einen Anstoß gegeben habe, „so da in dem Tempel des Herrn stunden," um den Ausdruck des örtlichen Geistlichen zu brauchen, der meinem Großvater deswegen immer Vorwürfe gemacht haben soll. Hätte ich diese Erzählungen nicht gehört, so wären sicher Säbel und Perücke längst meinem Gedächtnis entschwunden. Ebenso wäre es mir wohl auch mit dem blinden, kreideweißen Auge unsres leibeigenen Iwan gegangen (denn wie viel Einäugige habe ich ja doch in der Welt gesehn!), wenn nicht in unsrem Hause einmal irgend ein Charlatan aus Sibirien aufgetreten wäre, welcher Iwan allerlei Wunderdinge von seiner Kunst erzählte; dieser begann meine Mutter mit Bitten zu bestürmen, sie möge doch erlauben, daß jener ihm auch das blinde Auge wieder sehend mache; der Charlatan, dessen interessanter Erzählungen über das Fahren mit Hunden in Jakutsk ich mich gleichfalls noch entsinne, begann alle möglichen weißen Pülverchen in das weiße Auge zu blasen; das Auge rötete sich und den Charlatan jagte man aus dem Hause, Iwan aber blieb nach wie vor einäugig, nur daß er nunmehr auch noch den Spott mit dazu in den Kauf nehmen mußte. Ich war Zuschauer, in noch weit höherem Grade aber Zuhörer dieses Dramas.

* *
*

Das in früher Kindheit Gehörte, das heißt das Wort, wirkt ſo mächtig, daß die von ihm auf die Einbildungskraft und das Gedächtnis des Kindes hervorgerufenen Eindrücke ſich leicht in anſchauliche Bilder verwandeln. Allein aus den Erzählungen von meinem Großvater, welcher verſtarb, als ich noch nicht über vier Jahre alt war, hat ſich in meiner Phantaſie die ganz beſtimmte Vorſtellung von ihm als einem hohen, hageren alten Mann mit einer Perücke herausgebildet; die Perücke war hier nur eine ſozuſagen ſupplementäre anſchauliche Vorſtellung, welche das Gehörte ergänzen, und mich verhindern ſollte, mir meinen Großvater mit einer Glatze vorzuſtellen, wie er ſie nach den mir gewordenen Berichten wirklich hatte; einzelne Geſichtszüge waren in dem Bilde, das ich mir dergeſtalt von ihm gemacht hatte, nicht feſtzuſtellen, doch war die Vorſtellung von einem hohen alten Mann in einer Perücke dermaßen klar in mir ausgeſprochen, daß noch bis auf den heutigen Tag die unbeſtimmte Ueberzeugung in mir ſich erhalten hat, ich müſſe ihn einſtmals noch lebendig geſehen haben.

Die ſtarke Wirkung häufig vernommener mündlicher Erzählungen auf uns iſt allen ſo bekannt, daß wir uns mit Leichtigkeit die Entſtehung phantaſtiſcher Viſionen erklären können, welche ſich in unſrer Phantaſie herausbilden, und zwar infolge deſſen, daß wir irgend etwas mehrfach gehört haben, was nur deshalb oder wohl auch aus einem andern Grunde unſre Aufmerkſamkeit auf ſich zieht; bei weitem ſchwieriger aber iſt es, eine Erklärung dafür zu finden, warum nur einmal von uns Gehörtes oder Geſehenes ſich auf lange oder gar auf immer unſrem Gedächtnis ſich einzuprägen im ſtande iſt.

So entſinne ich mich z. B. noch jetzt lebhaft einer von mir nur einmal in der Sakriſtei des Troitzakloſters geſehenen natürlichen Steinkreuzbildung mit einer vor dem Kreuze knieenden Geſtalt; ich war damals ein achtjähriger Knabe, und ſehe noch heute den weißen durchſichtigen konveren Stein mit dieſer Darſtellung vor mir; wie leibhaftig ſteht der Mönch vor meinen Augen, welcher mit der erhobenen Hand den Stein gegen das Licht hielt. Ein zweites Mal aber bin ich, wie ich mit Sicherheit weiß, nicht mehr in der Sakriſtei des Kloſters geweſen.

Auch erinnere ich mich lebhaft noch jetzt einiger Worte, die ich einmal von einem Knaben hörte; es waren das freilich die mir bekannten Worte des Pſalmes: „Alles was Odem hat, lobe den Herrn," die ich des öfteren gehört, und im Pſalter geleſen hatte: warum aber erinnere ich mich eben aller begleitenden Umſtände, unter denen ich ſie gerade damals gehört habe? Ich war auch

nicht über (eher unter) acht Jahre alt, als ich einmal bei einem Spaziergang mit meiner Wärterin am Ufer der Jausa das Winseln eines Hundes hörte; als wir näher kamen, sahen wir zwei Knaben, von denen der eine einen Hund zu ersäufen sich anschickte, während der andere ihn davon abzuhalten suchte, indem er laut ausrief: „Alles was Odem hat, lobe den Herrn!" Meine Wärterin belobte ihn dafür und wir gingen weiter.

Ohne Zweifel können in uns schon sehr früh, natürlich bei entsprechenden äußeren Bedingungen, gewisse seelische Stimmungen auftreten, welche uns einigen Eindrücken gegenüber außergewöhnlich empfänglich machen; ein Eindruck, welcher im Augenblick solch einer Stimmung auf uns einwirkt, mag er uns auch unbedeutend erscheinen, oder gar schon mehrfach uns zu teil geworden sein, wird doch auf immer in unserem Gedächtnis bleiben, und uns immer bei geeigneter Gelegenheit an sein Vorhandensein gemahnen. Noch bis auf den heutigen Tag kommen mir die Worte jenes Knaben und der Spaziergang an der Jausa in den Sinn, sobald ich die Psalmworte höre: „Alles was Odem hat, lobe den Herrn." Wenn ich ein Kreuz betrachte, gedenke ich nicht selten auch der von mir im Kloster gesehenen Steinbildung. Und die Moral davon: für den Pädagogen ist die Bekanntschaft mit diesem bemerkenswerten seelischen Vorgang unerläßlich, seine Anwendung aber in der Praxis unmöglich: nicht der Pädagog leitet das Leben, sondern das Leben den Pädagogen.

27.

Welcher Kulturmensch ist nicht schon einmal in der Lage gewesen, sich über die Erziehung des Menschen Gedanken zu machen? Welcher Moralist wünschte nicht die menschliche Gesellschaft durch Erziehung umzugestalten? Alle Denker sind, glaube ich, zu dem Schluß gekommen, daß man die Erziehung von der Wiege an beginnen müsse, wenn man die Sitten, Neigungen und Ueberzeugungen der Gesellschaft von Grund aus umzuformen wünsche.

Für seine eigene Person kann natürlich niemand entscheiden, von welcher Zeit ab die verschiedenen Neigungen und Triebe in ihm hervorgetreten sind; wer aber die Entwickelung wenigstens einiger Individuen von ihrem ersten Erscheinen auf der Welt an bis zum Alter der Reife verfolgt hat, der ist sicher zu der Ueber-

zeugung gekommen, daß die künftige ſittliche Natur des Menſchen früh, außergewöhnlich früh, ja faſt ſchon von den erſten Tagen ab in dem Kinde ſich zu äußern pflegt; leider erkennen wir nur ſpät, allzu ſpät, die künftige Bedeutung deſſen, was wir ſchon längſt bemerkt haben.

Sowohl an meinen eigenen Kindern, wie auch an einigen andern, mir ſeit ihrer Kindheit bekannten Perſonen habe ich ſchon früh gar manches wahrgenommen, was auf ihren zukünftigen Charakter und ihre ſpäteren Neigungen hindeutete; aber erſt jetzt, wo ich ſtatt drei- bis vierjähriger Kinder dreißigjährige Männer und Frauen vor mir ſehe, erſt jetzt überzeuge ich mich aus Erfahrung davon, wie richtig und klar dieſe Andeutungen geweſen ſind. Nachträglich eines Beſſeren belehrt, erkenne ich jetzt, daß ich ſchon vor fünfundzwanzig Jahren mir nicht nur über den Charakter, ſondern auch über die zukünftige Weltanſchauung aller dieſer Perſonen eine ziemlich klare Vorſtellung hätte bilden können, wenn ich aus den Thaten ihres Kindesalters das mene tekel herauszuleſen verſtanden hätte.

Was und wieviel wir mit uns auf die Welt bringen, und was und wieviel wir hernach von ihr empfangen, das werden wir niemals recht konſtatieren können, und ich halte die Ueberzeugung, als könnten wir durch unſre Erziehung dem Kinde alles das geben, was wir ihm zu geben wünſchten, — ich halte dieſe Ueberzeugung für eine pure Selbſttäuſchung.

Ich ſtelle nicht in Abrede, daß Peſtalozzi, Fröbel und andre hervorragende Pädagogen und Fanatiker ihrer Berufsthätigkeit ihren Zöglingen eine gute Erziehung gegeben haben, ich glaube aber nicht, daß die künſtlichen Methoden nebſt deren ſyſtematiſcher Anwendung, wie ſie von dieſen Pädagogen in Vorſchlag gebracht worden ſind, auf *größere Menſchenmaſſen, oder auf die ganze menſchliche Geſellſchaft eine wohlthätige Wirkung hervorgebracht haben.*

Die Hauptſtärke der künſtlichen, ſtreng ſyſtematiſchen Erziehung iſt in mehr *negativer* Richtung zu ſuchen; ſo früh ſie beginnen möge, ſo wirkt ſie doch in einförmiger und einſeitiger Weiſe auf die verſchiedenartigſten Individualitäten ein, und kann vieles, darunter natürlich auch ſchlechtes, vernichten; in ſittlicher Beziehung aber etwas zu entwickeln vermag ſie nur äußerlich. Freilich darf man das allein ſchon ein poſitives Ergebnis nennen, doch wird es ſich nur für irgend einen einſeitigen, d. h. alſo für die andern Seiten negativen Zweck geeignet erweiſen.

Der verſchiedenen Seiten unſres ſittlichen Lebens aber gibt es nicht wenige; wenn wir z. B. vier- bis fünfjährige Kinder nach Fröbel zu einer beſtimmten Stunde ſo, und in der folgenden anders ſpielen laſſen und ihnen ein jedes ihrer Spiele und Vergnügungen gleich auch verſtändlich zu machen ſuchen, will das dann nicht ſo viel ſagen, wie daß wir negativ und zwar ſyſtematiſch negativ in die Freiheit ſolcher Thätigkeiten derſelben eingreifen, welche ihrem Weſen und Zweck nach die allergrößte Freiheit erheiſchen? Ich wenigſtens bedaure es nicht, daß ich zu einer Zeit gelebt habe, da die Fröbelſchen Kindergärten noch unbekannt waren. Freilich aber werden Geſellſchaften, die ſich zu ſozialen Umgeſtaltungen vorbereiten, nicht umhin können, ſich von Erziehungsſyſtemen blenden zu laſſen, die aus Menſchen Gliederpuppen der Freiheit zu machen verſprechen.

Die Hauptſchwäche unſres Geiſtes iſt gerade die Einſeitigkeit ſeiner Beſtrebungen auf dem Wege des Fortſchritts.

Ueberall, beginnend mit der Mode und abſchließend mit dem Fanatismus, nehmen wir den Einfluß dieſer Schwäche wahr.

Wenn es uns nun aber ſchon einmal nicht beſchieden iſt, das allſeitig Wahre und allſeitig Gute zu erkennen, ſo dürfen wir wenigſtens unſrem allezeit einſeitigen Fortſchritt nicht allzuviel Vertrauen entgegenbringen. Beſondere Vorſicht aber müſſen wir den praktiſchen Anwendungen der von ihm gefundenen Wahrheiten gegenüber zu beobachten ſuchen.

Wir müſſen deſſen eingedenk bleiben, daß die von den führenden Geiſtern und ihnen nach von der ganzen Geſellſchaft jeweilig beſonders entſchieden feſtgehaltene Wahrheitsrichtung ſtets zeitlicher Natur iſt, und daß ſie, wenn ſie ihre Zeit hinter ſich hat, einer andern, nicht ſelten völlig entgegengeſetzten Richtung das Feld räumt.

Die Reaktion iſt ein, in der Politik ſowohl wie in der Wiſſenſchaft und Kunſt überall notwendiges Uebel und eine unvermeidliche Folge der Schwäche unſres Geiſtes.

Ich lebe nun erſt ſiebzig Jahre — in der Geſchichte des menſchlichen Fortſchrittes iſt das nur ein Augenblick — und wie viel Syſteme in der Medicin und in der Pädagogik habe ich ſchon erlebt! Jede von dieſen Erſcheinungsformen der Einſeitigkeit des Geiſtes und der Phantaſie ward einige Jahre praktiſch angewandt, erregte die Gemüter der Zeitgenoſſen und mußte ſchließlich von ihrem Piedeſtal ſteigen, um dasſelbe einer andern, nicht weniger einſeitigen, einzuräumen. Jetzt könnte ich beim Auftauchen eines neuen Syſtems etwa dasſelbe ſagen, was einmal ein alter Beamter der Podoliſchen

Gouvernementsverwaltung einem neuernannten Gouverneur auf deſſen Frage geantwortet hat, wie lange er ſchon im Staatsdienſt ſtehe: „Ich habe die Ehre, Excellenz (ſo lautete ſeine Antwort), bereits zwanzig Gouvernementschefs überlebt zu haben.“

Ueber die Medizin will ich ſpäter reden, was aber die Erziehung betrifft, ſo habe ich noch bedeutſame Ueberreſte der mittelalterlichen Schule vorgefunden, auch deren zeitweilige Recidive in den preußiſchen Regulativen erlebt; ich bin auch mit den Ueberbleibſeln der Lancaſterſchule bekannt geworden, die noch zu meiner Zeit im Odeſſaſchen Lehrbezirk exiſtierte; ich habe endlich die Wiederbelebung des Peſtalozziſchen Anſchauungsunterrichts mit angeſehen, und bin ein Zeitgenoſſe von „Jaßnaja Poljana“, vom Pſeudo-Klaſſizismus und vom Pſeudo-Realismus geweſen — ich brauche dieſen Zuſatz, weil die genannten beiden Richtungen mit verſtecktem Hintergedanken in der Schule eingeführt wurden.

Alles das iſt geweſen und iſt geſchwunden.

Aber nicht überall und nicht allezeit überleben alte Beamte zwanzig Gouverneure; nicht überall und nicht immer begünſtigen die Umſtände einen häufigen Wechſel von Prinzipien, Syſtemen und Perſonen und was die Hauptſache iſt, nicht überall und nicht immer wird eine einſeitige Richtung des Geiſtes und der Phantaſie alsbald durch eine andere erſetzt; ſie kann, wie wir ſehen, ganze Jahrhunderte lang andauern, bis endlich eine andere ſie ablöſt. Wir Ruſſen können wenigſtens darin von Glück ſagen, daß die Einſeitigkeiten unſrer und fremder Geiſtesrichtung ähnlich den Podoliſchen Gouverneuren verhältnismäßig nicht lange bei uns vorhalten. Wir ſind keine Juden und keine Weſtländer, wir haben keine Traditionen in der Erziehung. Wir alle haben eben ſo ganz gemach und wie es gerade kam, das eine oder das andre gelernt*).

28.

Indes will ich zunächſt noch meine Erörterung über die Schulfrage aufſchieben, da ich ja noch nicht in der Schule bin, und, bevor ich dahin komme, einmal unterſuchen, was mir die häusliche Erziehung vom achten bis zum zwölften Lebensjahr eigentlich ge-

*) Citat aus Puſchkin. Anmerk. d. Ueberſ.

geben hat, an die sich in meinem Gedächtnis schon klarere und zusammenhängendere Erinnerungen bewahrt haben.

Nach diesen letzteren zu urteilen, war ich ein lebhafter und munterer Knabe, offenbar aber kein allzugroßer Schlingel; wenigstens erinnere ich mich nicht, irgend einen besonderen Hundestreich begangen, oder irgend eine erheblichere Strafe für irgend welche Thorheiten empfangen zu haben. Ueberhaupt bin ich weder zu Hause noch in der Schule je mit Ruten gezüchtigt worden; ich erinnere mich nur dreier Fälle, wo meine Mutter mich gestraft hat: einmal mit einer Ohrfeige für eine Ohrfeige; ich schlug nämlich einmal einen Knaben auf die Backe und meine Mutter, die dieses mein eigenmächtiges Verfahren mitangesehen hatte, unterzog mich nun auch ihrerseits ganz derselben Prozedur. Ich finde, daß dies logisch und pädagogisch durchaus richtig war, denn wenngleich diese Art Justiz mich auch nicht radikal von meiner Neigung zu eigenmächtigem Vorgehen heilte, so hat sie doch nicht selten meine schon erhobene Hand zurückgehalten, indem sie mich zur rechten Zeit daran gemahnte, daß auch über mich ein noch stärkerer Arm kommen könnte.

Zwei andre Strafen wurden mir, soweit ich mich erinnere, nicht wegen schlimmer Streiche, sondern wegen Unarten zu teil; noch jetzt ist mir erinnerlich, wie untröstlich und bitterlich ich einmal schluchzte, als man mich zur Strafe ins Vorzimmer hinausführte und mir die andern Zimmer zu betreten verbot; der allerunangenehmste Eindruck indes ist mir von einem Schlage von der Hand meiner Mutter nachgeblieben, die mich unversehens gerade in die Herzgrube traf; in vollem Schwung stürzte ich unerwartet in ein Zimmer, wo meine Mutter sich gerade mit den Schwestern etwas zu schaffen machte; in der ersten Aufregung sprang sie von ihrem Platze auf, und ich stieß mit dem Leibe direkt gegen ihre zum Schlage ausholende Hand. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß der Anprall mir den Atem benahm, und ich zu Boden stürzte. Aergerlich war der Umstand, daß noch lange nach diesem unbeabsichtigten Stoß sich in meiner Seele eine gewisse Erbitterung wider meine Mutter erhielt.

* * *

Die Spiele, Vergnügungen und Beschäftigungen in diesem Lebensalter müssen für den aufmerksamen Beobachter von der größten Bedeutsamkeit sein, da man auf ihnen eine nicht wenig wahrscheinliche Prognose gründen kann.

Von meinen häuslichen Beſchäftigungen (vor meinem Eintritt in die Schule), habe ich, glaube ich, abgeſehen vom Leſen, keiner einzigen einen beſonderen Vorzug gegeben; Rechnen liebte ich nicht beſonders, die vier Spezies habe ich aber noch zu Hauſe gelernt. Ich liebte es auch Blumen zu ſammeln und zu trocknen, und Darſtellungen von Tieren und Pflanzen, ſowie Bilder hiſtoriſchen Inhalts zu betrachten, beſonders aus dem Kriegsjahre 1812, wie ſie damals ſtark in Aufnahme gekommen waren. Die lateiniſche und franzöſiſche Grammatik vermochten mir keine Sympathie abzugewinnen; dagegen intereſſierte mich die Analyſe der Redeteile in der ruſſiſchen Grammatik ſehr, und ich weiß noch, wie ich mit Vergnügen ganze Stunden lang mit derſelben zubrachte. Die Perſönlichkeit des Lehrers ſpielte hier die Hauptrolle; des Lehrers der ruſſiſchen Sprache kann ich mich noch heute am Tage entſinnen, wenngleich auch nur dank ſeinen Kragen, Beinkleidern und ſeinem Weihnachtsſprüchlein; von den beiden andern aber, die mich lateiniſche und franzöſiſche Grammatik lehrten, habe ich den einen ganz vergeſſen, während der andre nur zuweilen und flüchtig als der Schatten eines kleinen Männchens in meinem Gedächtnis auftaucht.

Ueberhaupt habe ich mich während meiner häuslichen Erziehung bis zu meinem zwölften Lebensjahr nur mit ſolchen Dingen beſchäftigt, die mir an und für ſich ſchon intereſſant waren, und niemand hat daran gedacht ſich mit der Pflege meiner Aufmerkſamkeit abzugeben; dieſes halte ich für die Hauptlücke in meiner Jugenderziehung, und zwar umſomehr, als auch nachher in Schule und Univerſität niemand, mich ſelbſt nicht ausgenommen, ſich auch nur im entfernteſten um die Entwickelung dieſer Fähigkeit bekümmert hat. Eine Folge dieſer Lücke war, daß ich, wie ich ſpäter an mir erfahren habe, obgleich ich von Natur wißbegierig und arbeitſam war, doch in vielem unwiſſend blieb, und mir nicht, ſolange es noch leicht möglich geweſen wäre, die Kenntniſſe erwarb, welche mir in der Folge höchſt notwendig waren.

Infolge dieſes Mangels in der Ausbildung meiner Aufmerkſamkeit konzentrierte ſie ſich ſpäter in allzu hohem Grade, und ich bin beinahe prinzipiell einſeitig geworden.

Doch darüber ſpäter, wenn ich von meiner Jugendzeit ſprechen werde.

Bemerkenswert iſt indes, daß ich die aus dieſer Lücke in meiner Ausbildung ſich ergebenden Folgen lange Zeit gar nicht beachtet habe, bis ich endlich der Sache auf den Grund kam. Wäre mir dies ſchon früher zum Bewußtſein gekommen, ſo hätte ich mich auch

bei der Erziehung meiner Kinder mehr um die Entwickelung dieſer fundamentalen Fähigkeit des menſchlichen Wiſſens bemüht, die mehr als alle andern unſerer Pflege ſich zugänglich erweiſt.

* * *

Von meinen kindlichen Spielen und Vergnügungen ſind mir zwei hauptſächliche noch ſehr gut erinnerlich; eins von ihnen war mein Lieblingsſpiel in der Schule mit meinen Kameraden, ohne deren Teilnahme es auch gar nicht hätte vorgenommen werden können, ich meine das Kriegsſpiel; offenbar zeigte ich mich als tapferen Jungen, denn ich erinnere mich noch des Beifallklatſchens und der Belobigungen der älteren Schüler für meine Schneidigkeit.

Ein andres Spiel iſt aber deshalb für mich höchſt bemerkenswert, weil es mir gleichſam den Schleier meiner Zukunft lüftete. Es war das eine für einen Knaben ſeltſame Beluſtigung, die von den Meinigen Doktorſpiel genannt wurde. Folgendes iſt die Entſtehung desſelben und die Geſchichte ſeiner Entwickelung:

Mein älteſter Bruder lag am Rheumatismus krank darnieder; die Krankheit bot lange allen Heilungsverſuchen Trotz und ſchon hatten mehrere Aerzte einander abgelöſt, als endlich Jefrem Oſſipowitſch Muchin hinzugezogen wurde, der um die Zeit wohl ſo ziemlich der bedeutendſte praktiſche Arzt in Moskau war.

Ich erinnere mich noch, mit welcher Ehrfurcht die Meinigen alle ſich zu ſeinem Empfange vorbereiteten; ich, als windbeuteliger Burſche, lief natürlich erwartungsvoll hin und her, bis endlich eine mit vier Pferden beſpannte Kutſche vor unſerem Hauſe vorfuhr, ein Lakai in Livree die Wagenthür öffnete, und ein hoher, grauköpfiger Herr mit ſtark hervortretendem Kinn (ich ſehe ihn noch jetzt vor mir) aus der Kutſche ſtieg.

Wahrſcheinlich haben alle dieſe äußeren Umſtände, die Vorbereitung, die Erwartung, die vierſpännige Kutſche, die Livree des Lakaien und der majeſtätiſche Anblick der berühmten Perſönlichkeit meiner kindlichen Phantaſie lebhaft imponiert, freilich aber nicht ſo weit, um nicht alsbald den Nachahmungstrieb in mir wachzurufen, wie denn das in der Regel mit Kindern zu geſchehen pflegt; ich begann hernach, als ich mir das Gebaren des Arztes am Krankenbette ordentlich angeſehen hatte, Doktor zu ſpielen, zumal das Ergebnis der Kur ein glänzendes war.

So erkläre ich mir wenigſtens den Anfang dieſes meines Spieles aus dem tiefen, mir noch jetzt erinnerlichen Eindruck, den der raſche Erfolg der Heilung auf unſre geſamte Familie hervor-

brachte. Nachdem ungeachtet aller Anſtrengungen von fünf bis ſechs Aerzten die Krankheit immer ſchlimmer geworden war, ſo daß ich täglich ächzen und jammern aus dem Krankenzimmer vernehmen konnte, waren ſeit Beginn der Muchinſchen Kur kaum ein paar Tage vergangen, als der Kranke ſich bereits zu erholen anfing. Sicherlich haben damals alle die Meinigen, die dadurch wie durch eine Zauberei überraſcht waren, vielfach über die wunderbare Kunſt Muchins geredet, was ich daraus entnehme, daß ſich noch bis auf den heutigen Tag manche Erzählungen über Einzelheiten der Kur in meinem Gedächtnis erhalten haben. So weiß ich noch wie man folgendes erzählte: Sobald Jefrem Oſſipowitſch den Kranken geſehen, wandte er ſich ſofort an Mutter: „Schicken Sie ſofort, gnädige Frau," ſo ſagte er, „in die Droguenhandlung nach Saſſaparillenwurzel, und laſſen Sie ſich eine ſolche ausſuchen, welche beim Brechen gehörig ſtäubt; dann muß man ſie kunſtgerecht in einem verdeckten, und mit Teig luftdicht verklebten Topfe abkochen und recht lange Zeit bähen laſſen; auch müſſen Sie ihm ſofort ein Schwefelbad zubereiten" u. ſ. w.

Natürlich habe ich dieſe Erzählung mit den entſprechenden Variationen des öfteren anhören müſſen, und ſie hat ſich deshalb meinem Gedächtnis lebhaft eingeprägt.

Kurz, der mehrfach wiederholte und mir von Geſicht und Gehör zugeführte Eindruck war ein ſo tiefgreifender, daß ich nach erfolgter glücklicher Heilung meines Bruders einmal einen meiner Hausgenoſſen bat, ſich ins Bett zu legen, während ich ſelbſt, nachdem ich Miene und Haltung jenes Doktors angenommen hatte, mit wichtiger Gebärde an den angeblich Kranken herantrat, ihm den Puls fühlte und ſeine Zunge mir betrachtete, ſodann einen Rat gab, der ſich wohl auch auf die Zubereitung eines Dekokts beziehen mochte, und ſchließlich mich verabſchiedete und mit der höchſten Grandezza aus dem Zimmer ſchritt.

Dieſes Vorganges erinnere ich mich zum Teil ſelbſt, zum Teil iſt er mir aus den Erzählungen andrer bekannt, ganz deutlich dagegen entſinne ich mich noch des in der Folge von mir wiederholentlich geſpielten Doktorſpieles; zur Wiederholung regten mich vermutlich die Aufmerkſamkeit meiner Zuſchauer und der Spaß an, den ſie ſich dabei machen mochten; unter dem Einfluſſe dieſes Stimulus vervollkommnete ich mich, und begann nunmehr die Rolle des Arztes zu ſpielen; indem ich gleich mehrere Perſonen ſich ſetzen oder niederlegen ließ, unter anderem auch eine von mir als Dame verkleidete Katze; indem ich nun von dem einen Pſeudokranken zum

andern ging, ſetzte ich mich inzwiſchen an den Tiſch, ſchrieb Rezepte nieder, und that erläuternde Bemerkungen über die Einnahme der Arzneimittel. Ich weiß nicht, ob ich ſolche Luſt zu dieſem Spiel bekommen hätte, wenn mein Bruder, ſtatt überaus raſch geſund zu werden, ſeiner Krankheit erlegen wäre. Aber der von effektvollen äußeren Umſtänden begleitete glückliche Erfolg rief in dem Kinde einen hohen Reſpekt vor der Kunſt wach, und bei dieſem meinem Reſpekt vor der Kunſt begann ich in der Folge auch die Wiſſenſchaft zu achten.

Mein Doktorſpiel war keine kindiſche Narretei und Poſſenreißerei, denn in ihm trat der Verſuch der Nachahmung einer von mir mit hoher Achtung betrachteten Thätigkeit zu Tag und nur als Nachahmung war es ergötzlich, und auch das nur für andre, während es mich ſelbſt eher lebhaft beſchäftigte.

Ich wüßte in der That nicht, warum Achtung und durch ſie erregtes Intereſſe, Anhänglichkeit und Liebe zu dem geachteten Gegenſtande nicht Motive für die Spiele der Kinder ſein ſollten, wenn doch die Spiele der Erwachſenen darauf begründet ſind. Wem ſonſt wenn nicht dieſem Motive verdanken ihre Entſtehung die ſceniſchen Darſtellungen aus dem Leben des Heilandes bei den Katholiken und die auf den Theatern vergangener Jahrhunderte ſo wie noch heutzutage von den Juden am Purimfeſte aufgeführten Scenen aus der bibliſchen Geſchichte.

Wie dem aber auch ſein mag, jedenfalls gewann ich das Doktorſpiel ſo lieb, daß ich es nicht einmal nach meinem Eintritt in die Univerſität (ich war damals freilich noch ein Kind) aufgeben konnte.

Nachdem ich nämlich zufälligerweiſe gleich in meinem erſten Univerſitätsſemeſter einen Blaſenſteinſchnitt in der Klinik mitangeſehen hatte, kam ich während der Weihnachtsfeiertage bei Bekannten auf den Einfall, den anweſenden jungen Leuten einen Spaß zu machen, indem ich die kürzlich von mir geſehene Operation an einem von ihnen demonſtrierte; ich beſorgte mir irgendwoher eine Ochſenblaſe, legte ein Stück Kreide in dieſelbe, wählte mir unter den anweſenden Gäſten einen von friedfertiger Gemütsart, bat ihn ſich auf den Tiſch zu legen, befeſtigte dann die Blaſe zwiſchen ſeinen Beinen am Perinäum, ſchob ihm die Schenkel auseinander und ſchnitt endlich, mit einem Meſſer und noch irgend einem häuslichen Verrichtungen dienenden Inſtrumente bewaffnet, zum allgemeinen Ergötzen und unter Beobachtung des Celſusſchen „tuto, cito et jucunde“ das Stückchen Kreide aus der Blaſe heraus.

29.

Ich kam als zehn- bis zwölfjähriger Knabe in die Schule, in die ich nur die Fähigkeit mit mir brachte, geläufig zu leſen, zu ſchreiben, nach den vier Spezies zu rechnen und das eine oder das andere aus der lateiniſchen und franzöſiſchen Chreſtomathie zu überſetzen; doch war ich ein friſcher, nicht träger Junge, der das Lernen gern mochte.

Meine Eltern, und namentlich meine Mutter, hatten eine nach jetzigen Begriffen mehr als ſeltſame Vorſtellung von den Zwecken der Bildung. Meine Mutter meinte, ſie ſei im höchſten Grade notwendig für Knaben und ſchädlich für Mädchen. Knaben mußten ihrer Meinung nach gebildeter als ihre Eltern ſein, Mädchen aber dürften ihre Mutter an Bildung nicht überragen; in der Folge hat ſie dieſen ihren Irrtum bitter bereut. Da meine Eltern nun ihren Söhnen ſolchen Vorzug gaben, ſo ſchonten ſie ihre um die Zeit bereits ziemlich beſchränkten Geldmittel nicht, um uns beide (mich und meinen Bruder Amos) in Privatanſtalten unterrichten zu laſſen.

Mich that man in die Privatpenſion von Krjäſhew, die nicht weit von uns, in demſelben Kirchengemeindeſprengel, in einem mir von Anſehen ſchon längſt bekannten großen ſteinernen Gebäude mit einem Garten gelegen war.

Wie ſeltſam ſind doch die kindlichen Eindrücke beſchaffen! In dieſem Augenblick, wo ich die Erinnerung an die Krjäſhewſche Penſion in mir wach rufe, taucht mit unwiderſtehlicher Kraft auch das benachbarte Häuschen des Diakonus vor meinem Gedächtnis auf und mit ihm die Alabaſtervaſe im Fenſter des Halbgeſchoſſes mit der Blume drin, und der Diakonus Alexander Alexejewitſch Welitſchkin ſelbſt, wie er auf der Empore in Schuhen und ſchwarzſeidenen Strümpfen das Meßamt abhält. Er geht mit dem Weihrauchfaß an mir vorbei, und kneift mich im Vorübergehen in die Backe, während ſein Neffe, der stud. med. Boſhanow neben der Urne im Fenſter zu großem Aergernis für die Kirchgänger einen Schädel hinſtellt und den in die Kirche gehenden und aus der Kirche kommenden Leuten dabei mit dem Kopfe zunickt, ein Gebaren, das ſie veranlaßt, immer wieder zu ſchelten und ſich zu bekreuzigen; ſofort kommt mir dann auch der alte, am Veitstanz leidende Geiſtliche von St. Trinitatis in Sſyromjätniki wieder ins Gedächtnis, er vermag ſich kaum auf den Beinen zu halten, zittert beſtändig und

murmelt immer etwas vor ſich her, trotzdem aber fährt er noch fort, den Gottesdienſt abzuhalten.

Warum und wozu ſind alle dieſe Eindrücke erhalten geblieben, und zwar derartig, daß die Erinnerung an einen unbedingt auch eine ganze Reihe von andern nach ſich zieht? Weswegen iſt vieles andre, das ſeinem Inhalt und ſeinen Folgen nach unvergleichlich viel bedeutſamer geweſen ſein muß, unter dem Wuſt gänzlich unnützer, banaler Eindrücke der Kinderzeit unwiderruflich verloren gegangen?

* * *

Doch will ich zu erzählen fortfahren, wie ich Waſſili Stepanowitſch Krjäſhew vorgeſtellt wurde; vor mir ſteht — ich ſehe ihn noch heute vor mir — ein kleiner Herr von gedrungenem Wuchs mit hochrotem Geſicht; ſeine Haare ſind mit Grau durchſetzt, auf der großen finnigen Naſe ſitzt eine ſilberne Brille, unter der ein Paar blitzender, kluger, guter und ſchöner Augen hervor- und auf mich herabblicken, und ich habe ſie lieb und mit ihnen dieſes feuerrote Geſicht und die weißen Hände, von denen die meinigen hernach nicht eben ſelten einen Klaps bekommen ſollten, ich höre ſeine ſympathiſche, aber durchdringende und die Kinderherzen erbeben machende Stimme; und indem ich dieſe für uns einſtmals ſo dräuende Stimme höre, ſehe ich mich noch deutlich unter dem Beifallklatſchen der zu beiden Seiten des Tiſches ſitzenden Zuſchauer auf dem Klaſſentiſch meine Kapriolen machen: wußten wir Schüler doch vor Langeweile nichts Beſſeres zu thun, wenn der Lehrer auf ſich warten ließ; ich ſehe dann vor mir die ſoeben geöffnete Thür, eine Brille, ein rotes Geſicht, und höre in der Klaſſe die entſetzenverbreitenden Töne erſchallen, ſtürze vom Tiſch herab und — was ſodann folgte, iſt mir ſchon nicht mehr recht erinnerlich, denn die Klapſe mit dem Lineal, das Knieen auf der Diele und der Ausſchluß vom Mittageſſen vermengen ſich in meiner Erinnerung mit ähnlichen Strafen für andre Vergehungen.

Ja, W. S. Krjäſhew war, wie ich jetzt einſehe, ſeiner Zeit ein bemerkenswerter Pädagoge; er war energiſch, aber andrerſeits auch human; körperliche Züchtigungen nahm er wohl vor, aber nur einige wenige Male im Jahr, und auch nur an zweien uns andern ſchon wegen ihrer Neigung für derartige Strafen bekannten Schülern; wenn dieſe zwei Liebhaber von tiefgreifenden Emotionen aus dem Klaſſenzimmer nach oben zu Waſſili Stepanowitſch entboten wurden, ſo wußten wir ſchon, was die Uhr geſchlagen habe, und ſahen

einander entweder ſchmunzelnd oder aber uns zu ernſter Miene zwingend an.

Klapſe mit dem Lineal auf die Handfläche, übrigens in mäßigen Doſen, Knieen auf der Diele, Entziehung einer Speiſe oder ſelten des ganzen Mittageſſens und endlich Stubenarreſt im Klaſſenzimmer, während die andern ſpazieren gingen oder im Garten ſpielten — das ſind alle Strafen, welche gegen uns zur Anwendung kamen, und ich erinnere mich keines einzigen Males, wo wir uns über Ungerechtigkeit oder Grauſamkeit zu beſchweren gehabt hätten.

W. S. Krjäſhew war ſchon über fünfzig Jahre alt, verheiratet mit einer Deutſchen von demſelben Alter und kinderlos. Seine Frau Anna Iwanowna, die in ihrem Geſichtsausdruck immer etwas Wichtiges hatte und ebenſo wie Krjäſhew ſelbſt eine ſilberne Brille trug, iſt mir dank zweien Eindrücken erinnerlich, die ſie auf mich hervorgebracht, und zwar erſtens durch ihre rundlichen und zum Handkuß ſeitens der Schüler vorgeſtreckten Hände (die angedeutete Prozedur nahmen wir alle täglich nach dem Mittageſſen vor); und zweitens durch die gutmütige Freundlichkeit, welche dieſe ehrenwerte Dame allen den Schülern gegenüber verſchwenderiſch bezeigte, welche ohne Spaziergang oder Mittageſſen geblieben waren.

Frau Anna Iwanowna Krjäſhew hielt ſich für unzertrennlich von unſrer Penſion. Ob wir zum Mittageſſen oder zur Kirche gehen mochten — Anna Iwanowna war unbedingt immer zur Stelle, entweder mit ihrem Manne oder allein.

Ich war Halbpenſionär und nahm meine Mittagsmahlzeiten in der Penſion ein. Unſre Schule genoß ſicherlich ein bedeutendes Anſehen in Moskau, denn ſie wurde von den Söhnen hervorragender Adels- und reicher Kaufmannsfamilien beſucht. Ich fand in ihr die Brüder Melnikow (Brüder des ehemaligen Miniſters der Wegekommunikationen), Kljutſcharjow und den Fürſten Wolkonsky vor. Ihrer aller Bild hat ſich deutlich in meiner Erinnerung erhalten, möglicherweiſe deshalb, weil die Melnikows (der eine von ihnen lernte ſchon nicht mehr, ſondern wohnte nur noch in der Penſion) ſich von mir durch ihr Alter — ſie waren ſchon junge Leute von ſechzehn bis ſiebzehn Jahren — durch ihre Studien und ihre Kunſt auf dem Gebiete des Maletottanzes auszeichneten; desgleichen Kljutſcharjow durch ſeine Kurzſichtigkeit und ſeine Geſchicklichkeit im Zeichnen von Köpfen, ſowie endlich Wolkonsky durch ſeine Pagenuniform, die er bei feierlichen Gelegenheiten anlegte, und durch ſeine höchſt intime Bekanntſchaft mit den mir gänzlich unbekannten Ruten; es verging kein Monat, in dem er nicht zur Vornahme der

betreffenden Exekution von Waſſili Stepanowitſch nach oben citiert worden wäre.

Unſre Lehrer waren, ſoweit ich jetzt zu urteilen vermag, alles ſehr tüchtige Leute, und mit Ausnahme des Religions- und des Zeichenlehrers, eines gewiſſen Eugraph Stepanowitſch, auch tüchtige Pädagogen. Krjäſhew ſelbſt verſtand ſeine Sache ſo vortrefflich, daß einige ſeiner Lehrſtunden mir noch jetzt erinnerlich ſind, und ich noch immer z. B. ſeine Deklamation aus Lafontaine zu hören vermeine:

Triomphez belle rose, vous montrez seule les caresses de zéphyr ...

Waſſili Stepanowitſchs Kenntniſſe auf dem Gebiet der neuen Sprachen bildeten für uns einen Gegenſtand der größten Bewunderung; er war Herausgeber von Lehrbüchern der franzöſiſchen, deutſchen, engliſchen und, wenn ich mich nicht irre, gar noch der italieniſchen Sprache; er ſelbſt lehrte uns dieſe Sprachen und dank ſeinem Unterricht vermochte ich bereits nach Verlauf eines Jahres mit ziemlicher Geläufigkeit den unvermeidlichen Télémaque und andre Jugendſchriften zu leſen und zu verſtehen. Der Unterricht in der deutſchen Sprache ging etwas ſchläfrig vor ſich, indes lernte ich ſie doch wenigſtens ſo weit kennen, daß ich zur Not und mit Hilfe eines Wörterbuches mich auch in einem deutſchen Buche einigermaßen zum Verſtändnis des Sinnes durcharbeiten konnte. Und doch habe ich bei ſo ſchwacher Kenntnis dieſer Sprache, Gott weiß wie und warum, eine Strophe aus Schiller ſicher auswendig gelernt und ſeit der Zeit denn auch behalten:

So willſt du treulos von mir ſcheiden u. ſ. w.

Sonderbar! Eigentlich geleſen hab' ich Schiller zum erſtenmal in Dorpat erſt in den dreißiger Jahren; auf der Moskauer Univerſität habe ich kein einziges deutſches Buch geleſen, und als ich nach Dorpat ging, konnte ich nur mit Mühe einige Zeilen Deutſch fehlerlos leſen, dabei weiß ich mich aber ganz gewiß zu erinnern, daß, als ich nach Dorpat kam, ich doch ſieben bis acht dieſer Schillerſchen Verſe auswendig kannte. Woher eigentlich ſolche vorwitzige Reminiszenzen im Gedächtnis kommen mögen?

Unſre Geſchichts-, Geographie- und Mathematiklehrer, die Brüder Terichin, waren ſicherlich keine üblen Pädagogen, da auch das Wenige, was ich im Verlauf von zwei Jahren von ihnen gelernt habe, meinem Gedächtnis noch nicht ganz entſchwunden iſt, obgleich ich doch ganze zehn Jahre lang nach meinem Austritt aus der Schule kein einziges geſchichtliches oder mathematiſches Buch in

die Hand genommen; andrerſeits aber kann ich das, was ich ſpäter auf autodidaktiſchem Wege gelernt habe, auch jetzt noch ganz ſcharf in meinem Gedächtnis von dem Wiſſensvorrat ſcheiden, den ich aus der Schule mit mir ins Leben genommen; noch jetzt erinnere ich mich der Erzählungen Terechins über Hannibal, Scipio und die Urſachen des zweiten puniſchen Krieges; bis zu den Kaiſern bin ich in der Penſion nicht gekommen, ſondern habe ihre Bekanntſchaft erſt bei weitem ſpäter gemacht.

Von den Mathematikſtunden Terechins habe ich freilich viel weniger nachbehalten, doch kommt das daher, daß ich in der Schule wohl der beſte Schüler in Geſchichte und ruſſiſcher Litteratur, nicht aber in der Mathematik geweſen bin. Dabei glaube ich aber wohl behaupten zu dürfen, daß in mir etwas von mathematiſcher Ader ſteckte; ſie entwickelte ſich aber, glaube ich, nur ſehr langſam mit meinem fortſchreitenden Alter, und als ich das ſogar ſehr lebhafte Verlangen fühlte, etwas von Mathematik zu verſtehen, da war es ſchon zu ſpät dazu.

Auf eigener Erfahrung und auf vielen ſonſtigen Belegen fußend, bin ich der Anſicht, daß die Befähigung und Neigung zur Mathematik ſich nicht immer, wie viele annehmen, in frühem Alter entwickeln; ihr Studium erfordert eine ganz beſondere Art von Aufmerkſamkeit, letztere iſt aber bei fähigen Kindern allzu ſehr zerſtreut, und je lebhafter ein fähiges Kind iſt, je mehr ſich Gegenſtände finden, welche ſich der Konzentration ſeiner Aufmerkſamkeit in den Weg ſtellen, um ſo leichter wird die Möglichkeit eines Irrtums in der Diagnoſe, dergeſtalt, daß man leichtlich auch ſeine Befähigung zur Mathematik nicht rechtzeitig erkennen mag. Inzwiſchen iſt aber die rechtzeitige Entwickelung der mathematiſchen Begabung in einem fähigen Kinde von hoher Bedeutung, da ſie einen gewichtigen Einfluß auf ſeine zukünftige Bildung zu üben im ſtande iſt.

Soweit ich mich erinnere, behagten mir beſonders die Algebraſtunden nicht, und ſchwerlich kann man wohl auch einem Kinde für einen abſtrakten Gegenſtand Aufmerkſamkeit abgewinnen, wenn man ihm nicht ſeine Bedeutung und anſchauliche Verwendung erklärt, zumal in einer Wiſſenſchaft, welche die Einwirkung des Worts auf die Aufmerkſamkeit nicht zuläßt. Wenn man mich nicht gleichzeitig ſowohl die Ausziehung der Quadratwurzeln, als auch Algebra und Geometrie gelehrt, ſondern meine Aufmerkſamkeit nur ſtufenweiſe fortſchreitend mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigt hätte, ſo wäre, davon bin ich überzeugt, nicht der ſchlechteſte Mathematiker aus mir geworden, der ich jetzt wirklich bin.

Die Geometrie hatte ich gern, aber ermüdet von der mir unverſtändlichen Algebra, ließ ich vieles auch aus der Geometrieſtunde achtlos an mir vorübergehen; was ich aber aufmerkſam anhörte, das habe ich auch bis jetzt noch behalten, und bei meinem Eintrittsexamen in die Moskauer Univerſität habe ich vom Mathematikprofeſſor Tſchumakow ſogar eine Belobung dafür erhalten, daß ich ohne Zuhilfenahme der Tafel, nur mit der Hand in der Luft umherfahrend, die Eigenſchaften der Parallellinien und der „Hoſen des Pythagoras“ zu erklären wußte.

Der Geographieunterricht wies um jene Zeit eine gewaltige Lücke auf, welche die Verbreitung weiterer Kenntniſſe über unſre Erde in der lernenden Generation bedeutend behinderte. Dieſes Hemmnis exiſtierte auch noch dreißig Jahre nach meinem Austritt aus der Schule.

Der inſtruktivſte und fundamentalſte Teil der Geographie, die phyſiſche Geographie, wurde ſeitens des Unterrichtsreſſorts vollſtändig vernachläſſigt. Um die Zeit, als ſolche Bücher, wie „Die Vernichtung des Kopernikaniſchen Syſtems“ (herausgegeben in Moskau vom Geiſtlichen Sſokolsky) vielfach geleſen wurden und noch ſtark im Schwange waren, da erhielten wir in der Schule nur ganz fragmentariſche Begriffe von der Erdkugel und keiner von unſern Erziehern richtete unſre Aufmerkſamkeit auf das Himmelsgewölbe.

Ich erinnere mich nicht, daß irgend jemand uns auf dasſelbe in einer mond- und ſternhellen Nacht hingewieſen hätte; ſelbſt die Erdkugel, die ſich freilich in einem Klaſſenglobus dargeſtellt fand, war für uns eher etwas Abſtraktes als Anſchauliches. An ſtumme Karten, Planetarien u. ſ. w. war natürlich nicht zu denken.

Man kann ſich ſchwer vorſtellen, mit welch lebhafter Neugierde ich fünfundzwanzig Jahre nach meinem Austritt aus der Schule zum erſtenmal in meinem Leben einige ſtumme Karten der einzelnen Erdteile betrachtete, und wie neu mir die Vorſtellungen von der Erde erſchienen, welche die Durchſicht dieſer Karten in mir hervorrief.

Und noch lange nachher iſt dieſe für die Entwickelung des kindlichen Denk- und Aufmerkevermögens geeignete Wiſſenſchaft in ganz unverſtändlicher Weiſe hintangeſtellt und vernachläſſigt worden.

Was könnte, ſo ſollte man doch meinen, einfacher, natürlicher und verſtändiger ſein, als gleich von Anfang an die Aufmerkſamkeit des Kindes auf die von ihm bewohnte Gegend, auf den Horizont, das Himmelsgewölbe, kurz geſagt, eben auf das zu richten, was um dasſelbe, unter und über ihm iſt, auf das Gegenwärtige, nicht auf

das Vergangene? Nun iſt aber gerade die Geographie ſpäter als alle andern Wiſſenſchaften zu einer erzieheriſchen geworden. Das muß natürlich ſeinen guten Grund haben. Welches mag der wohl ſein?

Allem zuvor ſei darauf hingewieſen, daß die Geographie in ihrer modernen Geſtalt eine verhältnismäßig junge Wiſſenſchaft iſt, und die Methoden ihrer Forſchung faſt friſch geſchaffen ſind, während die andern Gegenſtände der Jugend- und Schulbildung alt und mit Ausnahme einiger weniger gleichzeitig mit der europäiſchen Ziviliſation entſtanden ſind.

Ueberdies erfordert die mathematiſche Seite der Geographie eine gewiſſe Befähigung, ſich zu orientieren und die Beziehungen verſchiedener Größen und Abſtände ſich vorzuſtellen; und wenngleich man auch dieſe Fähigkeiten ſchon in jungen Jahren am Kinde zu entwickeln vermag, ſo iſt das doch nur in dem Falle möglich, wenn man ſeine Aufmerkſamkeit in ganz beſonders erheblichem Maße gerade dort konzentriert, wohin ſie ſich am wenigſten hingezogen fühlt.

Die ſinnliche Aufmerkſamkeit richtet ſich als ſolche im frühen Kindesalter ausſchließlich auf die das Kind umgebenden nächſten oder ihm doch als nahe erſcheinenden Gegenſtände; gleichzeitig aber zieht die ſich entwickelnde Phantaſie dieſelbe zu entfernten Räumen und Zeiten, d. h. zur Nichtwirklichkeit hin, und es entſteht eine Art Antagonismus zwiſchen zwei Richtungen oder Strömen der Aufmerkſamkeit. Einerſeits iſt das Auge des Kindes mit dem Betrachten neuer oder für dasſelbe anziehender Formen, Farben und Bewegungen der es umgebenden Gegenſtände beſchäftigt; andrerſeits aber zieht das Wort dasſelbe aus der es umgebenden Wirklichkeit in ferne Länder und längſt entſchwundene Zeiten hinaus. Die Aufmerkſamkeit in dieſer Entwickelungsperiode aber allzu ſehr nach einer Seite hin anzuſpannen oder zu konzentrieren hieße dieſelbe vergewaltigen und den natürlichen Gang ihrer Entwickelung beeinträchtigen.

Das Wort hat ſeit meinem früheſten Jugendalter auf mich, wie ja auch auf den größten Teil der Kinder, einen ſtarken Einfluß ausgeübt; ich bin ſogar überzeugt, daß ich die Eindrücke, welche ſich bis jetzt in mir erhalten haben, in bei weitem höherem Maße dem Wort als den Sinnen verdanke. Kein Wunder daher, wenn ſich in mir die Erinnerungen an die ruſſiſchen Sprachſtunden unſres Schullehrers Woitzechowitſch faſt völlig ungeſchwächt erhalten haben. Als Knabe von zwölf Jahren beſchäftigte ich mich unter ſeiner Leitung mit dem Analyſieren der Oden Derſhawins, der Fabeln Krylows,

Dmitrijews und Chemnitzers, ſowie verſchiedener Dichtungen von Shukowsky, Gneditſch und Mersljäkows. Von Puſchkin durfte man in den Schulen damaliger Zeit offenbar gar nicht reden.

* * *

Woitzechowitſch verſtand es ausgezeichnet, unſer Intereſſe durch ſeine Erzählungen aus dem Gebiet der alten und ruſſiſchen Geſchichte zu erregen, indem er uns, was wir in der einen Lehrſtunde gehört, für die folgende niederſchreiben und uns unſre Anſichten über den Helden der Erzählung, deſſen Thaten, Charakter und dergleichen auseinanderſetzen ließ. Keine Lehrſtunde beſuchte ich ſo gern wie die von Woitzechowitſch, in welcher alles eine große Anziehung auf mich ausübte. Ein ernſter, nachdenklicher, hochgewachſener Mann mit etwas gebeugter Haltung und guten, blauen Augen, wurde Woitzechowitſch (er war Kandidat der Moskauer Univerſität) in ſeinen Stunden ſo lebendig und angeregt, daß er auch uns dadurch anregte; ich war, nach den ausgezeichneten Nummern zu ſchließen, die er mir immer im Klaſſentagebuch ſtellte, der beſte von ſeinen Schülern und hielt offenbar gerade deshalb meine Aufmerkſamkeit immer wach.

Gleichfalls in Woitzechowitſchs Stunden wurde ich mit Karamſins „Briefen eines ruſſiſchen Reiſenden“ und „ruſſiſcher Geſchichte“ (die damals noch ganz neu war), ſowie mit dem „Pantheon der ruſſiſchen Litteratur“ bekannt und las dann in meinen Freiſtunden dieſe Bücher mit dem größten Eifer. Ich kann ſagen, daß ich die ruſſiſche Geſchichte faſt zuerſt aus den ruſſiſchen Sprachſtunden kennen gelernt habe, denn einen beſonderen Lehrer für ruſſiſche Geſchichte hatten wir, ſoweit mir erinnerlich iſt, in der Krjäſhewſchen Penſion nicht.

Unſer prächtiger, guter Woitzechowitſch iſt offenbar nicht lange am Leben geblieben; ich habe ihn ſpäter in der Univerſitätsklinik an einem wahrſcheinlich tuberkulöſen Knochenfraß des Hüftbeingelenks leidend getroffen; über meinen Beſuch empfand er lebhafte Rührung, war aber erſtaunt, zu hören, daß ich die mediziniſche und nicht die philologiſche Fakultät gewählt hatte.

Wenn ich aber der pädagogiſchen Vorzüge eines Woitzechowitſch nicht gleichgültig gedenken kann, vielmehr ſeinen Namen immer mit dankbaren Empfindungen ausſprechen werde, ſo vermag ich ebenfalls nicht gleichgültig, freilich nur von einem andern Geſichtspunkte aus, unſers Lehrers der lateiniſchen Sprache, eines Popen, zu gedenken, deſſen Namen mir entfallen iſt; ſeiner Güte und ganz außerordentlichen Weichherzigkeit wegen ſollte ich ihn freilich angemeſſener „Geiſtlichen“ nennen, ſeines Unterrichts wegen verdient er aber eigentlich

nicht einmal die Bezeichnung „Pope“, ſondern allenfalls noch „Pöplein“. Es war das ein ſchwer zu beſchreibendes, ſchlaffes und wenig lebendiges, wenngleich auch höchſt gutmütiges Weſen in mittleren Jahren, welches ſich indes in ſeinem dunkellilafarbenen ſeidenen Prieſterrock äußerlich ziemlich gut ausnahm. Du lieber Gott, was waren das aber für Stunden! Wenn ich die lateiniſche Sprache, weiß der Himmel warum, nicht ſelbſt gern gehabt und ſie nicht privatim zu Hauſe getrieben, wenn ich ferner nicht die Grammatik von Koſchansky, obgleich ich vieles in ihr abſolut nicht verſtand, gründlich durchgebüffelt und endlich nicht das eine oder das andre aus dem Cornelius Nepos und der lateiniſchen Chreſtomathie mit Hilfe des Wörterbuchs von Thomas Roſanow überſetzt hätte, ſo hätte ich vom Lateiniſchen ſicherlich nicht einmal das Wenige gewußt, womit ich ſpäter in die Moskauer Univerſität eintrat.

Nun bin ich aber zu meiner Bekümmernis davon überzeugt, daß ich ein ganz paſſabler Latiniſt hätte werden können, denn als ich mich in der Folge mit den römiſchen Klaſſikern etwas bekannt gemacht hatte, habe ich ſie allein, ohne fremde Anleitung, mit Genuß geleſen; indes werde ich weder meinem Lehrer, jenem oben erwähnten Pfäfflein, noch auch Horaz jemals die Mühe verzeihen, die ich mir erfolgloſerweiſe mit dem Erforſchen des verborgenen Sinnes ſeiner Verſe gemacht habe.

Uebrigens habe ich mich ſpäter zu meinem Troſt davon überzeugen können, daß nicht mich allein die Popen nichts gelehrt haben; in der Moskauer Univerſität habe ich nachher auch ehemalige Seminariſten angetroffen, die im Verſtändnis des Horaz auch nicht weiter als ich vorgedrungen waren. Noch glaube ich vor mir zu ſehen einen alten Studenten und ehemaligen Seminariſten, den Mediziner Tichomirow, welcher mir, der ich damals noch ein bartloſer Knabe war, auch ſchon wegen der dunkelblauen Färbung der wohlraſierten Backen und des glatten Kinns erinnerlich iſt; als ſechzehnjähriger Burſche kam ich auf den Einfall, aus mehreren alten Büchern einen Leitfaden der Chemie für Studenten zuſammenzuſtellen, ſetzte die entſprechende Einleitung auf und zeigte dieſelbe einem Kameraden; dieſer, der offenbar viel verſtändiger war als ich, ſchrieb auf das Titelblatt meines Manuſkripts das horaziſche: „nonum prematur in annum“ verſah ſich aber in der Orthographie und pflanzte ſtatt des „annum“ ein „anum“ hin. Beim Leſen dieſer Worte verfiel ich in tiefes Nachdenken darüber, was ſie wohl zu bedeuten hätten, und zog endlich auch den alten Tichomirow darüber zu Rate; auch dieſer geriet beim Leſen in tiefes Nachſinnen.

Endlich sagte er: „Wissen Sie, die ganze Geschichte erscheint mir doch etwas bedenklich und anstößig: dies ‚prematur', wissen Sie, muß so etwas wie ‚sich herandrängen' oder ‚hineindrücken' sein, und dann das ‚in anum'! Das ist sicher was Unanständiges. Lassen Sie sich lieber mit dem Herrn nicht weiter ein: es muß ein Schweinekerl sein."

So grübelten wir denn auch über die horazischen Worte ferner nicht nach und erst einige Tage nachher kapierte ich die Geschichte und dankte meinem verständigen, wenngleich auch in der lateinischen Orthographie nicht besonders beschlagenen Kameraden für seinen guten Rat.

Man sollte nun freilich meinen, daß jeder Lehrer, der selbst eine Schule durchgemacht hat, schon aus eigener Erfahrung wissen müßte, wie lange, zuweilen fürs ganze Leben, die guten und schlechten Thaten der Lehrer den Schülern im Gedächtnis bleiben; gleichwohl aber läßt sich der größte Teil der Lehrer das nicht im geringsten anfechten, und solche Pfäfflein wie der Lateinlehrer in einer Schule bilden noch jetzt keine Seltenheit.

Von den Religionsstunden will ich gar nicht reden; natürlich vermochten weder Katechismus noch biblische Geschichte in ihrem schulmäßigen Aufbau mir Aufmerksamkeit abzugewinnen, wenn das nicht einmal der Klassizismus gekonnt hatte.

30.

Aus dieser Uebersicht über meine Beschäftigungen in der Schule schließe ich, daß der Elementarunterricht, den ich genossen, sich auf kein besonderes Prinzip stützte, weder auf das „klassische" noch auf das „reale". Am meisten Kenntnisse trug ich in der französischen und russischen Sprache davon: in beiden konnte ich lesen und Gelesenes verstehen, auch wohl schreiben. Man lehrte uns, zu unsrer Schande muß ich es sagen, ebenfalls in der Weise französisch sprechen, daß man uns Marken gab und uns die süße Speise, resp. die Erlaubnis zum Spaziergang entzog, wenn wir einmal die Regel vergaßen, außerhalb der Schule untereinander französisch zu sprechen.

Ja, ich sehe es als eine Schande für uns Russen an, daß unsre Eltern, Erzieher und die Regierung selbst diese garstigen, sinnlosen und schädlichen Veranstaltungen begünstigten. Daß Kinder

einer Nationalität untereinander in einer fremden Sprache ſprechen ſollen und zwar ohne jede Notwendigkeit, bloß zum Zwecke einer ſinnloſen Uebung für die Uebung — das iſt in meinen Augen der Gipfel der Thorheit, und dabei noch einer ſchädlichen und gefährlichen Thorheit, welche die Entwickelung des Denkens ſowohl wie der Mutterſprache beeinträchtigt.

Ich habe bei der Erziehung meiner eigenen Kinder viel über dieſe Frage nachgedacht; ich hatte die Mittel, ſie unter beſtändigen Uebungen im Franzöſiſch-Parlieren erziehen zu laſſen und hätte dadurch ſicherlich ihre zukünftige Carriere in unſrer Geſellſchaft beträchtlich fördern können; aber ich habe mich nicht im ſtande gefühlt, meine Abneigung gegen dieſe ſinnloſe Manier der Kindererziehung zu überwinden. In zwei oder drei Sprachen denken, ja ſogar in einer Art Ragout dieſer drei Sprachen denken — das kann ja ſchließlich ein jeder von uns, aber um allſeitig, klar und beſtimmt in einer fremden Sprache denken zu können, muß man ſie von Kindesbeinen an ebenſo wie ſeine Mutterſprache oder gar noch beſſer als dieſe kennen, oder aber man muß dieſe fremde Sprache ſtudieren, wie jemand ſie ſtudiert, der in ihr das einzige Mittel zur Erlangung irgend eines Wiſſens oder zur Erreichung irgend eines Lebenszweckes ſieht.

So werden zwei oder drei Sprachen für Bewohner von Grenzprovinzen oder für Kinder aus gemiſchten Ehen zu Mutterſprachen und unter den Bewohnern von Grenzländern wiederum ſprechen und denken die modernen Juden in einem gewiſſen Gemiſch der ſemitiſchen und zweier oder dreier ariſchen Sprachen.

So haben in früheren Zeiten faſt alle gelehrten Leute und hervorragenden Männer der verſchiedenſten Nationen, welche die lateiniſche Sprache eingehend ſtudieren mußten, in derſelben gedacht, geſchrieben und untereinander geſprochen.

Unſre ruſſiſchen Kinder aber entſprechen keiner der erwähnten Bedingungen; faſt alle lernen vielmehr die fremde Unterhaltungsſprache im Alter von fünf bis acht Jahren bei Bonnen, Gouvernanten und Hauslehrern. Inzwiſchen aber geht ſchon lange vor dieſem Alter (und zwar ſowie das Kind zu lallen anfängt) das Wort der Mutterſprache eine unauflösliche Verbindung mit dem nationalen Denken ein, an deſſen Vererbung in der Jugendzeit man ja doch kaum wird zweifeln dürfen. Kann nun überhaupt eine fremde Sprache dieſes Recht der Mutterſprache ohne Schaden für den Prozeß des Denkens und ohne Störung ſeiner normalen Entwickelung verletzen? Gewiß nicht. Die Schädlichkeit des erwähnten

Brauches beſteht nun darin, daß die Aufmerkſamkeit des Kindes, ſtatt ſich in den Inhalt der Dinge zu vertiefen, auf ihm ſich zu konzentrieren und ſomit die Entwickelung des Denkprozeſſes zu fördern, vielmehr auf der Oberfläche haften bleibt, indem ſie ſich mit immer neuen Bezeichnungen für ſchon bekannte Gegenſtände beſchäftigt.

Auf ſolche Weiſe erreichen wir, wenn wir uns ſo bemühen, eine fremde Sprache dem Kinde zur eigenen oder doch faſt zur Mutterſprache werden zu laſſen, in der Mehrzahl der Fälle nur das eine oder das andre von folgenden zwei Reſultaten. Entweder wird das Kind beim Bemühen, ſeine Gedanken in der fremden Sprache auszudrücken, nur nach den von ihm bereits einmal gehörten und behaltenen Worten und Wendungen als Erſatz für die Worte und Ausdrücke der Mutterſprache ſuchen; in dieſem Falle gewöhnt ſich die Aufmerkſamkeit des Kindes daran, nur an dem Aeußeren, der Form des Wortes zu haften und läßt den Inhalt ganz unberührt; allmählich kann ſo dieſe Richtung der Aufmerkſamkeit zur Gewohnheit und das Denken zu einem oberflächlichen und einſeitigen werden.

Oder aber im andern Falle wird das Kind wirklich anfangen, nicht nur in ſeiner eigenen, ſondern auch etwa in verſchiedenen andern Sprachen zu denken; doch wird in der Mehrzahl der Fälle in einer jeden von ihnen der Gedankenhorizont ſchwerlich allſeitig frei und unbegrenzt ſein können.

Nur geniale Köpfe (und auch die nur in Ausnahmefällen) ſind im ſtande geweſen, in einer fremden Sprache ebenſo frei, tiefſinnig und klar wie in ihrer Mutterſprache zu denken und ihren Gedanken über verſchiedene Gegenſtände des Wiſſens Ausdruck zu geben.

Doch haben auch begabte Leute, die von Jugend auf z. B. die franzöſiſche Sprache theoretiſch und praktiſch gelernt, in derſelben wie in ihrer Mutterſprache gedacht und geſchrieben, freilich aber immer in einem beſtimmten, begrenzten Kreiſe. Puſchkin z. B., der ſein Franzöſiſch nicht ſchlechter als ein geborener Franzoſe ſchrieb und ſprach, wäre doch ſicher ein ſchlechter franzöſiſcher Dichter geweſen.

Bismarck äußerte einmal in meiner Gegenwart, er könne eine diplomatiſche Note ebenſo leicht franzöſiſch wie deutſch abfaſſen, obgleich es ihm leichter falle, in ſeiner Mutterſprache zu ſprechen und zu ſchreiben.

Von mir ſelbſt weiß ich, daß es mir zur Zeit meiner Profeſſur in Dorpat leichter war, über wiſſenſchaftliche (mediziniſche)

Gegenſtände in deutſcher als in ruſſiſcher Sprache zu leſen und zu ſchreiben; ja ich dachte ſogar beim Leſen und Schreiben in deutſcher Sprache und Deutſche, welche meine Univerſitätsvorträge geleſen, brauchten nur ſehr weniges, nur einige Kaſus und unbedeutende Wörter zu korrigieren, wogegen ich über andre Gegenſtände in deutſcher Sprache nicht anders reden und ſchreiben konnte, als indem ich aus dem Ruſſiſchen überſetzte.

Ich denke nun, daß ein ſolcher Grad von Kenntnis einer fremden Sprache völlig hinreichend für einen jeden iſt, der in der Sprachkenntnis nur das wiſſenſchaftliche Mittel zur Erreichung der Kenntnis des Gegenſtandes ſelbſt ſieht. Dieſen Grad von Sprachkenntnis kann man aber auch erreichen, ohne den normalen Gang der Entwickelung des Denkens und der Aufmerkſamkeit zu gefährden.

Ich habe aus der Schule nur die Fähigkeit, deutſche Buchſtaben zu leſen und zu ſchreiben, mitgenommen (meine Ausſprache war übrigens auch ſo noch ſehr fehlerhaft), und ungeachtet deſſen habe ich, nachdem ich einmal Deutſch zu lernen angefangen — ich war damals ſchon Arzt und ſiebenzehn Jahre alt — es im Laufe von fünf Jahren dazu gebracht, deutſch ganz ordentlich leſen, ſchreiben und ſprechen zu können.

So bin ich denn davon überzeugt, daß die gewöhnliche Methode, unſre Kleinen — oft ſind's faſt noch Säuglinge — Franzöſiſch und Engliſch zu lehren, ungereimt iſt; ſie bildet eine Schmach für die nationale Empfindung und trägt dabei in keiner Weiſe zur Verbreitung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe und zur Erweiterung des Gedankenhorizontes in unſrem Vaterland bei. Dieſe Methode wäre nur bei gewiſſen Kategorien von Perſonen feſtzuhalten, die etwa von der Wiege an ſich vorzubereiten hätten, in die Zahl einer gewiſſen Art von Spezialiſten einzutreten: Diplomaten, Dragomans, Botſchafter und Hofleute.

Kann man überhaupt ſchnelle Fortſchritte in der Entwickelung der heimiſchen Sprache, des nationalen Gedankens, der Wiſſenſchaft und Kunſt in einem Lande erwarten, wo man in der Umgebung des Herrſchers, in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft, in den Salons ſowohl wie in den Kinderzimmern und Boudoirs die Einheimiſchen in einer ihnen fremden Sprache ſprechen hört und wo die Kenntnis der letzteren nicht ein Mittel, ſondern der Zweck der Bildung geworden iſt?

Dieſe Verwandlung des temporären Mittels in den Endzweck hat uns die Möglichkeit einer wiſſenſchaftlichen und klaſſiſchen Litteratur geraubt und zu gleicher Zeit als Hindernis der Verbreitung

des Verlangens nach ruſſiſcher Lektüre gedient. Von Jugend auf lernte man die europäiſchen Sprachen nur in den höchſten Schichten der Geſellſchaft, und zwar nur für ſich, für ſeinen Kreis, für den Salon und im Intereſſe der eigenen Carriere (war ja doch die Kenntnis einer fremden Sprache das Aushängeſchild der Bildung) und wenn ein zu dieſer Klaſſe Gehörender etwas leſen wollte, ſo hatte er natürlich keine in ruſſiſcher Sprache geſchriebenen Bücher nötig. Und als nun auch die niederen Schichten der Geſellſchaft, die nicht in der Lage waren, ſich ſchon in der Kinderzeit mit den europäiſchen Sprachen bekannt zu machen, nach Bildung zu ſtreben begannen, da gab's für ſie eben nichts zu leſen; eine wiſſenſchaftliche und klaſſiſche Litteratur exiſtierte in ruſſiſcher Sprache nicht, da ſie eben nicht ſtandesgemäß war.

Und ſo zerfiel denn der kulturtragende Teil der Geſellſchaft in zwei voneinander geſchiedene Schichten: eine obere, welche über alle Mittel zu einer ſoliden Bildung verfügte, aber ihrer Geburt, ihrer Stellung, ihren Vorurteilen u. ſ. w. nach zu einer ernſten wiſſenſchaftlichen Arbeit nicht berufen erſchien und weder nach einer nationalen wiſſenſchaftlichen Litteratur, noch nach Ueberſetzungen ausländiſcher Geiſtesſchöpfungen irgend Bedürfnis fühlte; und zweitens eine untere Schicht, die ſich faſt ausſchließlich aus dem Proletariat rekrutierte; ohne Kenntnis der europäiſchen Sprachen, ohne jegliche Mittel pflegte die Jugend dieſer Schicht nach geiſtloſer Vorbereitung in der Schule in die höheren Lehranſtalten einzutreten und fand bei all ihrem Eifer zu lernen kein einziges einigermaßen brauchbares Hilfsmittel in ruſſiſcher Sprache. Und ſo war es in jeder einzelnen wiſſenſchaftlichen Disziplin beſtellt. Indes — auf dieſes Thema werde ich in der Folge noch oft zu ſprechen kommen.

Uebrigens darf man nicht vergeſſen — Schuld an all den Thorheiten unſrer Erziehungsſyſteme trug nicht ſowohl die Geſellſchaft, als vielmehr äußere Umſtände unter Mitwirkung von „Rückſichten höherer Natur"; noch häufiger freilich ſcheint man den geſunden Menſchenverſtand nicht ganz zu ſeinem Rechte haben kommen oder gar völlig haben ſchweigen laſſen.

Außer vielen ſonſtigen Lücken in meinem Wiſſen habe ich noch eine mit mir aus der Schule ins Leben genommen, die mir aber, Gott ſei Dank, nicht geſchadet hat, nämlich meine Unkenntnis der Tanzkunſt. Doch muß ich zu meiner Rechtfertigung ſagen, daß, wenn unſer Tanzlehrer Lilejew und unſer Religionslehrer ihre Rollen getauſcht hätten, ich ſicherlich bei meinem Eintritt in die Moskauer Univerſität zu tanzen und den Horaz zu überſetzen ver-

ſtanden hätte. Wenngleich nämlich für das Studium der lateiniſchen Sprache die dicken Schenkel und Waden des Herrn Lilejew nicht gerade erforderlich geweſen wären und andrerſeits das lilafarbene Prieſtergewand unſres Popen höchſtens die Bewegungen unſrer Füße bei Entrechats und Matelots behindert hätte, ſo bin ich doch überzeugt, daß die ſtrenge Ausdauer, die ſyſtematiſche, rein wiſſenſchaftliche Folgerichtigkeit und Energie, die unſer Tanzmeiſter bei unſrem Unterricht in der Kunſt verſchiedene Pas zu machen bewies, auf mich eine ganz andere Wirkung hervorgebracht hätten, wenn ſie in den lateiniſchen Stunden zu Tage getreten wären.

Und wenn umgekehrt in der Tanzklaſſe, wo Lilejew herrſchte, unſer ſtiller und weichherziger Pope erſchienen wäre, ſo wäre ich vor den Tanzſtunden nicht wie vor einem Unwetter geflohen.

Und ſo bin ich denn auch bis auf die Gegenwart (1881) geblieben: auf dem Vergnügen und der Zerſtreuung dienende Gegenſtände kann ich nicht wie auf ernſte Dinge blicken und deshalb habe ich wohl auch nie das Schach- oder Kartenſpiel gelernt.

Wenn ich von „Bettler“ und „Schwarzer Peter“ abſehen will (letzteres habe ich während meiner Studienzeit in Dorpat in Mayers Familie mit Enthuſiasmus und Meiſterſchaft geſpielt), ſo habe ich die Karten auch aus einem andern Grunde gemieden.

Als ich nämlich nach dem Tode meines Vaters mit meinem älteſten Bruder hinter dem Sarge einherging, ergriff jener, tief erregt und mit Thränen in den Augen, meine Hand und ſagte zu mir: „Höre, Nikolai, ſchwöre mir an Vaters Grabe, daß du niemals Karten ſpielen wirſt; mich haben ſie ganz zu Grunde gerichtet.“

Ich ſchwor es ihm auch zu und habe mich mein Lebtag nie zu einer Geld- oder Hazardpartie verſtanden, kenne auch kein einziges Kartenſpiel mit Ausnahme der oben genannten, die ich übrigens ſchon als Kind verſtand.

31.

Während meiner zweijährigen Schulzeit kam ſo manches Unglück über unſre Familie. Zunächſt ſtarb meine älteſte verheiratete Schweſter im Wochenbett, dann nach einem Jahr mein Bruder Amos an den Maſern; ferner ließ ſich ein andrer älterer Bruder von mir, Peter, nach einem größeren Spielverluſt eine arge Nachläſſigkeit im Dienſte zu Schulden kommen und heiratete dann gegen den

Willen des Vaters eine ganz unbedeutende Perſönlichkeit. Schließlich brach ein Unglück über uns herein, das uns ganz zu Grunde richten ſollte.

Mein Vater nahm, obgleich er im Militärkommiſſariat diente, keine unerlaubten Sporteln an, wie ich ganz ſicher weiß: er bezog bedeutende Einkünfte aus Privatgeſchäften, die er, wie ich nachher gehört, geſchickt zu führen verſtand.

Unſre Exiſtenz war, bevor das Unglück uns traf, eine vollſtändig geſicherte, aber meines Bruders luſtiges und verſchwenderiſches Leben und eine von ihm verübte Unterſchlagung fiskaliſcher Gelder koſteten meinem Vater nicht wenig Sorgen und Geld, bis endlich unerwartet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, auf meines Vaters ſorgenvolles Haupt ein neuer Schlag niederfiel: Der Kommiſſionär Iwanow war nach irgend einem Ort im Kaukaſus mit dreißigtauſend Rubel abkommandiert worden und mit dieſer Summe verſchwunden. Ich weiß nun nicht, auf Grund weſſen — jedenfalls aber wurde thatſächlich der damalige Rentmeiſter, eben mein Vater, zum Erſatz eines beträchtlichen Teiles dieſer Summe verurteilt. Ob ſich nun mein Vater dabei irgend eine Nachläſſigkeit hat zu Schulden kommen laſſen oder ob er irgend eine Formalität nicht erfüllt hat, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, erinnere mich aber, daß er ſich bitter über die ungerechte Behandlung beklagte. Schließlich hieß es eben doch bezahlen und zu dem Zwecke mußten wir all unſre Habe und unſer Barkapital konfiszieren laſſen; wir verloren unſer Haus, unſre Möbel, unſre Kleider, und ich erinnere mich noch, wie die Mutter und Schweſtern weinten, indem ſie verſchiedenes altes Gerümpel in Kaſten packten.

Nach dieſer Kataſtrophe nahm mein Vater ſeinen Abſchied und begann ſich ausſchließlich mit Privatgeſchäften in Landkäufen und Verkäufen abzugeben; doch kehrte ſeine frühere Thatkraft nicht mehr wieder, wir mußten Schulden machen und ſchließlich eröffnete ſich doch nur die Ausſicht auf Elend und Armut; die Mittel zu meiner Erziehung reichten nur noch eben aus und ich mußte gar bald die Schule verlaſſen.

Meine Sittlichkeit litt mannigfach zur Zeit dieſes Jammers. So ſehr mich auch meine Familie liebte, ſo konnte ſie doch, innerlich zerſtört und vernichtet, wie ſie war, die ſittliche Führung des lebhaften, mutwilligen und leicht erregbaren Knaben nicht ſtetig verfolgen; zudem war es gerade die Periode der — leider frühzeitigen — Entwickelung der geſchlechtlichen Funktionen; mich begannen Frauenbilder zu intereſſieren, wie ſie in Novellen und Ro-

manen beſchrieben werden, Abbildungen mit Darſtellungen weiblicher Reize; und ſchließlich mußte mir, wie zum Unglück, ein junger Schreiber meines Vaters in den Weg kommen, der augenſcheinlich ein Verehrer des weiblichen Geſchlechtes war, das zu feſſeln er manchmal ſeine Künſte im Guitarrenſpiel und Geſang wirken ließ: „Schwing dich auf, mein blaues Täubchen, ſchwing dich auf zu Himmelshöhn!“ Der Name dieſes Geſchöpfes, Ogarkow, hat ſich bis zum heutigen Tage in meinem Gedächtnis erhalten und die widerwärtigen Eindrücke überlebt, durch die er meine Phantaſie verdorben; ſeine Erzählungen intereſſierten mich wegen der Neuheit ihres Inhaltes, und ich ſuchte jede Gelegenheit zu einer einſamen Unterredung mit ihm wahrzunehmen. Was für Obſcönitäten habe ich von dieſem faden Geſellen hören müſſen! Was hat er mir nicht alles gezeigt, wie z. B. Tabaksdoſen mit obſcönen Darſtellungen in der Mitte auf der Innenſeite des Deckels . . .

In der Schule, die ich um jene Zeit beſuchte, fanden nicht ſelten in den Zwiſchenſtunden Geſpräche ähnlicher Art ſtatt; wir kleinen Jungen ſprachen über die Reize von Mädchen, die wir in der Kirche oder bei uns zu Gaſt geſehen hatten oder erzählten von den Beſchäftigungen und Gewohnheiten unſrer Schweſtern; es wurden auch eingehendere Mitteilungen über den Unterſchied der Geſchlechter gemacht und es erwies ſich, daß ein jeder von uns Schülern bereits zu Hauſe ſich einen ordentlichen Vorrat von obſcönen Kenntniſſen anzueignen vermocht hatte, die er ſeinen Kameraden gern und, ſoweit möglich, anſchaulich mitteilte.

Man ſollte meinen, daß ich, da ich im Hauſe einer ſehr frommen Familie erzogen war, in der Religion eine ſtarke innere Schutzwehr gegen den Andrang unſittlicher äußerer Einflüſſe hätte finden müſſen. Erſtens aber fielen dieſe Beeinfluſſungen, wie ſchon geſagt, mit einer frühen Entwickelung der Geſchlechtsfunktionen zuſammen, und was zweitens den religiöſen Einfluß betrifft, ſo war er sui generis. Es iſt das ein ſehr wichtiger Punkt in meinem Leben. Die Anhänger der Gallſchen Kranioſkopie hätten ſicherlich das Organ der Theoſophie bei mir ſehr entwickelt gefunden.

Meine religiöſen Ueberzeugungen haben einige Entwickelungsphaſen durchlebt und eine jede von ihnen fiel mit einem beſtimmten Lebensalter und inneren und äußeren Umwälzungen in meinem Leben zuſammen. Doch will ich nicht vorgreifen, ſondern zunächſt auf der Darſtellung meiner religiöſen Ueberzeugungen bei meinem Eintritt ins Jünglingsalter (von zwölf bis vierzehn Jahren) verweilen, wie ſie ſich noch lebhaft in meinem Gedächtnis erhalten haben.

Ich habe bereits bemerkt, daß unſre ganze Familie ſehr religiös war und alle ihre Glieder mit Ausnahme von mir (und vielleicht auch meines älteſten Bruders, der im Jahre 1849 in ſeinem fünfzehnten Lebensjahr an der Cholera ſtarb) auch bis zu ihrem Tode immer religiös geblieben ſind. Meine Mutter, die im Jahre 1851 in meinen Armen ſtarb, ließ ſich vor ihrem Tode die letzte Oelung geben und ihre letzten Worte waren: „Ich bin gewiß eine große Sünderin, da ich mich ſo lange vor dem Tode quälen muß," und damit that ſie den letzten Atemzug und verſchied. Mein Vater ſowohl wie meine Mutter verbrachten ganze Stunden im Gebet, indem ſie die im Ritualbuch, Pſalter, Horologium u. ſ. w. für die einzelnen Fälle vorgeſehenen Gebete, Pſalmen, Lobgeſänge und Kanone laſen und ſangen; kein Früh-, kein Abendgottesdienſt und keine Meſſe ward an Feiertagen ausgelaſſen und ich mußte ſtreng dasſelbe thun.

Ich erinnere mich noch, welche Mühe es mich koſtete, den Lobgeſang auf Jeſus „den allerſüßeſten Heiland" zu bewältigen, und wie unverſtändlich, aber doch dabei unvermeidlich notwendig mir die Worte ſchienen: „Selig iſt der Mann, der nicht höret auf den Rat (ich dachte dabei immer an ein Rad) der Gottloſen!"

Ich erinnere mich noch, wie man mich halb im Schlafe anzukleiden und zur Frühmeſſe zu führen pflegte; wie mir ſo manchesmal vor Müdigkeit und Weihrauchdampf in der Kirche ſchwindelig wurde und man mich in die friſche Luft hinausführen mußte.

Daß die großen Faſtenzeiten und einzelnen Wochenfaſttage ſtrenge beobachtet werden mußten, brauche ich wohl kaum noch zu erwähnen. Der Montag in den großen Faſten, die Tage und Abende vor den hohen Feſten, der Karfreitag, galten als Tage, an denen nicht nur etwas zu eſſen, ſondern überhaupt auch nur an etwas nicht ganz Faſttägliches zu denken ſchon als Sünde erſchien. Fleiſch bekam während der großen Faſten nicht einmal meine Lieblingskatze Maſchka.

Vor dem Heiligenſchrank mit den Heiligenbildern ſtand die Bibel in einem grünſammetenen Einbande mit der Darſtellung der vier Evangeliſten in Email und verſchloſſen mit ſilbernen Spangen. Indes las man mir daraus weder zu Hauſe noch in der Schule vor und nur zuweilen ſah ich meinen Vater während des Gebetes in der Bibel leſen, hernach aber ward ſie wieder geſchloſſen, geküßt und von neuem unter die Heiligenbilder geſtellt.

Da ich mich täglich zur Gebetszeit im Leſen des Horologiums übte, ſo kannte ich viele Gebete und Pſalmen auswendig, ohne mich

indes irgendwie um den Inhalt des Gelernten zu kümmern. Zwar ward mir die Bedeutung der kirchenſlaviſchen Worte zuweilen erklärt, aber nicht einmal vom Religionslehrer in der Schule erfuhr ich ſo viel, um den Sinn der Liturgie, Gebete u. ſ. w. völlig verſtehen zu können. Die zehn Gebote, die Glaubensartikel und das Vaterunſer wurden auswendig gelernt und die Erläuterungen des Religionslehrers zwar ruhig angehört, aber doch als etwas nicht unmittelbar auf die Sache Bezügliches und Unweſentliches hingenommen: von früher Kindheit an war mir eine Ueberzeugung andrer Art geläufig geworden.

Die Worte der Gebete ebenſo wie die der Bibel, wie wir ſie in der Kirche hörten, wurden als an und für ſich heilig und vom Segen und der Gnade des heiligen Geiſtes erfüllt angeſehen und es galt als große Sünde, ſie umzuſtellen oder durch andre zu erſetzen; der Geiſt der altgläubigen Lehre, freilich ſoweit ſie durch den Patriarchen Nikon modifiziert war, herrſchte noch überall vor und ſchon die Gerüchte von der Uebertragung der heiligen Schriften oder Gebete in die allgemein verſtändliche ruſſiſche Sprache wurden von vielen als ſündige Anfechtung des Teufels aufgenommen.

Und in ſo religiöſer Richtung erzogen, hörte ich bis zu meinem vierzehnten Lebensjahre abſolut nichts Freidenkeriſches und nur einmal ſagte uns unſer Lehrer Krjäſhew in der Schule, daß die Apokalypſe das Werk eines Poeten ſei und nicht als eine heilige Schrift gelten könne.

Ungeachtet aber der mir von der Wiege an eingeflößten Frömmigkeit und ungeachtet der Religioſität meiner Eltern und der muſterhaft guten Beziehungen meiner ganzen Familie zu mir hatte ich es doch im Laufe der letzten zwei Jahre (vom zwölften bis zum vierzehnten) vermocht, ſolche Dinge zu lernen, welche in mir eher Abſcheu als Neugier hätten erregen ſollen. Heuchelte ich ja doch nicht, wenn ich täglich in aufrichtiger Zerknirſchung meine Gebete verrichtete und es nicht wagte, an irgend etwas auch nur zu denken, das unſrem Glauben und unſrer Kirche zuwider geweſen wäre. Nein, es war das (wie ich mich ganz wohl entſinne) eine durchaus aufrichtige und hohe Verehrung gegenüber allen Myſterien des Glaubens und eine unverſtellte, freilich äußerliche Gottesfurcht, und an denſelben Tagen, an welchen ich morgens und abends heiße Gebete vor den Heiligenbildern ſprach, mich bis zur Erde neigte und um Erlöſung von den Fallſtricken des Böſen flehte, an denſelben Tagen verleitete mich dieſer liederliche Herr, den cyniſchen Erzählungen des Schreibers Ogarkow zu lauſchen und die gemeinen Lieder des Kutſchers Simeon

anzuhören, die ſich wie die Spuren von einer ätzenden Flüſſigkeit immer noch nicht ganz haben aus meinem Gedächtnis tilgen laſſen wollen.

Welch ein Schluß läßt ſich nun aus ſolchen pſychologiſchen Seltſamkeiten ziehen?

Der einfache praktiſche Verſtand des gemeinen Mannes, der die Urſache in der Nähe der Wirkung und des Faktums ſucht, wird dergleichen leicht erklären: er wird ihre Urſache im Böſen finden, das irgendwie von außen her in uns eindringt oder aber uns angeboren iſt; er wird dann eben dies Böſe alsbald perſonifizieren, es zu einem geflügelten oder ſchlangenartigen Weſen machen, das etwa beiſpielshalber von der Geburt an auf der linken Schulter des Kindes ſitzt und ihm alle möglichen Schändlichkeiten zuflüſtert. Der Pop aber wird es, unter Berufung auf eine für ihn unumſtößliche Autorität, durch den vorſintflutlichen Vorgang erklären, der ſich am Baum der Erkenntnis des Guten und des Böſen abgeſpielt — was im Grunde (nur in andrer Form) auf dasſelbe hinauskommt, nämlich auf ein uns angeborenes und irgend einmal von außen in uns gelangtes Prinzip des Böſen.

Meiner Anſicht nach bildet den Grund aller dieſer Erklärungen eine von uns allen und einem jeden Einzelnen unter uns bisher und noch immer weiter erfahrene Empfindung.

Sobald ich durch eine Handlung oder auch durch einen Gedanken aus meinem gewöhnlichen Geleiſe komme, indem ich dabei irgend einen augenblicklichen Trieb befriedige oder aber mich ihm ganz hingebe, ſo bringt dieſer Trieb auf mich die Empfindung von etwas Aeußerem hervor, das nicht mein iſt und das mich mehr oder weniger, wenngleich auch nicht ohne einen gewiſſen Genuß meinerſeits, gleichſam vergewaltigt. Kein Wunder, daß dieſe Impulſe zunächſt einem jeden, der ſich ihnen nicht ganz und gar hingegeben hat, als etwas Fremdes, als von außen her wirkende Kräfte und Weſen erſcheinen; nicht ſchwer fällt es hernach der Einbildungskraft, ihnen auch eine ſchreckliche, wenngleich immerhin noch menſchliche Geſtalt oder irgend eine einigermaßen menſchliche Eigenſchaft zu verleihen, und zwar wahrſcheinlich deshalb, weil wir, auch wenn wir durch jene Empfindung von etwas Aeußerem getäuſcht werden, dennoch eben nicht aufhören, ſie auch in unſerm Inneren wahrzunehmen. „Ich will das Böſe nicht thun und dennoch thue ich es," hat der einſtmalige Talmudiſt und nachherige inſpirierte Apoſtel geſagt, und unſer Kutſcher Nicolai, der einen jüdiſchen Schankwirt erſchlagen hatte, antwortete auf die betreffende Frage des Apothekers Jakobowsky, der ihn ſeit lange als einen braven und ruhigen

Menſchen kannte, nur: „Ja, weiß der Himmel, wie das gekommen iſt! Gewiß hat mich der Teufel verführt; ja, ja, weiter niemand als der Teufel kann es geweſen ſein!“

Und in der That verſicherte jedermann, daß der Kutſcher Nikolai niemals weder ein Trunkenbold noch ein Dieb geweſen, daß er lange und ehrlich bei einem Herrn gedient und Geld gar nicht nötig gehabt hätte — und da geht nun der Mann plötzlich nachts an das äußerſte Ende der Stadt in die Schenke, ſchlägt den Schankwirt tot, nimmt die wenigen Rubel aus der Ladenkaſſe und geht wieder ſeines Weges.

Dieſer Drang, der uns zum Verlaſſen des gewöhnlichen, von uns ſelbſt oder von andern für uns gewählten Geleiſes antreibt, iſt meiner Meinung nach rein organiſcher Natur, und wenn als Reſultat dieſes Dranges etwas Böſes erſcheint, ſo wird auch dieſes auf dem Boden des Organiſchen zum Ausdruck kommen. In ſolchem Fall hat die Erziehung den Kampf mit dem Organismus zu führen; zuweilen läßt ſich dieſer Kampf höchſt erfolgreich führen und nicht ſelten beglückwünſcht ſich ſchon der Erzieher zur glücklichen Vollendung ſeiner Aufgabe — da kommt es plötzlich und ganz unerwartet zu einer Kataſtrophe.

Die organiſchen Triebe, die in halbentwickelten Organen ſchlummern, geben ſich beim Erwachen ganz wie zufällig und bei den unbedeutendſten Anläſſen zu erkennen.

Vielleicht aber könnte man meinen, daß gerade die religiöſe Richtung, in der ich erzogen worden, nicht im ſtande geweſen, das in meine ſittliche Natur von außen her eingeführte Böſe abzuwenden und daß unter Umſtänden eine andre religiöſe Richtung, die weniger formell geartet mich mehr beim Herzen gepackt hätte, daß ſolch eine Richtung mir aber die Verſuchung ferngehalten und über meine allmählich ſich entwickelnde Sinnlichkeit den Triumph davongetragen hätte. Ich glaube nicht.

Die Religion, und ſpeziell die chriſtliche, wirkt auf die ſittliche Natur des Kindes nach zwei Seiten hin ein, indem ſie demſelben aufrichtige Liebe zu Gott und Furcht vor Gott einzuflößen ſucht. Ich erinnere mich nicht, wie und bis zu welchem Grade man mir Liebe zu Gott einzuflößen ſuchte und bin überzeugt, daß die Entwickelung dieſes beſeligenden Gefühles in der Seele des Kindes nicht von Dogmen und einer beſtimmten Konfeſſion abhängt.

Aber wenn es unzweifelhaft iſt, daß der Anfang der Weisheit in der Furcht Gottes liegt, ſo iſt es auch unzweifelhaft, daß dieſer Anfang der Weisheit mir mit auf den Lebensweg gegeben ward.

Ich ehrte und fürchtete Gott, aber natürlich bildeten in meiner Vorstellung Gott, die Kirche, die Sakramente, die Diener und äußeren Formen der Kirche ein untrennbares Ganzes, und ich denke, daß auch bei Kindern andrer Bekenntniſſe die Vorſtellungen von Gott nicht klarer zu ſein pflegen, als einſt bei mir.

Ich entſinne mich noch jetzt, mit welchem Entſetzen und Schrecken ich einmal unter heißen Thränen Gott um Verzeihung dafür bat, daß ich ihn nach der Verſicherung meiner älteſten Schweſter dadurch beleidigt hatte, daß ich nach dem Abendmahl (ich erinnere mich nicht mehr, in was für Ausdrücken) von dem von mir bemerkten Geſchmack des Brotes und Weines geſprochen hatte. Wie äußerlich meine Gottesverehrung auch ſein mochte, ſo erfüllte ſie doch unzweifelhaft meine kindliche Seele mit heiligem Schauer, der unmittelbar aus ihrer Tiefe hervordrang.

Aus Lebensbeſchreibungen italieniſcher Räuber iſt uns genugſam bekannt, bis zu welchem Grade ſich eine tiefe und freilich eigenartige Gottesverehrung mit dem tieriſchſten Weſen und den ſchändlichſten Laſtern in der Bruſt des Menſchen vertragen kann. Und ſo iſt es denn auch kaum verwunderlich, daß auch bei einem Kinde, wie ich es vor nun faſt ſechzig Jahren war, das ſehr entwickelte religiöſe Gefühl ſo manche ſchmutzigen Elemente nicht abhielt, in deſſen Seele zu dringen und ſie zu entweihen, bevor ſie noch genügend erſtarkt war.

Eine entſcheidende Rolle bei unſrer Erziehung ſpielen, wie ich mich davon aus Erfahrung überzeugt habe, die Individualität und das Leben, und nur die Erziehung ſtellt einen möglichſt allſeitigen Erfolg in Ausſicht, deren Leiter es verſtehen, ſich der Individualität ihrer Zöglinge anzupaſſen und wiederum deren Individualität dem Leben anzupaſſen. Aber dem Leben läßt ſich nicht gebieten und von den Erziehern läßt ſich nicht verlangen, daß ein jeder von ihnen, der dazu wahrhaft berufene ſowohl wie der rein berufsmäßige, der erfahrene ſo gut wie der unerfahrene, der kluge wie der dumme, in alle Beſonderheiten des von ihnen zu erziehenden Individuums gründlich eindringe und ſie allſeitig ſtudiere.

Daher bleibt nur noch ein verläßliches Mittel zur Erreichung des Zweckes der Erziehung übrig, und das iſt die Anpaſſung derſelben nicht an die perſönliche, ſondern an die Stammes-, Raſſen- oder nationale Beſonderheit (Stammesindividualität). Wer das zu thun verſteht, dem vertraue man die Aufgabe der Erziehung an. Freilich bleibt das immer noch keine leichte Sache, doch iſt ſie bei weitem leichter ausführbar, als die Anpaſſung der Erziehung an die Einzelperſönlichkeit.

Solch eine Anſchauung widerſpricht, wie ich zu beweiſen hoffe, durchaus nicht meinem höchſten, allgemein menſchlichen Ideal der Erziehung. Indes werde ich auf dieſen Gegenſtand noch ſpäter zu ſprechen kommen; jetzt will ich ihn zunächſt unberührt laſſen und auf einen Punkt übergehen, der mich weit näher angeht.

Ich habe, glaube ich, bereits geſagt, daß meine religiöſen Ueberzeugungen im Laufe meines Lebens nicht dieſelben geblieben ſind. Ich muß daher, um mir den ganzen Entwickelungsprozeß dieſer Ueberzeugungen klar zu machen, mir ſeine äußerſten Phaſen klar vor Augen zu ſtellen ſuchen, und da ich alles, was ich von der urſprünglichen Periode meines religiöſen Glaubens weiß, ſchon angeführt habe, liegt es mir jetzt ob, vor mir ſelbſt eine offene Beichte darüber abzulegen, woran und in welcher Art ich in dem gegenwärtigen Moment meines Lebens glaube.

Nach dieſer Darlegung wird es mir hoffentlich klar werden, auf welchem Wege ich zu meiner gegenwärtigen Glaubensüberzeugung gekommen bin und welchen Schwankungen und Umwälzungen meine religiöſen Ueberzeugungen zu verſchiedenen Zeiten meines Lebens unterworfen geweſen ſind.

32.

Nach dem Tode des berühmten Berliner Phyſiologen Johannes Müller gingen Gerüchte um, er habe durch Einnahme von Gift ſeinem Leben ein Ende gemacht; die Veranlaſſung zu dieſem Selbſtmorde ſchrieb man dem Umſtande zu, daß er bei ſeinen Forſchungen aus dem Lebensgebiet der niederen organiſchen Welt eine Entdeckung gemacht hätte, die angeblich ſeine religiöſen Ueberzeugungen erſchüttert habe.

Johannes Müller war ein eifriger Katholik, wie ich das von meinem alten Freunde Karl Liphart gehört, der öfters mit Müller ſich zu unterhalten Gelegenheit gehabt hat. Des letzteren Biograph, Dubois-Reymond, ſtellt die Richtigkeit des Gerüchts vom Selbſtmorde in Abrede. Mag es nun aber begründet ſein oder nicht, jedenfalls beweiſt ſeine Exiſtenz, welch ungeheure Bedeutung die geſamte ziviliſierte Welt den Glaubensüberzeugungen auch ſolcher Gelehrten beilegt, deren Spezialität mit kirchlichen Glaubensſätzen nichts gemein hat.

Und in der That, welchem Gegenstande auch immer ein Mann der Wissenschaft seine Thätigkeit widmen möge, so wissen doch alle, daß er unmöglich der quälend-drängenden Frage werde ausweichen können, woran er glaube; und am wichtigsten ist dabei die Frage, ob seine Glaubensansichten mit den Ueberzeugungen übereinstimmen, die er sich im Verlauf seiner wissenschaftlichen Forschungen herausgebildet hat.

Hinsichtlich der religiösen Ueberzeugungen kann man alle Männer der Wissenschaft in drei Kategorien einteilen: zur ersten gehören Männer wie der verstorbene Rudolf Wagner (ein Physiolog, der mit Karl Vogt in beständigem Streit lag), die in der Wissenschaft Skeptiker, in Glaubenssachen aber aufrichtig gläubige Besucher ihrer Gemeindekirchen waren; solche finden sich sowohl unter den Katholiken als auch unter den Protestanten und Griechisch-Orthodoxen. Es hat berühmte Mathematiker unter den Jesuiten und aufrichtig gläubige Katholiken gegeben, welche völlig davon überzeugt waren, die heilige Jungfrau habe ihnen in der Lösung schwieriger Probleme und in der Auffindung neuer genialer Formeln geholfen.

Zur zweiten Kategorie gehören die Gelehrten, welche ihre wissenschaftlichen Ueberzeugungen mit den religiösen zu versöhnen suchen und welche, wenn sie eine solche Versöhnung nicht erzielen, ins dritte Lager der an nichts Glaubenden übergehen, welches seine Thore gerne auch solchen öffnet, die eben erst von der Schulbank gekommen sind.

Und so glaube ich denn, daß jeder Mann der Wissenschaft, und der Autobiograph natürlich erst recht, vor allem dazu gehalten ist, sich aufrichtig die Hauptfrage seines Lebens zu entscheiden, nämlich zu welcher der drei Kategorien er sich zähle, woran er glaube und was er anerkenne. Doch darf man beim Stellen dieser Fragen keine Angst vor sich selber bekommen, Winkelzüge machen, vor sich selbst retirieren und sich selbst doppeldeutige Antworten geben.

Winkelzügelei, Unentschiedenheit und Unaufrichtigkeit müssen unbedingt zu einer verderblichen Zerklüftung in sich selbst, zu einem Auseinandergehen der Handlungen und der Ueberzeugungen, zu inneren Vorwürfen und zu moralischem und physischem Selbstmord führen. Vor allem erfordert diese Frage, daß sie jeder sich ab ovo löse, sich zunächst das eigentliche Wesen der Sachlage klar mache, will sagen sich direkt und aufrichtig auf die Frage antworte, ob er an Gott glaube und dessen Existenz anerkenne.

Vom kirchlichen Standpunkt aus betrachtet ist das freilich eine vermessene Frage, aber in Zeiten wie die, welche wir jetzt durch-

leben, müſſen ſich Kirche ſo gut wie Staat und Geſellſchaft im eigenen Intereſſe ſowohl mit der Vermeſſenheit der Frage, als auch mit der Offenherzigkeit der Antwort zufrieden geben.

Es gab eine Zeit, da zwei Bekannte in Goſtiny Dwor (Kaufhof) die Frage nach der Exiſtenz Gottes bei einem zufälligen Zuſammentreffen in folgendem kurzen Geſpräch entſcheiden konnten:

„Peter Iwanowitſch, haben Sie ſchon gehört, daß es keinen Gott gibt?"

„Was Sie da ſagen — wie ſollte denn das möglich ſein?"

„Ich verſichere es Ihnen, es iſt ſo, Iwan Iwanowitſch hat es mir geſtern geſagt."

Das war, glaub' ich, zu v. Wiſins Zeiten, es iſt aber auch noch gar nicht ſo lange her (in den fünfziger Jahren), daß man, wie ich das ſelbſt in der Feldſcherſchule des zweiten Landarmeehoſpitals in Petersburg gehört habe, Schülern folgende Frage ſtellen konnte:

„Und woher weißt du, daß es einen Gott gibt?" — worauf die nicht weniger weiſe Antwort erfolgte: „Das ſteht im Katechismus gedruckt."

In Zeiten, wo dergleichen Aeußerungen grober Religionsſpötterei in verſchiedenen Schichten der Geſellſchaft möglich ſind, findet man natürlich vielleicht noch Rechtfertigungen für oder Prohibitivmaßregeln gegen ſolch ein Aergernis. Die ziviliſierte Geſellſchaft aber darf ein rückſichtsloſes Verhalten niemand gegenüber zulaſſen, insbeſondere aber nicht Gott gegenüber.

Etwas andres jedoch iſt das Gebiet der modernen Wiſſenſchaft; da kann von Roheit der Sitten und Unehrerbietigkeit gegen das Heilige keine Rede ſein, und deshalb dürfen und können auf dieſem Gebiet gar keine kirchlichen und ſtaatlichen Prohibitivmaßregeln die Freiheit des Wiſſens, des Gedankens und der wiſſenſchaftlichen Forſchung beeinträchtigen. Die Kirche vermag die ihr anvertraute Herde und der Staat die moderne Geſellſchaft vor den Einſeitigkeiten und Verkehrtheiten des Freidenkertums nur durch Maßnahmen ſittlicher Art zu ſchützen. Darauf weiſen die Zeichen der Zeit. Das Freidenkertum verfolgt nie eine Richtung ausſchließlich, und die freigeiſtigen Vertreter der Wiſſenſchaft werden ſich immer in mehrere verſchiedene Lager ſcheiden; eben deshalb ſind ſie nicht in dem Maße gefährlich, wie es gewaltthätige und willkürliche Maßregeln gegen ſie wären, welche die Uneinigen nur ſich einigen und die Propaganda ihrer Anſichten nur um ſo einflußreicher machen müßten.

Und ſo reden wir denn mit Gott — von Gott.

Wenngleich es der „große Heide" war (wie man Goethe nannte), der gesagt hat, er spreche von Gott nur mit Gott, so folge ich doch, ob ich schon Christ bin, seiner weisen Lehre und vermeide es auch mir nahestehenden Menschen gegenüber, mich über meine innersten Glaubensansichten und Ueberzeugungen zu verbreiten: das Heilige den Heiligen!

Aus meiner Weltanschauung, wie ich sie in diesem meinem Tagebuche offenherzig auseinandergesetzt habe, ziehe ich den Schluß, daß ich die Existenz einer höchsten Vernunft und folglich auch die eines höchsten schöpferischen Willens für eine unumgängliche und unausweichliche (fatalistische) Forderung (Postulat) meiner eigenen Vernunft halte, so daß, wenn ich auch jetzt die Existenz eines Gottes nicht anerkennen wollte, ich dieses doch nicht thun könnte, ohne den Verstand zu verlieren.

Zu dieser festen Ueberzeugung ist mein siebzigjähriger Verstand nach verschiedenen Irrungen gekommen, welche bis zur völligen Negation gingen.

Eines andern Greises Verstand, der meine frühe Jugend lebhaft erregt hat, freilich aber einen ganz andern Flug genommen und einer höheren Ordnung zuzuzählen ist, hat behauptet, daß man Gott ersinnen oder erfinden müßte, wenn er nicht existierte.

Aber ungeachtet meiner früheren Verehrung und Achtung für die Talente dieses Mannes wäre es mir gleichwohl doch nicht lieb, mich mit ihm einverstanden zu erklären oder irgend welche Aehnlichkeit zwischen unsern beiderseitigen Glaubensansichten und Ueberzeugungen anzuerkennen.

Er hielt seine Ansicht als für die ganze gebildete Welt verbindlich; sein „Ersinnen und Erfinden" und sein „Wenn" setzen nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar eine gewisse Wahrscheinlichkeit der Nichtexistenz Gottes voraus. Ich dagegen dränge niemand meine Ueberzeugung auf, die sich nicht ohne Kämpfe in dem beschränkten Gefüge meines Geistes herausgearbeitet hat. Ich sage auch „wenn", aber mein „Wenn" setzt nicht die Möglichkeit der Nichtexistenz Gottes voraus, sondern nur die Möglichkeit des Irrsinns meinerseits.

Wille und Wunsch sind nicht selten unsinnig. Wie konnte es aber mir in den Sinn kommen, mich selbst und die Art, wie ich denke und meine Gedanken ausdrücke, in Parallele mit den Aussprüchen des Beherrschers der Gedanken des vorigen Jahrhunderts zu stellen? Nun ich thue das deshalb, weil ich die Vorstellung von Gott nicht als ausschließliche Eignung der Weisen des Jahrhunderts

anſehe, ſondern ſie für den teuerſten und unentreißbaren Beſitz eines jeden denkenden Menſchen halte.

Was man ſo Freiheit des Geiſtes und des Gedankens nennt, das iſt nicht irgendwelche ſchranken- und geſetzloſe Willkür. Unſer Geiſt muß immer irgendwo einen feſten Grund und Stützpunkt finden; die Etappen für ſein Vorwärtsſchreiten ſind vielleicht (ich weiß das nicht mit Sicherheit) wirklich unbeſchränkt, d. h. laſſen ſich in grenzenloſe Weiten hinein ausdehnen, ſie werden aber für den zeitgenöſſiſchen Geiſt, d. h. für einen, der in einer beſtimmten gegebenen Zeit exiſtiert, gleichwohl beſchränkt ſein.

Dieſe Einrichtung des Geiſtes aber vermag das Streben nach ſchrankenloſer Unbegrenztheit in ihm nicht zu unterdrücken, und da muß er denn eben ſelbſt, geleitet von ſeinem habeas corpus, auf die Ausführung desſelben achten, indem er dabei ſein Streben nach ſchrankenloſer Freiheit zügelt; letzteres iſt ſo ſtark, daß ich in unſrer gegenwärtigen Zeit von jungen Leuten gar Fragen nach Art der folgenden gehört habe: „Warum muß ich denn unbedingt annehmen, daß zweimal zwei vier iſt? Warum ſollte ich nicht die Freiheit zu einer andern Annahme haben?“ und die Frage ward in vollem Ernſt geſtellt.

Die Erfahrungen des Lebens und das Beiſpiel der Mehrheit zügelt in einzelnen Fällen den kühnen Wagemut der angeblich durch kein Geſetz gebundenen Freiheit des Geiſtes; periodiſch aber reißt dieſer Zug nach dem unhaltbaren Schweben in unermeßlichen Höhen mit unwiderſtehlicher Gewalt wieder die Gemüter der ganzen Geſellſchaft mit ſich fort.

Die Wirkung dieſer Veranlagung unſres Geiſtes und ſeine Bemühungen, immer neue Ausgangs- oder Stützpunkte zu finden, d. h. immer weiter und weiter ins Unbegrenzte zu ſtreben — ſie treten am klarſten in der Entſcheidung der wichtigſten Lebensfragen zu Tage. Je nachdem die eine oder die andre Richtung die Oberhand gewinnt, wird denn auch die Hauptfrage des Lebens, die Frage über Gott, vom Verſtande (vom Verſtande notabene, nicht vom Glauben) verſchieden gelöſt.

Ein normal veranlagter Geiſt, welcher beſtändig Ausgangspunkte ſucht und nicht geneigt iſt, im Unbegrenzten umherzuirren, gelangt bald zur Entſcheidung; zu dem Ende findet er den Ausgangspunkt in ſich, überträgt denſelben außerhalb ſeiner ins Unbegrenzte ſelbſt, bleibt aber, ohne ſeine Stütze aufzugeben, ſtehen: nec plus ultra. Wo er anhalten müſſen wird, ob näher oder weiter von ſich ſelbſt, das wird von der individuellen Eigentümlichkeit dieſes

normal konstitutionell veranlagten Geistes abhängen, soweit nämlich dieselbe das Streben des Geistes zur Unbegrenztheit sich entwickeln lassen wird.

Ein konstitutionell veranlagter und positiver Geist kann nur ein Deist oder Pantheist sein. Beide finden ihren Ausgangspunkt in der schöpferischen Kraft, aber der eine versetzt sie außerhalb der Welt, der andre in die Welt selbst.

Ein dem Anscheine nach nicht weniger positiver Geist kann auch noch näher Halt machen, indem er das Universum selbst als Gott annimmt; doch wäre das im Grunde nur ein Schwanken zwischen dem Pantheismus und Atheismus, zwischen dem Wunsche einen Halt zu finden und dem Streben nach endlosem Umherirren in dem unabsehbaren Chaos. Inzwischen hat aber solch eine Weltanschauung etwas für einen jungen Geist viel Verlockendes.

Ich will später erzählen, wie ich selbst einmal ein Anhänger dieser Anschauung gewesen bin; die moderne Philosophie des Unbewußten (welche ich offen gestanden nicht gelesen habe), setzt wahrscheinlich die unbewußt schaffende kosmische Vernunft (oder das kosmische Leben) gleichfalls in das Weltall selbst. Wozu, so dachte ich zu jener Zeit, wozu dient die Annahme von der Existenz Gottes? Was erklärt sie im Weltenbau? Kann und muß denn nicht die Materie ewig sein? Wozu denn also noch eine Hypothese mehr, die doch nichts zu erklären vermag?

Ich war fünfundzwanzig Jahre alt, als diese hartnäckig sich meinem Geist vorstellenden Fragen mich aufregten und, wie ich zu meiner Rechtfertigung sagen muß, sich mir malgré moi aufdrängten; um die Zeit war ich aber ein rabiater Spezialist meiner Wissenschaft.

Aber die Jahre und mit ihnen eine andre Lebensweise und eine andre, wie ich überzeugt bin, solidere Gedankenrichtung haben mich von der völligen Haltlosigkeit dieser Weltanschauung und von dem durch dieselbe dem Verstande selbst zugefügten (reflektorischen) Schaden überzeugt. Wenn schon jede Denkoperation Ausgangspunkte verlangt, so kann bei der Spekulation über abstrakte Gegenstände der Verstand, wenn er nirgends einen äußersten und sozusagen sturmsicheren Stützpunkt findet, keinen Schritt vorwärts thun, ohne sich der Gefahr auszusetzen, jenen zu verlieren und sich zu verirren.

Den Stützpunkt aber ins Universum zu versetzen, heißt das Gebäude auf Sand bauen. Das eigentliche Wesen des Weltalls, ungeachtet all seiner Unbegrenztheit und Ewigkeit, ist die Aeußerung des schöpferischen Gedankens und des schöpferischen Planes im Stoff;

der Stoff aber iſt der Veränderung (in ſeinem Beſtande und in ſeiner Form), und der ſinnlichen (wiſſenſchaftlichen) Forſchung unterworfen.

Alles ſich Verändernde aber (wie und worin das auch immer der Fall wäre), kann nicht allein poſitive, ſondern muß auch negative Eigenſchaften haben, und alles, was der ſinnlichen Analyſe und Forſchung unterliegt, kann nicht für etwas endgültig Abgeſchloſſenes, abſolut Sicheres und Feſtſtehendes gelten.

Aber ein junger Verſtand, der ebenſo wie der Magen junger Leute alles verdaut, vermag ſich, wie ich aus Erfahrung weiß, auch die pantheiſtiſche Weltanſchauung mit Leichtigkeit anzueignen, ohne zunächſt noch das unerträgliche Schaukeln und Schwanken zu empfinden, welches die Folge des Fehlens einer feſten Grundlage iſt.

Eine höchſte Vernunft und ein höchſter Wille eines Schöpfers, welche zweckentſprechend mittelſt der Weltvernunft und des Weltlebens im Stoff in die Erſcheinung treten — das iſt das nec plus ultra des menſchlichen Geiſtes, das iſt das ſicher gegründete und unveränderliche abſolute Prinzip, über welches hinaus ein poſitiver Geiſt nicht gehen kann, ohne vom rechten Wege ab und von Sinnen zu kommen.

So ſtellt er ſich wenigſtens meinem Geiſte dar, welcher lange genug in wegloſen Gründen und wirrem Geſtrüpp umhergeirrt iſt.

Indes muß ich zur Ehre meines Geiſtes erwähnen, daß er auch bei ſeinen Irrungen niemals bis zur völligen Negation des ihm Unzugänglichen und Heiligen ſich verſtiegen hat.

Mein armer Geiſt hat, auch wenn er bei dem Weltall Halt machte (ſtatt bis zu Gott vorzudringen), doch vor jenem als vor einem unbegrenzten und ewigen Prinzip den Schauer der Ehrfurcht empfunden.

Niemals iſt er, d. h. mein Geiſt, bis zur Vergötterung des Zufalls gegangen, und erſt jetzt, da er bereits alt geworden, ſieht er mit Erſtaunen und Widerwillen, daß in der That ſolch eine Apotheoſe auch verwirklicht werden kann.

In jugendlichem und in reifem Alter ſtehende Zeitgenoſſen meines Greiſenalters haben ſich, indem ſie in der Zeit der Lotterien, der Agiotage, der Roulette und des Börſenſpiels leben und wirken, daran gewöhnt, im Zufall einen der Haupthebel des Lebens zu erblicken. Kein Wunder daher, daß unſre moderne Generation auch die Grundlage des ganzen Weltenbaus und den Ausgangspunkt ihrer Weltanſchauung gar leicht in den Zufall zu verſetzen ſich im ſtande ſieht.

Bei zufälligem Zuſammentreffen günſtiger Bedingungen entwickelt ſich aus der urſprünglichen Zelle (dem Ei) ein elementarer Organismus, dieſer nimmt bei neuem zufälligen Zuſammentreffen andrer äußerer Umſtände dieſe oder jene Form an; dieſe Form nimmt nun wieder ihrerſeits, je nachdem ſie zufällig in ihrer Umgebung fördernde oder hindernde Lebensbedingungen vorgefunden, bald eine höhere Organiſation an, bald geht ſie des einen oder andern Organs verluſtig und geſtaltet ſich zu einer andern Spezies um, oder aber verſchwindet vollſtändig. Wenn nun zufällig in irgend einer organiſchen Spezies eine größere Anzahl von geſunden und kräftigen Individuen auftritt und die Ausleſe eine geeignete geweſen iſt, ſo behält dieſe Spezies im Kampf um das Daſein den Sieg.

So führt eine Zufälligkeit nach der andern in Uebergängen von einer Art zur andern bis zur Gattung der Säugetiere, und von da iſt's ja nur ein kleiner Schritt bis zum Menſchen, deſſen Verſtand ihn ſchließlich entdecken läßt, daß die Zelle, welche ihn hervorgebracht hat (d. h. den Menſchen und deshalb doch wohl auch den Verſtand) und welche ſich in nichts Weſentlichem von den andern tieriſchen Zellen unterſcheidet, nur dank ihrer Umgebung, dem Zufall und der Zeit ihn oder den ihm verwandten Affen zur Welt gebracht hat.

Ich will mir nicht anmaßen, hier Kritiker und Gegner oder Verteidiger und Verfechter der modernen Lehre zu ſein, in welcher deutlich genug die Genialität des Beobachters uns vor die Augen tritt, der es verſtanden hat, den von ihm gewonnenen Thatſachen und unterſuchten Erſcheinungen eine tiefe wiſſenſchaftliche Bedeutung zu geben.

Eine Doktrin, welche einem ſo genialen Beobachter ihren Urſprung verdankt, mußte notwendig zu einer neuen Beobachtungsweiſe und zu neuen Unterſuchungen der organiſchen Welt die Anregung geben.

Indes darf alles dies mich nicht leichtgläubig machen. Von Umgeſtaltungen und Uebergängen der Tierarten und Gattungen hat man nicht erſt ſeit geſtern zu reden begonnen. Bekannt iſt, in welches Erſtaunen Goethe alle durch ſeinen Ausruf verſetzte, als in der franzöſiſchen Akademie der berühmte Streit über dieſen Gegenſtand zwiſchen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire entbrannt war; man dachte, dieſer Ausruf beziehe ſich auf irgend ein welthiſtoriſches Ereignis.

Lamarque hat, wenn ich mich nicht irre, bereits von der Abſtammung des Menſchen vom Affen geſprochen, oder beſſer geſagt,

doch Andeutungen darüber gemacht; wenigſtens war dieſe Anſchauung in den dreißiger Jahren ſchon in Aufnahme gekommen, und ich erinnere mich noch, wie mein Dorpater Lehrer, der Profeſſor der Chirurgie Moier mich einmal (im Jahre 1832) bei einer gemeinſamen Ausfahrt ins Grüne durch die folgende Frage in Erſtaunen ſetzte: „Nun, was glauben Sie, Pirogow, ſtammen wir nicht alle am Ende von den Affen ab?“

Wenn man ſomit weiß, daß die Doktrin, welche die Gemüter der Zeitgenoſſen ſo ſehr beſchäftigt, auch für die früheren Generationen keine terra incognita geweſen iſt, ſo wird man doch vorſichtig genug, um ſich einſeitiger Ueberſchätzung derſelben fern zu halten.

Uebrigens finde ich in der Abſtammung des Menſchen vom Affen durchaus gar nichts Anſtößiges; alle Achtung vor dem Verſtande jedes Geſchöpfes, welcher Art es auch immer ſei, wenn es, und wäre es auch nur auf zufällige Weiſe, verſtanden hat, es zu etwas Menſchlichem zu bringen. Für mich iſt indes auch der umgekehrte Uebergang des Menſchen in den Affen nicht weniger wahrſcheinlich, wie er ſich noch faſt vor unſern Augen vollzieht.

Und in der That, warum hätte in jenen prähiſtoriſchen Zeiten, da unſer Planet die Ichthyoſauren, Mammuts und andre Rieſenformen hervorbrachte, warum hätte er da nicht auch einen antediluvianiſchen Rieſenmenſchen mit einem ungeheuren Gehirn hervorbringen können? Und da nun unſer Verſtand ein cerebraler iſt, warum ſollte in dem Falle nicht auch er ein ungeheurer ſein können; dieſes angenommen, wäre jener Menſch der vollkommenſte ſeiner Gattung geweſen, groß und klug. Die Ichthyoſauren und Mammuts ſind untergegangen und in andre Arten übergegangen, und auch der Rieſenmenſch hätte ganz ebenſo gut ausſterben oder ſich zu Schimpanſen, Orang-Utangs, den Bewohnern von Neu-Guinea und dem ähnlichen umgeſtalten können.

Indem ich höchſt kaltblütig die Anſicht von meiner Abſtammung vom Affen mir aneigne, kann ich ohne Abſcheu auch nicht die geringſte Andeutung darüber anhören und ertragen, daß im Weltenbau kein ſchöpferiſcher Plan und keine ſchöpferiſche Zweckmäßigkeit zu finden ſei; deshalb werde ich auch niemals zugeben, daß die urſprüngliche Zelle oder auch nur das urſprüngliche Protoplasma den ſchöpferiſchen Gedanken an ſeine ſchließliche Beſtimmung und die ſchöpferiſche (zweckentſprechende) Vorherbeſtimmung aller der Formen nicht in ſich hätte ſchließen ſollen, deren Prototyp ſich aus ihnen zu entwickeln hatte.

Iſt's indes nicht ſeltſam, daß es früher durchaus nicht ſchwer erſchien, an die Entſtehung des Menſchen und des ganzen Tierreiches von wenigen und ſogar nur von einem Elternpaare zu glauben, und daß man jetzt gleichfalls keine Schwierigkeiten darin findet, an die Uebergänge und Umgeſtaltungen der allerentfernteſten Tiertypen zu glauben?

Die Urſache dieſer Leichtgläubigkeit erblicke ich in beiden Fällen in dem Hintergedanken, welcher uns allen zuraunt, daß das eigentliche Weſen der Frage weder durch die eine noch durch die andre Anſchauung eine Erklärung finde.

Ob nun ein Paar bereits gleich fertig geſchaffener lebender Weſen oder allein das formloſe Protoplasma zuerſt die Scene betreten — in beiden Fällen bleibt das X nach, das die Atome des Stoffes veranlaßte, ſich zu formbegabten Weſen zuſammenzufügen, die fähig waren zu ſelbſtändiger Exiſtenz, zum Kampf ums Daſein, zur Vererbung und zur Hervorbringung von ihnen gleichen oder ihnen ungleichen Weſen (Generationswechſel).

Sollte ich mich denn wirklich leicht von der Unfehlbarkeit einer Doktrin überzeugen laſſen können, deren allzu eifrige Anhänger eventuell gar bereit wären, den Zufall auf den Schild zu erheben, ihn an Gottes Stelle zu ſetzen und Plan- und Zweckmäßigkeit im Weltenbau als unnützen Plunder beiſeite zu räumen? Meiner Meinung nach hieße das ſich als eine Art Baſtarde aus einer Verbindung des Zufalls mit der gleichfalls zufälligen Natur anſehen. Aber die moderne Weltanſchauung hat für den Naturwiſſenſchaftler die anziehende Seite, daß die vorausgeſetzte Vergangenheit in ein entſprechendes Verhältnis zur Gegenwart geſetzt wird und mit derſelben vorderhand noch mehr als in andern Weltanſchauungen in Uebereinſtimmung gebracht iſt.

Alles iſt entſtanden, nicht geſchaffen. Nicht die nach einem von dem ſchöpferiſchen Gedanken vorgefaßten Plane beſtimmte typiſche Geſtaltung der organiſchen Formen, nicht die ſchöpferiſche Zweckmäßigkeit in der Einrichtung der typiſchen Organismen und Uebergangsformen nimmt die erſte Stelle in der modernen Weltanſchauung ein, ſondern die äußeren phyſiſchen Bedingungen und die zufällige Individualität, und da die Kunſt der Umgeſtaltung und Vermehrung der tieriſchen und pflanzlichen Organismen mit dem praktiſchen Zweck der Verbeſſerung verſchiedener Produkte noch nie eine ſolche Vollendung erreicht hat, wie in unſrer Zeit, ſo wird es verſtändlich, daß die auf praktiſchem Wege erreichten höchſt anſchaulichen Reſultate auch auf die geiſtigen Abſtraktionen ihren Einfluß ausüben mußten.

Die abſtrakte ſchöpferiſche Kraft, der ſchöpferiſche Plan und Gedanke, die vorbedachte Zweckmäßigkeit der Typen in der Weltenbildung, alles das hat in den Hintergrund treten müſſen, und was durch die Kunſt der modernen Aufzüchter organiſcher Raſſen, Spielarten und Gattungen erreicht wird, das ſollte in der Natur die zufällige Ausleſe der Individuen und das zufällige Zuſammentreffen verſchiedener phyſiſcher Bedingungen geleiſtet haben?

Und ſo hört man denn nun ſchon den Schluß, welchen die Weisheit der Jetztzeit wohl zu ziehen pflegt: „Alſo erklärt ſich doch die ganze Geſchichte ſehr ſimpel.“

Aber was iſt denn eigentlich der Zufall? Was iſt das für ein ſimpler deus ex machina, welcher eine ſo bedeutſame Rolle in unſern Thaten und Gedanken ſpielt?

Darauf werde ich wohl kaum anders antworten können, als: ich weiß es nicht.

Eins ſcheint mir unzweifelhaft: entweder gibt es überhaupt keinen Zufall oder aber zwiſchen dem Zufall und dem, wem er paſſiert, exiſtiert irgend eine Beziehung; übrigens kommen beide Vorausſetzungen in ihrem ſchließlichen Ergebnis auf dasſelbe hinaus.

Indem wir auf Schritt und Tritt einen Zuſammenhang zwiſchen Wirkungen und Urſachen wahrnehmen und nach einer unbewußten (unwillkürlichen) Forderung des Verſtandes überall eine Urſache ſuchen, wo wir eine Wirkung ſehen, kommen wir unvermeidlicherweiſe zu dem Schluß, daß auch zwiſchen allen Wirkungen und allen Urſachen ein unauflöslicher und ewiger Zuſammenhang beſtehe.

Bei ſolch einer Anſchauung wird der Zufall nicht mehr als eine Wirkung ſein, deren Urſache oder Urſachen uns noch unbekannt ſind, oder, wie man für viele Fälle a priori behaupten kann, niemals bekannt ſein werden, und zwar deshalb, weil das Zuſammentreffen einzelner Umſtände in einem ſpringenden Punkt — dem Zufall — oft ſo komplizierter Natur iſt, daß man zu ſeiner Beſtimmung eine gar nicht mögliche Kenntnis von allem nötig hätte, was in der Vergangenheit geſchehen iſt und in der Gegenwart geſchieht.

Wir haben uns ſo an Zufälligkeiten gewöhnt, daß der Zufall uns als etwas höchſt Gewöhnliches und höchſt Natürliches erſcheint — und Gott ſei Dank dafür, denn wenn wir nicht in der Wahnvorſtellung lebten, daß alles um uns herum ganz gewöhnlich ſei und keine beſondere Beachtung verdiene, ſo wäre alsbald die Hallucination von einem über uns ſchwebenden Damoklesſchwerte da.

Wenn wir aber aus irgend einem Grunde auch nur ein ein-

ziges noch ſo gewöhnliches Ereignis ins Auge faſſen, das uns perſönlich betrifft, ſo werden wir der ſich uns unwillkürlich aufdrängenden Frage nicht entgehen können, was wir denn dabei eigentlich zu thun haben, und warum wir gerade davon berührt werden.

Größtenteils ſind die Urſachen unſerer Beziehungen zu irgend einem Ereignis für uns einfach und klarliegend, d. h. ſcheinen uns ſo zu ſein; nicht ſelten freilich ſind die Urſachen meiner Beziehungen zu einem Ereignis mir verborgen, müſſen aber deshalb doch immer vorhanden ſein.

Der Blitz hat in mein Haus geſchlagen — warum denn aber gerade in meins? Ich finde die Urſache in einem neben ihm ſtehenden Baume; außerdem hatte ich keinen Blitzableiter auf meinem Dach, wohl aber war ein ſolcher auf dem des Nachbarhauſes. Ich begnüge mich mit ſolch einer Erklärung und werde von ihr noch befriedigter ſein, wenn etwa Blitz und Hagelſchlag, Heuſchrecken oder dergleichen Annehmlichkeiten nicht nur meinen, ſondern auch den Nachbarfeldern Schaden zugefügt haben; hier ſcheint es klar zu ſein, daß, wenngleich auch möglicherweiſe unbekannte, phyſiſche Bedingungen vorhanden geweſen ſind, welche die Gewitterwolken hierherdirigiert haben.

Nehmen wir nun aber an, daß ich in der Lotterie gewonnen; warum denn eigentlich? Hier geht es offenbar mit der leichten Erklärung nicht mehr ſo munter vorwärts. Daß gerade meine Nummer 20 und keine andre gezogen worden iſt, das könnte man ja noch allenfalls irgendwie erklären, wenn man die ganze Verkettung verſchiedener phyſiſcher Umſtände entwirrt; warum iſt nun aber die Nummer 20 gerade mir in die Finger geraten? Es iſt ja doch ganz unmöglich, daß ſie gar keine Beziehung zu mir gehabt haben ſollte, bevor ſie mich zum Beſitzer der hunderttauſend Rubel gemacht, welche ich in der Folge dann meinerſeits verſpiele und durchbringe, um mir ſchließlich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Und hiernach, d. h. übrigens nicht hiernach, ſondern vorher, will man mich glauben machen, daß wir beide, ich und meine Nummer 20, nichts miteinander gemein gehabt haben ſollen, und daß ich auch Nummer 10 und Nummer 100 hätte kaufen und auch fünfundzwanzig oder dreißigtauſend gewinnen können. Jawohl, das an und für ſich Mögliche iſt eben in der beſtimmten Weiſe geſchehen, hätte aber natürlich auch nicht geſchehen können; wenn es aber einmal geſchehen iſt, wie ſollte es da ohne Urſache ſo ganz von ſelbſt geſchehen ſein? Das wäre ein nonsens, eine Sinnloſigkeit, ein Abſurdum.

Somit iſt alſo der Zufall ein asylum ignorantiae; aber in unſrem Nichtwiſſen iſt doch etwas faul, es will nicht gerade herausſagen: ich weiß es nicht, ſondern erſetzt ſein „Ich weiß es nicht“ durch das Wörtlein „Zufall“, d. h. will damit ſagen: vor der Hand weiß ich noch nicht oder will ich noch nicht wiſſen, warum, oder aber andrerſeits: das iſt ja jedermann klar. Und warum? Ih, ganz einfach, weil es ein Zufall iſt.

„Ja, was biſt du denn nun eigentlich,“ ſo muß ich mich hier fragen, „ein Kaſuiſt oder Fataliſt?“

Ich bin ein Unabhängiger, d. h. unabhängig von vorgefaßten Meinungen und Doktrinen. In ſeinen Urteilen über abſtrakte Dinge in ihrer Anwendung auf das praktiſche Leben ſoll man gar nicht um jeden Preis folgerichtig ſein wollen.

Es iſt ſinnlos zu ſagen, daß der Zufall im Leben alles entſcheide, aber die frühere Ueberzeugung, daß dem Anſchein nach auch unbedeutende Ereigniſſe verhängnisvolle Folgen haben können, dieſe Ueberzeugung für ſinnlos halten — das iſt noch ſinnloſer.

Was will es beſagen, daß einem unbedeutenden Ereignis eine ganze Reihe andrer, verborgener, aber weſentlicherer Umſtände vorhergegangen ſind; entſcheidend, und zwar gerade im gegebenen Moment, war gleichwohl das, was unſichtbare Zufälligkeit genannt wird.

Den Felſen unterſpülte ganze Jahrhunderte lang das Waſſer; das auf ihm errichtete Bauwerk wurde mählich unterwühlt und faulte unter der Erde; plötzlich ſtürzen ſie eines ſchönen Tages infolge einer unbedeutenden Erſchütterung alle beide ein. Was iſt hier der entſcheidende Umſtand? Wäre es wohl gleich geweſen, wenn Felſen und Gebäude einen Tag früher oder ſpäter eingeſtürzt wären? Alle haben recht, wenn ſie für den entſcheidenden und hauptſächlichſten Moment den anſehen, wo das verhängnisvolle Ereignis geſchieht.

Napoleons Pferd ſtolperte über einen kleinen Stein; Napoleon fällt und ſagt beim Aufſtehen, dieſer Stein hätte die Geſchicke Europas entſcheiden können. Napoleon hatte völlig recht, wenn er in dieſem Augenblick nicht ſich, ſondern den Stein zum Entſcheider der Geſchicke Europas machte.

Ein ſich häufig und gleichförmig wiederholender Zufall hört aus zwei Gründen in unſeren Augen auf, Zufall zu ſein: wir gewinnen mehr Zeit und Mittel zu ſeiner Unterſuchung und lernen ſeine Urſache kennen, oder aber wir gewöhnen uns einfach an ihn, und das frühere Zufällige, Seltene und Ungewöhnliche wird zum Gewöhnlichen und Alltäglichen.

Nachdem man einmal erfahren, daß die Eheſchließungen größtenteils im Herbſt ſtattfinden, war der Grund dafür nicht mehr ſchwer zu erraten; wenn wir aber aus ſtatiſtiſchen Daten erfahren, daß ſich faſt alljährlich dieſelbe Zahl von falſchen Adreſſen auf Briefen nachweiſen läßt, ſo hören wir auf, uns darüber zu wundern, wenngleich wir auch nicht die Urſache kennen, weshalb die Leute bei Aufgabe ihrer Briefe auf die Poſt immer bis zu einem gewiſſen Grade zerſtreut ſind.

Noch unerklärlicher iſt für uns das höchſt ſelten vorkommende Glück in Haſardſpielen, Roulette und Lotterien und endlich überhaupt das Glück im Leben, bei deſſen Betrachtung wir indes nur Neid, keine Verwunderung empfinden.

Ungewöhnlichkeit, Mangel an Einförmigkeit und an Urſächlichkeit — das ſind die Merkmale eines zufälligen Ereigniſſes.

Je häufiger ſich ein und dasſelbe zufällige, d. h. auf keine Urſache zurückzuführende Ereignis wiederholt, um ſo unwahrſcheinlicher erſcheint es uns, daß es ſich noch weiter wiederholen werde; wenn jemand jedesmal ins Ziel trifft oder beim Spiel gewinnt, ſo denken wir nicht ohne eine gewiſſe Schadenfreude: was kann man wiſſen (in dieſer Wendung liegt immer ein gewiſſes Maß von Wahrſcheinlichkeit), am Ende thut er doch noch einen Fehlſchuß oder verliert er doch noch; wenn ein Regen ganze Wochen hindurch anhält, ſo wächſt in uns mit jedem Tage die Hoffnung und Zuverſicht immer mehr, daß er nun aufhören werde.

Alle unſre Vorausſetzungen nehmen aber ſofort wieder einen andern Charakter an, ſobald wir die Urſache des Ereigniſſes entdecken oder auch nur vermuten.

In dieſem Fall berückſichtigen wir ſchon bei unſrem Urteile nicht mehr den Umſtand, ob es häufig oder ſelten geſchehe, ſondern übertragen unſre ganze Aufmerkſamkeit von dem Ereigniſſe auf ſeine *Urſache*.

Aber der urſächliche Zuſammenhang einer ganzen Legion von Ereigniſſen und Phänomenen kann nur nach zwei Richtungen hin erforſcht werden: wir können unſre Vermutung über dieſen urſächlichen Zuſammenhang bald auf das Subſtrakt ſelbſt, d. h. auf den Stoff, welcher dem Phänomen als Subſtrakt dient, bald außerhalb ſeiner verſetzen, und zwar wird das von dem Grade der Genauigkeit unſrer Kenntniſſe abhängen; je genauer die letzteren ſind, um ſo eher werden wir auch die Urſache außerhalb der Erſcheinung verſetzen; alles hat indes ſeine Grenzen; je mehr wir z. B. die Urſache irgend einer Erſcheinung in der organiſchen Welt veräußer-

lichen, einen um ſo zufälligeren Charakter teilen wir ihr dadurch mit. Deshalb finde ich denn auch, daß in unſrer modernen Anſchauung von der organiſchen Welt dem Zufall eine allzu große Rolle beigemeſſen wird.

Schon ſeit lange haben kühne Seefahrer der Polargegenden unſres Denkens den Zufall die zerſtreuten oder im Chaos zuſammengewirrten Atome des Stoffes in Ordnung bringen laſſen, und wenn ich mich recht erinnere, hat ſich ſchon Cicero mit der Widerlegung dieſer berühmten Doktrin abgegeben. Mir will nun ſcheinen, daß wir gegenwärtig einer ähnlichen Lehre nicht fernſtehen, nur daß dieſelbe größeren Anſprüchen an Exaktheit und thatſächliche Begründung genügen zu können glaubt.

Aber wie fortſchrittlicher und exakter Natur auch immer unſre Kenntniſſe ſein mögen, ſobald wir es in Abrede ſtellen, daß in den Atomen eine elementare, organiſch bildende Kraft vorhanden iſt, welche ſie gerade zu beſtimmten Gruppierungen zwingt, ſo werden wir die ganze Sache dem Zufall überantworten müſſen.

Wenn in den allererſten Augenblicken der Schöpfung, beim allererſten Entſtehen des organiſchen Stoffes deſſen Atome dieſen Drang zur Gruppierung in beſtimmte typiſche Formen nicht in ſich gehabt hätten, wer ſollte denn außer den elementaren Kräften zufällig dieſen oder jenen Typus hervorgebracht und in gleichfalls zufälliger Weiſe die Uebergänge und Verwandlungen des einen Typus in den andern gefördert haben? Woher hätte denn die Verſchiedenheit der Individuen eines und desſelben Typus kommen ſollen, wenn das zufällige Zuſammentreffen verſchiedener Bedingungen die Entwickelung eines Individuums nicht begünſtigt und die Entwickelung eines andern nicht behindert hätte? Für irgend etwas muß man ſich ja doch entſcheiden — für die Vorherbeſtimmung oder für den Zufall.

Ich bin für die Vorherbeſtimmung.

Meiner Meinung nach mußte alles, was geſchieht, geſchehen, und konnte es nicht anders ſein.

Alles, was geſchieht, iſt durch eine unlösliche Kette von Urſachen mit dem verbunden, was geſchehen iſt. Dieſe vor uns für immer verborgene Kette verbindet die Urſachen des Zufalls mit dem, was geſchieht. „Alſo Fatalismus!“ wird man ſagen. Jawohl, nämlich als Theorie, mit der ſich mein Verſtand am eheſten noch befreunden kann, und die mir daher als die logiſchſte und folgerichtigſte erſcheint.

Daraus folgt jedoch noch nicht, daß man nun auch im Leben

und in der Praxis dieſe Theorie durchführen und Fataliſt ſein ſolle. Erſtens kann man, wenn man ſich nicht an Opium und Haſchiſch berauſcht hat, überhaupt gar kein konſequenter Fataliſt ſein; zweitens wird der Zufall ungeachtet der Vorherbeſtimmung gleichwohl in der Praxis für uns beſtehen bleiben, da der urſächliche Zuſammenhang der Ereigniſſe und Erſcheinungen uns für alle Zeiten unbekannt ſein wird; immer werden wir in Wahnvorſtellungen leben, immer wird es uns ſo ſcheinen, als ob, was vor ſich gehe, auch nicht hätte ſein können. Ohne dieſe Wahnvorſtellung, ohne unſre Unkenntnis des urſächlichen Zuſammenhangs aller Ereigniſſe wären wir die allerunglücklichſten Weſen — Fataliſten, ob wir wollten oder nicht, und nicht Fataliſten aus Ueberzeugung.

Der Mohamedaner, — der doch Fataliſt aus Ueberzeugung iſt — hält es durchaus nicht für ſeiner Ueberzeugung widerſprechend, Krieg zu führen und Eroberungen zu machen, d. h. alſo zu handeln; eine konſequent ſtrenge Anwendung der Prädeſtinationslehre auf das Leben aber müßte zu völliger Unthätigkeit führen. Es liegt das in der Natur aller abſtrakten Begriffe, daß, wenn man ſie in der theoretiſchen Betrachtung folgerecht bis zu den äußerſten Konſequenzen durchführt, ſie unanwendbar fürs Leben werden und mit dem enden, was die Franzoſen aveuglement logique nennen.

Für das Leben ſind Wahnvorſtellungen und Hallucinationen unumgänglich, und wir hallucinieren unbewußt, ohne was davon zu merken; nur die Hallucinationen der äußeren Sinne (des Geſichts, des Gehörs u. ſ. w.) ſind für uns bemerkbar, die Hallucinationen der Phantaſie aber, des Gedächtniſſes, ja des Verſtandes ſelbſt werden von uns nur in Irrenhäuſern wahrgenommen; inzwiſchen bilden gerade dieſe beſtändigen, unbewußten, uns angeborenen Wahnvorſtellungen eben eine der Haupttriebfedern unſres ſozialen und ſittlichen Lebens; da wir in dieſen Wahnvorſtellungen von der Wiege bis zum Grabe leben und deshalb gar nicht die Möglichkeit haben, den Schein von der Wirklichkeit zu unterſcheiden, ſo ſind wir, ob wir nun wollen oder nicht — denn wir haben ja gar nicht die Möglichkeit, anders zu verfahren —, dazu verurteilt, den Schein für Wirklichkeit zu halten; die Ueberzeugung von der Wirklichkeit unſrer Wahnvorſtellungen iſt aber zu unſrem Glück ſo ſtark in uns, daß wir bereit ſind, gar unſer Leben ſelbſt für dieſelbe zu opfern.

Zuweilen, aber das auch nur bei einer beſtimmten Verſtandesrichtung, ſehen wir vom praktiſchen Leben ab, in dem Wunſch, uns

einen harmoniſchen und konſequenten Begriff von demſelben zu bilden — und gerade dieſer Begriff erweiſt ſich dann immer als dem widerſprechend, was wir für wirklich halten; ſo führt uns die ſpekulative Betrachtung zu einer der beiden Schlußfolgerungen: entweder gibt's keinen Zufall, und alles, was iſt, muß ſo ſein, oder aber, das, was iſt, hätte auch *nicht* ſein können; dieſe beiden Schlußfolgerungen untereinander vereinigen, und ſie beide annehmen wollen, iſt ein logiſches Abſurdum; im Leben aber findet man dieſes Abſurdum auf Schritt und Tritt, und die Bewegung mit ihm ſtört und choquiert uns auf keine Weiſe; wir ſetzen ruhig unſern Weg und höchſt vergnügt unſer Leben fort. Iſt es nun nicht eine Wahnvorſtellung, daß unſer Verſtand uns zu einer Folgerung führt, welche entweder zur Hälfte oder ganz der Wirklichkeit widerſpricht?

Eins von beiden: entweder iſt unſer Verſtand mit ſeiner Fähigkeit zu abſtrahieren und zu ſpekulieren für die Wirklichkeit nicht eingerichtet und deshalb nicht normal, und auch ſeine Abſtraktionen ſind nicht normal, oder aber, was uns als wirklich erſcheint, iſt dieſes nicht. Ich will mich eher dazu verſtehen, in Wahnvorſtellungen zu leben, als in der Fähigkeit und in dem Bedürfnis des Verſtandes zu abſtrahieren — eine Art Anormalität zu erblicken, wenngleich ich auch nichts dagegen habe, wenn man in der einſeitigen Ausartung dieſer Fähigkeit ein Entfernen von der Norm mit all den Folgen eines ſolchen ſehen will.

Doch halt! da bin ich ja weit von meinem urſprünglichen Kurſe abgekommen!

Aber was thut's — warum ſollte man nicht, wenn man mit ſich ſelbſt plaudert, ſeinen Gedanken völlig freien Lauf laſſen dürfen?

Auch ohne das Geſchriebene nochmals durchzuleſen erinnere ich mich, daß ich bei meinem Uebergang aus Haus und Schule in das Leben und vor allem in das Univerſitätsleben ſtehengeblieben bin. Und indem nun der jetzt ſiebzigjährige Greis Rechenſchaftsablegung über die Glaubensmeinungen und Ueberzeugungen des vierzehnjährigen Studenten fordert, hält er es für notwendig, zuerſt ſeine eigenen nunmehrigen auseinanderzuſetzen, und zwar um, nachdem er ſie mit denen ſeiner Jugendzeit verglichen hat, ſich anſchaulich vorſtellen zu können, welchen Umwälzungen und Peripetieen ſie ſich innerhalb eines fünfundſechzigjährigen Zeitraums haben unterziehen müſſen.

Aber alles, was ich bis jetzt über meine gegenwärtigen An-

ſchauungen von Leben und Weltall geſagt habe, gehört zu der Kategorie von Ueberzeugungen, die ſich auf Spekulation und Wiſſen auferbauen. Das aber iſt kein Glaube. Es heißt ſich nun noch das Wichtigſte im praktiſchen Leben klarlegen: woran glaube ich?

33.

Ich will mit der Erklärung beginnen, daß ich den Glauben für diejenige pſychiſche Fähigkeit des Menſchen halte, welche ihn in höherem Maße als alle andern von den Tieren unterſcheidet. Sinnliche und durch die Erfahrung erworbene Kenntniſſe und folglich auch die erſten Anſätze zum Verſtande ſind auch bei den Tieren vorhanden, Gedächtnis und Einbildungskraft gleichfalls; Kombination und Ueberlegungskraft ſind bei den Tieren deren Lebensbedürfniſſen und Inſtinkten angepaßt; über den Willen braucht man kein Wort zu verlieren, denn ohne denſelben nähert ſich das Tier dem Uebergang zur Pflanze. Die Gefühle der Liebe, der Hoffnung, der Freude, der Trauer — ſie alle treten, wenngleich in statu nascente, auch bei den Tieren zu Tage. Aber vom Glauben keine Spur. Warum das?

Die Urſache dafür liegt meiner Anſicht nach einerſeits in den Eigenſchaften des Bewußtſeins der Tiere und andrerſeits in den Eigenſchaften unſrer Fähigkeit zu glauben. Das Tier hat ohne Zweifel Bewußtſein; es empfindet ſeine Exiſtenz und ſeine Individualität (Perſönlichkeit); aber das Tier kommt nicht wie wir zum Bewußtſein ſeines ſinnlichen Bewußtſeins, und deshalb iſt ſeine Vorſtellung und ſein Begriff von ſeiner Individualität nicht ſo klar und deutlich wie bei uns. Die Perſönlichkeit des Tieres fließt in ſeiner Vorſtellung mehr als bei uns mit der umgebenden Welt zuſammen; es geſchieht dies deshalb, weil uns an die Empfindung unſrer perſönlichen Exiſtenz beſtändig das Bewußtſein dieſer mehr oder minder bewußten Empfindung gemahnt; eben dieſe unſre Fähigkeit, uns unſres Bewußtſeins bewußt zu werden, muß man Eigenbewußtſein nennen; dieſes letztere hat das Tier nicht, welches ſich ſeiner Exiſtenz nur als Empfindung bewußt wird; zwiſchen dieſem ſinnlichen Bewußtſein der perſönlichen Exiſtenz und jenem, welches ſich ſeines ſinnlichen Bewußtſeins der Exiſtenz bewußt wird (Eigenbewußtſein), liegt jedoch kein geringer Abſtand.

Glaube ohne Eigenbewußtſein iſt undenkbar. Die Eigenſchaften unſrer Fähigkeit, zu glauben, ſind aber derartige, daß ſie für uns gleichſam losgelöſt von allen andern ſinnlichen Vorſtellungen erſcheint; das iſt natürlich ein Wahn. Die Sinne, welche für unſre Exiſtenz und unſer Eigenbewußtſein nothwendig ſind, ſind es auch unbedingt, um in uns die Fähigkeit des Glaubens zu verwirklichen; ſobald aber bei der Entwickelung dieſer Fähigkeit unſer Eigenbewußtſein ſich von dem ſinnlichen Bewußtſein löſt, dasſelbe zu beobachten aufhört und ſeine Thätigkeit auf einem andern Gebiete von Vorſtellungen konzentriert — dann ſchafft unſer von der ſinnlichen Eigenempfindung mehr oder weniger losgelöſtes und gleichſam in ſich ſelbſt konzentriertes Eigenbewußtſein ſich überſinnliche Ideale. Zu ihnen, zu dieſen überſinnlichen Idealen, führt uns unvermeidlich unſre Fähigkeit, zu glauben, in ihrer höchſten Entwickelung; auf den niedrigeren Stufen der Entwickelung erinnert ſie noch wie alles Menſchliche an die unbedingte Abhängigkeit vom Sinnlichen.

Eben deshalb behaupte ich denn auch bei der Darlegung meiner Weltanſchauung, daß es richtiger wäre, wenn wir das „cogito ergo sum“ des Descartes durch ein „sentio ergo sum“ erſetzten. Unſer „sum“ oder „ich bin“ iſt nur ein Reflex der Empfindung unſer Exiſtenz; ihm zu vergleichen ſind die Laute, welche die Tiere von ſich geben, und welche dafür Zeugnis ablegen, daß die letzteren gleichfalls ihre perſönliche Exiſtenz empfinden. Unſer „cogito“ aber iſt bereits Eigenbewußtſein, d. h. ein Bewußtſein von der Empfindung der Exiſtenz, welches eventuell auch nicht völlig bewußt ſein kann (wie bei den Tieren und bei uns bei normalem Zuſtande unſrer körperlichen oder ſeeliſchen Fähigkeiten).

Wenn des Schöpfers höchſte Vernunft es für gut befunden hat, das menſchliche Geſchlecht aus dem Affen zu entwickeln, ſo hat ſich der Glaube im Menſchen unzweifelhaft allmählich im Laufe der Jahrhunderte aus den groben ſinnlichen Vorſtellungen entwickelt, welche der Menſch aus der ihn umgebenden Natur gewann.

Aber unſer Stammbaum iſt noch nicht außer Zweifel geſtellt und noch nicht in den Händen der exakten Wiſſenſchaft; daher iſt auch das Unwahrſcheinliche noch möglich. In ſolchem Falle wäre auch die für die moderne Wiſſenſchaft wenig wahrſcheinliche Hypotheſe möglich, daß ein primärer menſchlicher Typus entſtanden ſei, der jetzt ſchon entartet wäre, aber alle Keime der höchſten Fähigkeiten der Seele, darunter auch des Glaubens, mit ſich auf die Welt gebracht hätte.

Wie dem aber auch ſein möge, jedenfalls iſt die Gottheit einer

jeden ziviliſierten menſchlichen Geſellſchaft in hiſtoriſchen Zeiten immer etwas Ideales oder etwas Abſurdes geweſen und wird es dies auch immer bleiben. Dadurch unterſcheidet ſich auch der Glaube vom Wiſſen; wenn auch der Glaube kein unbedingtes Widerſpiel zum Wiſſen iſt und der poſitive (dogmatiſche) Glaube das letztere ſogar erfordert, ſo ſind doch ihre Grundelemente untereinander verſchieden und werden niemals miteinander zuſammenfallen, denn die Grundlage des Wiſſens iſt der Zweifel.

Unbedingte Zuverſicht zu dem erwähnten Ideal iſt der Anfang des Glaubens. Dabei macht es auch nichts aus, wenn dasſelbe abſurd iſt. Credo, quia absurdum est. In dieſem Ausſpruch Tertullians, einer der Säulen der Kirche, ſteckt eine tiefe Wahrheit. Ein wahrhaft Gläubiger hat mit den Reſultaten des poſitiven Wiſſens nichts zu ſchaffen. Es iſt das ein Zug, welcher unmerklich auch in den gewöhnlichen Verrichtungen und Beziehungen des praktiſchen Lebens zu Tage tritt. Wenn ich aus irgend einem Grunde zu irgend einer Perſönlichkeit volles Zutrauen faſſe, ſo unterſuche ich gar nicht weiter, ob ſie kenntnisreich, gebildet oder intelligent iſt; ich glaube ihr aufs Wort, glaube ihr auch ohne Worte, und meine Seele fliegt ihr ſozuſagen vertrauensvoll entgegen. So vertragen ſich denn Wiſſen und tiefer Geiſt in einer Seele mit dem Glauben, der des Wiſſens nicht bedarf. Die Fähigkeit zu erkennen, die ſich auf dem Zweifel auferbaut, läßt keinen Glauben zu, aber der Glaube läßt ſich durch das Wiſſen nicht beirren und ſetzt ruhig ſeinen Weg fort. Das Ideal, welches die Grundlage des Glaubens bildet, läßt, ſelbſt wenn es abſurd iſt, auch keinen Schatten von Zweifel zu, erhebt ſich über jegliches Wiſſen und ſtrebt unabhängig von ihm der Erreichung der Wahrheit nach.

Karl Vogt machte ſich über den Verſuch luſtig, den Glauben und das Wiſſen zu vereinigen, welches letztere in ſeinen Reſultaten den Dogmen des Glaubens widerſpreche; er nannte das doppelte Buchführung der Seele. Freilich behindert die Tiefe und Vielſeitigkeit des Wiſſens im Prinzip nicht nur den Flug, ſondern auch die Entwickelung der Ideale, wenn ſie kein exakt wiſſenſchaftliches Wiſſen verlangen. Aber auch das bleibt wahr, daß unſre verſtandesmäßige Konſequenz eine beſchränkte iſt.

Streng konſequent, und auch das nur relativ, können nur zwei Arten von Leuten ſein: ſolche, die ſtarken Geiſtes ſind, und die beſchränkten einſeitigen Spezialiſten. Als ich noch den Spezialismus als das Hauptziel meines Lebens anſah, da ſchrieb ich unter mein in Dorpat lithographiertes Bildnis, konſequent zu ſein, ſei für mich

die Hauptſache, und ich war damals wirklich konſequent bis zum Exzeß; aber nach Maßgabe meiner genaueren Bekanntſchaft mit Leben und Wiſſenſchaft erweiterte ſich auch meine Weltanſchauung immer mehr; mir gingen die Augen auf, und ich kam zur Ueberzeugung, daß, wenn man nicht zur Gattung der Esprits forts gehört, man auch nicht völlig konſequent ſein kann. Aber was ſage ich da? Man kann das gewiß, jedoch nur, wenn man Gott und ſich ſelbſt gegenüber nicht mehr ehrlich iſt.

Ja, es iſt nicht anders, ein Esprit fort — mag er nun gläubig oder ungläubig ſein, beides iſt für ihn möglich — glaubt im Grunde doch immer an irgend etwas, wenigſtens iſt er von irgend etwas bis zum nec plus ultra überzeugt; wenn er aber glaubt, ſo kann er auch im Sinne des Evangeliums geiſtig arm ſein, — auch der Arme kann kräftig und ſtark ſein.

Der allercharakteriſtiſchſte Zug des Starkgeiſtigen iſt der, daß er, mag er nun glücklich oder unglücklich, krank oder geſund ſein, leben oder ſterben, doch fortfährt, ruhig, ohne Zagen und ohne Zwieſpalt mit ſich ſelbſt zu glauben oder nicht zu glauben; nicht glauben aber bedeutet für den Esprit fort meiner Anſicht nach an nichts, d. h. an etwas Abſurdes glauben: credit, quia absurdum est. Deshalb muß der wahre, aufrichtige und ungeheuchelte Verneiner ein Esprit fort ſein.

Wenn das alles richtig iſt, ſo muß der Starkgeiſtige auch einſeitig ſein, und ſo trifft er denn darin mit der Gattung der Einſeitigen und Spezialiſten zuſammen, welche ihrerſeits wieder noch nicht die geiſtig Armen des Evangeliums ſind.

Etwas andres iſt's mit den Leuten, welche nicht zu dieſen beiden Kategorien gehören; unter ihnen gibt's gleichfalls Gläubige und Nichtgläubige, ſolche, die tiefe wiſſenſchaftliche Kenntniſſe ſich erworben haben, und Unwiſſende und Ungebildete. Für ſolche Leute — ihr Name iſt Legion — iſt eine unnachgiebige, ſtarre und unbeugſame Konſequenz undenkbar, und ſo verſchieden auch die Geiſtesart der Mehrzahl der Leute dieſer Kategorie ſein möge, ſo haben ſie doch alle die eine Eigenſchaft miteinander gemein, daß ſie nach der oben erwähnten Aeußerung Karl Vogts die doppelte Buchführung bei ſich und mit ſich zur Anwendung zu bringen im ſtande ſind. Das will ſagen, daß ein dieſer Kategorie Zugehörender gleichzeitig ſowohl ein Mann der Wiſſenſchaft als auch ein Mann des Glaubens und dabei in Glauben und Wiſſenſchaft völlig aufrichtig ſein kann; das Ideal des Glaubens, mag es nun ein ſelbſterarbeitetes oder von andern überkommenes ſein, verträgt ſich in ſolch einer

Perſönlichkeit mit den auf wiſſenſchaftlichem Wege gewonnenen Reſultaten; die Ruhe, welche beim Glauben an ein, wenn auch abſurdes Ideal in die Seele einzieht, wird vom Standpunkt der Wiſſenſchaft aus durch das Nichtübereinſtimmen der Ergebniſſe doppelter Buchführung nicht geſtört. Wie ſollte derjenige Gott nicht dankbar ſein, der noch rechtzeitig dieſe wunderſame, verſöhnende Fähigkeit der Seele in ſich entdeckt? Aber auch der braucht nicht zu murren, zu klagen, zu zweifeln und zu ſpotten, der die Möglichkeit der Exiſtenz einer ſolchen pſychiſchen Eigenſchaft nicht verſteht oder nicht verſtehen will.

Schwerlich gehört eine extreme Konſequenz zu den normalen Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes. Wehe, wenn ein nicht ſtarkgeiſtiger oder beſchränkter Menſch ſie ſich gewaltſam zu eigen machen will: er wird dann innerlich nicht ehrlich bleiben können. Unehrlich vor Gott und vor ſich iſt in meinen Augen der, welcher, nachdem er alle Ideale des Glaubens von ſich gewieſen hat und in die Reihen des Atheismus eingetreten iſt, in der Not zeitweilig ſeine Ueberzeugungen ändert. Am ſchlimmſten aber iſt's, wenn er das noch heimlich thut und ſeine Ueberzeugungen offen verkündigt. Solcher Herren gibt's aber nicht wenige. Ich ſelbſt habe einmal zu ihnen gehört, bis ich mich dann ſchließlich etwas beſſer kennen lernte. Ja, es iſt ſchwer, ſich ſolch eine Unehrlichkeit ſelbſt zu verzeihen, mag ſie auch nur zeitweilig beſtanden haben und unwillkürlich geübt worden ſein; im Verlauf meiner Selbſtbiographie will ich nichts vor mir ſelbſt verheimlichen, was Geißelung verdient, und will mir in Erinnerung zu bringen ſuchen, wann und wie ich Gott und mir gegenüber unehrlich geweſen bin.

Jetzt, wo ich zur Ueberzeugung gekommen bin, daß Leute meiner Geiſtesart nach der Erreichung der äußerſten Grenzen der Konſequenz nicht ſtreben können und dürfen, jetzt bin ich zum aufrichtig Gläubigen geworden, ohne dabei in irgend welcher Weiſe meine wiſſenſchaftlichen, durch Denken und Erfahrung gewonnenen Ueberzeugungen eingebüßt zu haben.

Was iſt nun das Ideal meines Glaubens?

Das, was man „an Gott glauben" nennt, kann nur in dem Falle dieſe Bezeichnung erhalten, wenn der Verſtand noch nicht zur Notwendigkeit gelangt iſt, Gott als Ausgangspunkt, als ſein Nec plus ultra anzuerkennen. Mein armer, ſo oft in die Irre gegangener Verſtand hat ſich bei dieſer Anerkennung beruhigt. Für mich iſt die Exiſtenz einer höchſten Vernunft und eines höchſten Willens zu eben ſolch einer Notwendigkeit geworden, wie meine eigene geiſtige

und ſittliche Exiſtenz. Aber bei dieſer Forderung des Verſtandes Halt zu machen, hieße für mich noch nicht gläubig, ſondern Deiſt ſein, und der Deismus iſt meiner Anſicht nach noch keine Glaube, ſondern eine Doktrin.

Für mein ſittliches Leben war mir ein menſchlicheres, mir näher ſtehendes Ideal unumgänglich nötig. Indem ich mich während der verſchiedenen Prüfungen, die mir das Leben beſchied, immer mehr in mich ſelber vertiefte, gelangte ich endlich zu dem Verſtändnis dafür, warum die Kulturvölker, wenn ſie eine gewiſſe Stufe menſchlicher Bildung erreicht haben, des Ideals des Gottmenſchen ſo ſehr bedürfen. Die Schwäche des Körpers und des Geiſtes, Krankheit und Not, Kummer und Elend gelten als die Hauptantriebe zum Glauben.

Mein Bekannter, Doktor Grouby in Paris, pflegte ſogar zu behaupten, daß man die Grundlage jeder Religion in der Pathologie des Menſchen ſuchen müſſe. Viel richtiger iſt indes ſchon das bekannte: „Wer nie ſein Brot mit Thränen aß.“

Wie ſtark aber auch dieſe Antriebe ſein mögen, ſo bringen uns doch nicht Heulen und Zähneklappern allein zum tröſtlichen Ideal des Gottmenſchen, ſondern es führt uns auch die Freude in ihren zwei Formen unwillkürlich zu eben demſelben Ideal. Wenn einem über der Seele ſtiller Friede ausgebreitet ruht, oder wenn die Seele in begeiſtertem Triumph ſich ergeht, ſo findet ſie immer in dieſen zwei Arten der Freude die Veranlaſſung zur Annäherung an ein andres und unbedingt höheres, mit ihr gleichſam ſympathiſierendes Weſen oder Prinzip oder wie man es ſonſt nennen will.

Dieſes allem Menſchlichen ſympathiſierende und mit allen unſern Schwächen, Nöten, Sorgen und Freuden mehr als bekannte Prinzip iſt uns ſo eigentümlich, daß ſeine Perſonifikation zum unumgänglichen Bedürfnis unſres Geiſtes wird; nach ſeiner Perſonifikation aber wird es uns zu einem Bindegliede, welches uns mit dem in Beziehung ſetzt, wovor unſer Geiſt wie vor einem für ihn unverſtändlichen Abſolutum Halt macht.

Die höchſte univerſale Vernunft und der oberſte Wille wird uns in der Perſon des Gottmenſchen zugänglicher. Das Ideal des Glaubens an den Gottmenſchen erſcheint mir jetzt als in dem Grade der menſchlichen Seele eigentümlich, daß ich auch die Anwendung des bekannten Ausſpruches von Voltaire auf dasſelbe nicht für ſolch eine Läſterung zu halten geneigt bin, als wie ſie ſich mir in ihrer Beziehung auf Gott darſtellt. Nicht ohne Grund haben die bedeutendſten Kulturvölker ihre ganze Gottesverehrung auf dem

Ideal der Perſonifikation nicht nur der Gottheit, ſondern auch einer jeden von deren Eigenſchaften gegründet.

Die Perſonifikation gehörte unbedingt zu den Glaubensidealen ſowohl des Polytheismus als auch des Monotheismus. Der Jehovah der Juden, welcher in Menſchengeſtalt mit Jakob kämpfte, war nicht nur der an menſchlichen Angelegenheiten überhaupt teilnehmende Gott, ſondern auch noch der Nationalgott des jüdiſchen Volkes.

Und wie hätte auch der Menſch, welcher einmal die Exiſtenz Gottes als notwendig angenommen hatte, wie hätte er unbeweglich auf dem Standpunkte des ausſchließlichen Deismus verharren können? Das wäre, wie ich es an mir ſelbſt erfahren habe, nicht andres geweſen als ein Sichſelbſtvergewaltigen, ein Kalt- und Gleichgültigbleiben dem gegenüber, den eben unſer Geiſt als den Anfang alles Anfangs anerkannt hat; um aber ihm gegenüber nicht indifferent zu ſein, um ihn zu lieben oder zu haſſen, wird es unbedingt notwendig, in ihm irgend welche ſittlichen oder materiellen Beziehungen zu uns anzuerkennen. Und in den geheimſten Tiefen der menſchlichen Seele mußte ſich ſo früher oder ſpäter, aber jedenfalls unvermeidlicherweiſe, das verwirklichte Ideal des Gottmenſchen entwickeln.

Die Verkörperung aber dieſes ſchon lange vorher geahnten höchſten und troſtreichſten aller Ideale mußte den Herzen der Menſchen die neuen und ſchwerlich vorher empfundenen Gefühle einer ruhigen Glückſeligkeit und begeiſterten Exaltation mitteilen, wie ſie uns im Leben der Neophyten und Glaubensmärtyrer frappieren. Zu glauben, daß in unſrer Mitte unſer Erlöſer ein Menſchenleben wie das unſre geführt, daß er alle Qualen und Freuden dieſes Lebens an ſich erfahren habe, das war ein ſo großes, bisher noch nie empfundenes Glück, daß, von dieſem Glauben durchdrungen, alle ihn über alle andern Gefühle und Fähigkeiten der Seele ſtellen mußten.

Was will der Verſtand mit ſeiner durchdringenden Analyſe und ſeinem ätzenden Zweifel? Hat er jemals der Seele Ruhe und Hoffnung geſpendet, ihr Troſt gewährt und Friede und Vertrauen in ſie ergoſſen? Dagegen nun das verwirklichte Ideal des Glaubens — es hat uns die ganze Seele erfüllt, hat in ihr keinen Platz für Zweifel und Analyſe gelaſſen und, indem es ſie mit einem Schlage ganz erfüllt, Glückſeligkeit und Entzücken in ihr verbreitet.

So bin denn auch ich Armer, wenn auch ſpät, ſo doch ſchließlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich bei meiner Geiſtesart und Kapazität nicht in das Geleiſe der Starkgeiſtigen und der ein-

ſeitigen Spezialiſten hätte einbiegen ſollen. Das „liebe Leben“ hat auch mich endlich zu einem ſtillen Ankerplatz geleitet. Ich bin, aber nicht plötzlich, wie viele Neophyten, und nicht ohne Kampf zum Gläubigen geworden. Leider indes unterwühlt mir auch jetzt im Alter noch der Verſtand zuweilen die Dämme meines Glaubens. Aber ich danke Gott dafür, daß es mir wenigſtens gelungen iſt, mich ſelbſt zu verſtehen und zu erkennen, daß mein Geiſt ſich mit einem aufrichtigen Glauben wohl zu verſöhnen vermag. Und indem ich mich ſehr häufig prüfe, bin ich zur ſicheren Ueberzeugung gelangt, daß ich aufrichtig an die Lehre unſres Heilandes Jeſu Chriſti glaube.

Frühe hat mich die hiſtoriſche Seite des Chriſtentums über Gebühr beſchäftigt, jetzt aber habe ich mich davon überzeugt, daß das Sache der Wiſſenſchaft iſt und folglich auch die Anwendung wiſſenſchaftlicher Methoden erfordere; in der Wiſſenſchaft aber war ich immer und werde ich immer für die völlige Freiheit der Forſchung ſein, die ganz rein und frei von jeglichem Hintergedanken ſein muß. Für den aber, der wie ich in Chriſti Lehre Friede und Troſt ſucht, beruht der weſentliche Inhalt derſelben nicht in der Geſchichte.

Der Heiland ſelbſt hat uns nichts in wiſſenſchaftlich-hiſtoriſchem Sinne dokumentariſch Belegtes hinterlaſſen. Wir erfahren von ſeinem Leben und ſeiner Lehre aus Büchern, die von ſeinen Anhängern geſchrieben ſind. Dieſe Schriften ſind auf uns durch eine lange Reihe von Jahrhunderten gekommen, und was für Jahrhunderten! Zeiten des Heiden- und Sektantentums, der Barbarei und des Fanatismus. Wer will nach den modernen wiſſenſchaftlichen Begriffen jetzt entſcheiden, was apokryph iſt und was nicht? Ohne ſtrenge hiſtoriſche Kritik iſt jetzt jede Geſchichte undenkbar geworden, auch die bibliſche. Zu welchen Reſultaten man aber kommen kann, wenn man ſtreng und frei die wiſſenſchaftlich-hiſtoriſchen Dokumente der chriſtlichen Lehre unterſucht, das kann man an der Tübingenſchen Schule, an Strauß und Renan ſehen, und wenn ich zwiſchen den beiden letzteren wählen müßte, ſo zöge ich es doch vor, von zwei Uebeln das geringere zu wählen, nämlich, wie ich überzeugt bin, Strauß, d. h. ſein Buch „Leben Jeſu“, nicht aber den Tod von Strauß ſelbſt, der gegen Ende ſeines Lebens, glaub' ich, ganz den Verſtand verloren hatte.

Für mich iſt das Weſentlichſte im Chriſtentum die unerreichliche Höhe und die weihevolle Reinheit ſeines Glaubensideales, auf welchem ganze Jahrhunderte der Finſternis, der Leidenſchaften und wahnwitziger Verblendungen keinen einzigen Flecken zurückgelaſſen haben;

Blut und Schmutz, mit welchen die Welt so oft die ideale Heiligkeit und Reinheit der christlichen Lehre zu entweihen gesucht hat, sind in Strömen auf die Entweiher selbst zurückgeflossen.

Kühnlich und ohne sich durch irgend welche historischen Forschungen beirren zu lassen, darf jeder Christ behaupten, daß es keinem Sterblichen möglich gewesen, in seinen Gedanken und noch weniger in seinem Leben bis zu jener Höhe und Reinheit des sittlichen Gefühls und Lebens zu gelangen, welche in der Lehre Christi enthalten sind: die Empfindung muß sich jedem aufdrängen, daß sie nicht von dieser Welt ist. Es ist das keine Moral, als welche das Ideal dieser Lehre diejenigen darstellen wollen, welche die göttliche Natur des Lehrers in Abrede stellen. Die Moral (von mos — Sitte, Brauch) ist von den Sitten abhängig, die Sitten aber ändern sich mit der Zeit. Einen positiven unveränderlichen Sittenkodex der ganzen Menschheit gibt es nicht; ein solcher wird allenfalls dann erscheinen, wenn eine Herde auf Erden sein wird und ein Hirte. Doch wird dies nur in dem Falle möglich sein, wenn der Gottmensch als Hirte kommt, dann aber werden die Menschen wohl auch ohne Kodex auskommen.

Wenngleich auch die Tübingensche Schule einen Schatten historischen Zweifels auf das Evangelium des Johannes geworfen hat, so müssen doch die Worte oder der Sinn der Worte: „Das Gesetz (d. h. das sittliche) ist uns durch Moses, die Gnade aber und die Wahrheit ist uns durch Jesum Christum geworden" — ich sage, diese Worte müssen für jeden Christen Worte eines wahrhaften Evangelisten sein. Mir ist es unverständlich, warum die protestantischen Ultrarationalisten, obgleich sie sich zu den Hirten der christlichen Kirche zählen, gleichwohl sich auf den Standpunkt Renans und der ältesten aus dem Paganismus und Talmudismus hervorgegangenen Häresiarchen stellen konnten; letzteren mochte in seinem Unglauben solch ein protestantischer Herrscher wie Friedrich II. folgen, welcher das Evangelium auch als Sittenlehre ansah, nicht aber die Hirten irgend eines christlichen Bekenntnisses. Für den modernen — gerade für den modernen — Christen muß die Anerkennung der göttlichen Natur des Heilandes der Eckstein seines Glaubens sein. Damit wird die Unumstößlichkeit, Unfehlbarkeit und gnadenreiche innere Wahrheit des Ideals anerkannt, welches als Grundlage der christlichen Lehre dient. Dadurch unterscheidet sie sich von der veränderlichen, äußerlichen, wenngleich auch völlig legalen weltlichen Moral. Die gnadenreiche, weder Zweifel noch Forschung unterliegende Wahrheit kann zu meiner eigenen inneren Wahrheit

nur dann werden, wenn ich ſie der höchſten Quelle entnehme und glaube, daß ſie mir auf dem Wege der Gnade mitgeteilt werde. Nur bei ſolch einem Glauben bin ich im ſtande, die äußere und wiſſenſchaftliche Wahrheit, welche verſtandesmäßige Analyſe und freie Forſchung verlangt, von jener höchſten, ewigen, gnadenerfüllten Wahrheit zu unterſcheiden, welche das Ideal meines Glaubens bildet, meines *Glaubens*, nicht nur meiner Ueberzeugung.

Ich habe es an mir ſelbſt erfahren, daß man kein eigentlich Gläubiger ſein kann, wenn man nicht die auf dem Wege der Analyſe und Forſchung gewonnene Wahrheit von jener andern unterſcheidet, welche uns durch den Glauben zu teil wird. Und vor allem muß man an die höchſte Gnade glauben. Die unerreichbare Höhe und Reinheit des chriſtlichen Glaubensideales machen dasſelbe zu einem wahrhaft gnadenreichen; dieſes äußert ſich in der ungewöhnlichen Ruhe und Zuverſicht und in dem Frieden, welcher während der kurzen Gebete und Zwiegeſpräche mit ſich ſelbſt und mit Gott das ganze Weſen des Gläubigen durchdringen.

Von Zweifel und Unglauben beſtürmt, läßt mich mein Verſtand auch jetzt noch während dieſer Zwiegeſpräche öfter auf den Gedanken gekommen, ob das nicht alles ein Wahn ſei. Wir leben in einer Art von Zauberkreis, aus dem wir nicht hinauskommen können — wie will man da unterſcheiden, was Wirklichkeit und was Wahn iſt? Wozu denn aber auch unterſcheiden wollen, was nicht zu unterſcheiden iſt? — wäre es ja doch das, was ein Kirchenvater einmal Curiositas inutilis genannt hat. Und wenn man ſchließlich auch verſtehen könnte, wo unſre Illuſion aufhört und die Wirklichkeit anfängt, würden wir nicht doch die allerunglücklichſten Geſchöpfe ſein, da wir durch ſolch eine Entdeckung aus vermeintlich Geſunden zu vermeintlich Kranken geworden wären? Stellen wir uns vor, daß ein jeder von uns perſönlich und anſchaulich zu der Ueberzeugung gekommen iſt, daß ſein Ich ein Wahn, ſeine Empfindung von der Freiheit des Willens gleichfalls ein Wahn, die Freiheit des Gedankens eine Illuſion, die Vorſtellungen von der Unendlichkeit der Zeit und des Raumes Hallucinationen der Phantaſie und die Ideale des Glaubens, der Liebe und der Schönheit eben ſolche Hallucinationen, Illuſionen und Wahnvorſtellungen ſeien; was würde dann wohl aus einer Perſönlichkeit werden, die anſchaulich erſehen und ſich endgültig davon überzeugt hätte, daß ſie in einer beſtändigen Täuſchung der Gefühle, Empfindungen und Vorſtellungen dahinlebe? Müßte ſolch ein Wiſſen nicht zu der weiteren, noch wahnwitzigeren Ueberzeugung führen, daß auch ſchon der Vorgang, ver-

mittelſt deſſen wir zu unſrer Wahrheit gelangt ſind, auf eben ſolchen Illuſionen und Wahnvorſtellungen gegründet iſt?

Mir will es ſcheinen, daß auf dem Gebiet pſychologiſcher Fragen, bei deren Unterſuchung es notwendig iſt, die ſubjektiven Empfindungen gleichzeitig auch zu Objekten des Urteils zu machen, daß hier eine zweifelhafte Hypotheſe ſicherer und in jedem Falle praktiſcher als eine vermeintlich feſte Ueberzeugung iſt.

Wenn es daher dem Schöpfer beliebt hat, indem er uns aus den Affen entſtehen ließ, unſern Urſprung vor uns durch Illuſionen zu verhüllen, welche uns zu ihm in die Unbegrenztheit und Ewigkeit hinüberziehen, ſo iſt es eben nicht unſre Sache, Hand an uns zu legen und jene Wahrheit zu finden, der es nicht beſchieden iſt, für uns Wahrheit zu ſein. Alles dieſes führe ich in einem Zweifelsanfall wider meinen Unglauben an, von dem ſich loszumachen auch Petrus ſelbſt ſchwer gefallen iſt.

Die allumfaſſende Liebe und die Gnade des heiligen Geiſtes — das ſind die zwei weſentlichſten Elemente des Ideals des chriſtlichen Glaubens, welche ihn von der Moral trennen wie den Himmel von der Erde. Nicht ohne Grund dient allen Sektanten des Chriſtentums die Gnade mehr oder weniger als Grundlage ihrer verſchiedenen Glaubensſekten und -ſpaltungen. Der rechte, aufrichtige Glaube muß notwendigerweiſe idealer Natur ſein, das Ideal wiederum aber unerreichbar ſein, wie denn auch die allumfaſſende Wahrheit für uns unerreichbar iſt. An unerreichbarer Höhe und Heiligkeit des Ideals aber übertrifft der chriſtliche Glaube offenbar alle andern, und der weſentliche Inhalt dieſes hohen Ideals iſt ein derartiger, daß eine Annäherung an dasſelbe unmöglich wird; und ſo dürfen denn diejenigen, welche ſich ihm zu nähern wünſchen und in dem Glauben die Verſöhnung mit ſich ſelbſt ſuchen, vor allem nicht ſich auf die eigenen Kräfte und ſittlichen Vorzüge verlaſſen, ſondern müſſen glauben lernen, daß der Glaube ein Geſchenk des Himmels, der Gnade und der allumfaſſenden Liebe iſt. Dies iſt für mich der allercharakteriſtiſchſte Zug des chriſtlichen Glaubens, welcher vortrefflich in einem für mich ſo rührenden Gebet zum Ausdruck kommt: „Ich ſehe dein Haus, o mein Heiland, und habe kein feſtlich Gewand, und doch will ich Eingang finden in dasſelbige.“

Der Schächer am Kreuz, der verlorene Sohn, der Phariſäer und Zöllner, die Worte, welche Martha, Maria und dem Jünglinge geſagt werden, welche ſeiner Meinung nach alle Gebote des Geſetzes erfüllt hatten, ſie beweiſen nur, welche Bedeutung der Erlöſer dem beilegte, daß man ſich unmittelbar und offenherzig, reuig und glaubens-

voll an ihn wende. Zwei große Lehrer der Kirche, der Apoſtel Paulus und der heilige Auguſtin, ſahen gleichfalls in der Gnade eines der Hauptmittel der Erlöſung.

Es gibt aber meiner Anſicht nach auch noch einen andern charakteriſtiſchen Zug der chriſtlichen Lehre — das iſt die Vielſeitigkeit, welche ſie von den beſchränkten und einſeitigen Beſtrebungen der Religionen unterſcheidet, die ihr Gebäude ausſchließlich auf der Moral aufführen. Sowohl der vor den Lockungen der Welt fliehende Asket, als auch der mitten im Weltgetriebe Stehende, welcher ſich Prüfungen unterziehen will, ſowohl derjenige, welcher ſeine Handlungen in Abhängigkeit von der Vorherbeſtimmung ſetzt, als auch wer ſie auf die Freiheit des Willens gründet, ſowohl wer durch eifriges Gebet und Faſten der Gnade teilhaftig zu werden ſucht, als auch wer ſeine ganze Zeit guten Werken widmet — ſie alle, alle können in der chriſtlichen Lehre die Grundlage ihrer Ueberzeugungen, Beſtrebungen und Handlungen finden.

Eins aber ſcheint mir unvereinbar mit dem Geiſt der Lehre Chriſti, nämlich der Dogmatismus und Doktrinarismus. Natürlich mußte die Kirche als eine Gemeinſchaft der Gläubigen ſchon in den erſten Zeiten des Chriſtentums entſtehen; die Gemeinſchaft der Gläubigen, die Harmonie und Einheit der Anſchauungen aber mußte einigen, was vom obligatoriſchen Dogma noch weit entfernt iſt. Das obligatoriſche und hernach auch zwangsmäßige Dogma mußte mit dem Auftreten der Staats- oder uniformen Kirche erſcheinen. Ein weiterer Beweis für jene Vielſeitigkeit der Lehre Chriſti, von welcher ich oben geſprochen habe.

Sobald das Chriſtentum die ſtaatliche und politiſche Arena betreten, fanden ſowohl Kaiſer wie Demagogen in ihm ihre Stütze. Doch nicht genug damit, konnte die Kirche in den Zeiten des Paganismus, ohne doch ihren weſentlich chriſtlichen Charakter aufzugeben, dem Heidentum Zugeſtändniſſe machen, deſſen Spuren ſich in einigen Kirchen noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Das konnte auch damals gar nicht anders ſein, wo ein nicht weltliches — „nicht von dieſer Welt“ — Ideal ſich verwirklichen oder richtiger geſagt, ſich der Verwirklichung in einer Welt nähern mußte, die durch und durch von Sinnlichkeit durchſetzt war. Hätte irgend ein Sterblicher, und wäre es auch einer der Mächtigen und Gewalthaber geweſen, hätte er gebieten können, ſeinen Feind und Widerſacher zu lieben, auf eine Beleidigung mit Sanftmut und Demut zu antworten, und aus Liebe alles zum Opfer zu bringen? Verbot und Verneinung, die als Grundlage des für die ganze Geſellſchaft verbindlichen Ge-

ſetzes dienten, und das „du ſollſt dies oder jenes nicht thun", „du ſollſt nicht töten", „du ſollſt nicht ſtehlen", „du ſollſt nicht begehren", — ſie alle wurden durch den oberſten, nicht irdiſchen Appell an die geheimſten und tiefſten Empfindungen der Seele erſetzt, die Liebe und den Glauben, und dieſe dadurch zu den Hauptantrieben unſrer Handlungen gemacht. Offenbar konnten weder der jüdiſche Monotheismus, noch auch der Polytheismus der alten Welt mit einem Schlage Sinn und tiefe Bedeutung des unerreichbaren Ideals des Neuen Teſtaments begreifen.

Auch die erſte chriſtliche Staatskirche iſt wohl kaum muſtergültiger Art geweſen. Die Kaiſer, welche das Chriſtentum annahmen, beeilten ſich, dasſelbe für ihre politiſchen Zwecke zu benutzen, und bemühten ſich, ihm in den Augen jenes Volks ein feierliches Gepräge zu geben, welches an die Pracht der heidniſchen Tempel und die feierlichen Prozeſſionen der Prieſter gewöhnt war, die jetzt für das Volk durch die Hierarchie der Geiſtlichen, Biſchöfe, Patriarchen u. ſ. w. erſetzt werden ſollten. Und ſo wird ein Glaube, dem die völlige Freiheit des Gewiſſens zu Grunde liegt, nämlich das Bewußtſein der Wahrheit im Ideal der Selbſtaufopferung aus Liebe und Glauben an die allumfaſſende Liebe Gottes, ſo wird dieſer Glaube allmählich zum obligatoriſchen, ſchablonenhaften und äußerlichen. Dieſer obligatoriſche Charakter, die Verquickung der Kirche mit der äußeren Gewalt, politiſche Umwälzungen, das Eindringen neuer Völkerſtämme in die zerfallenden alten Staaten, alle dieſe Umſtände mußten dazu beitragen, das reine Ideal des neuen Glaubens zu verzerren, und die allerungeheuerlichſten Sekten und Ketzereien ſowie Fälſchungen der Ueberlieferungen und ſchriftlichen Dokumente u. ſ. w. hervorzubringen.

Da erwies ſich nun für die Staatskirche auch der obligatoriſche Glaubensdogmatismus als notwendig, und eine ganze Reihe ökumeniſcher Konzile ſtellte Dogmen und Dogmenformeln feſt und Vorſchriften darüber auf, in welcher Weiſe und woran man glauben müſſe, um Chriſt zu ſein. Die Freiheit des Gewiſſens tritt in den Hintergrund, an die Stelle des tiefgefühlten Glaubensideals und des freien Fluges der die Annäherung an dasſelbe erſehnenden Seele treten ſymboliſche Zeremonien, Myſterien, die eine ſo bedeutende Rolle im Polytheismus geſpielt hatten, und dem ähnliches.

Schließlich kam es dahin, daß ſtatt des unerreichlich hohen Ideales, welches dazu beſtimmt war, das Motiv aller unſrer Handlungen und ſittlichen Beſtrebungen zu werden, alle dieſe kirchlichen

Gebräuche und Zeremonien in den Vordergrund traten. An die Stelle der demütigen, der göttlichen Gnade und Liebe vollen Lehre erſchienen die unfehlbaren ſelbſtherrlichen Päpſte und hochmütigen Patriarchen, welche ihre Zeit mit Streitigkeiten darüber zubrachten, wem von ihnen der Vorrang gebühre.

Zuweilen habe ich mir beim Anblick unſrer Prälaten gedacht, wie ich mich wohl vor mir ſelber und vor Chriſtus ſchämen müßte, wenn man mich zum Biſchof machen ſollte; es wäre mir unmöglich, zu vergeſſen, daß es gerade die Hohenprieſter des Synedrions waren, die über Leben und Tod desjenigen gerichtet, der ſeinen Auserwählten das Reich Gottes verſprochen hat. Und jene Schriftgelehrten, wider die er ſich ſo ſcharf ausgeſprochen, waren das etwa nicht Dogmatiker, und fanden ſich unter ihnen nicht ſolche, welche ſich Macht und Autorität nur um deswillen zuſchrieben, weil ſie dieſelbe der Ueberlieferung nach durch erbliche Uebertragung erhalten hätten? Mußten nicht die Chriſtus am allernächſten Stehenden, um ſeine Autorität zu ſichern, ſeinen Stammbaum vom König David ableiten? Wiederholt ſich nicht ganz dasſelbe bei den Hierarchen, Päpſten und ſogar ſimplen Geiſtlichen, welche ſich eine durch Uebertragung oder Vererbung verliehene Macht zuſchreiben?

Ich weiß indes und verſtehe ſehr wohl, daß dieſe meine Auslaſſungen über die Kirche und deren Diener etwas einſeitiger Art ſind, und ich in ihnen etwas zu weit gegangen bin. Doch rede ich jetzt über das Chriſtentum von meinem individuellen und beſchränkten Standpunkt aus. Nach dem Zuſammenbruch meiner rein rituellen Religionsanſicht, wie ich ſie noch von meiner Kindheit her überkommen hatte, und nachdem ich zur Ueberzeugung gelangt war, daß ich weder Atheiſt noch Deiſt ſein könne, da begann ich nach Ruhe und Frieden für meine Seele zu ſuchen; natürlich aber konnte die von mir bereits erfahrene, rein äußerliche Wirkung feierlicher Religionshandlungen und kirchlicher Ritualgebräuche mir die aufgeregte Seele nicht beſchwichtigen. Die ganze äußerliche Seite des Glaubens brachte auf mich ſtatt der beruhigenden und verſöhnenden, eine ganz andre, entgegengeſetzte Wirkung hervor. Ich hatte ein abſtraktes, unerreichbar hohes Glaubensideal nötig. Da nahm ich denn das Evangelium vor, welches ich bis dahin noch nie ſelbſt geleſen hatte — ich war aber damals ſchon achtunddreißig Jahre alt — und in ihm habe ich dies mein Ideal gefunden.

In unſrer rituellen Kirche (wenigſtens war es während meiner Kindheit ſo, auf dem Lande aber ſteht's, wie ich ſehe, auch jetzt noch ebenſo damit) gilt das Evangelium bei Popen und Gemeinde-

mitgliedern nicht als dem Inhalt, den Gedanken und der in ihm niedergelegten Lehre nach, sondern als Objekt und rein formal genommen heilig; so sieht man auch die Worte der Gebete für heilig als Worte an: gehört und gelesen müssen sie eine heilsame und erlösende Wirkung auf die Hörer und Leser hervorbringen.

Ausschließlich von dieser Seite kannte ich das Evangelium und folglich auch die Lehre Christi in meinem reiferen Knabenalter. Hernach war das alles vergessen und als alter Plunder in die Rumpelkammer des Gedächtnisses gethan, bis ich achtunddreißig Jahre alt wurde und fühlte, wie eine innere Unruhe sich meiner bemächtigte. Nach alledem nimmt es mich nicht wunder, wenn sich in mir über die zeitgenössische (und auch frühere christliche) Kirche ein so herbes Urteil herausgebildet hat.

Inzwischen muß ich bemerken, daß, wie schwach mir auch vom historisch-kritischen Standpunkt aus die historische Seite des Anfangs des Christentums zu sein scheint, ich dennoch, da ich an eine Vorherbestimmung glaube und prinzipiell nichts Zufälliges zulasse, in der Geschichte der Entwickelung der Kirche einen providentiellen Vorgang sehe, der in wesentlicher Weise auf die Entwickelung der zivilisierten Gesellschaft eingewirkt hat. Und gerade der Umstand, daß das Christentum, statt ein Bekenntnis zu bleiben, das doch gar keiner besonderen äußeren Veranstaltung bedarf, doch zu einer auf Dogmen gegründeten Staatsreligion wird, gerade dieser Umstand stellt seine weitere Entwickelung, seine Geschicke und seinen Einfluß auf die Volksmassen sicher.

Höchst seltsam erscheint mir die Meinung Buckles, daß die zivilisierte Gesellschaft ihren Fortschritt ausschließlich der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse verdanke, und daß in ihrem sittlichen Leben gar keine Veränderung zum Besseren erfolgt sei. Auch die andre Meinung, als ob nicht das Christentum, sondern das Eingreifen des germanischen Stammes in die zivilisatorische Arbeit die Hauptursache des Fortschrittes gewesen, erscheint mir nicht weniger einseitig, und ich verstehe nicht, wie man im Ideale des Glaubens Christi die tiefen Keime zur Verbesserung des sittlichen Lebens der Gesellschaft ableugnen und deshalb auch den Einfluß des Christentums auf die Sitten und Bestrebungen der Menschen in Abrede stellen kann.

Wenn wir glauben, daß das Grundideal der Lehre Christi seiner Unerreichbarkeit wegen ewig bestehen bleiben und einen ewigen Einfluß auf die Seelen ausüben wird, welche in dem inneren Zusammenhang mit der Gottheit ihren Frieden suchen, so dürfen wir

auch daran keinen Augenblick zweifeln, daß es dieſer Lehre beſchieden iſt, ein unerlöſchliches Leuchtfeuer auf dem gewundenen Wege unſres Fortſchrittes zu bleiben.

Wenn aber dies Ideal ewig und nicht von dieſer Welt, und der Weg des Fortſchrittes nicht gerade, ſondern gewunden iſt, konnte da wohl die Menſchheit in den Uebergangsepochen ihres Lebens die ganze Weſenheit des chriſtlichen Glaubens ſich aneignen und voll empfinden? Was hat ſie nicht alles auf ihrer irdiſchen Laufbahn erleben müſſen?

Chriſtus als Menſch war ein Jude, liebte offenbar das Volk, dem er auf Erden angehörte, ſtieß das Geſetz Moſes nicht um, erfüllte und verlangte die Erfüllung der Gebote, beobachtete die jüdiſchen Ritualgebräuche, verfolgte aber das Phariſäer- und Sadducäertum, d. h. den Doktrinarismus, das äußere Formelweſen, die innere Lüge und grobe Sinnlichkeit des Sadducäertums, und gab wahrſcheinlich der Sekte der Eſſäer (Asketen) den Vorzug.

Aber das politiſche Gebäude des jüdiſchen Staats ſollte nicht mehr lange beſtehen bleiben, und die Vorherbeſtimmung — nicht der Zufall — führte das Chriſtentum nach dem Falle Jeruſalems, aber gleichzeitig mit der Zerſtreuung des Judentums auf die Arena der Weltgeſchichte, und zwar (auch das iſt kein Zufall!) um die Zeit, als ungeſchwächte barbariſche Stämme in die alte Welt eindrangen. Wenn die erſten Judenchriſten und mit ihnen, wie man aus dem Tacitus ſieht, auch die Römer die Lehre Chriſti mehr von ihrem jüdiſchen Standpunkte aus betrachtete, ſo kann es kein Wunder nehmen, daß die heidniſchen Griechen und Römer, wenn ſie Chriſten wurden, ihre früheren heidniſchen Begriffe und Bräuche mit ſich in die neue Lehre hinübernahmen. Für den Polytheismus und das Opferprieſtertum war es nicht leicht, ohne Perſonifikationen und Opfer zu bleiben. Die Auslegungen der Lehre Chriſti wurden immer verkehrter und dunkler und die orientaliſchen Völker führten in dieſelbe den Individualismus ein, welcher übrigens auch dem Monotheismus nicht fremd war.

Schließlich mußte die chriſtliche Kirche, nachdem ſie die Barbaren in Chriſten verwandelt hatte, ſelbſt zum Staat unter den Staaten werden, an die Spitze der Regierungen treten, und von der Höhe ihres Ideals tief, tief auf die Erde hinabſteigen.

Kann man nun annehmen, daß die erſten Jahrhunderte des Chriſtentums als ein Muſter der Reinheit der Lehre Chriſti hätten dienen ſollen? Darf man behaupten, daß dieſe Lehre, ſo wie ſie aus dem Munde des Heilandes gekommen, ſofort auch in ihrer

ganzen idealen Reinheit von den Völkern an- und aufgenommen und verſtändnisvoll empfunden worden iſt? Widerſpricht dem nicht der Umſtand, daß auch die Chriſto nächſtſtehenden Jünger ihren Lehrer nicht immer verſtanden, und das von ihm verheißene Reich Gottes auf Judäa bezogen? War nicht der Erlöſer ſelbſt in den Augen vieler ſeiner Zeitgenoſſen nur der Sohn des Zimmermanns aus Nazareth, aus dem man ja doch nichts Beſonderes erwarten konnte? Gar nicht zu reden von den Römern, die mit der Religion der Juden nicht vertraut waren und offenbar der Lehre Chriſti gar keine Wichtigkeit beimaßen, konnte auch nur die Mehrheit der Juden ſelbſt in ihrem Landsmanne den Jehova-Meſſias anerkennen, wenn er ſich wie einen Verbrecher hatte beſchimpfen, ſchmähen und kreuzigen laſſen?

Gewöhnlich nimmt man an, je älter ein Glaube, um ſo beſſer ſei er. Und das iſt auch richtig, denn vor allem muß ein Glaube konſervativer Natur ſein, wenn man mit ihm auf die Maſſen wirken ſoll. Der „Glaube der Väter" iſt für jene ein magiſches Wort. Deshalb iſt es für einen Staat eine Sache von großer Bedeutung, den alten Glauben als ein höchſt wirkſames Mittel des Konſervatismus zu ſtützen. Im Intereſſe der Prieſter, der Staatskirche und des Staatsglaubens liegt es auch, möglichſt unentwegt an den früheren Glaubensanſchauungen, durch die Jahrhunderte gefeſtigten Dogmen, Religionsformen und Gebräuchen feſtzuhalten.

Deſſenungeachtet aber darf ſich der Chriſt keinen Zweifeln hingeben. Das ewige, nicht weltliche und nie erreichbare Ideal ſeines Glaubens muß ſich allmählich immer mehr von den Verkehrtheiten der Zeit befreien und in allen ſeinen wohlthätigen Folgen den Menſchen immer klarer werden. Und ich bin der Ueberzeugung, daß das Chriſtentum, ſo gewunden auch der Weg des menſchlichen Fortſchrittes ſein möge, doch ungeachtet aller Hinderniſſe, die es auf dieſem Wege angetroffen und ungeachtet der vorübergehenden Reaktionen des Unglaubens, der groben Sinnlichkeit und der Beſtialität unſer ſittliches Leben in außerordentlich hohem Maße geläutert, und unſre Weltanſchauungen ſowie die gegenſeitigen Beziehungen der Völker und Staaten zu einander bedeutſam geklärt hat.

Die Freiheit des Gewiſſens, die Freiheit der Erforſchung der Wahrheit, die Vernichtung der Leibeigenſchaft und Sklaverei, das ſchärfere Hervortreten der Perſönlichkeit, Nachſicht und Milde dem beſiegten Feinde gegenüber, die Veranſtaltungen der öffentlichen Wohlthätigkeit, — alles das wird und iſt im Verlauf von über achtzehn Jahrhunderten unter der Aegide des Chriſtentums erreicht.

Wie ſehr mir deshalb auch perſönlich der obligatoriſche und dogmatiſche Charakter der Staatskirche, der Hierarchismus und das Ritualweſen als dem Geiſte der Lehre Chriſti zuwiderlaufend erſcheinen mögen, ſo darf ich doch meinen perſönlichen Neigungen nicht allzuſehr Raum geben, ſondern muß vielmehr alle dieſe Erſcheinungen als auf dem Boden des Chriſtentums notwendig erwachſen anerkennen. Unwillkürlich kommt einem die Ueberzeugung, daß alles Beſtehende vernünftig iſt, d. h. ſich in ſeinem urſächlichen Zuſammenhange erklären läßt.

Die Moralvorſchriften und -Kodexe, mit denen man zuweilen Chriſti Lehre auf eine Stufe ſtellt, ſind ihren Zielen und ihren Tendenzen nach ſo weit voneinander unterſchieden, daß man wirklich nicht weiß, worüber man ſich mehr wundern ſoll — über die Kurzſichtigkeit dieſer Anſchauung, oder über das Beſtreben, um jeden Preis die höchſten aller Ideale herabzuſetzen und zu profanieren.

Alle Moralvorſchriften alter ſowohl wie neuer Zeit ſind ausſchließlich auf die äußere Wahrheit gegründet; auf die Uebertretung derſelben folgt die Strafe entweder unmittelbar, oder wenn ein Vergehen andern bekannt wird. Du ſollſt nicht ſtehlen, thuſt du es aber doch, ſo wirſt du beſtraft; du ſollſt nicht töten, wenn du aber töteſt, ſo kommſt du ſelbſt an den Galgen; die Hauptregel iſt: thue keinem andern das, wovon du nicht willſt, daß es dir geſchehe. Wenn aber auch deine Abweichung von dieſer Hauptregel der Sittlichkeit von niemandem entdeckt werden ſollte, ſo wird ſie doch für dich eine verborgene Strafe in Geſtalt von innerer Unzufriedenheit und Gewiſſensbiſſen nach ſich ziehen. Wenn du aber, ſo fügt der Kodex hinzu, obgleich du deinem Nächſten übles angethan haſt, doch ohne Strafe und ohne Gewiſſensbiſſe ausgehen ſollteſt, ſo vergiß nicht, daß es eine Nemeſis und Gerechtigkeit auf Erden gibt, und daß doch, früh oder ſpät, die böſe That geſtraft, die gute aber belohnt werden wird. „Wer Gott im Gebet dient," ſagt ein ruſſiſches Sprichwort, „und dem Zaren in der That, dem wird ſein Lohn werden."

Dem Anſchein nach handelt es ſich auch in den Moralkodexen nicht nur um die äußere Wahrheit allein, es wird in ihnen vielmehr auch der inneren Unzufriedenheit, des Gewiſſens, ſogar der göttlichen Gerechtigkeit Erwähnung gethan. In Wirklichkeit aber bleibt dieſes ſittliche Ideal ein äußerliches, an die Erde gebundenes und deshalb mehr oder weniger erreichbares. Der Heiland wollte es auch nicht aufgehoben wiſſen. Jenem reichen Jüngling, welcher ihn fragte, was er thun müſſe, auf daß er das ewige Leben habe,

riet Chriſtus vor allem, das Sittengeſetz Moſes zu erfüllen, und erſt als hierauf die hochmütige Antwort erfolgte: „Alles das habe ich erfüllt," da ward ihm geſagt: „Gib deine Habe von dir, und folge mir nach." Das will eben ſagen: Wenn du die äußeren Forderungen der Sittlichkeit und des Geſetzes erfüllt haſt, ſo gehe weiter und erhebe dich, wenn du kannſt, in weitere Höhen; wenn aber nicht, nun, ſo brauchſt du auch dann nicht die Zuverſicht zu verlieren. „Bei Gott ſind alle Dinge möglich," ward den Jüngern geſagt, welche ihren Zweifel daran äußerten, ob ein Reicher in den Himmel kommen könne.

Und ſo ward denn über die Geſetze der Moral, welche, unbeſtändig und ſchwankend, wie ſie ſind, die Möglichkeit verſchiedener Auslegungen, Umgehungen, Kompromiſſe und die Benutzung mannigfacher Schleichwege und Hinterthürchen offen laſſen, — ich ſage, über dieſe Geſetze ward in einer ganz andern Sphäre ein außerweltliches und ewiges Ideal aufgeſtellt: das zukünftige Leben und die Unſterblichkeit. Die Anerkennung des Glaubensideals ſeitens des Gläubigen muß aber eine volle und unbedingte ſein. Für den Arzt, der nach Glauben ringt, iſt es indes am allerſchwierigſten, gerade an die Unſterblichkeit und an das Leben nach dem Tode glauben zu lernen. Dieſes iſt zunächſt deshalb der Fall, weil den Hauptgegenſtand der ärztlichen Wiſſenſchaft und aller Beſchäftigungen des Arztes der ſo ſchnell der Vernichtung anheimfallende Körper bildet; ſodann kann ſich der Arzt täglich anſchaulich davon überzeugen, daß alle ſeeliſchen Fähigkeiten nicht nur im Zuſammenhang mit, ſondern auch in voller Abhängigkeit von dem Körper ſtehen; drittens aber müſſen wir, wenn wir das Daſein eines unſterblichen Geiſtes in uns annehmen, das Beſtehen eines ähnlichen Elements auch für die höheren Klaſſen des Tierreichs zugeſtehen, da das Vorhandenſein vieler ſeeliſcher Fähigkeiten bei den Tieren unbeſtreitbar iſt; dieſe Annahme wird für uns um ſo zwingender werden, je entſchiedener in uns die Ueberzeugung von unſrer Abſtammung von einer Tiergattung iſt. Voltaire hat dieſem allen Aerzten eigenen Zweifel in grober, aber treffender Weiſe folgendermaßen Ausdruck gegeben: „Haben Sie wohl irgend einmal, mein lieber Herr Doktor, bei Ihren wiſſenſchaftlichen Forſchungen die unſterbliche Seele zwiſchen der Harnblaſe uud dem Maſtdarme gefunden?"

Die Frage iſt abſurd und lächerlich; in der einen oder der andern Form kommt ſie aber unzweifelhaft jedem Anatomen, Phyſiologen und praktiſchen Arzt in den Sinn. Ja, einem Arzt und wohl auch der Mehrzahl der ziviliſierten Geſellſchaft, die gewohnt

iſt, den feſten Boden der Induktion und der Anſchaulichkeit unter ihren Füßen zu führen, kann es nicht leicht fallen, an ein Leben jenſeits des Todes zu glauben, und zwar um ſo weniger, als es ſich nach den bisherigen Unterſuchungen über das Nervenſyſtem erweiſt, daß gar nichts da iſt, was im Jenſeits fortleben könnte; die Exiſtenz eines beſonderen geiſtigen Prinzips im Organismus iſt nur eine Hypotheſe, die von der Wiſſenſchaft noch als X angenommen wird, an deſſen Stelle vorderhand noch nichts ſubſtituiert werden kann.

Im Grunde genommen aber hat noch keiner von dieſen Zweifelsgründen überzeugende Kraft, bevor wir zur genauen wiſſenſchaftlichen Unterſcheidung zwiſchen Leben und Tod oder zur Erkenntnis darüber gelangt ſind, was eigentlich Leben iſt. Von den Atomen des Stoffes wiſſen wir bereits, daß ſie unſterblich ſind, wenngleich wir auch nicht wiſſen, was ſie eigentlich ſind. Wenn nun aber unter unſrer alles zerſetzenden Analyſe die ſtofflichen Atome ſchließlich zu etwas Abſtraktem werden, wer will dann eigentlich entſcheiden, wo in dem Falle die Grenzen zwiſchen dem ſtofflichen und geiſtigen Elemente liegen?

Dem Arzte, — ich urteile übrigens nach mir ſelbſt —, welcher aus Erfahrung weiß, wie leicht es iſt, den Mechanismus der tieriſchen Maſchine in ſeinem vollen Gange aufzuhalten, kann am eheſten der Gedanke daran kommen, daß dieſer Mechanismus von der Anweſenheit eines unbekannten Etwas abhängig ſei, einer Art elektriſchen Stromes oder Lichtäthers, durch deſſen Atomſchwingungen auch die Thätigkeit des ganzen Mechanismus bedingt wird. Bei einigen Individuen gehen dieſe Schwingungen des unwägbaren Elements im tieriſchen Mechanismus gleichſam ſchneller vor ſich, bei andern langſamer; bei einigen durchdringen die vibrierenden Atome des Imponderabils alle Gewebe gleichſam tiefer, und indem ſie ſich gleichſam in eine engere Verbindung mit ihnen ſetzen, teilen ſie der ganzen Maſchine eine größere Dauerhaftigkeit und Fähigkeit mit, der Zerſtörung und dem Tode zu widerſtehen; bei andern Individuen aber iſt der Zuſammenhang des Imponderabils mit dem Organismus ſo ſchwach und, man geſtatte den Ausdruck, oberflächlich, daß der geringſte Kraftaufwand denſelben mit Leichtigkeit aufzuheben und das Leben zu vernichten vermag. Dieſe Hypotheſe darf ſchon deshalb nicht wunderbar erſcheinen, weil ſie auch dem Begriff (wenigſtens meinem Begriff) von dem Weſen des Stoffes ſelbſt entſpricht. Die geiſtige Analyſe verwandelt, indem ſie den Stoff bis an die äußerſten Grenzen zerlegt, die Atome desſelben in gewiſſe mathematiſche Punkte oder Zentren, welche bis zu dem

Grade von der unſern Sinnen zugänglichen Materie verſchieden ſind, daß der Unterſchied zwiſchen ihr und dem, was wir Kraft oder Geiſt nennen, zu einem ganz verſchwindenden wird.

Ich weiß, daß eine derartige Anſchauung den philoſophiſchen und religiöſen Anſchauungen vom „Geiſt“ (animus) nicht entſpricht, eine Bezeichnung, unter welcher man ein abſtraktes und der Materie gänzlich entgegengeſetztes Prinzip verſteht. Trägheit und Beharrungsvermögen, Veränderlichkeit, Teilbarkeit und dergleichen Eigenſchaften des Stoffes ſind unvereinbar mit der Freiheit, Unveränderlichkeit, Unbegrenztheit und verwandten Eigenſchaften des Geiſtes. Auch mir iſt es unmöglich, mich mit der Analyſe der Materie allein zu begnügen und die Notwendigkeit der Exiſtenz eines höheren geiſtigen Prinzips, als einer Quelle des Verſtandes, Willens, Gefühls und Lebens, zu leugnen. Doch können wir über dieſes vom Verſtande notwendigerweiſe angenommene Abſtraktum gar keine Vorſtellung mehr haben. Die Annahme aber erſcheint mir abſurd, daß dieſe Forderung unſres Geiſtes, dieſes rein abſtrakte Prinzip, welches „animus“ genannt worden iſt, nur nach ſeiner trügeriſchen und fälſchlich eingebildeten Aehnlichkeit mit etwas Flüchtigem*), welches der Luft, einem Gas, dem Atem, dem Dampf und dem Aehnlichen zu vergleichen iſt — ich ſage, es erſcheint mir abſurd, daß dieſes abſtrakte Prinzip direkt und unmittelbar in enge Verbindung mit der groben Materie treten ſolle.

Ein Geiſt von meinem Schlage läßt bei weitem leichter die Annahme zu, daß der keinem Zweifel unterliegende Zuſammenhang des materiellen Organismus mit dem unſrer Vorſtellung entrückten abſtrakten Prinzip vermittelſt eines beſonderen, ſozuſagen Uebergangsprinzips bewerkſtelligt wird, welches ſeinen Eigenſchaften nach der Materie näher ſteht und uns deshalb leichter vorſtellbar iſt, ſich aber doch der exakten wiſſenſchaftlichen Forſchung entzieht.

Ich gehe noch weiter und ſtelle mir als nicht unmöglich vor, daß die Atome des unwägbaren Elements (X), auch wenn ſie die organiſche Maſchine in Unthätigkeit belaſſen, ſelbſt doch die äußeren Formen und einige von den pſychiſchen Eigenſchaften derſelben in ſich bewahren können, ſo daß ſie dergeſtalt in ſich gleichſam einen Abdruck jenes Organismus repräſentieren, den ſie durch ihre Schwingungen belebt hatten. So phantaſtiſch dieſe Vorſtellung auch ſein möge, ſo kann man doch unmöglich ohne jede Vorſtellung von

*) „Duch“ heißt ruſſiſch „Atem“ ſowohl wie „Geiſt“, vergl. lat. „spiritus“ und „animus“. Anmerk. d. Ueberſ.

einem Gegenſtande auskommen, welcher uns ſo nahe und tief berührt. Freilich, meine Vorſtellung bietet zunächſt noch nach keiner Seite hin recht Greifbares und gemahnt uns mehr oder weniger an etwas Myſtiſches. Doch was thut das und warum ſollten wir uns vor Worten fürchten? Iſt doch der Myſticismus genau ſolch eine Eigenſchaft des menſchlichen Seele, wie der Glaube überhaupt. Auch kann man nur an etwas Unenträtſeltes glauben, wie denn auch das Weſen des Glaubens ſelbſt noch nicht enträtſelt iſt. Wir wiſſen mit Sicherheit und thatſächlich nur, daß in dem zeitgenöſſiſchen Menſchen (von dem zukünftigen Menſchen wiſſen wir noch nichts) das Bedürfnis, zu glauben, zu lieben und zu hoffen, ſteckt; woher es aber kommt, wiſſen wir nicht, und eine Quelle ſuchen wir unwillkürlich irgendwo über uns, weil wir dieſelbe in uns ſelbſt und in unſern Nervenzentren oder andern Organen nicht zu finden vermögen, welche nur zum Zutagetreten dieſer Bedürfniſſe dienen. Zu unſerm Glück haben wir noch die Fähigkeit erhalten, uns an häufig ſich wiederholende Eindrücke zu gewöhnen und mit ihnen nicht ſonderlich abzugeben, andrerſeits aber uns beſtändig in Illuſionen und Wahnvorſtellungen zu ergehen; wäre dem nicht ſo, ſo würden wir alle zu ebenſolchen Myſtikern werden, wie die modernen Ultraſpiritiſten oder wie Eckartshauſen und Madame Krüdener.

In der That, iſt denn wirklich alles uns Umgebende verſtändlich und klar? Keineswegs; wir haben uns nur an dasſelbe gewöhnt, und die beſtändige Illuſion, in der wir uns des Lebens erfreuen, ohne an deſſen undurchdringlich geheimnisvolles Weſen zu denken, bewahrt uns vor den Einſeitigkeiten des Glaubens an das Wunderbare, welche zu innerer Unruhe und zum Irrſinn führen müßten.

Ja, Gott ſei Dank, daß der größere Teil deſſen, was wir wahrnehmen und empfinden, uns einfach, klar und natürlich erſcheint. Etwas Uebernatürliches aber darf bei ſolch einer Ueberzeugung auch gar nicht exiſtieren; das wäre aber nach unſern jetzigen Begriffen nicht nur das, was den uns bereits bekannten, ſondern auch das, was *den* Geſetzen widerſpräche, welche uns erſt in Zukunft bekannt werden ſollen.

Es gibt aber keine Epoche in der Entwickelungsgeſchichte der ziviliſierten Geſellſchaft, in welcher nicht periodiſch, in Form einer geiſtigen Epidemie, der Zug zum Wunderbaren aufträte. Dabei iſt der Umſtand höchſt charakteriſtiſch, daß in dieſen Perioden der Grad dieſes Glaubens an das Wunderbare durchaus nicht dem Grade der von der Wiſſenſchaft oder von deren führenden Geiſtern bereits ge-

wonnenen Kenntniſſe entſpricht. Wer ſollte z. B. glauben, daß die Männer der Wiſſenſchaft am Ende des neunzehnten Jahrhunderts durchaus an Dinge glauben, an die am Anfange dieſes Jahrhunderts gar niemand geglaubt hätte? So ſind denn unſre Kenntniſſe über die unſer Ich lebhaft berührenden Gegenſtände unſicher und leicht über den Haufen zu werfen.

Es iſt eine gefährliche Sache, eins in Abrede zu ſtellen, weil wir von der Unzweifelhaftigkeit eines ihm entgegengeſetzten andern überzeugt ſind. Wie dem auch ſein mag und wie mißtrauiſch wir uns auch zum Spiritismus einerſeits und zur kirchlichen Lehre über das Leben im Jenſeits andrerſeits verhalten mögen, ſo erachte ich es doch, ohne weder das eine noch das andre in Abrede ſtellen zu wollen, für nicht unmöglich, etwas (in meinem Sinne) Materielles in unſrem jenſeitigen Leben anzunehmen, und gleichzeitig glaube ich auch (oder bemühe mich doch wenigſtens daran zu glauben, und bitte Gott, mir dieſen Glauben zu verleihen) an ein geiſtiges und — als Abſtraktion — für uns unerreichbares Leben im Jenſeits.

So zu glauben bin ich als Chriſt verbunden; dieſer Glaube iſt die Krone der Lehre Chriſti; das Glaubensideal iſt von ihm in das jenſeitige Leben geſetzt worden, und wenn wir nicht ſterben, ſo erreichen wir nicht das Endziel unſres Lebens. Das iſt das eigentliche Weſen der Lehre. Wir ſind nicht Richter über unſre Handlungen. Die Wahrheit werden wir erſt jenſeits des Grabes erfahren; dort werden wir auch erkennen, ob unſer Leben ſeinem wahren Zwecke entſprochen habe. Wenn die unſrem Organismus eigenen Leidenſchaften mit ihren Ausſchreitungen und das ſinnliche Weſen unſres materiellen Seins zu exiſtieren aufgehört haben werden, ſo werden wir die Möglichkeit haben, der Wahrheit ins Angeſicht zu ſchauen; das will aber etwas andres heißen, als hier in unſrer materiellen Exiſtenz ſich bloß dem Gewiſſen gegenüber zu ſehen: dort werden wir es mit der Wahrheit ſelbſt zu thun haben, der wir hier ſo eifrig nachjagen und der wir dabei doch gleichzeitig zu entgehen trachten.

Auf Schritt und Tritt findet Chriſti Lehre in der Anwendung ihres abſtrakten und außerweltlichen Ideals auf unſer Leben gewaltige und unüberwindliche Hemmniſſe für den Gläubigen. Das konnte aber auch nicht anders ſein und hing auch von den Eigenſchaften des Ideales ſelbſt ab. Es muß unerreichbar und ewig bleiben. Weiter über dasſelbe hinauszugehen, iſt nicht mehr möglich. Daraus erklärt ſich die außergewöhnliche Schwierigkeit ſeiner Anwendung auf das praktiſche Leben. Indes zeigen uns der ver-

lorene Sohn, die Sünderin und der Schächer am Kreuz, wie der Heiland ſelbſt ſich zu der Frage der praktiſchen Unerfüllbarkeit ſeiner Lehre ſtellte.

* * *

Seltſamerweiſe habe ich, als ich zweifelte und noch nicht glaubte, mehr Gutes gethan, oder richtiger geſagt, ich habe es in mehr uneigennütziger Weiſe, ohne jedes Motiv oder nur aus Liebe zur Wiſſenſchaft gethan. So war mir z. B. zu jener Zeit die unentgeltliche Behandlung von Kranken Sache des wiſſenſchaftlichen Intereſſes. Die eigenen Vorteile dem Gemeinwohl zu opfern habe ich damals auch in uneigennütziger Weiſe zu thun vermocht. Aber Menſchenliebe und Mitleid oder Barmherzigkeit kannte ich damals nicht. Alles das iſt, wie ich in meiner Lebensbeſchreibung (für die Jahre 1830 bis 1850) auszuführen gedenke, allmählich gleichzeitig mit der Entwickelung des Bedürfniſſes zu glauben gekommen; aber gerade ſeit dieſer Zeit hat die Erfahrung des Lebens in mir bei allem Beſtreben, Gutes zu thun, doch eine gewiſſe Furcht davor entwickelt, ich könnte dabei hintergangen werden.

In dieſer Befürchtung und in dieſem Mißtrauen, welche ſich unwillkürlich in die Seele drängen, ſehe ich die ſchwache Seite der Anwendung der Lehre Chriſti auf das praktiſche Leben. Indem ſie mit allen Kräften ihrer Seele danach ſtreben, den ſie Haſſenden Gutes zu thun und ſich ſelbſt aus Liebe zu andern zu opfern, werden ſich ſo manche nicht der Gefahr bewußt, die in der Möglichkeit liegt, daß ſie ſich nicht für das Gute, ſondern für das Böſe opfern. Nur aufrichtige Asketen, welche das praktiſche Leben mit deſſen guten und böſen Strömungen gleichgültigen Blickes betrachten, können ohne jeglichen Hintergedanken, ohne Furcht und Fährnis aus reiner abſtrakter Liebe Gutes thun und ſich für andre zum Opfer bringen. Inzwiſchen brauchen bei nicht chriſtlicher Weltanſchauung Selbſtaufopferung und andre tugendhafte Thaten zu ihrer Ausübung einen geringeren Grad von Willenskraftanſtrengung; ſo z. B. wird es einem nicht chriſtlichen Fanatiker geringere Ueberwindung und Willensanſtrengung als einem chriſtlichen koſten, etwa für einen andern oder ein ganzes Volk Rache zu üben und, indem er ſich ſelbſt dabei zum Opfer bringt, die Rechte des Volkes wiederherzuſtellen.

Die Worte des Erlöſers: „Ihr ſeid böſe“ bedrücken mir wie ein ſchwerer Vorwurf mein Gewiſſen, wenn die Befürchtung, betrogen werden zu können, mich davon abhält, etwas Gutes zu thun.

Und dieſer wohlverdiente Vorwurf bringt einem gleichzeitig mit dem Mißtrauen der nun doch ausgeführten guten That gegenüber herben Zwieſpalt in die Seele, ſo daß ein praktiſcher Chriſt wohl immer eine gewiſſe Zerriſſenheit und Doppelherzigkeit zeigen wird — natürlich aber nicht in der allerſchlimmſten Bedeutung dieſes Wortes.

Inzwiſchen hat aber die Lehre Chriſti abgeſehen von ihrem unerreichbaren Ideal auch noch eine praktiſche Beſtimmung. Und hier nun, auf ſeinem Durchgang durchs Leben, finden wir die einander widerſprechendſten, bis zum Sinnloſen gehenden Anſchauungen und Anwendungen aller dieſer Anſchauungen auf das praktiſche Gebiet. Jede von ihnen ſucht und findet ihre Begründung im Texte des Evangeliums ſelbſt. Die allerverſchwommenſten und den älteſten Grundlagen der Geſellſchaft völlige Zerſtörung drohenden Doktrinen ſind auf dem Fundament der Lehre Chriſti auferbaut worden. Irre ich nicht, ſo war in den erſten Jahrhunderten des Chriſtentums die berühmte Doktrin verbreitet: „Alles, was mir gehört, iſt auch dein"; einen ähnlichen Bau, freilich auf mehr wiſſenſchaftlichem Fundamente, plant man auch in neuerer Zeit, wobei je nach Bedürfnis auch die Architekten des neuen Geſellſchaftsgebäudes ähnlich ihren Vorgängern ſich auf die Lehre Chriſti berufen können.

Als auf einen Kontraſt zu dieſer ſozialen Nivellierung aller irdiſchen Güter kann man auf die Erläuterung der Beziehungen der Kirche zum Staat und der Unterthanen zu andersgläubigen ſtaatlichen Autoritäten hinweiſen, welche in den Worten des Heilandes liegt: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt."

Wenn ſich Reiche auf Koſten von Armen noch weiter bereichern, ſo können ſie ſich mit dem Ausſpruch tröſten: „Wer da hat, dem wird gegeben werden, wer aber nicht hat, von dem wird auch das Letzte genommen werden." Selbſt Feinde und Haſſer können ſich auf Worte aus dem Evangelium berufen: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, ſondern den Bruder wider den Bruder zu erregen und den Sohn wider den Vater."

Nicht genug damit, ſuchen ſelbſt die größten Verſtümmelungen des geſunden Sinnes und des Körpers, wie z. B. die Selbſtverſtümmelung, ſich ihre Rechtfertigung in den Worten des Evangeliums. Nicht ohne Grund hat ja das Papſttum und . . . .*) ſo ungern die Verbreitung des Evangeliums und der Bibel in der

*) Wahrſcheinlich ſind hier im Original die Worte „unſer (allerheiligſter) Synod" als nicht zenſurmäßig geſtrichen worden. Anmerk. d. Ueberſ.

Volksſprache zugelaſſen, wenngleich der Erſatz des religiöſen Fanatismus durch den Idiotismus zu noch größerer Verbildung der Volksphantaſie geführt hat.

Alle dieſe abſurden Beſtrebungen, in der Lehre Chriſti die Grundlagen für abſurde und garſtige Hervorbringungen der Phantaſie zu gewinnen, verlieren für den Chriſten ihre raison d'être, welcher, nachdem er einmal zum Glauben an die göttliche Natur Chriſti gekommen iſt, eben damit ihm auch die höchſte Vernunft zuerkannt hat. Freilich legen einige die Worte des Heilandes über die geiſtig Armen ſo aus, als bezögen ſie ſich ausſchließlich auf das, was die Franzoſen esprit nennen. Meiner Meinung nach iſt aber der geiſtig Arme kein Verſtandesarmer. Auch ein kluger Menſch kann von demütiger, milder und ſchlichter Geſinnung ſein. Deshalb werde ich mich aus Ehrfurcht vor Gott doch nie zu der Annahme verſtehen können, als habe die höchſte Vernunft die Seligkeit nur den Dummköpfen in Ausſicht geſtellt.

Indem ich als Quelle unſres Verſtandes die kosmiſche, univerſale und höchſte Vernunft anſehe, indem ich glaube, daß eben ſie ſelbſt in Geſtalt des Gottmenſchen auch uns Chriſten mit ihrer Lehre erleuchtet hat, kann ich nichts derartiges als auf dieſer Lehre begründet anerkennen, was unſer ſchlichter, aber geſunder Verſtand dumm, fade, ſinnlos, mißgeſtaltet, widerwärtig und häßlich findet. Freilich, glauben läßt ſich auch an das Abſurde. Aber abſurd im Sinne Tertullians iſt noch nicht die triviale Sinnloſigkeit und mißgeſtaltete Häßlichkeit der Ausgeburten einer rohen Phantaſie. Abſurd kann auch das Höchſte ſein, wenn es unſern augenblicklichen und, wie die Geſchichte lehrt, veränderlichen Weltanſchauungen widerſpricht. Ein Abſurd iſt z. B. der Teufel, als Widerſacher und Antagoniſt der oberſten Vernunft, des Guten und des oberſten Willens des Schöpfers, aber an dieſes Abſurd zu glauben iſt doch möglich, auch wenn man es mit dem Verſtande nicht anerkennt. Chriſtus ſelbſt mußte als jüdiſcher Rabbi an den Teufel glauben und in Uebereinſtimmung mit den Begriffen des ihm ſtamm- und zeitgenöſſiſchen Volkes auch die Teufel aus den Beſeſſenen (nach unſern Begriffen — Geiſteskranken) austreiben. Folgt nun aber hieraus etwa, daß nun auch der zeitgenöſſiſche Chriſt an die Möglichkeit der Beſeſſenheit, Teufelsaustreibungen u. dergl. glauben müſſe?

Nicht mehr abſurd aber wäre es, ſondern ſchon ſinnlos, anzunehmen, der Heiland habe, als er den treuen Anhängern ſeiner Lehre ſein Reich „nicht von dieſer Welt“ verheißen, gleichzeitig hiermit auch eine grundlegende ſoziale Umwälzung in Anregung ge-

bracht, indem er die Reichen veranlaßt habe, ihren Beſitz unter die Armen zu verteilen, alſo daß alle arm würden. Dieſes ward offenbar nur für die für das Reich „nicht von dieſer Welt“ Auserwählten in Vorſchlag gebracht, welche noch über die Erfüllung des Geſetzes hinaus mit aller Kraft ihrer Seele danach ſtrebten, das überweltliche Ideal der Lehre zu erreichen. Noch ſinnloſer ſcheint es mir, anzunehmen, daß die oberſte Vernunft, welche doch die Natur geſchaffen hat, eine grobe Verletzung der Naturgeſetze billigen ſollte.

Es ſcheint mir ein großer Fehler zu ſein, daß unſre chriſtlichen Lehren etwas meiner Anſicht nach höchſt Wichtiges ſo gut wie ganz unberückſichtigt laſſen, nämlich den Unterſchied zwiſchen den göttlich idealen Grundlagen der Lehre des Gottmenſchen, die ewig unwandelbar und in dieſem irdiſchen Leben unerreichbar ſind, und der praktiſchen Bethätigung Chriſti als Menſchen und Juden. Man darf nicht vergeſſen, daß ſeine gleichfalls von Juden und größtenteils nach fremder Ueberlieferung und Erzählungen zuſammengeſtellten Lebensbeſchreibungen nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt haben auf uns gelangen können. Ungeachtet deſſen fährt das göttliche Ideal der Lehre doch fort, klar durch das weite Dunkel der Jahrhunderte hindurchzuleuchten. Eben dieſe lichteſte und unantaſtbarſte Seite der göttlichen Lehre muß den Gläubigen als wegweiſende Leuchte dienen.

Selig iſt, wer glaubt, ihm wird warm und wohl auf der Welt werden. Dieſe wenngleich nicht ganz paſſend und in ſcherzhaftem Tone geſagten Worte treffen doch das Weſen der Sache. In der That, warm und wohl fühlt ſich der Gläubige in der Welt.

Er braucht keine künſtlichen Mittel, um ſich an ihnen die Seele zu erwärmen. Wer, wenn auch nur einmal, dieſe beſeligende Wärme geſpürt hat, der wird nicht aufhören zu glauben, und müßte er auch täglich und mehrmals am Tage das Anſtürmen der Zweifel und das bange Schwanken zwiſchen Himmel und Erde über ſich ergehen laſſen. Dieſe Zweifel und dieſes Schwanken begleiten ſein Thun und die Motive zu demſelben und treten ſowohl tags wie nachts auf. Wenn man ſie einmal erlebt hat, ſo kann man ſich einen Begriff von der Entſtehung des Teufels bilden.

Ich denke, ein jeder hat es wohl ſchon an ſich erfahren, wie plötzlich und unberechenbar, Traumerſcheinungen gleich, böſe, garſtige und gemeine Gedanken einem gleichſam irgendwoher aus den Tiefen der Seele gerade um eine Zeit hervortauchen, wo man an etwas ganz andres denkt, das durchaus gar keine Beziehung zur Kategorie dieſer Phantome des Denkens hat. Zuweilen verſchwinden ſie ebenſo raſch wie ſie gekommen ſind, manchmal aber bleiben ſie ſo lange

auf der Oberfläche des Bewußtſeins, daß ſie unwillkürlich unſre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. „Bin ich denn wirklich," ſo fragt man ſich dann wohl, „bin ich denn wirklich ſolch ein gemeiner Böſewicht, daß ſo ſchmähliche Gedanken ſich in mir bergen können?" Man beginnt über dies Thema weiter nachzudenken, bis ſich dann herausſtellt, daß das alles offenbare Lüge und Selbſtverleumdung iſt, und daß man ſich nie auch nur die geringſte Veranlaſſung dazu gegeben hat, dergeſtalt von ſich zu denken; etwas Fremdes, gleichſam von außen Gekommenes iſt in uns, weiß der Teufel warum, aufgetreten, hat ſich eine Zeitlang in unſrer Seele geregt und iſt dann ſchließlich verſchwunden.

Wird uns nicht ganz dasſelbe von der früheſten Zeit an von den Verſuchungen des Teufels berichtet? Bei einfach geartetem Verſtande und einfacher Phantaſie, niedrigerer Bildungsſtufe und ſonſt noch günſtigen Bedingungen vermag der uns als etwas Aeußerliches und von fremd her in uns Gedrungenes anmutende Charakter ſolcher plötzlichen, durch nichts erklärlichen Gedanken ſo weit zu gehen, daß die Perſonifikation (d. h. die völlige Außerſichſelbſtſtellung) unvermeidlich wird.

Was nun mich ſelbſt betrifft, ſo ſuche ich zunächſt, einerlei, ob dieſe viſionären Gedanken zur Zeit von praktiſchen Beſchäftigungen oder während des Gebets auftreten, ſie in durchaus gar keiner Weiſe zu beachten, worauf ſie dann in der Regel wieder verſchwinden, ohne ſich noch recht entwickelt zu haben; hier ſpielt eine große Rolle auch die richtige Kenntnis ſeiner ſelbſt; wenn man ſich ſelbſt kennt, ſo vermag man rechtzeitig die Aufmerkſamkeit daran zu hindern, in die von der Phantaſie geſtellte Falle zu geraten. Pilgersleute und Küſter verfahren gar nicht ſo thöricht, wie das auf den erſten Blick ſcheinen könnte, wenn ſie an die vierzigmal ihr „Herr, erbarm Dich!" wiederholen; auf mechaniſche Weiſe verhindern ſie ihre Aufmerkſamkeit, ſich auf einen Gedanken zu konzentrieren, und die Worte erweiſen ſich für ſie als heilſamer denn Gedanken.

Ein Menſch, der ſich als zweihändiges Tier betrachtet, vermag ſich über dieſe böſen, unwillkürlich und unbekannt woher über ihn kommenden Gedanken leicht zu beruhigen, für das Tier ebenſo wie für die oberſte univerſale Vernunft les extrémités se touchent — — gibt es nichts Böſes und nichts Gutes; der Unterſchied zwiſchen Böſem und Gutem verſchwindet ſogar auch für die in geringerem Maße vernünftigen Gewalthaber, Staatsmänner und Eroberer. Woher nun eigentlich dies Bedürfnis der Unterſcheidung des Guten und Böſen für Leute mittleren Schlages? Sehen denn nicht die unglück-

lichen Märtyrer ihrer Ideen, daß die Folgen deſſen, was ihnen als böſe erſcheint, außerordentlich verſchiedenartiger Natur ſind, und daß ſie, nachdem ſie ein ungeheures Uebel zuwege gebracht, doch auch ſehr ſegensreiche ſein können?

Wenn man dies ſcheinbare Uebel dergeſtalt von verſchiedenen Seiten betrachtet, ſo kann man unter Umſtänden wohl auch zu der philoſophiſchen Anſicht des Doktor Pangloſſe kommen. Man kann aber auch umgekehrt in derſelben Weiſe zum ausgeſprochenen Peſſimiſten werden. Kurz, die reine Willkür entſcheidet — ſo oder anders. Iſt es da am Ende nicht beſſer, alle dieſe doch zu nichts führenden Verſuche zu laſſen, Poſitiviſt zu werden und nur darüber zu philoſophieren, was exaktem Forſchen und Wiſſen unterliegt, d. h. ſein ganzes Leben auf das poſitive Wiſſen zu gründen und das Unlösliche in Ruhe und, wie ſich's ja auch gehört, ungelöſt zu laſſen?

Ganz ſchön, was ſoll aber derjenige anfangen, deſſen Geiſt ſich nicht in dieſe Schranken zwängen laſſen will? Ihr Herren Reformatoren und Gebietiger unſres Denkens, ſucht doch zunächſt, wenn ihr den rechten Boden für die Aufnahme eurer Lehren haben wollt, die beklagenswerte Individualität zu vernichten, welche den von euch erwarteten und vergötterten Fortſchritt in ſo hohem Maße behindert! Solange wir aber noch keine Methode erfunden haben, die Menſchen einander ganz gleich auf die Welt zu bringen, ſo lange wird es auch nicht gelingen, ſie über einen Kamm zu ſcheren. Solange die kollektiviſtiſchen Eigenſchaften und elementaren Kräfte, welche von gar keiner Individualität wiſſen wollen und alles über einen Kamm ſcheren, die menſchliche Perſönlichkeit noch nicht gänzlich unterdrückt haben, ſo lange werden alle individuellen Eigenſchaften ihr Recht aufs Leben und Raum zur Bethätigung ſuchen. So ſteht's denn auch mit dem Wunſche, zu erkennen, was gut und was böſe iſt, einem Wunſche, der, wie die Juden annehmen, bereits unſrer Urelternmutter Eva bekannt war. Die Völker haben die unbedingte Notwendigkeit dieſes ununterdrückbaren Verlangens früher als ihre Weiſen erkannt.

In dieſer Beziehung zerfällt die ganze Welt in zwei entgegengeſetzte Lager: das eine nivelliert alles und macht und kennt gar keinen Unterſchied, während das andre unwillkürlich danach ſtrebt, das Gute vom Böſen zu unterſcheiden, ohne dabei zu wiſſen und zu fühlen, daß es das Geſuchte niemals erkennen werde. Und hieraus ergibt ſich nun der Kampf zwiſchen den elementaren Kräften, den kollektiviſtiſchen und tieriſchen Inſtinkten einerſeits und der vernünftigen menſchlichen Erkenntnis andrerſeits, welche darauf aus-

geht, in das Weſen einer jeden Erſcheinung einzudringen und ſeine Geſetze und raison d'être zu finden.

Ich habe geſagt, daß es für das Tier kein Gutes und kein Böſes gibt, keinen vernünftigen Begriff vom Guten und Böſen, welcher die Grundlage unſrer Sittlichkeit bildet; aber eben dieſe „Erkenntnis des Guten und Böſen", wie es in der Geneſis heißt, iſt auf einer auch dem Tier eigenen Empfindung begründet; ich glaube, man darf ohne Umſchweife ſagen, daß, ſo wie die organiſche Materie die Fähigkeit zu empfinden erhält, ſie auch gleichzeitig hiermit ſchon das Gefühl für das Gute und Böſe in statu nascente in ſich enthält.

Der Erkenntnis muß natürlich die Empfindung voraufgehen, und die mit der Empfindung begabte organiſche Materie wird für ſich ſelbſt zum Prüfſtein, an dem ſie den Inhalt des Guten und Böſen in ſeinen elementaren Anfängen erprobt. Die erſten Spuren der Empfindung für das Gute und Böſe erſcheinen in der Geſtalt von angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche offenbar auch den allerniedrigſten Organismen eigen ſind. Unbewußt und unwillkürlich ſtrebt der Organismus des Tieres ſeinen Zielen zu, indem er ſeiner angenehmen oder unangenehmen Empfindung folgt, und dieſe ſeine inſtinktiven Beſtrebungen nehmen in der Form von kollektiviſtiſchen Eigenſchaften und als Kampf ums Daſein einen rein elementaren Charakter an. Indem ſie der Empfindung des Angenehmen nachſtreben, welche die Befriedigung der organiſchen Bedürfniſſe der ganzen Geſamtheit begleitet, geht, ſchwimmt, läuft und fliegt die letztere ihrem Ziele mit elementarer Gewalt, ohne viel zu unterſuchen und zu unterſcheiden, unwiderſtehlich entgegen. Deshalb rechne ich die kollektiviſtiſch inſtinktiven Eigenſchaften des tieriſchen Organismus, wenngleich ſie auf demſelben Prinzip ſich gründen, wie auch unſer Begriff vom Guten und Böſen, zu demſelben Lager, wohin ich auch die elementaren ziehe.

Die Exiſtenz des Böſen wird ſchon klar von dem Organismus empfunden, welcher die traurige Fähigkeit zu leiden erhalten hat. Endlich eignen wir uns dieſe Empfindung bereits als begriffliche Erkenntnis an, wenn wir ſeeliſch zu leiden lernen. Und wie viel ich auch nachdenken mag, eine beſſere Definition des Böſen vom ſittlichen Geſichtspunkt aus glaube ich nicht finden zu können, als wenn ich es ſeeliſchen Kummer, ſeeliſches Leiden und ſeeliſche Qual (je nach dem Grade) nenne. Alles das iſt alſo innerhalb unſer und außer uns Böſes, was uns Leiden zufügt, und, nach uns ſelbſt zu urteilen, müſſen wir dasſelbe auch für andre, uns gleiche Weſen

annehmen; wir als für ſie Außenſtehende können ſelbſt für ſie zu Trägern des Böſen werden.

Im letzten Ende iſt das Böſe immer eine organiſche und deshalb auch ſeeliſche Eigenſchaft. Aber indem wir die Notwendigkeit der Exiſtenz des Geiſtes als eines Elementes anerkennen, welches mit den Eigenſchaften des Stoffes nichts gemein hat, müſſen wir eben damit auch anerkennen, daß es für den Geiſt kein Böſes gibt, und der Verſtand, der es vom Guten unterſcheidet, thut dieſes nur deshalb, weil er unſer iſt und nicht urteilen kann, ohne zu empfinden und ohne vom Stoff abzuhängen. Was kann ich nun nach dieſem Schluß von der Bedeutung denken, welche Chriſti Lehre der Unterſcheidung des Guten vom Böſen beilegt? Dient ſie nicht zum Grundſtein der Lehre in ihrer Anwendung aufs Leben?

Und das Leben jenſeits des Grabes ſelbſt — wird es nicht nach Chriſti Lehre eine Fortſetzung eben jener Erkenntnis vom Guten und Böſen ſein, welche wir uns hier im irdiſchen Leben gebildet haben? Wie wird denn aber in jene unſre immaterielle Exiſtenz uns eine Erkenntnis nachfolgen, welche wir uns in materieller Weiſe vermittelſt der Empfindung erworben haben? Wie viel Fragen doch die Skepſis der verſtandesmäßigen Analyſe in Glaubensſachen anregt!

Aber der Glaube mit ſeinem höchſten Ideal iſt ſo ſtark, daß er ſeinen eigenen Weg geht, ohne ſich an die zerſetzende Analyſe zu wenden. Der Heiland konnte niemand ſkeptiſche Fragen vorlegen; er lehrte nicht inmitten griechiſcher Sophiſten und ſuchte ſich in ſeiner Offenbarung nach den Begriffen des Volks zu richten, welchem er das Evangelium verkündigte; auf die Fragen der Schriftgelehrten antwortete er jedoch ausweichend oder nach orientaliſcher Weiſe in Parabeln, Gleichniſſen und Sinnſprüchen; den Ungläubigen aber ſtellte er ſeine Thaten entgegen. Der Heiland ließ ſich in keine dogmatiſchen Auseinanderſetzungen ein, gewährte den Anhängern ſeiner Lehre Freiheit des Gedankens und verlangte von ihnen nur ein reines Herz, aufrichtige und warme Liebe und eine eifrige Teilnahme an der Verbreitung der erlöſenden Lehre.

Weitere Auslaſſungen und Erörterungen über die unter dem Einfluß der Vorherbeſtimmung bei Tieren angenommene Seele und die beim Menſchen vorausgeſetzten: Seele und Geiſt (Apoſtel Paulus) ſind in der Folge der Lehre Chriſti durch die Apoſtel und Kirchenväter hinzugefügt worden. Ich bin daher berechtigt zu behaupten, daß ſowohl die an die Vorherbeſtimmung Glaubenden, als auch die alle unſre Handlungen (und ſo auch unſre Erlöſung) von dem

freien Willen des Menſchen abhängig Machenden ſich in gleicher Weiſe, ohne die Grundlagen des Glaubens in Frage zu ſtellen, auf Chriſti Lehre ſtützen können.

Freiheit! Freiheit! ſchönes Zauberwort, das du die Völker erregſt, was biſt du eigentlich?

Wiederum ganz dasſelbe, nämlich eine Empfindung, und zwar eine ſehr angenehme, anfangs, wie alle Empfindungen in der Welt, organiſcher und hernach geiſtiger Natur. Solange ſie noch organiſch bleibt, fällt es nicht ſchwer, auch ihre Beziehungen zu ihrer materiellen Unterlage nachzuweiſen; ſobald ſie aber dieſen feſten Boden verliert und ſich in die geiſtige Freiheit zu verwandeln beginnt, dann wird auch die Analyſe ſchwankend, wenngleich auch die Empfindung dieſer Freiheit der ähnlich bleibt, welche die organiſche Freiheit in uns erregt.

Wenn aber die Freiheit nur Empfindung iſt, ſo iſt der Wille ſowohl Empfindung als auch Handlung. Wenn wir etwas wollen, ſo empfinden wir nicht nur unſern Wunſch, ſondern die auch ihm folgenden Handlungen als frei. Indes ergeben ſich hier bei näherer Analyſe eine ganze Menge von Bedenken.

Iſt der Wille frei?

Die Frage iſt eigentlich nicht zu löſen; um ſie zu entſcheiden, müßte man ſich gleichzeitig zum Subjekt und Objekt machen; man müßte ſich ſelbſt eingehend zerlegen können, gar nicht zu reden von der Notwendigkeit andrer Hilfsviviſektionen, den Quellen der Unterſuchung der Zentralelemente unſrer Nerven und dergleichen mehr.

Der Wille als Empfindung kann bewußter und unbewußter Natur ſein. Wir können ebenſogut unbewußt wollen, wie wir auch unbewußt denken können. Das ſcheint unverſtändlich, in Wirklichkeit kommt es aber darauf oder doch ſcheinbar darauf hinaus; in vielen Fällen denken und wollen wir (regelrecht) und handeln auch infolgedeſſen, ohne zum Bewußtſein darüber zu kommen, d. h. ohne zu fühlen, ohne zu empfinden, daß wir uns darüber zum Bewußtſein kommen. Hier ſtellt es ſich eben heraus, daß wir nicht nur über ein Bewußtſein verfügen, ſondern auch über eine Empfindung des Bewußtſeins (ein Eigenbewußtſein) oder, wie man es vielleicht auch nennen könnte, ein Bewußtſein des Bewußtſeins, welches uns, wie ich ſchon oben einmal ausgeführt habe, von den Tieren unterſcheidet.

Ich unterſcheide vielleicht nicht ganz berechtigter- aber für mich doch einleuchtenderweiſe zwiſchen „Wollen“ und „Wünſchen“. Wollen kann man ſowohl bewußt als unbewußt, aber immer mit nachfol-

gendem Handeln; wünſchen kann man aber nur bewußt und ſtreng analyſierend, dabei immer ohne zu handeln. Es hatte ſeinen guten Grund, wenn ich während der Regierung des Kaiſers Nikolai Pawlowitſch von keinem Soldaten im Hoſpital je die Worte gehört habe: „Ich will.“ Fragte man den Mann: „Willſt du eſſen?“ ſo war die Antwort gewiß: „Nein, Excellenz, ich wünſche nicht zu eſſen.“

Das kann unmöglich zufällig ſein. Ja, wünſchen kann man nur bewußt und eigentlich ohne nachfolgendes Handeln; doch kann der Uebergang von dem „Ich wünſche“ zu dem „Ich will“ ſo ſchnell ſein, daß man ihn nicht immer zu bemerken vermag und das Wünſchen zuweilen ebenſo wie auch das Wollen ein Handeln nach ſich ziehen kann. Ich bemerke zufällig einen Apfel auf einem Baum und mich kommt der Wunſch an, ihn zu pflücken; ſofort beginnen infolge dieſes Wunſches meine Augen und Hände in Thätigkeit zu treten, will ſagen, mein Wunſch hat ſich den Teilen des Gehirns mitgeteilt, in denen die Fähigkeit lokaliſiert iſt, meine Augen- und Armmuskeln in Bewegung zu ſetzen und auf den gewünſchten Gegenſtand hinzudirigieren.

Worin beſteht nun aber dieſe Lokaliſation, wenn ſie ſo unzweifelhaft iſt, wie man das nach den modernen Unterſuchungen darüber annehmen darf?

Meiner Anſicht nach wird im Gehirn nicht nur der Mechanismus (etwa eine Art von galvaniſchem Apparat) lokaliſiert, welcher dieſe oder jene Gruppe von Muskeln zur Thätigkeit erregt, ſondern auch der auf die Thätigkeit dieſes Mechanismus gerichtete Wille ſelbſt iſt lokaliſiert. Wenn dem ſo iſt, ſo wird der Wunſch, als Funktion des Bewußtſeins, dem lokaliſierten Willen vermittelt, und dieſer ſchließt oder öffnet bald bewußt, bald unbewußt für uns die galvaniſchen Ketten dieſer Apparate und ſetzt unſre Augen- und Armmuskeln in Bewegung. Durch die Bewegung meiner Augen aber, die durch den unbewußten Willen und Gedanken geleitet werden, ſtelle ſich die Beziehungen des Raumes und der Lage des Apfels feſt, und ſodann wende ich in nunmehr ſchon bewußten Bewegungen meiner Hände die letzteren dem Apfel zu, um ihn zu pflücken.

Aber auch ein uns zum Bewußtſein kommendes Handeln kann ebenſo wie das unbewußte das Ergebnis eines unfreien Willens ſein. Ich will die Hand oder den Fuß aufheben, kann es aber auch nicht wollen oder aber kann ſogleich anfangen und dann wieder ſofort aufhören zu wollen.

Folglich bin ich in meinem Wollen frei.

Iſt es denn aber wirklich ſo? Das iſt die Frage. Kann ich wirklich gerade das nicht wollen, was ich will? Bin ich nicht unbedingt gehalten, muß ich nicht, durch die Kette alles Vorausgegangenen gebunden, gerade ſo wollen, wie ich will? Sodann bleibt, wenn man die Möglichkeit, nicht wünſchen zu können, zugibt, das Haben eines Wunſches höchſt zweifelhaft; kann man wirklich, wenn man irgend etwas wünſcht, dieſen Wunſch wollen oder nicht wollen, d. h. kann ein klar formulierter Wunſch auf den im Gehirn lokaliſierten Willensapparat übertragen oder auch nicht übertragen werden?

Die Hauptſache iſt ja zu entſcheiden, ob ich mir willkürlich auf eigenen Willensantrieb hin auch nicht zum Bewußtſein zu kommen vermag. Das iſt nun natürlich nicht der Fall. Das Bewußtſein iſt für mich im normalen Zuſtande obligatoriſch, folglich auch alles das, was dem Bewußtſein unterliegt, in ſeinen Bereich gehört. Deswegen kann ich auch nicht nicht wollen, ſoweit mein Wille bewußt iſt. Mein Wille hängt, abgeſehen von dieſer Abhängigkeit, von meinem Bewußtſein und von auf das Bewußtſein und deshalb auch auf den Willen einwirkenden äußeren Bedingungen auch noch, ganz wie der Gedanke, von einem nicht recht faßbaren, aber doch unzweifelhaft beſtehenden Einfluß ab, welchen verſchiedene Organe auf die Zentren des in verſchiedenen Teilen des Gehirns lokaliſierten Willens ausüben.

Der Geiſt iſt frei und kann nicht anders als frei ſein, aber ſein Organ arbeitet nur ſo weit, als es ſeine Einrichtung und alles, was dieſer Einrichtung vorherging, zuläßt. Wir könnten aber nach unſrer Weiſe weder leben noch handeln, ohne die wohlthätige Illuſion, welche uns feſt glauben läßt, daß wir die Freiheit haben, willkürlich oder doch richtiger freiwillig zu wünſchen, zu denken und ſogar zu handeln; willkürlich — das wäre arbitraire, das „freiwillig“ aber entſpricht dem „spontané“. Dieſe Freiheit nun iſt eine für uns unſichtbare und von uns nicht empfundene Kette.

Wie ſollte denn auch in der That ein Weſen frei ſein können, welches nach der ganzen Einrichtung ſeines Organismus dazu beſtimmt iſt, ſich ohne jede Willkür ſeinerſeits empfinden und bewußt werden zu müſſen?

Freilich kann es dieſer unfreien Exiſtenz ſelbſt ein Ende machen, doch kann ihm das hier auf Erden gleichwohl nicht die Freiheit geben.

Und ſo iſt denn alles in für uns ſtreng verbindlicher Weiſe vorherbeſtimmt, der Mechanismus der Maſchine iſt aufgezogen und es heißt nun für uns gehorchen und in friedlicher Selbſttäuſchung leben.

Was iſt denn aber der Glaube und das Vertrauen, die Gnade und das Gebet?

Antwort: Eben ſolch eine ſtreng verbindliche Vorherbeſtimmung. Glaube an die Liebe, vertraue auf die Gnade der höchſten Vorherbeſtimmung, bete zum allumfaſſenden Geiſt der Liebe und Gnade, daß er deinem Geiſte gnadenreich glückſelige Stimmung verleihe. Seligkeit, Glück und Frieden deiner Seele, alles iſt in dieſer Stimmung mit einbegriffen. Weder für dich noch für irgend einen andern wird ſich irgend etwas in der Welt ändern, nicht verſtummen werden die Stürme, nicht beruhigen werden ſich die tobenbenden Elemente, wohl aber läßt ſich die Stimmung deines Geiſtes durch den Flug der Seele ändern, die durch den Glauben an die Gnade des heiligen Geiſtes ſich beflügelt fühlt.

Die Wirkung des Gebets auf mich erblicke ich in dem zentripetalen und zentrifugalen Vibrieren meiner Seele, die ſich bald zu weiten Höhen aufſchwingt, bald mit neuer Kraft zu ſich ſelbſt zurückkehrt. Und von allen Gebeten das ſegensreichſte iſt uns vom Heiland ſelbſt als Vermächtnis hinterlaſſen worden; indem ich es ausſpreche, bitte ich, daß Gottes Name und Reich zu mir komme, und flehe um die Verleihung der Seelenſtimmung, welche mich vor der Verſuchung und dem Böſen bewahre.

Wenn aber alles vorher beſtimmt und unabänderlich iſt, wird dann nicht der Hintergedanke an die Wirkungsloſigkeit des Gebets dir den Frieden und die Ruhe der Seele gerade dann ſtören, wenn du beteſt? Nein, und nochmals nein, wenn du dich nur ganz von dem Glauben an die Gnade durchdringen läßt und an die wohlthätige Wirkung, die ſie auf die Stimmung deiner Seele auszuüben vermag.

Und obgleich nun dergeſtalt kein einziger vorherbeſtimmter Kummer, kein einziges vorherbeſtimmtes Leid ſich dir fern halten läßt, ſo kannſt du doch ruhig bleiben, wenn die Gnade des Gebets dich weniger empfindlich und ſtärker gewappnet zum Ertragen von Kummer und Leid gemacht hat.

Iſt es nicht thöricht und unmenſchlich, ſich und andern ein allbekanntes Heilmittel nur deswegen vorzuenthalten, weil es nicht in eine Doktrin hineinpaßt, die uns noch lange nicht die Wahrheit eröffnet hat? Wie exakt und unbeſtreitbar eine wiſſenſchaftliche Lehre auch ſein mag, die ſich auf ſinnlicher Vorſtellung (Experimenten) und auf verſtandesmäßiger Analyſe auferbaut, wir können und dürfen, indem wir uns dieſer Lehre zuneigen, die andern Bedürfniſſe des Geiſtes nicht unberückſichtigt und unentwickelt laſſen; wenn man dieſe

vernachläſſigt und mit Füßen tritt, ſo werden ſie früh oder ſpät mit Entſchiedenheit die Wiederherſtellung ihrer Rechte verlangen. Das habe ich an mir ſelbſt erfahren und geſtehe es mir ſelbſt offen ein; ich kenne aber viele Beiſpiele, aus denen ich den Schluß ziehe, daß auch andern, die ſich das nicht eingeſtehen wollen, ganz ebenſo wie ich beim Verſuch, bei der einmal angenommenen Lehre konſequent bleiben zu wollen, Fiasko gemacht haben.

34.

Wenn ich mich jetzt frage, welchen Bekenntniſſes ich bin, ſo antworte ich darauf poſitiv: orthodox-griechiſchen, desſelben, in welchem ich geboren bin, und welches meine ganze Familie bekannt hat.

Wenn ich aber das erkläre, ſo muß ich doch gleich zwei für mich nicht ganz identiſche Begriffe unterſcheiden. Ich bin der Meinung, daß jeder Bürger eines Staates, der ſeine Staats- (herrſchende) Kirche hat, wenn er einmal in dieſer Kirche geboren iſt, ihr auch als Staatsbürger für ſein ganzes Leben lang treu zu bleiben verbunden iſt; ſeine inneren Ueberzeugungen, ſeine Zweifel, ſeine Weltanſchauung, die etwa den Dogmen des ihm bei der Geburt überkommenen Bekenntniſſes nicht entſprechen mögen, haben damit gar nichts zu ſchaffen.

Wenn das Leben und die ganze Geſchichte des Staates die Anerkennung der herrſchenden Kirche von ihm verlangten, d. h. die völlige Glaubensduldung und Gewiſſensfreiheit nicht zuließen, ſo handelt er meiner Anſicht nach nicht nur äußerlich widergeſetzlich, ſondern iſt auch innerlich im Unrecht, wenn er ſein Bekenntnis wechſelt.

Völlige Gewiſſensfreiheit in einem Staate, welchen chriſtlichen Bekenntniſſes er auch ſein möge, iſt immer nur eine Frage der Zeit, ſie muß exiſtieren, und wenn ſie nicht exiſtiert, ſo doch ausſchließlich nur aus politiſchen (und in der Regel unzutreffenden) Erwägungen und Rückſichten, welche dem Geiſte der Lehre Chriſti nur allzu klar widerſprechen und deshalb temporärer und vorübergehender Natur ſind.

Sollte das nun aber eine Sünde vor Gott ſein, daß ich als Bürger und als Menſch dasjenige dogmatiſche Bekenntnis der Lehre

Chriſti, welches eine ſozuſagen ſtaatliche Hülle angenommen hat, von dem Geiſt, dem Ideal und dem eigentlichen Weſen der Lehre ſelbſt unterſcheide? Werden ja doch auch die Kirche und das Bekenntnis, zu denen ich von Geburt an gehöre, das Ideal und den Geiſt der Lehre Chriſti nicht verleugnen, nämlich die allumfaſſende Liebe zu Gott und dem Nächſten, den Glauben an die Gnade des heiligen Geiſtes, an die göttliche Natur des Erlöſers, an die Unſterblichkeit der Seele und ein Leben im Jenſeits.

Sollte denn wirklich die herrſchende Kirche ſich in dieſem Falle nicht von dem Grundſatze derſelben Lehre leiten laſſen: „Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns“ (d. h. unſer)? Dieſem Grundſatze nicht folgen, hieße ſich völlige Unduldſamkeit in Glaubensſachen und als Recht einen Zwang über die Gewiſſen anmaßen, die hier doch in keiner Weiſe irgend einer Schuld geziehen werden können.

Wie ich ſelbſt mich ungeachtet meiner von der kirchlichen verſchiedenen Weltanſchauung als Sohn der herrſchenden Kirche nach Geburt und Staatsangehörigkeit anſehe und es für ungerecht und widergeſetzlich halten müßte, ihren Schoß zu verlaſſen, ſo würde ſicherlich auch die Kirche ſelbſt mein Gewiſſen nicht vergewaltigen wollen, indem ſie von mir die Losſagung von meinen Ueberzeugungen und Glaubensanſichten verlangte, die ich nach langwierigem und furchtbarem Kampfe mit mir ſelbſt mir endlich gebildet habe.

Es iſt Zeit, daß endlich auch die Hierarchen darüber zur Einſicht kommen, daß es auf Erden keine Unfehlbarkeit gibt.

Einen ſittlich Unfehlbaren und Sündloſen hat es gegeben, aber ihn haben eben gerade die Hierarchen einer früheren Zeit einem qualvollen Tode überantwortet und damit bewieſen, daß die Unfehlbarkeit nicht für die Erde iſt. Das nach ſeinem Tode nachgebliebene und uns überkommene Neue Teſtament, „nicht von dieſer Welt“ und begründet von dem Unfehlbaren, verlangt von niemand Unfehlbarkeit, indem es allem Zutritt gewährt, was aufrichtigen und reinen Herzens iſt, und wenn es auch von verlorenen Söhnen und ſündhaften Menſchen ausginge.

Immer wird mir ein Ausſpruch des hochwürdigen Hierinarch im Gedächtnis bleiben (er war Erzbiſchof von Beſſarabien, als ich Kurator in Odeſſa war): „Das Gleichnis vom verlorenen Sohn,“ ſo ſagte er mir einmal, „halte ich für das allerwichtigſte, da es uns den Geiſt der Lehre Chriſti am klarſten vor Augen führt.“ Und in der That, wo, wann und von welchem Moraliſten und Dogmatiker iſt der verlorene, tief gefallene Sohn dem wohlgearteten Bruder vorgezogen worden? Nur das warmliebende Herz

des Vaters konnte ſolches thun; nur die allumfaſſende Liebe konnte die Sünderin und den Schächer am Kreuz von Schuld freiſprechen; was aber können, anſtatt dieſer heilkräftigen Liebe, die Unfehlbarkeit der dogmatiſchen Kirchen, die Päpſte, Synoden und Hierarchen bieten?

Jedem Staatsbürger, der mit ſeiner Geburt bereits einem der chriſtlichen Bekenntniſſe zugeteilt wird, ſteht die ſchwerlich jemals zu löſende Frage bevor, wie er wohl die vollſte und aufrichtigſte Gewiſſensfreiheit, welche der Geiſt der Lehre Chriſti von ihm verlangt, mit einem aufrichtigen Glauben an die unfehlbare Autorität der dogmatiſchen Kirche in ſich vereinen möge.

Freilich, bei der abſoluten Duldſamkeit des Proteſtantismus iſt es keinem Bürger eines proteſtantiſchen Staates verwehrt, ein andres Bekenntnis anzunehmen, aber zu welcher Kirche er ſich auch immer rechnen möge, die Autorität derſelben und folglich auch der von ihr bekannten Dogmen über ſich wird er doch voll und ganz anerkennen müſſen. Schwerlich aber wird ſich irgend ein jetzt beſtehendes Bekenntnis aufweiſen laſſen, deſſen Dogmen, kirchliche Gebräuche und Vorſchriften ein jedes Mitglied der betreffenden Kirche ganz aufrichtig als unfehlbar und dem Geiſte der Lehre Chriſti völlig entſprechend anzuerkennen vermöchte.

Die individuelle Sinnesart iſt ſo unendlich verſchieden, daß auch die dem Heiland am nächſten ſtehenden Jünger deſſen Lehre nicht alle in gleicher Weiſe verſtanden. Wir ſehen auch jetzt noch, was für ein Gewirre von Glaubensanſichten und Ueberzeugungen unter den proteſtantiſchen Geiſtlichen ſich vorfindet; viele von ihnen haben ſich auf den Standpunkt von Strauß und Renan oder auf einen ihm ähnlichen geſtellt, und rechnen ſich gleichwohl (natürlich aus politiſchen und materiellen Rückſichten) zur Zahl der Verkündiger und Diener des göttlichen Wortes; wie ſchwach auch ihre Motive und wie kläglich auch ihre Zwecke ſein mögen, ſo ſind ſie doch in ihrem Recht; in erſter Linie muß die Herzensreinheit und Aufrichtigkeit ſtehen, ohne welche es keinen eigentlichen Glauben an Chriſtus und ſeine Lehre geben kann; ſeine Wahrheit kann für den wahrhaft Glaubenden keine bloß äußerliche ſein, ſie muß zur inneren vollen Wahrheit werden, welche kein einziges dogmatiſches Bekenntnis zu geben im ſtande iſt.

Die lebhaften Widerſprüche einiger Dogmen, die Seltſamkeit mancher Ritualgebräuche, die einſeitige Betonung bald der Verſtandes-, bald der Gefühlsſeite ausſchließlich, alles Züge, welche die verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſe voneinander unterſcheiden, ſind

offenbar für Leute verſchiedener Geiſtesrichtung nicht gleichgültiger Natur, wenn aber ein erwachſener und kulturell entwickelter Bürger, ohne daß ein Zwang auf ihn ausgeübt würde, eines der beſtehenden chriſtlichen Bekenntniſſe ſich wählen müßte, ſo ſähe er ſich in die größte Verlegenheit verſetzt.

Seine Wahl würde natürlich von ſeiner Individualität abhängen; vorausgeſetzt aber, daß er keine von den harten Naturen, daß er normal entwickelt und nicht einſeitig iſt, ſo müßte er ſicherlich zwiſchen zwei mächtigen Autoritäten ſchwanken, dem Gewiſſen und dem Verſtande. Der Autorität eines fremden Verſtandes ſich unterzuordnen iſt leichter. Wir thun das, indem wir den Kenntniſſen, der Kraft des Denkens und der Erfahrung desſelben vertrauen, laſſen aber dabei übrigens auch für unſern Verſtand ein Hinterpförtchen offen, indem wir uns vorbehalten, umzuſatteln und in ein andres Lager überzugehen, ſobald wir eine andre Autorität treffen, die überzeugendere Kraft für uns hat.

Etwas andres iſt es mit der Autorität des Gewiſſens. Ein fremdes Gewiſſen iſt von keiner entſcheidenden Bedeutung für unſer eigenes; zu einem fremden Gewiſſen kann man ſeine Zuflucht nur im Notfall nehmen, in Ermangelung eines beſſeren, wie das z. B. bei den Geſchworenengerichten geſchieht. Die Erfahrung hat gezeigt, daß das Gewiſſen, und wäre es auch ein fremdes, in Sachen des Gewiſſens, d. h. der inneren Wahrheit, ſicherere Garantien bietet, als das mehr äußerliche Gericht gelehrter Fachleute. Wenn aber dem Menſchen eine Streitſache mit ſich ſelbſt und zwar ausſchließlich mit ſich ſelbſt bevorſteht, da iſt es denn doch etwas ganz andres. Da iſt der Richter das allgegenwärtige Auge — einen andern gibt's eben nicht.

Wenngleich nun auch Bekenntnis und Staatskirche die Stelle dieſes Richters für ſich beanſpruchen, ſo können ſie doch dem freien Wähler die Ueberzeugung von ihrer Unfehlbarkeit nicht anders beibringen, als vermittelſt des Verſtandes, der Lehre und der Wiſſenſchaft. Und ſo ordnet ſich denn die ſtärkere Autorität, nämlich das Gewiſſen in Sachen des Gewiſſens, der ſchwächeren unter.

Freilich, die Kirche, nicht die Staatskirche, ſondern die „eine, heilige, allgemeine apoſtoliſche" Kirche hat auch noch die Gnade des heiligen Geiſtes im Rückhalt, aber um der Gnade teilhaftig zu werden, muß man durch eine höhere Macht auserwählt (vorherbeſtimmt) oder ſchon gläubig und in den Schoß der Kirche aufgenommen ſein. Hier aber hat die Freiheit des Gewiſſens weiter gar nichts zu ſchaffen, und wer frei ein Bekenntnis oder eine Kirche

wählen will, verbleibt in ſeiner früheren Ungewißheit darüber, was er wählen ſolle; ein ernſter, kühler und verſtandesmäßiger Sinn wird vor allem natürlich den Proteſtantismus ins Auge faſſen, da er bald zur Ueberzeugung gelangen wird, daß dieſes Bekenntnis ſich eher als alle andern mit der Freiheit des Gewiſſens, der wiſſenſchaftlichen Forſchung und der verſtandesmäßigen Kritik verträgt.

Wenn aber der Verſtand des Wählenden nicht einſeitig iſt und die normale Entwickelung auch andrer ſeeliſcher Fähigkeiten und Beſtrebungen zuläßt, ſo wird er ebenſo bald die Ueberzeugung gewinnen, daß der Proteſtantismus im Grunde kein Glaube, ja nicht einmal ein Glaubensbekenntnis iſt, ſondern nur ein Bekenntnis von mehr oder weniger feſten, auf Wiſſen und Belehrung gegründeten Ueberzeugungen; indem nun der Proteſtantismus der wiſſenſchaftlichen Analyſe und Kritik eine freie Bahn eröffnet, führt er unvermeidlich zum reinen Rationalismus (Ultrarationalismus), in das Gebiet des reinen Verſtandes, das für den reinen Glauben verſchloſſen iſt.

Andrerſeits wird, wer frei wählt unſrer Zeit, die „einige, heilige, allgemeine apoſtoliſche“ Kirche nicht mehr einig und deshalb die ihr von oben verliehene Gnadenwirkung ſchon unzweifelhaft in der einen oder andern der Kirchen finden, in welche ſie ſich geſpalten hat; außerdem wird der Umſtand, daß die Gedankenfreiheit keine vollſtändige iſt, ſodann der übermäßige, dem Weſen der Lehre Chriſti nicht entſprechende Dogmatismus, das unabſehbare Ritualweſen, das äußerliche Beiwerk der Gottesverehrung, welches auch die abſtrakten Beſtrebungen der Seele beengt und ſchließlich der durch die Kirche beſtätigte Glaube an die beinahe materielle Exiſtenz eines böſen Geiſtes, — ich ſage alles dieſes wird ſchwerlich jemand, der die freie Wahl hat, zum gnadenwirkenden Glauben an Chriſtus und deſſen allumfaſſende Liebe vermögen, wie er der Kirche des Neuen Teſtaments in Verheißung gebracht iſt.

Wenn er ſo Schwanken und Unentſchiedenheit bei der Wahl verſpürt, wird der frei Wählende ſicherlich jeden von uns beneiden, der von Geburt an in den Schoß einer Staatskirche aufgenommen iſt; wir brauchen in der Wahl nicht zu ſchwanken. Die Gewiſſensfrage iſt vor uns, ſie iſt nicht von uns entſchieden worden. Wohl aber erübrigt es uns eine andre zu entſcheiden.

Kann man, indem man ſozuſagen geborenes Mitglied der orthodoxen, katholiſchen oder proteſtantiſchen Staatskirche bleibt, kann man da zu gleicher Zeit auch an der Autorität des eigenen Gewiſſens feſthalten, das ſich allein dem allſehenden Auge des Höchſten unterordnet?

Die Frage ist wiederum, wie ich glaube, eine rein individuelle, keine wissenschaftliche oder juristische; sie wird nicht außerhalb unser, nicht von Menschen, nicht einmal von uns selbst, sondern vom Gewissen zur Entscheidung gebracht, welches an seine höchste Quelle, an Gott, glaubt. Einem Protestanten, der völlige Freiheit des Gewissens, des Gedankens und der wissenschaftlichen Forschung genießt, wird es schwer fallen, sich zu dieser inneren Spaltung (der doppelten Buchführung nach Karl Vogts Ausdruck) zu verstehen; nichts leichter für ihn, als aus seiner Kirche aus- und in eine andre einzutreten, die seiner Weltanschauung mehr entspricht. Der allervorgeschrittenste Katholik aber wird kein Bedenken darin finden, gleichzeitig ein freier wissenschaftlicher Denker und ein frommes Mitglied seiner Kirchengemeinde zu sein. Und ich glaube, daß die Kirche diese für einen gläubigen Denker unvermeidliche Zwiespältigkeit zulassen darf und muß. Die Autorität der Kirche wird dadurch in keiner Weise beeinträchtigt, solange sie Staatskirche bleibt. Ihre Hauptstärke ruht in dem ja doch auch christlichen Prinzip: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.

Die schwierigste Aufgabe der modernen Staatskirche besteht darin, die Einseitigkeiten des Konservatismus und der fortschrittlichen Richtung zu vermeiden.

Die Kirche ist ihrem ganzen Wesen nach die allerkonservativste Institution.

Sie ist dazu verpflichtet, die Reinheit des Glaubens zu wahren; aber als Staatskirche muß sie zum Hauptgegenstande ihrer Fürsorge nicht sowohl den *Glauben* als vielmehr die *Religion* machen.

Es existiert ein bedeutsamer Unterschied zwischen diesen in der Regel als gleichwertig aufgefaßten Begriffen: die Staatskirche ist die Vertreterin der Staatsreligion, die Gemeindekirche die des Glaubens. Sache der Religion ist es, den sozusagen gesellschaftlichen Zusammenhang der einzelnen Kirchenglieder vermittelst des sittlich-geistigen Elements aufrecht zu erhalten und zu festigen.

Der Glaube ist eine reine Abstraktion der Seele, da gibt es gar keine weltlichen Zwecke und Aufgaben. Der Glaube, als tiefstes Bedürfnis der Seele, ist mehr für jeden einzelnen individuell als für die ganze Gesamtheit notwendig. In der Seele eines jeden menschlichen Einzelwesens gibt es ein Teil „nicht von dieser Welt", das denn nun auch seine geistige Nahrung begehrt; sobald aber aus diesen Einzelwesen eine Gesamtheit sich herausbildet, so wird es nunmehr zu seiner wichtigsten raison d'être, von dieser Welt zu sein. Für die Staatsreligion kann es zur Notwendigkeit werden,

gar keine fortſchrittlichen Strömungen zuzulaſſen und die allerunzeitgemäßeſten Gebräuche, Ritualhandlungen und Glaubensſatzungen feſtzuhalten und zu heiligen . . . .

Den volkstümlichen Glauben an die materielle Exiſtenz des Teufels muß die konſervative Staatskirche unter Anlehnung an die alte Weltanſchauung und ungeachtet der diametral entgegengeſetzten Ergebniſſe der Wiſſenſchaft aufrechterhalten. Nicht aber braucht die Kirche die wiſſenſchaftliche Lehre vom Guten und Böſen als von Begriffen zu verfolgen, die auf den Geſetzen der organiſchen und pſychiſchen Natur des Menſchen gegründet ſind. Was geht's die Kirche an, wie ich mir den Teufel vorſtelle? Dasſelbe gilt auch von meinen andern Begriffen. Wenn ich den Schoß der Staatskirche nicht zu verlaſſen trachte, mich nicht wider ſie auflehne, vielmehr ihr volle Achtung bezeuge, kurz die Volks- und Staatsreligion nicht antaſte, zu der ich mich und meine Familie rechne, ſo geht niemanden mein individueller Glaube an, über den ich hier keine Rechenſchaft abzulegen habe. Hier ſuchte ich nur mir ſelbſt meine geiſtige Weltanſchauung darzulegen, über die ich einſt werde Rechenſchaft geben müſſen.

Jetzt will ich zur Zeit meines Eintritts in die Moskauer Univerſität übergehen.

35.

Si la jeunesse savait, si la vieillesse pouvait . . . das wäre das angemeſſenſte Motto für den Eingang.

Ich habe mein jetziges inneres Leben geſchildert; wie war es nun aber vor ſechsundfünfzig Jahren? Ich will zuſehen und vergleichen, ſoweit mir mein Gedächtnis darüber Kunde gibt; und ſowohl die Aehnlichkeiten wie auch die Unterſchiede werden ſich wohl in der Folge durch den Nachweis darüber erklären laſſen, womit dieſer ſechsundfünfzigjährige Zwiſchenraum meines Lebens ausgefüllt ward.

Ich habe bereits oben erwähnt, welch ein harter Schlag für meinen Vater der Diebſtahl des Kommiſſionärs Iwanow war. Die Konfiskation des geſamten Vermögens, die Notwendigkeit Schulden zu machen, Kummer in der Familie infolge des Verluſtes einer Tochter und eines Sohnes, alles dieſes mußte eine tiefgreifende Wirkung auf einen Mann hervorbringen, der ſeine Familie

lieb hatte und ihr alles nur mögliche Glück wünſchte. Mein Vater ſah es ganz klar ein, daß, wenn er heute ſtürbe, wir morgen alle an den Bettelſtab kommen müßten. Als nun länger kein Säumen möglich war, ſo mußte er ſich entſchließen, mich aus der Krjäſhewſchen Penſion zu nehmen, da die Geldmittel zum weiteren Zahlen des Penſionsgeldes nicht ausreichten; andrerſeits aber mochte er dem, wie die Lehrer meinten, fähigen Knaben ſeine Carriere nicht verderben. Ihn ins Gymnaſium zu geben, ſchien ſchon zu ſpät, auch hatten die Gymnaſien in Moskau damals einen nicht gerade ganz guten Ruf, und ſo kam denn meinem Vater der Gedanke, ſich Rat ſuchend an Jefrem Oſſipowitſch Muchin zu wenden: hatte dieſer doch ſchon einem Sohn auf die Beine geholfen, warum ſollte er nicht auch für den zweiten etwas finden können?

Sicherlich war J. O. Muchin dazu prädeſtiniert, ſchon ſehr früh auf mein Schickſal einen Einfluß zu üben. Meine Familie war davon überzeugt, daß der Himmel ihn ihr geſandt habe und in den Augen des zehnjährigen Knaben, der ich in den zwanziger Jahren unſres Jahrhunderts war, war er der wohlthätige Zauberer, der die ſchrecklich qualvolle Krankheit meines Bruders wunderbar geheilt hatte. Es entſtand das Verlangen in mir, ihm nachzuahmen; nachdem ich mich an dem Doktor Muchin ſatt gewundert hatte, begann ich Arzt zu ſpielen; als ich vierzehn Jahre alt geworden war, rät Profeſſor Muchin meinem Vater, mich direkt auf die Univerſität zu ſchicken, zeigt beim Examen Nachſicht und Güte gegen mich und ſchlägt mir nach Beendigung meines Univerſitätsſtudiums vor, in das Profeſſoreninſtitut einzutreten. Und womit habe ich ihm für alles dieſes nachher gedankt? Mit gar nichts. Ein ſchmählicher Zug an mir, der indes hervortreten mußte, warum — will ich ſpäter ſagen. Si la jeunesse savait! Jetzt wäre ich bereit, mich dafür zu ſtrafen, indem ich einen Fußfall vor Muchin thäte; doch iſt er nun ſchon lange dahin. Si la vieillesse pouvait! ſo muß ich auf Schritt und Tritt immer dasſelbe ausrufen. Nicht einmal recht glauben kann ich's, daß ich es damals geweſen bin.

Mein Vater befolgte J. O. Muchins Rat, nahm mich ſofort aus der Penſion, und engagierte, um mich zum Eintritt in die Univerſität vorzubereiten, auf Empfehlung des Sekretärs des Verwaltungsrats (ich glaube er hieß Kondratjew, ich weiß es aber nicht genau) einen Studenten der Medizin, den Kandidaten Feoktiſtow, eine Perſönlichkeit, die durchaus nicht von weitem her, im übrigen aber gutmütig und anſpruchslos war. So verabſchiedete ich mich denn von meinen Schulkameraden, die noch am

Abend vorher im Garten mit mir Soldaten geſpielt hatten, wobei ich mich durch eine wunderbare Tapferkeit auszeichnete, indem ich einige Röcke zerriß und meinen Spielkameraden gehörige Püffe austeilte; beim Abſchied konnte ich den Ausdruck ſpöttiſchen Neides bemerken, mit welchem meine Kameraden meine Erzählungen über den bevorſtehenden Eintritt in die Univerſität aufnahmen; als ich das bemerkte, flunkerte ich ihnen noch manches vor, um ihren Neid noch mehr zu reizen. Meine Stunden bei Feoktiſtow, der ein ehemaliger Seminariſt war, beſchränkten ſich auf lateiniſche Grammatik, Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen und noch einiges andre mehr. Feoktiſtow lebte bei uns im Hauſe.

* * *

Was war ich denn aber eigentlich um dieſe Zeit, einige Tage vor meinem Eintrittsexamen in die Univerſität, für ein Vogel? Meine Sittlichkeit ſtand nicht mehr auf einem ſo tiefen Niveau wie früher, ich war gehaltener in meinem Benehmen geworden und hatte meine heimlichen Beſuche bei Schreibern und Kutſchern eingeſtellt: aber ich wußte doch vieles, was ich in meinem Alter nicht hätte wiſſen ſollen, und meine Sinnlichkeit war auch allzufrüh entwickelt.

Meine Kenntniſſe waren für mein Alter mehr als beſchränkt; mein künſtleriſcher Geſchmack wenig entwickelt, abgeſehen davon, daß ich eine entſchiedene Vorliebe für Wort und Vers in ſchöner Form hatte; andrerſeits aber hatte ich auch meine kindliche Naivetät, meinen kindlichen Glauben und die Luſt an Arbeit und Beſchäftigung noch nicht eingebüßt.

Mein Glaube war, wie ſchon früher, in meiner erſten Kindheit rein ritueller und formaler Natur; meine kindliche Naivetät war noch ſo groß, daß ich mit Genuß die Märchen der Praskòwja Kirìllowna anhörte; letztere war eine Leibeigene meiner Mutter, ein dralles, ſtämmiges Mädchen mit dicken, roten, etwas an Gänſefüße erinnernden Händen und einem Geſicht, das in einem ganz unglaublichen Maße von Pockennarben zerriſſen und von Sommerſproſſen überſät war; ſie war eine ganz vortreffliche Märchenerzählerin, und ich weiß mich noch bis auf den heutigen Tag zweier von ihren Märchen zu erinnern, eines, deſſen Held Wod-Wodog war, ſo benannt, weil er aus irgend einem wunderbaren Waſſer*) entſtanden war, das eine Zauberin ſeiner Mutter gegeben hatte, und eines andern von den drei Männlein: einem weißen, einem ſchwarzen und

*) Waſſer heißt ruſſiſch „Wodà“.

einem roten. Wod-Wodog kämpfte mit verſchiedenen Perſonen, wobei er immer von einer ganzen Menagerie verſchiedener Tiere begleitet war, die er auf der Jagd früher einmal gefangen hatte; wenn er in Gefahr war, ſo wandte er ſich mit dem Rufe an ſie: „Nun, mein Jagdgeleite, laß mich nicht im Stich!“ worauf ſich dann die Tiere unbeſehens auf den Feind ſtürzten. Die drei Männlein aber waren Sendlinge der alten Hexe Jagà; dieſe liegt, wie es ſich für ſie auch ſo ſchickt, auf dem Ofen, als ein kleines Mädchen zu ihr in die Stube tritt. „Was haſt du auf dem Wege geſehen?“ fragt ſie die Alte. „Ich habe, Großmütterchen, geſehen,“ antwortet die Kleine, „ein weißes Bäuerlein in weißem Schlittchen mit weißem Pferdchen beſpannt.“ — „Das iſt mein Tag, das iſt mein Tag,“ ſagt die Alte in tiefem Baß, „und was haſt du ſonſt geſehen?“ „Dann habe ich, Großmütterchen, ein ſchwarzes Bäuerlein in ſchwarzem Schlittchen geſehen, beſpannt mit ſchwarzen Pferdchen.“ — „Das iſt meine Nacht, das iſt meine Nacht. Und was noch?“ — „Dann habe ich, Großmütterchen, noch ein rotes Bäuerlein geſehen, in rotem Schlittchen, mit rotem Pferdchen beſpannt.“ — „Das iſt mein Feuer, das iſt mein Feuer,“ brüllte die Alte. „Was ferner?“ — „Dann habe ich, Großmütterchen, geſehen, daß bei Euch die Thür mit einem Finger verſtopft und mit einem Darm umwickelt iſt.“ — „Das iſt mein Schloß, das iſt mein Schloß. Nun und dann?“ fragt die alte Hexe wütend weiter. — „Dann habe ich, Großmütterchen, geſehen, daß bei Euch im Flur eine Hand die Diele fegt.“ — „Das iſt mein Diener, das iſt mein Diener. Und dann? raſcher, raſcher!“ keifte die Alte. — „Dann habe ich, Großmütterchen, geſehen, daß da neben Euch am Ofen irgend jemandes Kopf hängt.“ — „Das iſt meine Wurſt, das iſt meine Wurſt,“ brüllte die Hexe zähneknirſchend, ergriff die Kleine und fraß ſie auf oder warf ſie in den Ofen, — genau weiß ich das ſchon nicht mehr.

Weiß der Himmel, woher eigentlich unſre Praskòwja Kirillowna dieſe Geſchichten nahm; da ſie nicht zu leſen verſtand, ſo mußte ſie ſie von andern gehört haben; da ich ſpäter nirgends die von ihr erzählten Märchen geleſen habe, ſo vermute ich, daß ſie ſie ſelbſt zuſammenſtellte und improviſierte, indem ſie aus mehreren von ihr früher gehörten Märchen neue Miſchformen herſtellte. Sicherlich muß ſie ein ausgezeichnetes Gedächtnis gehabt haben; ich erinnere mich auch verſchiedene Gedichte von ihr gehört zu haben, ſo z. B. eine Satire auf die Ankunft des ſchwediſchen Geſandten in Moskau:

Die Sonne ſich zum Abend ſenkt,
Der Wagentroß zur Halle drängt u. ſ. w.

Sehr häufig habe ich dann in der Folgezeit meinen eigenen und fremden Kindern Praskówjas Märchen von den drei Bäuerlein, und ſogar mit derſelben Intonation erzählen müſſen, mit welcher mir Praskówja die wütende Hexe und das naive Mädchen anſchaulich darzuſtellen ſuchte. Und niemals verfehlten die Märchen Praskówja Kirillownas ihre Wirkung auf die mir zuhörenden Kinder.

Ein andrer Zug, der von meiner kindlichen Naivetät zu jener Zeit Zeugnis ablegt, war meine Anhänglichkeit an meine alte Wärterin. Dieſe für mich bemerkenswerte Perſönlichkeit hieß Katharina Michailowna und war die Witwe eines Soldaten aus dem Leibeigenenſtande; früh hatte ſie ſchon ihren Mann verloren und war dann als noch ganz junge Perſon zu uns ins Haus gekommen, wo ſie mehr als dreißig Jahre unſre Hausgenoſſin blieb und unſre Leiden und Freuden mit uns teilte, wenngleich ſie auch nicht die ganze Zeit hindurch mit uns in einem Hauſe lebte. Ich habe ihr meine Anhänglichkeit oder richtiger Liebe bis zu meiner Abreiſe von Moskau nach Dorpat bewahrt. Auch ſpäter habe ich ſie noch ein paarmal geſehen; in ihren letzten Jahren aber begann ſie ſich ſtark dem Trunk zu ergeben; freilich hatte das gute Weſen auch ſchon früher zuweilen aus freudigen oder ſchmerzlichen Anläſſen ſeine Zuflucht zur Flaſche genommen, doch war damals ſchon ein Gläschen hinreichend geweſen, ihren Augen Thränen zu entlocken. Die Worte: „Michailowna weint“, beſagten damals immer, daß Michailowna aus Kummer oder Freude ein Gläschen genommen hatte. Wir, Kinder ſowohl wie Erwachſene, wußten dieſes alle und weinten doch trotzdem zuweilen zuſammen mit ihr und ganz ohne jeden rechten Grund. Das ganze Weſen dieſer Frau war von aufrichtigſter Liebe zu uns, den von ihr aufgepäppelten Kindern, erfüllt.

Niemals habe ich von ihr irgend ein Scheltwort gehört, ſtets begegnete ſie Eigenſinn und Unarten unſrerſeits in liebevoller und freundlicher Weiſe; ihre Moral war höchſt einfacher und immer rührender Art, weil ſie aus einem liebenden Herzen kam. „Gott will das nicht haben, thu das nicht, das iſt eine Sünde,“ — das war alles.

Indeſſen erinnere ich mich doch, daß ſie meine Aufmerkſamkeit auch auf die Natur lenkte, wenn ſie in ihr ſittliche Motive zu finden glaubte. Ich erinnere mich noch ganz genau eines Kirchweihfeſtes zu Mariä Himmelfahrt im Andronius-kloſter. Vor mir ſehe ich wie auf der Handfläche das Kloſter und auf dem grünen Berghange

aufgeſchlagene Zelte mit zwiſchen ihnen ſich umherbewegendem, trunkenem, lärmendem Volk; da ziehen ſich zu Häupten der Menſchenmenge ſchwarze, drohende Gewitterwolken zuſammen; hell zucken die Blitze und drohend grollt der Donner. Ich ſtehe mit meiner Wärterin am offenen Fenſter und betrachte das Bild da unten vor meinen Augen. „Nun ſieh mal," ſagt ſie mir, „ſieh, wie das Volk da lärmt und tobt und Gottes dräuende Stimme nicht vernimmt; hier unten der Menſchen lärmendes Vergnügen, und dort oben des lieben Gottes Stimme."

Dieſer einfache Hinweis auf den Gegenſatz zwiſchen Himmel und Erde, wie er von einer liebenden Seele treffend und zur rechten Zeit gethan ward, hat ſich mir auf immer eingeprägt und ſtimmt mich jedesmal ganz eigentümlich melancholiſch, wenn ich ein Gewitter bei Gelegenheit einer Volksfeſtlichkeit ſehe. Meine arme Wärterin begann, wie das bei uns nicht ſelten mit gefühlvollen einfachen Leuten zu geſchehen pflegt, ſich dem Trunk zu ergeben und, da ſie nicht viel Alkohol vertrug, zu kränkeln, dergeſtalt, daß man bereits für ihr Leben fürchten mußte. Ich weiß nun nicht mehr warum, jedenfalls aber wurde einmal beſchloſſen, ihr ein Klyſtier zu ſetzen. Ich war damals ſchon Student und vollzog zum erſtenmal in meinem Leben dieſe Operation an meiner Wärterin. Sie war über meine Kunſt ganz erſtaunt, und nachdem der Vorgang in für ſie überraſchender Weiſe vollendet war, erklärte ſie ſofort: „Nun, jetzt werde ich wieder geſund werden." Nach drei Tagen ſtand ſie wirklich auf und lebte dann noch einige Jahre, hätte es wohl auch noch länger gemacht, wenn ſie nicht zu ihrem Unglück ſich bei Frau Awdotja Jegorowna Dragutin, der jungen Frau eines ältlichen Kaufmanns, als Kindermädchen verdungen hätte. Dieſes Ehepaar hatte ein Söhnchen Namens Jegorinka; für den Kleinen wurde eben unſre Wärterin angenommen, und durch die letztere ward denn auch unſre Familie mit den Dragutins bekannt.

O tempora o mores! Cicero, den ich damals übrigens noch nicht las, iſt, ſcheint es, überall und immer angebracht.

* * *

Ich bin im Stadtteil jenſeits der Moskwa in einer netten, freundlichen, hübſch möblierten Wohnung des zweiten Stockwerks. Die Hausfrau, fünfundzwanzig Jahre alt, iſt eine hübſche, immer geputzte, brünette Perſon, mit dem Anſpruch darauf, für intelligent zu gelten, und mit einer auch für mich, den halbwüchſigen Burſchen, bemerklichen Neigung für das männliche Geſchlecht; vom frühen

Morgen bis zum ſpäten Abend iſt ſie allein mit ihrem kleinen Sohn und deſſen Wärterin und Lehrer, dem hochgewachſenen und ſtattlichen Kandidaten Putilow. Dragutin ſelbſt, ein finſterer und etwas an einen Bären erinnernder Mann, der im übrigen nicht zu den Dutzendmenſchen gehört und in jeder Beziehung anſtändig iſt, ſitzt den ganzen Tag über in ſeinem Laden im Goſtiny Dwor; im Hauſe iſt alles vollauf; Thee wird zu wiederholtenmalen am Tage getrunken, einerlei, ob es an der Zeit iſt oder nicht.

Der Mann kommt erſt ſpät nach Hauſe zurück, geht müde wie er iſt, direkt in ſein Zimmer, trinkt Thee, ſpeiſt zu Abend und legt ſich ſchlafen. Das Kind geht mit der Wärterin in das Kinderzimmer ſchlafen. Die Hausfrau und der Lehrer bleiben allein in zwei großen Zimmern, trinken Thee, ſchließen die Eingangs- und Ausgangsthüren und bleiben ſo die ganze Nacht bis zum Morgengrauen beiſammen. Tag für Tag wiederholt ſich dieſelbe Geſchichte.

„Was machen ſie denn da allein?“ frage ich neugierig meine Wärterin.

„Ja, wer will das wiſſen, mein Lieber? Sie laſſen ja doch niemand zu ſich hinein, — wie kann man's da wiſſen?“

„Irgend etwas muß man ja doch durch die Thür hören können,“ fahre ich in meinen Nachforſchungen fort.

„Na ja, das kann man ja wohl hören, daß ſie bald miteinander etwas reden, bald ſchweigen.“

„Und was thut der Mann?“

„Der Mann ſchläft.“

So ging das ganze Jahr hindurch. Ich beſuchte gern dieſes Haus, hatte meinen Spaß mit dem Knaben, ſcherzte und trieb allerlei Klatſch mit Awdotja Jegorowna, und zwar immer in Gegenwart der Wärterin, die mich nicht aus dem Auge ließ, trank Thee, Kaffee und Chokolade, ſo viel nur eingehen wollte. Einmal trete ich ins Zimmer und ſehe, alles iſt ſtill und dunkel und die Rouleaux ſind heruntergelaſſen. Was iſt denn eigentlich paſſiert? Awdotja Jegorowna fühlt ſich nicht recht wohl. Ich ſehe genauer hin — liegt da meine Awdotja Jegorowna auf der Diele im Nachtkoſtüm; im Zimmer riecht es nach irgend einer flüchtigen Eſſenz. Ich höre, wie ſie irgend etwas vor ſich hinmurmelt; die Wärterin macht ſich um ſie zu ſchaffen und gibt mir durch Zeichen zu verſtehen, daß ich fortgehen ſolle. Was iſt denn nur eigentlich los? Schließlich ſtellt es ſich heraus, daß die nette Dame ſich die Zähne mit Tabak putzt und ſich hierauf an Hoffmannstropfen berauſcht, welche damals als

Hausmittel wider alle möglichen Krankheiten ſtark in Aufnahme gekommen waren. Später traten an die Stelle der Hoffmannstropfen Wermutſchnaps und ſchließlich gar gewöhnlicher Branntwein.

Endlich verließ der Hauslehrer die Univerſität und das Haus der Dragutins, des Hausherrn Geſicht ward noch finſterer und gedunſener, während die Hausfrau ſich gänzlich zu Schanden trank, wobei ſie auch meine gute liebe Wärterin Katharina Michailowna zum Trunk verführte.

Da ich nun gerade von meiner rein kindlichen Naivetät rede, wie ſie mir aus der Zeit erinnerlich iſt, wo ich mich bereits zum Studium der Medizin vorbereitete, ſo will ich auch nicht unterlaſſen, auch noch dreier Bekannter zu erwähnen, für die ich mich damals intereſſierte, und die mir infolge eben dieſer kindlichen Einfalt wohl gefielen. Es waren das Grigori Michailowitſch Berjòskin, Andrei Michailowitſch Klaus und Jakob Iwanowitſch Sſmirnow. Die beiden erſten waren langjährige Kollegen aus dem Sanitätsperſonal des Moskauſchen Findelhauſes; beide weder Doktoren noch Aerzte. Berjòskin, der ein Cyniker war und eine merkwürdige Neigung zu ſtarken Getränken zeigte, intereſſierte mich durch Erzählungen von Peter dem Großen, die offenbar auswärtigen (deutſchen) Urſprungs waren. „Wir müſſen," ſagen die Deutſchen, — ſo erzählte mir Berjòskin — „wir müſſen Gott für Peter danken, und dem letzteren Wachskerzen aufſtellen, ja wirklich." Auf dem Gebiete der Medizin teilte mir Grigori Michailowitſch auch ſo manches mit, was mich damals höchlich intereſſierte; was es eigentlich war, habe ich jetzt ſchon vergeſſen; dann ſchenkte er mir ein lateiniſches Kompendium mit einer Beſchreibung der in der Medizin gebräuchlichen vegetabiliſchen Stoffe in alphabetiſcher Reihenfolge; ich lernte auf dieſe Weiſe eine Menge wiſſenſchaftlicher techniſcher Bezeichnungen kennen und auswendig behalten, wie z. B. emeticum, drasticum, diureticum, radix ipecacuanhae, jalappae und dergl. mehr.

Schon über ein Jahr vor meinem Eintritt in die mediziniſche Fakultät kannte ich bereits eine Maſſe ſolcher techniſchen Ausdrücke, was mir in der Folge ſehr zu paß kam. Aber meine kindliche Anhänglichkeit an den geſprächigen Berjòskin gründete ſich natürlich nicht auf die Berechnung, etwas von ihm zu profitieren, ſondern auf die mich höchlichſt ergötzenden Späße, Redensarten und Witzchen, an denen ſeine Ueterhaltung ſehr reich war.

„Na, komm 'mal her, komm 'mal her," ſtieß Grigori Michailowitſch nach ſeiner Weiſe ſchnell zwiſchen den Zähnen hervor, „ſchreib 'mal: Wachtel — ſchlag."

Ich ſchreibe das Gewünſchte nieder und als ich die letzte Silbe fertig habe, bekomme ich einen Klaps auf den Kopf.

„Warum denn das?“

„Haſt ja ſelbſt darum gebeten, lies doch nur die letzte Silbe,“ antwortet mir Grigori Michailowitſch, indem er in ein lautes Lachen ausbricht. „Soll ich dir jetzt ein Liedchen ſingen?“

„Was für eins denn?“

„Das mit dem Hoi-doi-do.“

Ich thue ſo, als ob ich die Bedeutung dieſes Liedchens nicht kenne, welches meine Stirn ſchon oft an ſich erfahren hat.

„Nun ſchön, ſingen Sie es einmal.“

„Hoi-doi-do, Hoi-doi-do,“ ſtimmt mit heiſerer Stimme Berjòskin an, „es ſitzt ein Weib auf der Eiche.“

Der vollſtändige Text lautete folgendermaßen:

„Hoi-doi-do, es ſitzt ein Weib auf der Eiche —
Kommt 'ne Meiſe geflogen: was ſollen wir thun?
Bier wollen wir brauen,
Des Jungen Hochzeit feiern.
Hoiho, mein Sohn, gib dem Weib deinen Kopf,
Schlag das Weib auf die Stirn,
Gib mir wieder meinen Kopf.
Schlag das Weib auf die Stirn“ —

Da laufe ich aber mit Gelächter davon, Berjòskin verfehlte ſein Ziel, ich bin nicht das Weib und bekomme keinen Klaps auf die Stirn.

„Nun, weiſer Latiniſt, errate einmal, was das iſt, — und wieder staccato: si caput est, currit; ventrem adjunge volabit; adde pedes, comedes; sine ventre, bibes.“

Unverweilt antworte ich: „Mus, musca, muscatum, mustum.“

„Ah, das kennſt du ſchon? von wem haſt du es denn eigentlich?“

„Jedenfalls nicht von Ihnen (das war übrigens eine Lüge), ich habe es ſchon früher gewußt.“

„Ja, dann iſt's freilich keine Kunſt. Warum haſt du es mir aber nicht früher geſagt?“

„Das habe ich abſichtlich nicht gethan.“

Am wohlſten aber that es meiner kindlich naiven Eitelkeit, von dem Alten mein Loblied ſingen zu hören: offenbar fand er auch an mir einiges Intereſſe.

„Paß 'mal auf, Freundchen, aus dir wird vielleicht noch 'mal ein großer Mann werden; du biſt ein kluger Junge, ganz anders als der Chlopow da. Dieſer Chlopow war ein Schüler aus der

krjäſchewſchen Penſion, ein ziemlich ungeſchliffener Burſche, der einige Zeit bei uns im Hauſe lebte und Berjóskin etwas von oben her behandelte.

Andrei Michailowitſch Klaus, eine höchſt originelle und um die Zeit in Moskau vielen wohlbekannte Perſönlichkeit, war ein berühmter Blatternimpfer noch aus den Zeiten der Kaiſerin Katharina. Es war das ein in allem peinlich genauer alter Herr in rötlicher Perücke, mit rotem, gutmütigem Geſicht, mit kurzen Beinkleidern, welche durch Schnallen oberhalb der Kniee zuſammengehalten wurden, und weichen Plüſchſtiefeln, welche nicht ganz bis an die Kniee reichten; zwiſchen den ſchwarzen Beinkleidern und Stiefeln wurden weiße Strümpfe ſichtbar.

Unſrer ganzen Familie hatte Andrei Michailowitſch im Laufe vieler Jahre die Blattern eingeimpft und hielt es deshalb für ſeine Pflicht, uns jedes Jahr an den großen Feiertagen zu beſuchen, wobei er mit beſonderem Appetit ſein Butterbrot verzehrte, im Winter mit Käſe und im Frühling, zu Oſtern, mit Radieschen.

Mich perſönlich intereſſierte er, abgeſehen von ſeinem originellen Aeußeren, wegen eines kleinen Mikroſkopes, welches er immer bei ſich in der Taſche trug. Er pflegte wohl das ſchwarze Käſtchen, in welchem es ſteckte, zu öffnen, nahm dann das winzige, glänzende Inſtrument heraus, wählte ſich irgend ein Blumenblättchen von einer Zimmerpflanze, rupfte es vermittelſt einer Nadel aus und legte es auf das Glasplättchen, wobei er alles mit ſolcher Ruhe, Gemeſſenheit und Genauigkeit that, als ob er irgend eine gottesdienſtliche Handlung verrichte. Ich verwandte von Andrei Michailowitſch kein Auge und wartete mit pochendem Herzen auf den Augenblick, wo er mich in ſein Mikroſkop ſehen laſſen würde.

„Ach, wie reizend! wie iſt denn das nur alles ſo zu ſehen, Andrei Michailowitſch?“

„Das kommt daher, mein Lieber, weil dort Gläſer hineingeſetzt worden ſind, welche fünfzigmal vergrößern. Und nun ſieh mal!“ Hierauf erfolgte dann die Demonſtration.

Der dritte in unſrem Hauſe verkehrende und für mich intereſſante Bekannte, Jakob Iwanowitſch Sſmirnow, ein Kollege meines Vaters, hatte für mich in meiner kindlichen Naivetät eigentlich um ſeiner Dummheit willen etwas Anziehendes. Das heißt im Grunde genommen war er nicht gerade dumm, ſondern nur ſo ſeltſam ſteif und ungeſchickt, dabei lang und gerade wie eine Stange. Wenn er die Anweſenden begrüßt hatte, und dann ſeinen Platz einnahm, ſo ſtellte ich mich alsbald neben ſeinem Stuhle in Erwartung des

Schauſpiels ein, wie Jakob Iwanowitſch nun Anſtalten treffen werde, ſein gewürfeltes blaues Taſchentuch aus der Taſche zu ziehen, es zu einem runden Ballen zuſammenzuquetſchen, es ſodann an die Naſe zu führen, an derſelben damit hin und her zu fahren und es dann wohl noch eine halbe Stunde in der Hand zu behalten, bevor er es wieder in die Taſche ſteckte. Jakob Iwanowitſch (er war Sohn eines Geiſtlichen und ſelbſt in einem geiſtlichen Seminar erzogen worden) erzählt ſo z. B. einmal meiner Mutter, während dieſe ſich dabei ſchaudernd bekreuzigt, daß die Popen wohl die von ihnen herausgeſchnittenen Hoſtienteilchen zu ſammeln, zu trocknen und dann in ihrer Kohlſuppe zu verſpeiſen pflegen.

„Aber Jakob Iwanowitſch, wie können Sie nur ſo ſchreckliche Dinge erzählen, und noch dazu in Gegenwart von Kindern! Das iſt doch wirklich eine Sünde von Ihnen!“

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, das iſt ja noch gar nichts; die Popen machen noch ganz andre Dinge; was wiſſen die, was Sünde iſt? Na du,“ wendete ſich Jakob Iwanowitſch an mich, „du lernſt ja jetzt Latein — weißt du denn auch was das heißt: curva culina*) scit quid perdat?“ — und indem er ſich an meine Mutter wendet, die ganz erſtaunt iſt, ſolch unanſtändige Worte von Jakob Iwanowitſch zu hören, und ſchon vermutet, er habe ſich des Guten zu viel gethan, ſagt Jakob Iwanowitſch: „Auf Lateiniſch heißt es nun 'mal ſo, gnädige Frau, Sie müſſen ſchon entſchuldigen, wenn es ſo ein bißchen . . .“

Ich platze aus und laufe ganz verſchämt davon, obgleich ich den Sinn der Worte gar nicht verſtanden habe.

Hierauf erklärt Jakob Iwanowitſch, er habe es abſichtlich ſo ausgeſprochen, als ob es Aculina wäre, und nicht das lateiniſche „culina“, was „Mühle“ bedeute (sic! Anmerk. d. Ueberſ.).

„Ganz ohne Grund ſind Sie verlegen geworden,“ ſagte er dann zu meiner Mutter und mir. „Jetzt iſt die Sache ganz einfach: ‚Die krumme Mühle weiß was ſie verliert.‘ Nun, überſetze mir aber einmal ein bekanntes Sprichwort, mit dem auch Mama ſicher zufrieden ſein wird: amicus certus in re incerta cernitur.“

Das überſetzte ich denn nun.

Waſſili Feklistowitſch Feklistow, wie meine Angehörigen den Studenten Feoktiſtow nannten, wurde mir auch eine Quelle rein kindlicher Freuden, die dem Umſtande entſprangen, daß ich mich zum

*) „Curva“ heißt ruſſiſch „liederliches Frauenzimmer“ und „Aculina“ iſt ein weiblicher Vorname. Anmerk. d. Ueberſ.

Eintritt in die Univerſität vorbereitete und fleißig mit Feoktiſtow arbeitete; Genuß gewährte es mir auch, ſeine mediziniſchen Bücher, darunter ein altes Lehrbuch der Anatomie mit Abbildungen und ein Kompendium der Therapie mit Rezepten zu betrachten; am intereſſanteſten aber war es für mich, und ich fühle gleichſam noch jetzt das unausſprechlich angenehme Beben des Herzens, das ich dabei empfand, ein Verzeichnis der Univerſitätsvorleſungen zu ſtudieren, welches Feoktiſtow einmal mit ſich nach Hauſe gebracht hatte.

„Welche Vorleſungen werde ich denn hören? Da iſt z. B. Juſtus Chriſtian Loder — Anatomie des menſchlichen Körpers, werde ich das hören?“

„Entſchieden.“

„Da iſt Jefrem Oſſipowitſch Muchin — Phyſiologie nach Lenhoſſék. Was iſt denn das eigentlich? Na, übrigens Muchin will ich auf jeden Fall hören, einerlei, was er auch leſen möge. Waſſili Michailowitſch Kotelnizky — Pharmakologie oder Arzneimittellehre. Waſſili Feoktiſtowitſch! was iſt das für eine Wiſſenſchaft?“

„Nun, von der Wirkung der Arzneien.“

„Ach, das iſt ja intereſſant, alſo wie ein Brechmittel oder ein Purgativ wirkt; übrigens weiß ich ja auch ſchon, daß radix ipecacuanhae ein emeticum und radix jalapae ein drasticum iſt.“

„Aber woher haben Sie denn eigentlich dieſe Kenntniſſe?“

„Warten Sie nur, warten Sie, ich bringe Ihnen gleich ein Buch, das mir Grigori Michailowitſch Berjóskin geſchenkt hat, ein intereſſantes Buch, in welchem wirklich alles drin iſt.“

Ich hole das Buch und zeige es Feoktiſtow. Dieſer durchblättert die wertvolle Gabe Berjóskins mit wichtiger Miene und etwas verächtlichem Lächeln (dieſes Lächeln kann ich mir jetzt noch lebhaft vorſtellen, wo ich dieſe von der Erinnerung diktierten Zeilen niederſchreibe), und gibt ſie mir dann mit den Worten zurück: „Alter Plunder! wenn Sie Student ſein werden, ſo bitten Sie Ihren Vater, Ihnen die Sprengelſche Pharmakologie zu kaufen, Ueberſetzung aus dem Deutſchen von Jowsky.“

„Iſt's ein teures Buch?“

„Na, an die drei bis vier Rubel wird es ſchon koſten.“

„Unbedingt werde ich ihn drum bitten.“

Unterdes geht die Zeit dahin. Wir machten eine Wallfahrtsreiſe nach dem Troitzakloſter, Feoktiſtow mit uns. Die Exkurſion dauerte ein paar Tage und ſollte als Erholung dienen, obgleich, aufrichtig geſagt, weder ich noch Feoktiſtow uns von unſrer Arbeit angegriffen fühlten. Auf dieſer Exkurſion hielten wir uns in My-

tiſchtſchi weiter nicht auf, beſuchten auch die Kloſterſakriſtei nicht, ſo daß ſich alles, was ich früher über meine Kindererinnerungen vom Troitzakloſter erzählt habe, unzweifelhaft aus einer früheren Zeit datiert (d. h. aus meinem ſiebenten bis achten Lebensjahre aus den Jahren 1817 bis 1818).

Endlich kam denn auch die Zeit des Eintrittsexamens herbei.

Ich habe mir abſolut keine Erinnerung an das bewahrt, was ich empfand, als ich mit meinem Vater nach der Univerſität zum Examen fuhr; doch haben mich ſicher weder Hoffnung noch Furcht übermäßig bewegt; ich erinnere mich z. B. noch lebhaft meines erſten Examens in der Krjäſhewſchen Penſion; die Aufregung, mit welcher ich damals auf die mir vorgelegten Fragen antwortete, ſcheint ſich mir, ſobald ich nur an jene Zeit zurückdenke, noch immer nicht gelegt zu haben; ich glaube wie in fernem Nebel Druſhinin (den Gymnaſialdirektor, der dem Examen beiwohnte) in einem großen, ſpeziell für ihn hingeſetzten Armſeſſel ſitzen zu ſehen; noch vor mir ſehe ich den dicken Penſionsdiener, wie er mit einem Präſentierbrett an uns vorübergeht, mir verſchmitzt zulächelt und mit einem Auge zuzwinkert. Lebhaft erinnere ich mich auch noch des gutmütig ſpöttiſchen Lächelns irgend einer der anweſenden Perſonen und der ſpitzen Bemerkung des Geiſtlichen auf meine allzu anſchauliche Schilderung der Traumgeſichte Pharaos. „Er träumte," wiederholte ich mehreremal in meiner durch Gebärdenſpiel belebten Erzählung. „Ihn deuchte, ihn deuchte, ihn deuchte," bemerkte der Religionslehrer, indem er mich jedesmal mitten im Wort unterbrach. Und alles dieſes war zwei Jahre vor meinem erſten Univerſitätsexamen.

Der Eintritt in die Univerſität war für mich ein Ereignis von ſo ungeheurer Bedeutung, daß ich, wie ein in einen Kampf auf Leben und Tod gehender Soldat, meine Aufregung niederzwang und ganz kaltblütig vorging. Ich erinnere mich nur, daß auch Muchin, als Dekan der mediziniſchen Fakultät dem Examen, beiwohnte, ein Umſtand, der mich natürlich nur ermutigen konnte; ich erinnere mich auch Tſchumakows, welcher mich für das Beweiſen eines Lehrſatzes in der Luft lobte: anſtatt die Zeichnungen auf der Tafel vorzunehmen, fuchtelte ich mit den Händen in der Luft umher; ich weiß auch noch, daß ich beim Ausziehen irgend einer Kubikwurzel in die Brüche geriet, übrigens aber nicht in dem Maße, um mich völlig zu blamieren.

Sicher weiß ich nur, daß meine Kenntniſſe das Maß der Forderungen zum Examen bei weitem überſtiegen. Im Empfangszimmer erwarteten mich nach Beendigung des Examens mein Vater,

der Univerſitätsſekretär Kondratjew und mein von letzterem uns empfohlener Repetitor Feoktiſtow. Mein Vater fuhr mit mir aus der Univerſität direkt zum Iberiſchen Muttergottesbilde, vor dem er ein feierliches Dankgebet abhalten ließ. Noch erinnere ich mich deutlich ſeiner Worte beim Austritt aus der Kapelle: „Iſt das nicht offenbar eine gnadenreiche Fügung Gottes, daß du, Nikolai, jetzt ſchon in die Univerſität eintrittſt? Wer hätte das erwarten ſollen?“

Hierauf fuhren wir in die Pedottiſche Konditorei, wo ich mit Schokolade und ſüßen Kuchen bewirtet wurde.

Mein Studentenleben in Moskau.

36.

Das war im September des Jahres 1824 und mit dieſem Tage begann eine neue Aera in meinem Leben. Seltſamerweiſe bin ich deſſen eigentlich nicht ganz gewiß, ob es wirklich im Jahre 1824 war. Genauere Nachforſchungen darüber anzuſtellen verlohnt ſich nicht der Mühe; ſeltſam aber iſt gerade der Umſtand, daß es mir jetzt ſo vorkommt, als habe mein Vater nach meinem Eintritt in die Moskauer Univerſität doch längere Zeit noch gelebt, als ſich bei der Berechnung herausſtellt. Sicher iſt mein Vater ein Jahr vor dem Tode Alexanders I., d. h. ein Jahr vor dem Jahr 1825 geſtorben. Ich aber kann doch unmöglich im Jahre 1823, d. h. dreizehn Jahre alt, auf die Moskauer Univerſität gekommen ſein.

In der Erinnerung erſcheint einem ein bereits durchlebter Zeitraum immer bald kürzer, bald länger, als er wirklich geweſen; in der Regel läßt ihn die Erinnerung kürzer erſcheinen. Die von mir durchlebten ſiebzig Jahre, von denen doch ſicher vierundſechzig ihre Spuren in meinem Gedächtnis zurückgelaſſen haben, erſcheinen mir zuweilen als ein ſehr kurzer, bisweilen aber auch als ein ſehr langer Zeitraum. Woher kommt das? Ich habe ſchon früher einmal erwähnt, welche Bedeutung ich den Illuſionen beimeſſe. Uns iſt es beſchieden — und ich glaube zu unſerm Glück — ohne es recht zu bemerken, in beſtändigen Wahnvorſtellungen dahinzuleben.

Man dürfte ja vielleicht die Behauptung aufſtellen, daß derjenige noch glücklicher ſei, der von der Exiſtenz ſinnlicher und pſychi-

ſcher Wahnvorſtellungen nicht nur keine Ahnung hat, ſondern ſich überhaupt keinen Begriff bilden kann.

Im Grunde aber iſt wohl alles ganz einerlei und die Vorteile des Nichtwiſſens kommen den Nachteilen desſelben gleich. Dem kranken Arzte können zuweilen ſeine Kenntniſſe von Uebel ſein, dem geſunden aber können ſie wohl von einigem Nutzen werden.

So kann denn auch die Ueberzeugung von der Exiſtenz einer beſtändigen lebenslänglichen Wahnvorſtellung einerſeits nicht gar großen Schaden ſtiften, weil dieſe Ueberzeugung gleichwohl die wohlthätige Illuſion nicht aufhebt, und ob wir nun von ihr überzeugt oder nicht überzeugt ſein mögen, ſo werden wir doch fortfahren, noch früherer Weiſe immer in derſelben Wahnvorſtellung dahinzuleben. Wie viel Jahre ſind nun ſchon vergangen, ſeit es uns bekannt geworden iſt, daß „das Ding an und für ſich ſelbſt“ für uns immer eine terra incognita bleiben wird; aber nein! Wir fahren gleichwohl fort, im Leben ſo zu denken und zu handeln, als ob „dieſes Ding an und für ſich ſelbſt“ uns bis ins Genaueſte bekannt und vertraut wäre.

So iſt denn auch unſre Vorſtellung von der von uns durchlebten Zeit eben ſolchen Wahnvorſtellungen unterworfen, wie auch alles übrige im Leben.

Wenn ich irgend einen Abſchnitt aus der von mir durchlebten Zeit mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit betrachte, d. h. meine Aufmerkſamkeit auf mein Gedächtnis richte — womit könnte man eigentlich dieſe Thätigkeit vergleichen, die ich z. B. jetzt übe, wo ich dieſe Zeilen ſchreibe? Ich wühle gleichſam forſchend in meinem Gedächtnis umher, blicke halb in dasſelbe hinein, halb ſuche ich etwas aus ihm herauszufinden und herauszulangen . . . Nein, ein ordentlicher Vergleich iſt doch nicht recht möglich — alſo, wenn ich meine Aufmerkſamkeit auf mein Gedächtnis richte, ſo ſtellt ſich mir dieſes meinem Gedächtnis entnommene Bruchſtück als mir und meinem gegenwärtigen Leben ſo außerordentlich naheſtehend dar, als ob das betreffende alles erſt geſtern vor ſich gegangen wäre.

So z. B. die lebendigen Bilder von Perſonen, die mir in die Erinnerung kommen, deren Kleidung und Gehaben, Stimme und Lächeln — wirklich die vollendetſte wunderbarſte Täuſchung! Ich brauche mich aber nur anzuſchicken, zu handeln und in den Strudel des Lebens einzutauchen, damit alles ſofort in weite, weite Fernen rücke und ganz verſchwinde — eine neue Täuſchung! Was geweſen iſt, erſcheint mir, als ob es nicht geweſen ſei.

So habe ich z. B. die Empfindung, als ob ich von der Minute, wo ich mit meinem Vater aus der Iberiſchen Kapelle heraus-

trat (aus dieſer Minute ſind nur die Worte meines Vaters in meinem Gedächtnis nachgeblieben), und bis zu jenem ſchrecklichen Augenblick, wo ich ihn als Leichnam mit bläulichem Geſicht auf dem Tiſche lang ausgeſtreckt liegen ſah, als ob ich während dieſer Zeit meinen Vater überhaupt gar nicht um mich gehabt hätte; nur wie durch dichte Nebelſchleier taucht kaum merklich ſein bleiches Antlitz und müder Gang vor mir auf, wie ich ſie in den letzten Tagen ſeines Lebens noch geſehen habe. Gleichwohl aber erſcheint mir die Zeit, welche zwiſchen dieſen beiden in meinem Gedächtnis erhalten gebliebenen Markſcheiden verfloſſen iſt, jetzt ſehr lang, ſo lang, daß ich daran zweifle, ob es weniger als zwei Jahre geweſen ſind.

* * *

So begann ich denn den Beſuch der Vorleſungen. Meine Matrikel bekam ich ohne alle weiteren Feierlichkeiten. Da der St. Trinitatisſprengel in Sſyromjätniki von der Univerſität recht weit entfernt iſt (eine Stunde wird man immer zu gehen haben), ſo wurde beſchloſſen, ich ſollte zur Mittagszeit bei Feoktiſtow bleiben und erſt zwiſchen vier und fünf Uhr nachmittags in einer Droſchke nach Hauſe zurückkehren.

Feoktiſtow ſtudierte auf Kronkoſten und lebte mit fünf andern Studenten in Nr. 10 des Gebäudes, welches die Wohnungen der Kronſtipendiaten in ſich enthielt.

Hier muß ich nun die Erinnerungen an Nr. 10 und an die Droſchke näher ins Auge faſſen.

Kein Wunder, daß dieſe Erinnerungen ſich in mir erhalten haben. Nr. 10 habe ich einige Jahre der Reihe nach tagtäglich beſucht und mit der Droſchke bin ich gefahren, bis die Not mich zwang, zu Fuß zu gehen; Nr. 10 und die abendliche Droſchkenfahrt fallen ſomit mit meinem erſten Auftreten auf der Laufbahn des Lebens zuſammen und Debuts werden nicht ſo leicht vergeſſen.

Ich trete in ein großes Zimmer, an deſſen Wänden leere Betten mit Tiſchchen daneben ſtehen; auf jedem Tiſchchen ſind Häuflein von grünen, gelben, roten und blauen Büchern und Heften aufgetürmt; auf einem Bett ſehe ich eine Mütze mit dem Boden nach oben liegen; auf der Innenſeite des Bodens befindet ſich eine Aufſchrift, die ich zu leſen beginne: Hunc pil . . . .“ — hier iſt etwas ausgewiſcht, ſo daß ich's nicht zu entziffern vermag — „fur rapidus manibus tangere noli; possessor cujus fuit semperque erit Tschistow, qui est studiosus quam maxime generosus.“

Das verſtehe ich. Wo iſt denn aber dieſer Herr Tſchiſtow?

Ah, da tritt er zur Thür herein, ein magerer Menſch mit dichtem dunklem Haar, bleifarbenem Geſicht und dunkelbläulichen glattraſierten Wangen und Kinn; nach ihm kommt auch mein Feoktiſtow von der Vorleſung; die Thür beginnt beſtändig auf und zu zu gehen; eine nach der andern erſcheinen lauter neue Perſönlichkeiten, wenden ſich liebenswürdig an mich und ſtellen ſich mir vor; da iſt z. B. Herr Leitſchenko, der älteſte der Stubengenoſſen, und in der That ſcheint er weit über die Dreißig zu ſein; da iſt Lobatſchewsky, ein langer rothaariger Menſch, der, nach Geſicht und Händen zu urteilen, am ganzen Körper mit Sommerſproſſen bedeckt ſein muß, und außerdem noch an die ſechs Mann aus derſelben und aus andern Stuben.

Nun beginnt man mit dem Anſtecken der Pfeifen und der gegenſeitigen Unterhaltung, wobei alle dermaßen durcheinander reden, daß man kein vernünftiges Wort verſtehen kann; zuweilen ertönt ein unanſtändiges Schimpfwort; dicker Tabakrauch erfüllt die Luft.

Mein ehemaliger Lehrer Feoktiſtow ſtellte ſich mir jetzt in einem ganz andern Lichte dar, gar nicht wie ich ihn bis dahin gekannt hatte; vor einigen Studenten z. B. tritt er da ganz in den Hintergrund und iſt wie auf den Mund geſchlagen.

Dagegen z. B. Tſchiſtow, der Beſitzer der Mütze mit den lateiniſchen Verſen, der nimmt ein Buch vom Tiſch, legt ſich aufs Bett und wendet ſich mit der Frage an mich, der ich in der Nähe ſeines Bettes ſtehe: „Mit welchen römiſchen Autoren ſind Sie bekannt?“ Ich erröte. „Nein, was denn? Feoktiſtow hat Ihnen ſicher nicht viel beigebracht; wie ſollte er auch, da er ja ſelbſt nichts von Latein verſteht. Setzen Sie ſich 'mal hier zu mir und laſſen Sie ſich etwas aus Ovid vorleſen. Haben Sie etwas von Ovids Metamorphoſen gehört, was?“ — „Ja, etwas.“ — „Nun, dann hören Sie!“ Und Tſchiſtow begann fließend und mit großer Begeiſterung die lateiniſchen Verſe zu ſkandieren; bei ihm habe ich damals mehr gelernt, als während der ganzen Zeit meiner Vorbereitung zum Univerſitätsexamen bei Feoktiſtow. In der Folge ſtellte es ſich heraus, daß Tſchiſtow in der That ein guter Kenner der römiſchen Klaſſiker war; ſelten habe ich ihn hinter mediziniſchen Büchern ſitzen ſehen; meiſt pflegte er auf dem Bette liegend ſeinen geliebten Ovidius Naſo oder Horatius zu leſen.

Obgleich er aus einer Geiſtlichenfamilie ſtammte und in einem geiſtlichen Seminar erzogen worden war, unterſchied ſich Tſchiſtow doch ſehr merklich von ſeinen Kommilitonen, die größtenteils auch ehemalige Seminariſten waren; ſie waren ſozuſagen Möbel aus

Tannen-, er aber aus Mahagoniholz; dabei war er auch offenbar im Grunde ſeiner Seele Poet.

Was habe ich nicht alles in dieſer Nr. 10 geſehen und gehört! Jetzt ſtelle ich mir erſt ſo recht vor, wie das alles auf das Gemüt des vierzehn- bis fünfzehnjährigen Knaben einwirken mußte. Erſcheint da z. B. jemand bei Tſchiſtow zu Beſuch, ein lahmer, bleicher Menſch mit wirrem Haar, überhaupt nach meinen Begriffen ſeltſam anzuſehen — jetzt könnte man ihn ſeinem Aeußeren nach einen Nihiliſten nennen, nach damaligen Anſchauungen war es nur ein Freidenker.

Wenn er ſprach, ſo verſchluckte er ſich in ſeiner Aufregung immer in ganz ſeltſamer Weiſe und ſetzte ſein vis-à-vis gewöhnlich einer Art Sprühregen aus.

In ſeiner Unterhaltung geht er raſch und ruckweiſe von einem Gegenſtand zum andern über und Einwendungen überhört er oder hört ſie nicht bis zu Ende an.

„Ih, wo will denn Alexander I. es mit Napoleon aufnehmen? Dem reicht er ja nicht das Waſſer! Der freilich, der war ſchon ein Genie, das ſich ſehen laſſen kann. Ach ja, haben Sie Puſchkins ‚Ode an die Freiheit' geleſen? Nein? Na, übrigens iſt das auch nur ſo 'ne Art Ragout. Meiner Anſicht nach muß man da ganz anders ins Zeug gehen; wenn ſchon einmal eine Revolution, dann auch gleich eine ordentliche, wie die franzöſiſche mit der Guillotine."

In dieſem Augenblick hört der liberale Jüngling, wie einer von den Anweſenden mit einem andern über die Ehe ſpricht; ſofort wendet er ſich an die beiden: „Wozu all das Gerede über Heirat und Ehe? Was ſoll ſie euch? Wer hat euch denn geſagt, daß man nicht einfach mit jedem beliebigen Weibe ſein Schlafzimmer teilen dürfe? .... Alles das ſind ja nur eure verdammten Vorurteile, das haben euch in eurer Kindheit eure Mütter, Großmütter und Kinderwärterinnen weiß gemacht, und nun glaubt ihr's ihnen immer noch. Schämen ſolltet ihr euch wirklich!" Ich aber ſtehe während deſſen da und höre alle dem zu, ohne meinerſeits ein Wort zu reden.

Plötzlich ſpringt Katonow von ſeinem Bette auf, ergreift einen Stuhl und läßt ihn mit voller Wucht auf die Diele niederſauſen. „Ihr Kamele," ſchreit er aus vollem Halſe, „wer wagt da über Puſchkin zu reden? Hört 'mal an, ſag' ich euch" — und indem er den Stuhl in der Luft ſchüttelt, die Augen verdreht und mit den Zähnen knirſcht, deklamiert er folgende Verſe:

Dich gleich wie dein Geſchlecht haſſ' ich von ganzer Seele,
Und dein Verderben, deiner Kinder Tod
Seh' ich mit wilder Freude dir ſich nahn,
Du Schandfleck der Natur, der Welt Entſetzen,
Lebend'ger Vorwurf du für Gott im Himmel!

Katonow, ein begeiſterter Verehrer des Schauſpielers Motſchalow, gerät beim Deklamieren ganz außer ſich und ſchreit ſchon nicht mehr, ſondern gibt eine Art von donnernden, brüllenden und ziſchenden Tönen von ſich, wobei er mit dem hoch in die Luft erhobenen Stuhl nach allen Seiten hin umherfuchtelt, ihm die Stirnadern anſchwellen, die Augen funkelnd aus ihren Höhlen dringen und Schaum vor den Mund tritt, kurz, er in eine vollſtändige Ekſtaſe gerät. Ich aber ſtehe dabei und höre mit pochendem Herzen und nervöſem Zittern ihm zu; halb fühle ich mich entzückt, halb beſchämt von der ganzen Scene.

Das Gebrüll und die Ekſtaſe Katonows werden uns ſchließlich allen zuviel; der große und robuſte Lobatſchewsky ſpringt auf ihn mit den Worten: „Wirſt du, Vieh, nun nicht einmal aufhören?“ ein und ſucht durch ſein Geſchrei das Brüllen Katonows zu übertönen. Es beginnt eine Balgerei, bei der einer von Lobatſchewskys hohen Stiefelabſätzen abbricht. Er fällt und von allen Seiten erſchallt Lachen und Händeklatſchen. Endlich ſucht man die auf der Diele Ringenden voneinander zu trennen.

Es verging kein Tag, an welchem ich nicht irgend etwas Neues in der Art der eben beſchriebenen Scene gehört oder geſehen hätte, die nur deshalb mir beſonders erinnerlich geblieben iſt, weil ſie für mich den Reiz völliger Neuheit hatte; hernach wurde alles Freigeiſtige für mich eine ganz gewöhnliche Erſcheinung.

Mit Ausnahme von einem oder zweien waren die Bewohner der Nr. 10 ſämtlich aus dem geiſtlichen Stande, und gerade von ihnen habe ich ſolche Dinge von Popen, dem Gottesdienſt, religiöſen Zeremonien, den Sakramenten und überhaupt der Religion gehört, daß ich es anfangs, ungewohnt wie ich der Sache war, mir immer kalt über den Rücken laufen fühlte.

Alle möglichen verbotenen Gedichte, nach Art der „Ode auf die Freiheit“, oder Rylejews „An einen Günſtling“, oder „Wo ſind, ihr Brüder, die Inſeln“ und dem ähnliches gingen von Hand zu Hand, wurden mit Gier geleſen, abgeſchrieben und bei jeder paſſenden Gelegenheit immer von neuem wieder vorgetragen.

Auch Barkows*) Produkte wurden geleſen, aber nur ſehr ſelten;

*) Dichter des achtzehnten Jahrhunderts (obſcön). Anmerk. d. Ueberſ.

ihre Stelle vertraten damals die zeitgemäßeren Poeſien des Studenten Poljewſhajew, die in ähnlichem Genre gehalten waren.

Von Gott und der Kirche wollten die Söhne der Kirche aus Nr. 10 gar nichts wiſſen und allem Göttlichen gegenüber verhielten ſie ſich mit der vollſtändigſten Geringſchätzung.

Von der Sittlichkeit der Nr. 10 habe ich mir ungeachtet meiner genauen Bekanntſchaft mit derſelben gar keine rechte Vorſtellung bewahren können. Ein höchſt fideles Leben, wenn bar Geld da war und völliger Indifferentismus dem Guten und Böſen gegenüber, wenn die Taſchen leer waren — das iſt die ganze Moral der Nr. 10, welche in meiner Erinnerung nachgeblieben iſt.

Es iſt der Erſte des Monats und wir haben ſoeben unſer Geld bekommen. Die Stube füllt ſich mit Beſuchern und die Thür wird beſtändig aufgemacht und zugeſchlagen. Der alte Jakob, Veteran und Stubendiener, kommt und geht mit beſorgter Miene, um alle möglichen Aufträge auszuführen. Es kommen Theekannen mit kochendem Waſſer und eine Theemaſchine zum Vorſchein.

Da treten gleich vier Mann auf einmal ins Zimmer, zwei zur Stube gehörige Studenten, ein fremder und ein hochgewachſener, kerngeſund ausſehender Protodiakonus. Lärm und wüſtes Schreien erfüllt das Zimmer, doch weiß der Protodiakonus mit ſeinem tiefen Baß ſich Gehör zu verſchaffen.

Alle brechen bei ſeinen Worten in lautes Gelächter aus. In dieſem Augenblick erſcheint Jakob mit einer ſchwarz verſiegelten Branntweinflaſche hinter dem Rock, in der Hand eine Wurſt und Preßkaviar. Das Siegel wird von der Flaſche mit den Worten entfernt: „Nun, Pater Diakonus, gießen wir eins aufs Lämpchen?“ — „Mit dem größten Vergnügen,“ antwortet der Protodiakonus im tiefſten Baß und breitem Tonfall. Es beginnt eine regelrechte Kneiperei und Jakob muß immer wieder neue Flaſchen bringen, bis wir uns endlich kaum mehr zu rühren vermögen.

„Wiſſen Sie,“ ſagt mir einer von den Bewohnern der Nr. 10, „daß wir hier eine geheime Geſellſchaft haben? Ich bin auch Mitglied; auch Freimaurer bin ich.“

„Was verfolgen Sie denn für Ziele?“

„Na ſo, man muß doch ſchließlich der Sache ein Ende machen.“

„Wem denn das?“

„Nun, der Regierung, zum Teufel mit ihr!“

Nach dieſer Enthüllung ſehe ich auf den Herrn, der mir dieſe intereſſante Mitteilung gemacht hat, mit einer gewiſſen ſcheuen Achtung.

Freimaurer! Mitglied einer geheimen Geſellſchaft! Daher alſo hat er lauter Bücher in grünem Einband. Ich hatte nämlich ſchon früher einmal gehört, daß die Freimaurer Bücher in grünen Einbänden hätten.

„Habt ihr gehört, daß die Unſrigen mit Poljewſhajew und den Chirurgen (Studenten der moskauiſchen mediko-chirurgiſchen Akademie) geſtern nacht auf der Truba*) ein B . . . ell demoliert haben? Fixe Kerle das!“

Und nun beginnen die Erzählungen von dieſer Heldenthat mit allen ihren Einzelheiten. Auch dieſe Enthüllung höre ich mit derſelben naiven Neugier an, wie das mir ſoeben mitgeteilte Geheimnis von der Geſellſchaft und der Freimaurerei.

„Nun, Brüderchen, heute war es bei Matwei Jakowlewitſch doch wirklich ein Hauptſpaß.“

„Wieſo denn das?“

„Hände und Füße müßte man ihm für ſeine heutige Vorleſung küſſen. Er hatte ganz recht, als er uns ſagte: ‚Schreiben Sie ſich, was ich Ihnen eben geſagt habe, nur ruhig Wort für Wort nieder, denn Sie werden das nirgend ſonſt wieder hören. Ich ſelbſt habe es erſt neulich aus dem Brouſſais erfahren.‘ Und nun ging die Geſchichte los . . .“

„Ja, die Franks, Peter ſowohl wie Joſeph, ſind jetzt ein überwundener Standpunkt; jetzt kommen Pinel, Bichat und Brouſſais an die Reihe.“

„Und wie hat der Mudrow heute in der Klinik der alten Richtung heimgeleuchtet! Herr du mein Gott, was hat er z. B. von dem Typhuskranken geſagt! ‚Sehen Sie, meine Herrn,‘ ſagte er, ‚der Mann da iſt nun ſchon faſt wieder auf den Beinen, nachdem wir ihm über achtzig Blutegel an den Leib geſetzt haben; hätte ich ihm aber nach der alten Manier Baldrian- und Arnikatropfen verſchrieben, ſo wäre er jetzt ſchon längſt mauſetot.‘“

„Ja, Matwei Jakowlewitſch iſt ein Hauptkerl; ein Genie iſt er, ein Wunder, kein Profeſſor! Einfach göttlich lieſt er.“

„In der Akademie ſoll auch Didkowsky famos ſein. Einige von uns haben ihn gehört. Aber gegen Mudrow kann er doch nicht aufkommen. Der iſt einfach unvergleichlich.“

„Oho, und Juſtus Chriſtian Loder?!“

„Ja, klein iſt der Alte ſchon, aber Haare hat er doch auf den Zähnen. Habt ihr gehört, wie er neulich den Polizeimeiſter ab-

*) Platz in Moskau. Anmerk. d. Ueberſ.

getrumpft hat? Fährt er da in ſeiner Kutſche zur Parade, als der Oberpolizeimeiſter an dieſelbe heranſprengt und dem Kutſcher aus vollem Halſe zuſchreit: ‚Heda! marſch zurück!‘ Da ſteckt Loder den Kopf zum Wagenfenſter hinaus und winkt dem Kutſcher mit der Hand zu, er ſolle nur ruhig weiter fahren. Der Polizeimeiſter fährt nun direkt auf Loder los: ‚Das erlaube ich Ihnen nicht, ich bin der Polizeimeiſter!‘ — ‚Und ich,‘ ſagt jener, ‚ich bin Juſtus Chriſtian Loder. Sie kennt nur Moskau, mich aber kennt ganz Europa.‘ Und habt ihr gehört, wie er ſich geſtern in ſeiner Vorleſung vergallopiert hat?“

„Wie denn das?“

„Nun, er fing ſchon an: ‚sapientischima (Loder liſpelte etwas) natura‘ — beſann ſich aber dann doch noch rechtzeitig und fügte hinzu: ‚aut potius creator sapientischimae naturae voluit.‘“

„Ja, Bruder, jetzt heißt es hölliſch aufpaſſen.“

„Wieſo?“

„Nun, jetzt ſoll in Petersburg unſer Miniſter Golitzyn ſolche Geſchichten loslaſſen, daß einem der Verſtand dabei ſtille ſtehen könnte.“

„Nämlich?“

„Na, man ſagt, er wolle die Leichenſektionen verbieten.“

„Na, hör 'mal aber!“

„Ja, was iſt bei uns nicht alles möglich? Eine Deſpotie iſt's ja nun doch ſchon einmal. Er ſoll an alle Univerſitäten die Anfrage geſchickt haben, ob man denn nicht ohne Leichen auskommen oder ſie durch irgend etwas andres erſetzen könne.“

„Wie ſoll denn das möglich ſein?“

„Nun, natürlich geht das nicht, und in dem Sinn wird man ihm ja wohl auch antworten.“

„Meinſt du? Hat ſich was? So nimm einfach Bilder oder Tücher!“

„Wie kann man ſo'n furchtbaren Blödſinn zuſammenreden!“ wirft hier jemand ein.

„Wieſo Blödſinn? Ich meine es ganz ernſtlich. Irgendwo ſoll man es ſchon ſo machen. Der Profeſſor der Anatomie befeſtigt das eine Ende eines Tuches an das Schulterblatt, das andre an das Achſelbein und zieht dann an demſelben. ‚Sehen Sie, meine Herrn,‘ ſagt er dann, ‚das da iſt der Deltoideus.‘“

Allgemeines Gelächter, jemand ſpeit mit Entrüſtung aus.

Ja, die Nr. 10 war für mich eine Schule, deren Lehren, wie man ſieht, viele andre wichtigere Erinnerungen in meinem Gedächtnis überdauert haben.

Später machten ſich auch in Nr. 10 die Strömungen einer andern Zeit fühlbar und man hörte immer häufiger die Namen Schelling, Hegel und Oken ausſprechen. Bei dem täglichen Beſuch der Univerſitätsvorleſungen und der Nr. 10 bildete ſich in meiner ganzen Weltanſchauung ſehr bald eine entſchiedene Veränderung heraus, aber nicht ſowohl dank den Vorleſungen Ternowskys (im erſten Jahre hörte man Loder noch nicht) über Oſteologie und Muſchins über Phyſiologie, als vielmehr gerade dem bildenden Einfluß der Nr. 10.

Alsbald nach meinem Eintritt in die Univerſität verſah mich die Nr. 10 mit einer Knochenſammlung und einem Herbarium; die Extremitätenknochen, einige Rippen und Wirbel waren aller Wahrſcheinlichkeit nach von Skeletten aus dem anatomiſchen Theater geſtohlen, was die an ihnen angebrachten Löcher glaublich machten, und die ſich durch ihre Weiße auszeichnenden Schädelknochen waren ſicherlich Loder entwendet, welcher ſie ſeinen Zuhörern bei ſeinen oſteologiſchen Vorleſungen vorzuzeigen pflegte.

Als ich das Säckchen mit den Knochen nach Hauſe brachte, da ſahen meine Angehörigen nicht ohne einige innere Aufregung zu, wie ich das Säckchen ſeines Inhalts entledigte und die teure Gabe der Nr. 10 auf die Schubladen einer leeren Kommode verteilte; meine Wärterin aber, Katharina Michailowna, welche zufällig um dieſe Zeit zu uns zu Beſuch gekommen war, brach beim Anblick der Menſchenknochen aus irgend einem Grunde in Thränen aus, und als ich ihr dieſelben zu demonſtrieren anfing, wobei ich höchſt kaltblütig und ungezwungen das Stirnbein, die Kranznaht und die Augenbrauenbogen zwiſchen den Fingern hin und her drehte, da ſchüttelte ſie nur den Kopf und ſagte: „Herr, du mein Gott, wie du nur aber auch gar keine Angſt haben kannſt!“

Was nun die Erwerbung des Herbariums betrifft, ſo habe ich es nicht umſonſt bekommen. Man muß wiſſen, daß dies in der That eine für jene Zeit bemerkenswerte Kräuterſammlung war, wenngleich auch Moskau als das wahre Vaterland von Kräuterſammlungen jeder Art gelten konnte, freilich nicht für den Botaniker, ſondern nur für die Liebhaber von Kräuterſchnäpſen; das Herbarium von Nr. 10 aber war offenbar kein vaterländiſches. Vermutlich hatte es irgend ein deutſcher gelehrter Apotheker zuſammengeſtellt; er hatte an die fünfhundert Medizinalpflanzen geſammelt, ſie vortrefflich getrocknet, jede auf ein Blatt Papier geklebt, nach Linné beſtimmt und jedes ſolche Blatt zwiſchen Löſchpapier gelegt, ſo daß ſich das Ganze ſehr ſauber, ordentlich und nett ausnahm. Als

der Student Lobatſchewsky aus Nr. 10 mir dieſen ihm gehörigen Schatz zum erſtenmal zeigte, da entfuhr mir unwillkürlich ein Ausruf des Entzückens. Nun ſchlug mir Lobatſchewsky vor, ihm dieſes nach meinen damaligen Begriffen wertvolle Objekt für zehn Rubel, natürlich in Bankaſſignationen, abzukaufen, und ihm außerdem noch zur Erinnerung eine ſeidene, von meiner Schweſter zu häkelnde Uhrſchnur mitzubringen; Lobatſchewsky war galant-homme und hatte irgendwo meine Schweſtern geſehen. Ohne darauf irgend etwas zu erwidern und ohne zu dingen, vielmehr außer mir vor Freude über die Möglichkeit dieſer Erwerbung, bat ich ihn, ſofort das Herbarium in einen gerade daſtehenden alten Kaſten aus Baumrinde zu packen; der alte Jakob umband den Kaſten mit einem Strick, ſchleppte ihn nach unten und ſetzte ihn zum Kutſcher in den Schlitten.

Glückſelig ganz in die Betrachtung meines Herbariums vertieft, merkte ich nicht einmal, wie ich nach Hauſe kam; hier erſt wurde ich nachdenklich geſtimmt: wie nun, wenn ich das Geld nicht bekomme, was dann? Aber das iſt ja gar nicht möglich! — Wenn nun aber doch ... Ach Gott, Gott, wie habe ich das nur nicht früher bedenken können! Indes komme, was da kommen will!

„Praskowja, Praskowja! Uljana! ſo kommt doch endlich einmal, mir den Kaſten aus dem Schlitten ziehen helfen.“

Das geſchieht. Ich trete halb tot vor Aufregung ins Zimmer.

„Was haſt du denn da eigentlich?“ fragen mich meine Schweſtern.

„Das iſt ein Herbarium.“

„Was iſt das — ein Herbarium?“

„Eine botaniſche Sammlung.“

„Die haſt du ja ſchon.“

„Wie denn das?“

„Erinnerſt du dich denn nicht, wie viel du von allen möglichen Blumen getrocknet haſt?“

„Ach, das iſt ja etwas ganz andres; dies iſt ein ganz eigentliches botaniſches Herbarium, und zwar aus lauter Medizinalpflanzen. Geradezu ein Wunder, ein ſehr koſtſpieliges und ſeltenes Exemplar.“

„Wo haſt du es dir denn eigentlich aufgetrieben?“

Inzwiſchen packe ich den Kaſten aus und nehme die einzelnen Päckchen Löſchpapiers heraus.

„Na, ſeht z. B. gleich dies da, was meint ihr dazu, was? Seht einmal, Atropa Belladonna, wächſt nicht bei uns. Ein Prachtſtück, aber ein furchtbares Gift. Dies da wächſt auch bei uns, ſeht nur: Hyoscyamus niger, L., das bedeutet Linné. Es iſt Bilſenkraut. Nun, was ſagt ihr dazu?“

„Wer hat es dir denn eigentlich geſchenkt?“

„Das muß ich ſagen, geſchenkt! Warum nicht gar? Wo wollt denn ihr nur immer gleich ſo liebenswürdige Menſchen finden, die euch alles Mögliche ſchenken? Gekauft habe ich es.“

„Oho! Und wo haſt du das Geld herbekommen?“

„Darum will ich noch erſt bitten.“

Von der Schnur aber laſſe ich kein Wort verlauten.

Nun beginnt ein Gefrage und Gerede. Als meine Mutter die Geſchichte erfährt, nennt ſie meinen Kauf eine Eigenmächtigkeit, Leichtſinn, Verſchwendung und droht mir damit, daß mir der Vater das Geld dazu nicht hergeben werde. Ich breche in Thränen aus, gehe auf mein Zimmer, werfe mich aufs Bett und beginne herzbrechend zu weinen; das geht ſo den ganzen Abend und ich erſcheine auch nicht zum Thee; ſchließlich erſcheinen die Schweſtern, um mich zu beruhigen und mir Troſt einzuſprechen. Ich erkläre ihnen drohend, daß ich zu Hauſe bleiben und die Vorleſungen nicht beſuchen würde. Da verſprachen ſie mir auf alle Fälle die zehn Rubel zu morgen ſchaffen zu wollen. Von der Schnur erwähne ich übrigens noch immer nichts. So wurde denn dank dem Eintreten der Schweſtern für mich die Sache ſchließlich glücklich geordnet. Am nächſten Morgen brachte ich Lobatſchewsky die zehn Rubel und murmelte etwas von der Schnur, was, weiß ich nicht mehr; jedenfalls hat Lobatſchewsky ſeine Schnur niemals bekommen, wenngleich er mich auch bei jeder nur paſſenden Gelegenheit an mein Verſprechen mahnte, wobei ich, im Aerger über meinen Leichtſinn, Lobatſchewsky innerlich zu allen Teufeln wünſchte.

Seit dieſer Zeit gewährte mir mein Herbarium auf lange hinaus eine unbeſchreibliche Freude; ich kramte beſtändig in ihm herum, und da ich nichts von Botanik verſtand, ſo prägte ich mir wenigſtens die äußere Form vieler, beſonders der Medizinalpflanzen, ein; im Sommer waren Botaniſierausflüge mein größter Genuß und ich wäre unfraglich ein ganz annehmbarer Botaniker geworden, wenn ich eine kundige Anleitung erhalten hätte; indes eine ſolche fand ſich nicht und mein koſtbares Herbarium, das von mir immer noch erweitert wurde und mir andauernde Unterhaltung gewährte, fiel ſchließlich den Motten und Mäuſen zur Beute; doch exiſtierte es ganze ſechzehn Jahre, da es in meiner Abweſenheit von meiner Mutter wohl gehütet wurde, bis dieſe ſich endlich dazu entſchloß, es einem jungen Studenten zu ſchenken.

Außer den Knochen und dem Herbarium brachte ich noch aus Nr. 10 eine neue Weltanſchauung mit mir nach Hauſe, ein Umſtand,

der meine gottesfürchtige und fromme Mutter in nicht geringes Erſtaunen und große Betrübnis verſetzte. Zu den Morgen- und Abendmeſſen ging ich freilich noch immer in die Kirche, beobachtete auch die Faſten und alle rituellen Gebräuche; bei jeder Gelegenheit aber, wo ich im Geſpräch mit meiner Mutter und meinen ſonſtigen Hausgenoſſen auf die Heiligkeit der äußeren Gottesverehrung, auf das jüngſte Gericht, auf die Qualen im zukünftigen Leben und dem Aehnliches zu ſprechen kam, erhob ich lebhaften Proteſt und machte mich luſtig über die Erzählungen der Heiligenlegenden vom Teufel, ſeinen Streichen und dem ähnlichen Dingen.

„Aber ſo bedenken Sie doch ſelbſt, liebe Mutter," begann ich höchſt logiſch zu argumentieren, „wie ſollte das überhaupt denkbar ſein? Gott iſt ja doch allgegenwärtig, allwiſſend, gerecht und gnädig; daher hat er auch ſicher gewußt, daß wir böſe ſein würden; wie ſoll er uns nun doch gleichwohl dafür ſtrafen, daß wir böſe geweſen ſind? Wo ſoll denn da die Gerechtigkeit und Gnade ſein?"

„Ja, aber Gott hat dir doch den freien Willen gegeben, alſo wähle nun du ſelbſt und thue nicht das Böſe."

„Aber erlauben Sie, was ſoll mir denn eigentlich dieſer freie Wille, da es Gott doch ſchon vorher bekannt geweſen iſt — iſt er ja doch allwiſſend — daß ich fehlen und ſündigen werde?"

So räſonnierte ich denn mit meiner Alten umher (damals war ſie freilich noch gar nicht eigentlich alt) und brachte, wie ich hier gleich bemerken will, mit eben denſelben ziemlich flachen Räſonnements ſo manchen orthodoxen Dogmatiker und ehemaligen Seminariſten zum Schweigen.

Ich erinnere mich noch, daß ich mit einem alten Kommilitonen aus dem Profeſſoreninſtitut (er war etwa zwanzig Jahre älter als ich) ganze Stunden lang nachts über dieſes Thema geredet habe. Und weder ihm noch mir kam der ſimple Gedanke in den Kopf, daß wir weder über die Allwiſſenheit, noch über die Gerechtigkeit, noch über die Gnade des Schöpfers irgend etwas wiſſen können, und daß wir und unſer menſchlicher Verſtand nicht über die Eigenſchaften des Abſoluten urteilen ſollte.

Wenn das ſittliche Element in uns eine Stütze in der Gottheit ſucht, ſo müſſen wir uns unvermeidlicherweiſe mit der Offenbarung zufrieden geben und Chriſto glauben, welcher die den meinen ähnliche Zweifel mit dem Hinweis darauf behoben hat, daß, was dem Menſchen unmöglich, bei Gott doch möglich iſt.

* * *

Mit Recht hat jemand bemerkt, daß zwei auch nur einigermaßen gebildete Ruſſen nicht zuſammenkommen können, ohne ſofort ein Geſpräch über abſtrakte Gegenſtände zu beginnen.

Es muß das ein Anzeichen für die Jugendlichkeit unſrer Kultur ſein; alles an ihr iſt noch neu, grün und unreif, nicht durchdacht, nicht durchfühlt, geiſtig nicht verarbeitet. So ging es denn auch mit mir: kaum war ich aus dem Elternhaus in die Freiheit gekommen und mit der Univerſitätsjugend in nähere Beziehung getreten, als ich auch ſchon ſofort begann, an Geſprächen über abſtrakte Materien bald zuhörend, bald ſelbſt mit allem Eifer redend teil zu nehmen. Faſt zu derſelben, nun ſchon längſt entſchwundenen Zeit begann auch der Glaube in meiner Seele allmählich eine feſte Geſtalt zu gewinnen und die Ueberzeugung von dem Vorhandenſein der Prädeſtination ſich in mir herauszugeſtalten.

Anfangs ſtellte ſie ſich mir als ſittliche Nemeſis dar, in der Folge aber wurde ſie mir zu einer notwendigen logiſchen Folgerung. Bei meiner ganzen Geiſtesrichtung habe ich mir niemals weder die phyſiſche noch die ſittliche Welt als zuſammenhangs- und zwecklos vorſtellen können, und deshalb gründe ich denn auch die Prädeſtination auf den ununterbrochenen und nie aufhörenden Zuſammenhang voneinander abhängiger Urſachen und Wirkungen.

Es war kein Wunder, daß bei meiner Verſtandesrichtung, meiner Erziehung und meinem Alter der Aufbau meiner Weltanſchauung gleich bei meinem Eintritt in die Univerſität nicht von unten begann, die innere Umwälzung vielmehr von oben aus vor ſich ging. Anfangs begann ich ganz ſachte die oberen Stiegen meiner Treppe zu reinigen, ohne es indes zu wagen, den Kehricht fortzuſchütten. Die formelle und äußere Seite der Gottesverehrung ließ ich teils aus Gewohnheit, teils aus Furcht vor den Leuten einſtweilen noch beſtehen. Wenn aber das Aeußere auch in statu quo verblieb, ſo war doch der frühere Gedankeninhalt bereits ſtark erſchüttert und ins Wanken geraten.

„Was doch Jakob Iwanowitſch (Sſmirnow, deſſen ich, glaube ich, ſchon erwähnt habe) für ein Spötter und Krittler iſt,“ ſagte mir meine Mutter einmal. „Wie kann man ſich ſolche Aeußerungen über geiſtliche Perſonen erlauben!“

Ich: „Ach, da ſollten Sie nur hören, was die Popenſöhne in der Univerſität alles von ihren Vätern erzählen, dann würden Sie eine ganz andre Vorſtellung von den Popen bekommen. Das ſind ja die reinen Opferprieſter.“

Die Mutter: „Wie kannſt du nur ſo was ſagen! Wir haben nur unblutige Opfer.“

Ich: „Das will gar nichts ſagen. Trotz alledem betrügen unſre Popen das Volk, genau ebenſo, wie es in früheren Zeiten die Opferprieſter gethan haben.“

Die Mutter: „Aber wie kann man das nur miteinander vergleichen?“

Ich: „Und warum denn nicht? Die Religion iſt ja doch überall und bei allen Völkern nur eine Feſſel geweſen (dieſen Ausdruck hatte ich tags zuvor in einer Unterhaltung mit einem ehemaligen Seminariſten gehört), und Popen und Opferprieſter haben immer dazu geholfen, dieſe Feſſeln nur immer ſtraffer anzuziehen.“

Die Mutter: „Religion bedeutet ja doch wohl Glaube — man ſoll alſo jetzt nach eurer Meinung wohl auch keinen Glauben mehr haben?“

Ich: „Sie ſollten nur hören, Mutter, was z. B. der deutſche Philoſoph Schelling ſagt“ (ich hatte eben erſt von ihm in Nr. 10 von einem ſeiner wütendſten Anhänger, dem Profeſſor der Petersburger mediko-chirurgiſchen Akademie Wellansky gehört).

Die Mutter: „Ach ja, ich habe noch neulich etwas von ihm geleſen.“

Ich (mit ſpöttiſchem Lächeln): „Das iſt ja doch nicht Schelling, den Sie geleſen haben, ſondern Stilling. Wie könnten Sie denn auch, Mutter, Schelling verſtehen? Den kann ja nicht einmal jeder Gelehrte verſtehen, das iſt ein Naturphiloſoph.“

Die Mutter: „Um Gotteswillen, Nikolai, du wirſt mir am Ende gar noch Freimaurer werden?“

Ich: „Und wenn dem ſo wäre, was wäre denn dabei Großes? Wir haben bei uns dort in der Univerſität unter unſern Studenten auch Freimaurer“ (ich ſpiele auf die Mitteilung an, die mir im geheimen in Nr. 10 gemacht worden war).

Die Mutter (ſich bekreuzigend): „Nun, weiß Gott, heute läßt aber auch gar nicht mit dir reden. Was iſt das doch für eine Zeit und welchem Ziele geht eigentlich dieſe Welt entgegen?“

Ich: „Was für einem Ziel ſoll ſie denn entgegengehen, und was iſt überhaupt Zeit? Die Vergangenheit iſt unwiederbringlich, eine Gegenwart gibt es nicht, ſie iſt unfaßbar, halb iſt ſie geweſen, halb wird ſie ſein; die Zukunft aber iſt uns unbekannt.“

Dieſe letzte Tirade gefiel meiner Mutter offenbar, denn ſie brachte mich noch lange Zeit nachher immer wieder darauf: „Erinnerſt du dich noch, wie du mir einmal ſagteſt, daß das Vergangene

unwiederbringlich ſei, die Zukunft unbekannt und die Gegenwart nicht vorhanden? Ja, ja, ſo iſt's."

Die Nr. 10 iſt mir auf immer im Gedächtnis geblieben, nicht nur, weil meine Erinnerung an ſie mit der Entwickelung der erſten Weltanſchauung meines Lebens zuſammenfällt, ſondern auch deshalb noch, weil das von mir in dieſer Nummer im Laufe ganzer drei Jahre Geſehene und Gehörte mir ſeit der Zeit immer als Richtſchnur für meine Urteile über die ſtudierende Jugend gedient hat. Dieſe Nr. 10 aus dem Jahre 1824 würde, wenn man ſie in unſre Zeit hinüberverſetzte, ſicher als Nihiliſtenneſt gelten. Auch damals wurde faſt alles negiert; Gott war nicht nötig; die Religion war eine ſchädliche Feſſel; nicht negiert wurden nur die Freiheit, Ungebundenheit und ſogar Ausſchreitungen, wenn man eben ſein Monatsgeld bekommen hatte. Die Formen waren freilich andre. Einer Revolution wäre man unter Umſtänden, in ſeinen Reden wenigſtens, nicht abgeneigt geweſen, aber eine ſyſtematiſche Verwirklichung der betreffenden Prinzipien lag zu wenig im Bereich der damaligen Kräfte. Etwas einmal Erſonnenes und Durchdachtes zu verwirklichen und energiſch dem entſprechend zu handeln, iſt überhaupt kein Kräutlein, das in unſerm Garten gediehe; das iſt vielmehr etwas Weſtländiſches, gleichzeitig mit Dampf und Eiſenbahnen zu uns Gekommenes.

* * *

Aber die Univerſitätserziehung unſrer Jugend, welche bis zum Jahre 1824 faſt ausſchließlich der Wirkung der natürlichen Kräfte und Faktoren überlaſſen war, wies, wenn ich mich hier nicht ſehr täuſche, in ſittlicher Beziehung beſſere Früchte auf, als es bei der ſpäteren, künſtlichen der Fall war.

Was iſt aus allen dieſen Enthuſiaſten der Freiheit geworden, dieſen Gottes- und Glaubensleugnern und Anhängern Voltaires, der Naturphiloſophie, Revolutionen u. ſ. w.? Dasſelbe, was aus allen Ultraburſchen in den deutſchen und in unſrer Dorpater Univerſität wird. Ich bin in meinem Leben des öftern ſowohl mit früheren Bewohnern der Nr. 10 als auch mit vielen andern Kommilitonen von der Moskauer und Dorpater Univerſität, eingefleiſchten Anhängern jeder Art von Freidenkertum und Freigeiſtigkeit zuſammengetroffen, und viele von ihnen habe ich nachher als lammfromme und gottesfürchtige Familienväter und Staatsbeamte wiedergeſehen, welche ſich über ihre Schulextravaganzen (wie ſie es nannten) luſtig machten. Jenen Herrn aus Nr. 10 z. B., welcher aus voller Kehle

die Ode auf die Freiheit herausbrüllte, ſah ich hernach als höchſt friedfertigen verheirateten Stabsarzt wieder, welcher ziemlich gewandt die Karte ſchlug und ſeinen Dienſt im Hoſpital ausgezeichnet verſah.

Von den deutſchen und Dorpater Burſchen und unſern ſtudentiſchen Kneipbrüdern will ich gar nicht weiter reden. Es iſt mehr als bekannt, daß dieſe Kategorie der Studentenſchaft in der Folge ein bedeutendes Kontingent von ausgezeichneten Dozenten, Beamten, Paſtoren, Doktoren u. ſ. w. ſtellt. Sie tollen ſich aus und werden vernünftige Leute. „Jugend muß austoben," ſagt ein deutſches Sprichwort. Es iſt das freilich eben ein deutſches Sprichwort, und was für den Deutſchen zuträglich iſt, das kann ſich für den Ruſſen*) unter Umſtänden als gänzlich unangebracht erweiſen. Sind doch die Ruſſen, die während meiner Dorpater Zeit aus unſern Schulen direkt dorthin als Studenten kamen, nicht ſelten am Trunk völlig zu Grunde gegangen, ſo daß nur ſehr wenige von ihnen es zu etwas Ordentlichem gebracht haben. Aber die Jugend einer jeden Nation muß auf ihre Weiſe austoben und auch der ruſſiſchen ſoll dies ihr Recht gewahrt bleiben.

In den Jahren 1824 und 1825 geſchah das denn auch, glaube ich, bei uns. Damals überließ man die ſtudierende Jugend ſich ſelbſt, und ſie lebte und bummelte, ſtudierte und tobte ſich aus ganz nach ihrer Weiſe. Es gab damals weder Kuratoren noch Inſpektoren in der modernen Bedeutung dieſer Bezeichnungen. Unſern Kurator, den Fürſten Obolensky, ſahen wir nur einmal im Jahr zum Feſtaktus, und auch dann nur von ferne; die damaligen Inſpektoren waren eben auch Profeſſoren und Adjunkten, welche das ſtudentiſche Leben deshalb kannten, weil ſie ſelbſt vorher (einige vor eben nicht allzulanger Zeit) Studenten geweſen waren.

Coeten- und Halbcoetenexamen gab es nicht. Wohl waren Namensaufrufe auf den Vorleſungen und Repetitionen üblich, bei manchen Profeſſoren ſogar ziemlich häufig, aber man that das alles nur ſo, um ſein Gewiſſen zu beruhigen, und niemand kümmerte ſich darum, was dabei herauskam. Inzwiſchen waren die Hörſäle auch bei ſolchen Profeſſoren gedrängt voll, bei denen es nichts zu hören und nichts zu lernen gab.

Dumme Streiche gab's genug, aber ſie trugen einen rein ſtudentiſchen Charakter. Reden konnte man auch innerhalb der

*) Anſpielung auf eine ähnlich lautende ruſſiſche Redensart. Anmerk. d. Ueberſ.

Mauern der Univerſität, ſoviel man wollte, worüber man wollte und wie man wollte. Spione und Einbläſer gab es nicht; eine Univerſitätspolizei gab es auch nicht, auch keine Pedelle hatten wir; zum erſtenmal wurde ich mit dieſen in Dorpat bekannt. Die ſtädtiſche Polizei hatte nichts über die Studenten zu ſagen und mußte etwaige Schuldige an die Univerſität abliefern. Uniformen exiſtierten auch noch nicht. Von irgend welchen Demonſtrationen hat damals niemand etwas gehört, und dabei muß man beachten, daß damals gerade die Zeit der geheimen Geſellſchaften und der geheimen Unzufriedenheit war: alle fühlten im ſtillen eine ſtarke Erbitterung gegen Araktſchejew; von der Zenſur verbotene Sachen gingen von Hand zu Hand und wurden von den Studenten mit dem größten Eifer und laut vor aller Welt vorgeleſen; gewiſſe unklare Erwartungen beherrſchten alle Gemüter.

Freilich war das öffentliche Leben jener Zeit noch kein in aufgeregten Wogen gehendes Meer wie jetzt. Von den Brüdern im Volk redete man damals noch nicht. Die ziviliſierten Schichten der Geſellſchaft kümmerten ſich nur um ſich ſelbſt und ſchauten nach oben, nicht nach unten hin. Die Bourgeoiſie ſtand noch feſt auf ihrem Piedeſtal. War denn aber alles das für uns ſo nicht weit natürlicher und einfacher? Damals ſo gut wie jetzt war ſich jedermann deſſen wohl bewußt, daß, was man auch ſagen möge, im Grunde doch ein jeder für ſich ſelbſt ſorgt; damals aber waren die Leute offenbar aufrichtiger und redeten, indem ſie das eigene Wohl erſtrebten, nicht von den Brüdern im Volk, nahmen auch nicht die Miene an, als ob ſie ſich um andrer Leute willen wunder wie ſehr den Pelz zerriſſen. Der Weltſchmerz bewegte noch nicht die Geiſter der Menſchen und war noch keine Modebeſchäftigung für ſolche geworden, die ſonſt weiter nichts zu thun hatten. Freilich, man wußte auch damals ſchon, daß einſtmals des Menſchen Sohn dieſen Schmerz — nicht für ſich — hatte durchkoſten müſſen, aber man wußte auch, daß das der einzig Daſtehende, Unfehlbare und Sündloſe geweſen war, der die Macht hatte, auch andern ihre Sünden zu vergeben; daher hielt man die Selbſtaufopferung und ſelbſtloſe Förderung des Allgemeinwohles nicht für die Sache der in Sünden geborenen Söhne des Menſchengeſchlechts und blickte mit einigem Verdacht auf die Führer und Leiter der weltſchmerzleriſch angehauchten Richtung.

Freilich, da die Jugend der für Zeitſtrömungen empfindlichſte Barometer iſt, ſo weiſt ſie ſtets am allermerklichſten die Anzeichen ſolcher neuen Richtungen auf und es wird daher niemand wunder nehmen, wenn die moderne Jugend ſofort beim Auftauchen neuer

ſozialer Lehren ihre Bereitwilligkeit kund gibt, den Donquixote zu ſpielen und ſich in die brandenden Fluten zu ſtürzen.

Doch bin ich davon überzeugt, daß, wenn über unſern Studenten nicht ganz dreißig Jahre lang, vom Jahre 1826 ab, der ſyſtematiſche Druck all der Kuratoren, Inſpektoren u. ſ. w. gelaſtet hätte, unſre Jugend die Strömungen einer neuen Zeit in ganz andrer Weiſe aufgenommen hätte. Ungeachtet meiner Unreife, Unerfahrenheit und kindlich naiven Gleichgültigkeit öffentlichen Angelegenheiten gegenüber merkte ich doch ſofort den mit dem Jahre 1825 beginnenden Druck in der Univerſität.

Dieſer Druck ging dann, wie bekannt, immer weiter crescendo, mit einigen Unterbrechungen ſogar bis auf den heutigen Tag, ſomit nicht dreißig, wie ich eben geſagt habe, indem ich vergaß, was in den letzten zwanzig Jahren geſchehen iſt, — nach den Begriffen der damaligen Droſchkenkutſcher befand ſich die Univerſität in der Neglinnaja — ſondern ganze fünfzig Jahre. Zeit genug, um lege artis die jungen Naturen verkrüppeln, die Sitten verrohen und viele Hunderte und Tauſende von Seelen verderben und verkommen zu laſſen.

* * *

Aber wohin bin ich von meiner Nr. 10 hinweg geraten? Faſt hätte ich dabei auch vergeſſen, daß ich noch über die moskauſchen öffentlichen Vehikel habe ſprechen wollen, welche mich faſt täglich von der Neglinnaja — nach Sſyromjätniki brachten. Die Spezies meiner Roſſelenker hieß Schleife und ich hatte das Vergnügen, im Laufe eines ganzen Jahres abends auf dieſen Schleifen nach Hauſe zu fahren.

Dieſe jetzt nicht mehr exiſtierende Gattung von Roſſelenkern beförderte der Sterblichen Leiber auf rohen Laſtſchlitten. Solch ein wenig kompliziertes Gefährt, Schleife genannt, war in der That nichts andres, als ein großer Landlaſtſchlitten, der mit etwas bedeckt war, das eine entfernte Aehnlichkeit mit Kiſſen aufwies; auf dieſen Schlitten ſetzte man ſich ſeitwärts, wobei die Beine nach außen herabhängen mußten und, wenn ſie ſehr lang waren, natürlich beinahe auf der Erde mitſchleiften; war es ſchmutzig, ſo ward einem zum Schutz für Kniee und Beine ein Stück grober Leinwand oder ein Sack geboten; man ward aber in den Hoffnungen, die man auf dieſe Gegenſtände ſetzen mochte, ſtets bitter enttäuſcht.

So unnormal dieſe moskauſchen Schleifen vom Jahre 1825 dem modernen Fortſchritt auch ſcheinen mögen, ſo ſtimmten ſie doch

durchaus zu dem damaligen Zuſtande der kleinen Straßen und meines Beutels. Für zehn oder für fünf Kopeken, je nachdem, wo ich einſtieg, fuhren ſie mich an dunklen Herbſtabenden ganze acht Werſt durch den tiefen Schmutz der verſchiedenſten Quer- und Winkelgäßchen, wo eine Fußwanderung mit Lebensgefahr verknüpft geweſen wäre; letzteres habe ich mehreremal erfahren, wo ich die Reiſe auf Schuſters Rappen unternahm.

Einmal an einem dunklen Herbſtabend, als ich dem Kutſcher nicht mehr als fünf Kopeken geben wollte, und für dieſen Preis kein ſolcher aufzutreiben war, ſank ich in einem öden Winkelgäßchen bis an die Knöchel im Schmutz ein und wurde in dieſer Lage noch von Hunden angegriffen; ich kriegte einen ganz ordentlichen Schreck, ſchrie aus vollem Halſe und ſuchte mich vor den Beſtien dadurch zu verteidigen, daß ich Schmutz auf ſie warf, bis es mir ſchließlich gelang, mich, wenn auch ganz ſchmutzbedeckt und unter Verluſt meiner Galloſchen, herauszuarbeiten.

Das öffentliche Fuhrweſen und die ſtudierende Jugend — das ſind die beiden ſicherſten Gradmeſſer für den Kulturzuſtand einer Geſellſchaft: an ihnen erkennt man gar bald die Richtung und die Stufe der Ziviliſation einer gegebenen Geſellſchaft. Anders kann es auch nicht ſein. Je energiſcher der Stoffumſatz iſt, um ſo lebensvoller und vollkommener der Organismus. Je energiſcher der Umſatz an Ideen und gleichzeitig mit ihnen auch an geiſtigen und materiellen Erzeugniſſen, um ſo ziviliſierter und vollkommener iſt die Geſellſchaft. Nichts aber zeigt uns direkter und ſicherer als die Schule und Jugend das geiſtige Leben der Geſellſchaft und deren Tendenzen, die Energie und die Schnelligkeit des Umſatzes der in ihr herrſchenden Ideen an. Ganz dasſelbe gilt von dem öffentlichen Fuhrweſen und deſſen raison d'être, den öffentlichen Wegen, rückſichtlich der Energie und Schnelligkeit des Stoffwechſels im materiellen Leben der Geſellſchaft.

37.

Nach meiner Berechnung war weniger, nach meinen Erinnerungen aber zu urteilen weit mehr als ein Jahr ſeit meinem Eintritt in die Moskauer Univerſität vergangen, als meine Familie von einem furchtbaren Schickſalsſchlage betroffen wurde.

Etwa zwei Jahre ſchon zog ſich nun die Geſchichte mit der

durch den Kommiſſionär Iwanow verübten Veruntreuung öffentlicher Gelder hin; unſer Haus und unſer Vermögen waren bereits konfisziert, auch hatten wir noch Privatſchulden; mein Vater aber verſtand ſich auf das Führen von juridiſchen Geſchäften, war in verſchiedenen Angelegenheiten Sachwalter und unter andrem auch Generalbevollmächtigter für die Beſitzlichkeiten des Generals Nikolai Martynowitſch Sſipjägin, welcher ein reiches Fräulein Wſſewoloſhski geheiratet hatte.

Ich erinnere mich, daß man um dieſe Zeit viel bei uns davon ſprach, daß zur Reviſion des Kommiſſariats ein grimmiger Herr Abbakumow nach Moskau kommen werde, der aus Araktſchejews Schule ſtammen ſollte. In der That ſtellte er viele Perſonen unter Gericht; mein Vater entging indes dieſem Schickſal; er nahm einfach ſeinen Abſchied und wir ſetzten unſer vormaliges Leben beinahe wie in den früheren glücklichen Tagen wieder fort. Ich weiß mich noch zu erinnern, wie mein Vater, nachdem er ſeinen Abſchied erhalten hatte, zum erſtenmal ſeinen dunkelbraunen Frack mit den dunklen Knöpfen und Stiefel mit Troddeln anzog; auch daran glaube ich mich noch zu erinnern, daß er gewiſſermaßen nachdenklicher und minder beweglich als früher wurde; früher hatten wir ihn nur des Abends zu Hauſe geſehen, jetzt konnte man ihn nicht ſelten mitten am Tage auf dem Diwan ſchlafend antreffen; er begann häufiger über Kopfſchmerzen zu klagen und ſein Charakter muß ſich offenbar auch geändert haben: von Natur jähzornig und heftig, wurde er jetzt gleichgültig. Ich glaube noch jetzt eine Szene vor mir zu ſehen, wie er gerade ſitzt und mit Raſieren beſchäftigt iſt; da tritt eine kleine, dicke Geſtalt, der Bader, ein, der gleichzeitig Holzhändler war, und beginnt eine lange Litanei darüber, daß er nun auch die Bezahlung für das bei ihm entnommene Brennholz haben wolle; ſchließlich bemerkt er jedoch des Vaters Gleichgültigkeit gegenüber ſeiner Argumentation und meint nun: „Na, ich ſehe ſchon, ich werde jetzt ſchon nicht mehr zu Iwan Iwanowitſch (meinem Vater), ſondern zu Alexander Alexejewitſch gehen müſſen“ (d. h. zum moskauſchen Oberpolizeimeiſter Schulgin, und zwar mit einer Klage wider den ſäumigen Schuldner). Auf die ganze Tirade des Baders antwortet mein Vater nicht ein einziges Wörtlein; ich aber ſtehe dabei und höre mir die ganze Geſchichte an, muß es auch wohl ſehr aufmerkſam gethan haben, wenn ich mich ihrer noch jetzt erinnern kann.

Mitte April kommt mein Vater einmal aus der Badſtube nach Hauſe und läßt ſich ein Glas Kwas geben. In der Nacht entſteht eine große Unruhe im Hauſe: mein Vater hatte mit heftiger Atem-

not zu kämpfen; man ſchickt nach dem Arzt, dieſer läßt ihm zur Ader und verſchafft ihm dadurch Erleichterung; nach einigen Tagen verläßt mein Vater das Bett, um ein wenig im Garten umherzugehen; die Krankheit will aber doch nicht weichen; da lädt der Findelhausarzt Kaſchkadalow unſern alten Bekannten und Wohlthäter Jefrem Oſſipowitſch Muchin zu einem Konſilium ein.

Ich erinnere mich noch zweier Meinungsäußerungen aus Anlaß dieſes Konſiliums. Als nämlich die dem Ende ihres Studiums entgegengehenden Studenten von Nr. 10 von mir gehört hatten, Jefrem Oſſipowitſch habe meinem Vater eine Löſung von Magnesia sulfurica verſchrieben, da erklärten ſie mit großer Selbſtgewißheit, daß ſie dasſelbe wie Muchin gethan hätten; mein biederer Unterarzt Grigori Michailowitſch Berjoskin aber, mit ſeinen überhängenden Augenbrauen und halbgeſchloſſenen Augen, brummte ſich in ſeiner raſchen und abgeriſſenen Art und mit ſeiner heiſeren Stimme die folgenden Worte in den Bart: „Da ſollte man doch wohl, na, etwa Amara, Amara roborantia geben, ja . . .“ Und wenn ich jetzt an das geblichbleiche, blutloſe Antlitz meines Vaters denke, den ich damals zum letztenmal in ſeinem Leben ſehen ſollte, ſo kommt mir unwillkürlich der Gedanke, daß der alte Berjoskin doch recht hatte . . .

* * *

Es kam der erſte Mai heran, ein prachtvoller, warmer, ſonniger Tag, an welchem in Sokolniki ein Volksfeſt ſtattfinden ſollte; uns war der Gedanke gekommen, daß wir mit dem Vater ganz gut auf einige Stunden ins Grüne hinausfahren könnten, und wir hatten abgemacht, daß ich um ein Uhr aus der Univerſität nach Hauſe kommen ſollte. Nun glaube ich mich zu erinnern, daß mein Vater uns gerade am Morgen dieſes Tages gleich nach dem Aufſtehen davon erzählt hat, wie ihm jemand im Traum ſehr deutlich geſagt habe: „Haſt du gehört, daß Iwan Iwanowitſch Pirogow geſtorben iſt?“ Ich will nicht mit Gewißheit entſcheiden, ob ich dies, wie ich glaube, aus dem Munde meines Vaters ſelbſt gehört oder ob ich es nachher durch die Erzählungen meiner Angehörigen erfahren habe.

In fröhlicher Stimmung und der Hoffnung, gleich nach meiner Rückkehr mit meinem Vater die Ausfahrt zu machen, begab ich mich in die Univerſität; aber traurig war meine Rückkehr und noch jetzt, ſechsundfünfzig Jahre nach dem Ereignis, wird es mir bange ums Herz, wenn ich mir wieder ins Gedächtnis zurückrufe, was ich nach meiner Rückkehr zu Hauſe ſehen mußte.

Eine unheimliche Ahnung überkam mich ſchon, als ich mich unſerm Hauſe näherte. Am weitgeöffneten Thor ſtanden mehrere Perſonen und es ließ ſich von dort Lärm und unruhiges Hin- und Herlaufen vernehmen. An mich hatte man nicht gedacht oder aber man hatte mich nicht zur rechten Zeit benachrichtigen können. Nichts Gutes ahnend ſtürzte ich über den Hof in den Flur und ins Vorzimmer, und kaum hatte ich die Thür zum großen Zimmer geöffnet, als mir ein Tiſch in die Augen fiel und auf dem Tiſche das dunkelrote, aufgedunſene Geſicht meines Vaters, eingefaßt von dem Kragen ſeiner Uniform; mir ſchwindelte, mein Herz krampfte ſich zuſammen, meine Kniee knickten ein und ich fiel in die Arme meiner auf mich zueilenden Schweſtern.

Eine von ihnen hat mir nachher erzählt, daß ſie erſt eine Stunde vor meiner Ankunft dem Vater den Löffel mit der Arznei gereicht habe; er habe auf dem Stuhl geſeſſen und ſei, als er eben den Löffel zum Munde geführt, plötzlich ganz rot geworden und röchelnd vom Stuhl geſunken: Apoplexie foudroyante.

* * *

Hier will ich ein wenig bei den erblichen Charakterzügen unſrer Familie verweilen. Die moderne Frage von dem Einfluß der Vererbung auf den Organismus wird erſt dann ihre befriedigende Löſung finden, wenn man ein ausreichendes und verläßliches Material von Beſchreibungen erblicher Charakteriſtik einer ungeheuren Zahl von Familien und Individuen beiſammen haben wird.

In unſrer Familie ſind zwei verſchiedene Typen zu ſehr entſchiedenem Ausdruck gekommen; ein Teil der männlichen Nachkommenſchaft (meiner Brüder und Schweſtern) hatte faſt ganz ſchwarze Haare und lange Geſichtsform mit länglicher Naſe, dunkelbraunen Augen und dichtem Haarwuchs auf Kopf und Körper; die andre Hälfte hatte im Gegenteil runde Geſichtsform mit mehr breitem als hohem Schädel, platter, breiter Naſe, etwas hervortretenden Backenknochen, hellen und blauen Augen, hellblonden und ſpärlichen Haaren auf dem Kopf; die männliche Nachkommenſchaft dieſes Typus zeigt Neigung zu Glatzenbildung; die Glatze beginnt von der Stirn, nicht vom Wirbel aus, der Bart aber iſt groß und dicht.

Von den ſechs Mitgliedern unſrer Familie, deren ich mich erinnern kann (drei Brüdern und drei Schweſtern), gehörten nur zwei zum erſteren Typus der Langköpfe (ein Bruder und eine Schweſter), während Vater, Mutter und wir vier andern Kinder (zwei Brüder und zwei Schweſtern) Vertreter des zweiten Typus waren.

Meines Großvaters und meiner Großmutter erinnere ich mich nicht, aber nach dem zu urteilen, was ich von ihm habe erzählen hören, gehörte mein Großvater gleichfalls zu dieſer Kategorie; in ſeinem Alter war er freilich völlig kahlköpfig; zwiſchen ihm und meinem älteſten Bruder Peter wollte man eine gewiſſe Aehnlichkeit finden.

Man hat mir erzählt, daß mein Großvater Iwan Michailowitſch ein hoher, ſtark gebauter Mann geweſen ſei, und über hundert Jahre gelebt habe; ja man verſicherte dabei ſogar, daß vor ſeinem Tode noch neue Zähne bei ihm durchzubrechen begonnen hätten!?? Er hatte früher in der Armee gedient und bewahrte ſich noch vielfach Erinnerungen aus der Zeit Peters des Großen; ſpäter war er nach Moskau verzogen, hatte ſich dort eine Bierbrauerei mit für jene Zeit noch ganz neuen Einrichtungen angelegt, hatte dann geheiratet und war ein ſtrenger Ehemann geworden; meine Großmutter ward in den letzten Jahren ihres Lebens irrſinnig und infolgedeſſen ſehr launenhaft und zankte und ſchlug ſich mit ihrem Mann umher.

Der Irrſinn vererbte ſich dann auch auf meine älteſte Schweſter, die, wie man mir erzählt hat, meiner Großmutter ſehr ähnlich geſehen. Ich habe dieſe Krankheit meiner Schweſter vom erſten Anfang ihrer Entwickelung ab, ſeit dem Jahre 1841 beobachtet; der Tod trat im Jahre 1869 ein.

Unſre ganze Familie war von jähzornigem und heftigem Charakter, aber die Zornesaufwallungen dauerten niemals lange. Dieſe Charakterzüge gingen von meinen Großeltern auf meinen Vater und von dem letzteren auf uns über. Meine Mutter gehörte, wie ſchon geſagt, dem zweiten Typus an und hatte einen dem des Vaters ähnlichen Charakter, unterſchied ſich aber von ihm durch größere Gehaltenheit desſelben; dafür verging ihr aber der Zorn auch nicht ſo ſchnell und wechſelte die Gemütsſtimmung nicht ſo raſch wie beim Vater; ſie war auch berechnender und ſparſamer.

Ich glaube, ich habe vieles von ihr in phyſiſcher ſowie in moraliſcher Beziehung geerbt, und zwar unter anderm die feinen Hände und Füße, die Magerkeit, Neigung zu Katarrhen und Ohrenſauſen; ſodann meine religiöſe Richtung, Arbeitsfreudigkeit und Sparſamkeit.

Anmerkung der Redaktion der Rußkaja Starina. Hier unterbricht N. J. Pirogow den zweiten Teil ſeiner Aufzeichnungen durch eine von Bogen 153 bis 223 reichende, ganz einheitliche, abgeſchloſſene und allſeitige Spezialüberſicht der geſamten Regierung

Kaiſer Alexanders II. und ſeiner ſämtlichen Reformen des inneren ruſſiſchen Lebens. Dieſe Skizze iſt von Nikolai Iwanowitſch vom 2. bis zum 27. März 1881 zuſammengeſtellt und niedergeſchrieben worden.

Da ſie eine allzugroße Unterbrechung der autobiographiſchen Aufzeichnungen bildet und, was die Hauptſache iſt, ſich gleichſam als beſondere Monographie darſtellt, ſo verſetzen wir ſie ganz ans Ende der Aufzeichnungen N. J. Pirogows. Nun wenden wir uns wieder der Fortſetzung ſeiner Autobiographie zu*).

38.

28. März.

Bevor ich zu meiner Biographie zurückkehre, will ich noch bemerken, daß ich im vorigen Jahr zu dieſer Zeit lebhaft um meine Felder beſorgt war und über Wetter und Temperatur in meinen Aufzeichnungen Buch führte. In dieſem Jahr hatte ich an etwas ganz andres zu denken: ich habe mir ein neues Gut gekauft und mein Teſtament gemacht; — ich werde merklich älter. Der Umſtand, daß im vorigen Jahr im November der Schnee auf die noch nicht gefrorene Erde gefallen war, drohte den Winterſaaten großen Schaden und alle fürchteten, die Saaten, welche dicht wie Filz ſtanden, würden durch Näſſe leiden; im Dezember aber ſetzten ſtarke Fröſte ein, und obgleich der Schnee in großen Maſſen lagerte, ſo gefror doch die Erde unter ihm auf einen Arſchin und mehr. Als der Schnee, welcher bis Ende März liegen blieb, endlich abtaute, da ſtellte ſich's heraus, daß die Winterſaaten ganz ungeſchädigt und dicht und grün wie im Herbſt waren. Meine vorigjährige (1880) Ernte war nicht ſchlecht und wäre noch beſſer geweſen, wenn es zur Zeit der Weizenblüte nicht geregnet hätte; infolgedeſſen wurde der Druſchertrag etwas beeinträchtigt, doch habe ich an Weizen im Durchſchnitt das achte Korn geerntet.

Die heftigen Frühlingsfröſte, die im März bis über 20° R. ſtiegen, haben eine Menge Bäume im Garten zu Grunde gerichtet; beſonders ſtark haben die Kirſch-, Pflaumen- und Birnbäume gelitten; bei mir ſind von zweitauſend gegen zweihundert zu Grunde gegangen. Am 5. Mai fiel noch Schnee, welcher zwei Tage liegen

*) Dieſer Abſchnitt iſt nicht veröffentlicht worden. Vielleicht auf Veranlaſſung der ruſſiſchen Zenſur. Der Herausgeber.

blieb und dem Wein einigen Schaden zufügte; wir haben weder Aepfel noch Birnen gehabt.

Heuer ſind Prophezeiungen noch ſchwieriger. Wir haben freilich Schneefall auf froſtfreie Erde nicht gehabt, Schnee iſt aber vor Eintritt des Frühlings überhaupt wenig geweſen und dieſer wenige iſt im Winter ſogar zweimal ganz abgegangen, was im vorigen Jahr nicht ein einziges Mal der Fall geweſen. Die vortrefflichen Winterſaaten, welche ebenſo dicht wie die vorigjährigen waren, haben ganze Wochen lang ohne die ſchützende Schneedecke dageſtanden. Starken Froſt haben wir übrigens nicht gehabt: im ganzen Winter iſt er nur ein paarmal bis über 20° und dann auch nur auf wenige Stunden geſtiegen. Dafür iſt aber der März jetzt ganz ungewöhnlich kalt und naß. Schnee iſt an die dreimal gefallen und einmal etwa zwei Wochen lang liegen geblieben; das hat die Saaten vor den Märzwinden geſchützt.

Wärme haben wir über 10—12° noch nicht gehabt. Die Saaten ſind nicht grün, wie im vorigen Jahr, ſondern grau und gelblich, beginnen aber infolge des Regens und des naſſen Schnees grün zu werden; ich fürchte, es könnten ihnen Fröſte von 2—5° bei der Feuchtigkeit der Erde ſchaden und die Wurzeln der Saaten leiden.

* * *

Nunmehr gehe ich wieder zu den Ereigniſſen längſt vergangener Tage über. Es war noch kein Monat nach dem plötzlichen Tode meines Vaters vergangen, als wir alle, meine Mutter, zwei Schweſtern und ich, unſer Haus und alles, was ſich in ihm befand, dem Fiskus und Privatgläubigern überlaſſen mußten. Wir ſahen uns mit einigen wenigen dürftigen Reſten unſrer Habe auf die Straße geſetzt und vor die bange Frage geſtellt, was morgen werden ſollte. Da erſchien uns ganz unerwartet Hilfe. Ein Verwandter meines Vaters, irre ich mich nicht, ſein Vetter dritten Grades, Andrej Philimonowitſch Nazarjew, ſchlug uns nämlich vor, zu ihm zu ziehen. Er ſelbſt war mit zahlreicher Familie geſegnet — hatte er doch drei Töchter zu ernähren, von denen die eine bereits erwachſen, während die beiden andern noch Backfiſche waren — und diente als Aſſeſſor in irgend einer Moskauer Gerichtsbehörde, die in der Nähe des Iberiſchen Thores belegen war. Er lebte mit ſeiner Familie in ſeinem eigenen kleinen Häuschen an den Preßnenskije-Teichen im Pokrowſprengel in Kudrino; in den vier unteren Zimmern lebte die Nazarjewſche Familie und das Zwiſchengeſchoß mit drei Zimmern und einem

kleinen Boden ward uns zugewieſen. Die Fenſter des einen dieſer Zimmer gingen auf das Jungfernfeld hinaus, auch konnte man die Sperlingsberge ſehen und öfters gedachte ich, wenn ich mir dieſe Landſchaft betrachtete, der ähnlichen Ausſicht aus dem oberen Stockwerk unſers früheren Hauſes auf das Androniuskloſter. Aber dieſe Erinnerungen hatten etwas Niederdrückendes, wenn auch nicht eigentlich für mich, ſo doch für diejenigen meiner Angehörigen, die älter waren als ich. Denn was war ich damals? Einem vierzehnjährigen, halbwüchſigen Burſchen pflegt ja doch langandauernder Kummer und Unzufriedenheit mit dem Schickſal nicht bekannt zu ſein.

Mein Leben ging nun wieder nach früherer Weiſe wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Zweimal am Tage unternahm ich meine Reiſe nach der Univerſität auf der Nikitskaja, was täglich über zwei Stunden Zeit beanſpruchte; an Fuhrwerk, und wären es auch nur jene Schleiferſchlitten geweſen, war jetzt natürlich nicht mehr zu denken.

Im Sommer und bei trockenem Wetter ging es ja natürlich noch recht gut und ich trabte meine Strecke auf der Nikitskaja ganz ordentlich ab; aber im Herbſt, bei ſchmutzigem Wetter und zu nächtlicher Weile habe ich armer Junge mir es doch zuweilen herzlich ſauer werden laſſen müſſen. Mein Onkel — ſo nannte ich ihn nämlich — Andrej Philimonowitſch war das gutmütigſte und friedfertigſte Weſen der ganzen damaligen Beamtenwelt; von Natur ſchon kleinen Wuchſes und vom beſtändigen Schreiben noch mehr gebeugt, war er der eigentliche Typus des kleinen, ameiſenhaft fleißigen Beamten. Zu Hauſe habe ich ihn niemals anders als hinter ſeinen Papieren ſitzen ſehen, von denen er immer einen ganzen Haufen aus der Behörde mit ſich brachte, wo er natürlich auch keine andre Arbeit als Schreiben hatte; ſein ganzes Leben lang ſchrieb und ſchrieb der gute Andrej Philimonowitſch und ward dafür ſchließlich mit dem Kreuz des Wladimirordens belohnt; von ihm weiß ich es zwar nicht, aber ein andrer ebenſo typiſcher Beamter ſetzte mich immer dadurch in ehrliches Erſtaunen, daß er ſein für dreißigjährigen Dienſt erhaltenes Wladimirkreuz jedesmal nach ſeiner Rückkehr aus der Behörde vor dem Heiligenbilde aufhängte. Andrej Philimonowitſch ſprach wenig und leiſe; all ſeine Freuden beſchränkten ſich darauf, daß er während ſeines Schreibens dem Geſang eines Vogels zuhörte, Tabak aus ſeinem langen Pfeifenrohr rauchte, das ſtatt eines Mundſtücks eine Federpoſe aufwies, ſowie endlich, daß er Thee trank. Dieſe gutmütige und ſtille Seele bewirtete auch mich zuweilen mit Thee in der nächſtgelegenen Gaſtwirtſchaft, wenn ich ihn einmal in ſeiner Behörde am Iberiſchen Thor aufſuchte, brachte mich bisweilen in einer Droſchke von der

Univerſität nach Hauſe und hat mir einmal (was ich ihm nie vergeſſen habe) ein neues Paar Stiefel gekauft, als er zufällig einmal bemerkte, daß die Sohlen an meinen alten losgegangen waren.

In der Verwandtſchaft meines Onkels Nazarjew, nämlich bei der Schweſter ſeiner Frau, trieben unholde Geiſter ihr Weſen. Faſt täglich hörte ich von verſchiedenen Streichen der Hausgeiſter erzählen, welche nach allgemeiner Ueberzeugung in der Wohnung der Nadeſhda Oſſipowna (ſo hieß des Onkels Schwägerin) hauſten; ich hatte alle die damals von mir vernommenen Erzählungen als fabelhaft und ungereimt beinahe ſchon vergeſſen, als ich fünfzig Jahre nachher im „Ruſſiſchen Boten“ einen Artikel des Profeſſor Wagner über die Wunderthaten eines amerikaniſchen Spiritiſten las, und ſo von neuem an die tollen Erlebniſſe Nadeſhda Oſſipownas erinnert wurde. Noch ſteht mir lebhaft in der Erinnerung, wie ſie ſelbſt und ihre Hausgenoſſen uns öfter über die nächtlichen und abendlichen Vorgänge in ihrem Hauſe berichtet haben: da war ein Poltern und Lärmen zu hören und ein Krachen in allen möglichen Tonarten, ein Raſcheln und Kriechen an den Wänden und hinter den Tapeten, Umſtellen von Möbeln und Umherrollen von Knäueln und von gewiſſen dunklen Maſſen auf dem Fußboden.

Ein Wechſel der Wohnung half dabei nichts, und gerade darin finde ich auch eine Aehnlichkeit zwiſchen Nadeſhda Oſſipowna und dem amerikaniſchen Spiritiſten. Dieſer ſowohl wie auch ſie riefen in ihrer Eigenſchaft als Medien allein durch ihre perſönliche Anweſenheit die Geiſter aus der Welt des Unſichtbaren hervor. Ich erinnere mich auch, daß die Verwandten Nadeſhda Oſſipownas dieſelbe für halb verdreht und halb wunderlich hielten und ſich einerſeits über ſie luſtig machten, andrerſeits aber ſie doch etwas fürchteten. Es war eine hagere, ſchon recht bejahrte Frau über die fünfzig hinaus; ihre und ihrer Hausgenoſſen nächtliche Erlebniſſe pflegte ſie uns mit der größten Naivetät zu ſchildern, als ob das ganz in der Ordnung geweſen wäre. Schade, daß ich damals noch nichts von Medien verſtand, ſonſt hätte ich mich eingehender mit der ſeltſamen Perſönlichkeit Nadeſhda Oſſipownas beſchäftigt; ſo aber hörte ich ihre Erzählungen nur als intereſſante Geſchichtchen an und begnügte mich damit, herzlich zu lachen, wenn ſie uns von den Streichen ihrer Geiſter erzählte. Das aber iſt ſicher, daß ſie keine Betrügerin war: es war niemand da, den ſie hätte betrügen können, und ſie hatte auch gar keine Veranlaſſung dazu. Wahrſcheinlich iſt auch, daß ſie Hallucinationen unterworfen war, aber eine für mich ſowohl bezüglich Nadeſhda Oſſipownas als auch bezüglich der modernen Medien

noch ungelöſte Frage iſt die, ob es nicht einigen Perſönlichkeiten eigen iſt, ihre rein ſubjektiven Hallucinationen auch auf andre dafür empfängliche Perſonen zu übertragen.

Wir lebten im Hauſe des Onkels über ein Jahr, ohne etwas für die Wohnung zu zahlen. Als ich ſpäter, im Jahre 1837, in Dorpat Profeſſor geworden war, hielt ich es für meine Pflicht, mich dem guten Andrej Philimonowitſch gegenüber erkenntlich zu beweiſen, und zwar, offen geſtanden, nicht ſowohl für die freie Wohnung, als für die mir einmal gekauften Stiefel. Um die Zeit hatte mein Onkel noch einen eben heranwachſenden Sohn von etwa zehn Jahren und ich machte ihm nun den Vorſchlag, dieſen mir nach Dorpat mitzugeben, wo ich ihn auf meine Koſten unterrichten laſſen würde. Bis dahin hatte der Knabe bei irgend einem Popen gelernt und verſtand gerade einigermaßen zu leſen und zu ſchreiben. Ehrlich geſagt, bin ich hernach ſelbſt meines Lebens nicht froh geworden, da ich mir ſolch eine Laſt auf den Hals geladen hatte, ohne mir recht klar darüber zu werden, wie weit ich mich ihr gewachſen zeigen würde. Erſt in der Folge, als es leider ſchon zu ſpät war, ſah ich ein, daß ich damals noch nichts von der Erziehung verſtanden, da ich ſie für eine ganz gewöhnliche Sache angeſehen hatte. Als mir mein Vorhaben mit der Erziehung des kleinen Nazarjew nicht gelang, da zog ich daraus den einzigen Schluß, der ſich übrigens, wie ich glaube, nicht nur auf mich allein, ſondern auch auf viele andre anwenden läßt, nämlich, daß ein junger, unverheirateter Menſch nie die Erziehung eines Kindes auf ſich nehmen ſollte; dies iſt ein für die Sittlichkeit des Zöglings gefährliches Unternehmen.

Ich wollte den kleinen Nikolai zum Eintritt in das Dorpater Gymnaſium vorbereiten laſſen und brachte ihn deshalb auf den Rat eines Schulmannes als Halbpenſionär in der Laalandſchen Vorbereitungsſchule unter.

Ich war meiſt ganze Tage lang nicht zu Hauſe, und wenn der Knabe von der Schule nach Hauſe kam, ſo war er dort allein unter der Aufſicht einer bei mir bedienſteten, freilich ſehr frommen und achtungswerten Frau; es war dies eine Lettin und Pietiſtin. Bald erfuhr ich von ihr, daß mein Nikolai ſtehle. Wahrſcheinlich hatte er dieſe Gewohnheit ſchon aus Moskau hinübergenommen. Seine Verwandten hatten mir bei meiner Abreiſe einiges Geld für ihn zur Verwahrung mitgegeben; da aber der Knabe gar nichts nötig hatte, ſo verſchloß ich in ſeiner Gegenwart ſein Geld mit dem meinigen in einer Schublade meiner Kommode. Einige Tage nach unſrer Ankunft machte mich mein Dienſtmädchen, die brave Lene,

darauf aufmerkſam, daß Nikolai ſich verdächtig lange bei der Kommode zu ſchaffen gemacht habe und daß ſie nachher den Schlüſſel von der Schublade, wo das Geld verſchloſſen war, auf der Kommode liegen gefunden habe; freilich war es immerhin noch möglich, daß ich ihn ſelbſt dort vergeſſen hatte. Nun begannen wir aufzupaſſen. Lene wußte ein kleines Papierſtückchen in das Schlüſſelloch hineinzupraktizieren, und nachdem wir das Kleingeld genau überzählt hatten, legten wir den Schlüſſel an ſeinen früheren Platz. Schon am folgenden Tage war das Papierchen fort und in der Kaſſe ein Defizit. Später wurde der Dieb auch in flagranti ertappt.

Lene riet mir, ihn ſofort mit Ruten zu züchtigen, was, wie ſie mir verſicherte, ſehr gut helfe. Zum erſtenmal in meinem Leben vollzog ich, und zwar höchſt ungeſchickt, dieſe Operation; Lene war zu ſchwach, um den Jungen ordentlich feſthalten zu können, der aus vollem Halſe ſchrie und mit Händen und Füßen um ſich ſchlug; ich geriet in Hitze und die Rutenhiebe nicht an ihren Beſtimmungsort. Uebrigens hörte der Junge mit dem Stehlen auf, aber mit dem Lernen ging es offenbar ſchlecht und an die Stelle der Diebereien trat eine andre Gewohnheit, von der ich nicht mehr weiß, ob er ſie auch aus Moskau mit ſich gebracht hatte, oder ob ſie Dorpater Urſprungs war.

Als ich ein Jahr ſpäter nach Petersburg überſiedelte und nach meiner Verheiratung mit meiner Mutter und meinen Schweſtern eine gemeinſame Wohnung bezogen hatte, da nahm ich Nikolai wieder zu mir ins Haus und brachte ihn in der Hoffnung in einem Gymnaſium unter, daß ſein längerer Aufenthalt in einer guten Lehranſtalt ihn zum Vorteil verändert haben müßte und das Leben im Familienkreiſe ihn endgültig beſſern werde. Nun plagte ich mich aber nicht mehr allein mit ihm ab, vielmehr nahmen auch meine Frau, meine Mutter und meine Schweſtern an der Mühe ſeiner Erziehung ihren Anteil. Aber mit dem Lernen wollte es gar nicht recht vorwärts gehen, er dachte beſtändig nur an Thorheiten, zeigte eine gewiſſe ſtumpfſinnige Halsſtarrigkeit und kam ſchließlich auf die Idee, in den Militärdienſt zu treten. „Wenigſtens werde ich dann mein eigener Herr ſein“, antwortete er auf alle Vorſtellungen, die man ihm darüber machte. Nachdem wir uns auf dieſe Weiſe noch ein Jahr mit ihm abgeplagt hatten, ſahen wir uns ſchließlich genötigt, ihn wieder nach Moskau zurückzuſchicken. Was aus ihm geworden iſt, weiß ich nicht; irgend jemand hat mir, glaub' ich, geſagt, daß mein Zögling eine Anſtellung in der Moskauer Polizeiverwaltung gefunden hat. Hätte ich das ahnen können, daß ich noch einmal zum Erzieher von Polizeiwachtmeiſtern werden würde!

Noch ein andrer Abkömmling meines guten Andrei Philimonowitſch, ein Sohn ſeiner älteſten Tochter, die einen Offizier, Namens Sſolonina, geheiratet hatte und nachher Witwe wurde, kam in meine Obhut, als ich bereits Kurator in Kiew war.

Da ich mich dieſer Familie gegenüber wegen der Güte ihres Vaters noch immer für verpflichtet hielt, ſo entſchloß ich mich noch einmal, mein Glück mit der Erziehung fremder Kinder zu verſuchen und den kleinen Sſolonina in mein Haus zu meinen Kindern zu nehmen, welche den etwas verwilderten und ungebildeten Knaben, da ſie älter als er waren, wohl etwas zuſtutzen konnten.

Aber auch dieſes Mal hatte ich kein Glück. Sſolonina, der auch in ſeinem Aeußeren Nikolai Nazarjew ſehr ähnlich ſah, zeigte ſich unſern bildenden Einflüſſen nicht zugänglich. Ich ſelbſt hatte natürlich nicht die Muße, mich mit ſeiner Erziehung zu beſchäftigen, aber auch meine Frau und Schweſtern, und diesmal auch meine Knaben, vermochten ihm nichts beizubringen; zu Hauſe wollte es mit dem Lernen gar nicht von der Stelle gehen und ihn in eine Schule zu geben, trug ich Bedenken, da ich ihn nicht unter Umſtänden noch mehr verderben laſſen wollte. So gab ich denn auch dieſen meinen Zögling, ohne mit meinen erzieheriſchen Bemühungen irgend ein Reſultat erzielt zu haben, wiederum ſeiner Mutter zurück.

Dieſe zwei Proben meines pädagogiſchen Mißgeſchicks habe ich deshalb in meine Lebensbeſchreibung aufgenommen, weil ſie erſtens beweiſen, wie ſchwer es iſt, wirklich dankbar zu ſein, d. h. mit ſeiner Dankbarkeit dem wirklich Nutzen zu bringen, der uns einmal eine wahrhafte Wohlthat erwieſen hat; zweitens beſtätigen ſie die traurige Wahrheit, daß das gute Beiſpiel und der gute Wille der Erzieher noch nicht zur Erreichung erfreulicher Reſultate in der Erziehung führen. In Wirklichkeit kommt oft ein dem von uns erſtrebten völlig entgegengeſetztes Ergebnis zu Tage, auch wenn wir den Kindern durch unſer eigenes Leben und unſre eigenen Thaten mit gutem Beiſpiel vorangegangen ſind; darüber werde ich noch in der Folge vielfach zu reden Gelegenheit finden; hier will ich nur noch folgendes darüber bemerken, wie ſchwer es oft iſt, dankbar zu ſein.

Ignorieren fremder Verdienſte, noch mehr aber Undankbarkeit, iſt mir immer als einer der widerwärtigſten Charakterzüge erſchienen. In meinem innerſten Herzen bin ich niemals undankbar geweſen, aber ach! in Wirklichkeit habe ich gerade dort dankbar zu ſein nicht verſtanden oder ſogar nicht einmal gewollt (wer will in all dem Erinnerungswuſt eines alten Herzens die Wahrheit ergründen?), wo Dankbarkeit eine heilige Pflicht geweſen wäre.

In meinem ganzen Leben finde ich freilich nicht mehr als drei ſolcher Fälle. Einen von ihnen habe ich ſoeben erwähnt. In einem andern hatte ich, und zwar nicht nur einmal, die feſte Abſicht, meine Dankbarkeit zu beweiſen, ohne daß das Schickſal mir dieſes indes vergönnt hätte. Dieſer Fall berührt eine ganze Periode meines Dorpater Lebens, von der ich hier nur ſagen will, daß ich mich der achtungswerten Familie des Dorpater Profeſſors Moier gegenüber für verpflichtet hielt, und zwar beſonders ſeiner verehrten Schwiegermutter Katharina Afanasjewna Protaſſow, geb. Bunin, einer Couſine Waſſili Andrewitſch Shukowskys von väterlicher Seite. Ich fand in dieſer Familie die allerfreundſchaftlichſte Aufnahme und als ich ſpäter Moiers Nachfolger in der Profeſſur wurde, dachte ich daran, ſeine Tochter zu heiraten, ihm meine kindliche Dankbarkeit zu beweiſen u. ſ. w., u. ſ. w. Dieſe Träume meiner Jugend ſollten ſich aber nicht verwirklichen und ich blieb, ob ich wollte oder nicht, in der unvergeßlichen Katharina Afanasjewna Schuld.

Die dritte und allerheiligſte Pflicht, die auch nicht in dem Maße von mir erfüllt worden iſt, als ich es jetzt wohl möchte, wo es leider ſchon zu ſpät iſt, — dieſe Pflicht war die der Dankbarkeit gegen meine Mutter und meine zwei älteſten Schweſtern. Seit dem Tode meines Vaters, vom Jahre 1824 bis zum Jahre 1827 haben dieſe drei Frauen mich durch ihre Arbeit unterhalten. Einige dürftige Reſte unſres Beſitzes, die nach dem Zuſammenbruch des väterlichen Vermögens noch übrig geblieben waren, reichten natürlich nicht lange und meine Mutter und Schweſtern mußten ſich zur Uebernahme von allerlei kleinen Arbeiten entſchließen; eine meiner Schweſtern trat als Aufſeherin in ein Moskauiſches Kinderaſyl und erhielt die Exiſtenz der ganzen Familie durch ihr kärgliches Gehalt.

Nach einem Jahr zogen wir aus dem Hauſe des Onkels Andrei Philimonowitſch in eine Mietswohnung um und meine Mutter beſchloß, die eine Hälfte der Wohnung in Aftermiete zu geben; ein Penſionär, und zwar ein ſehr ordentlicher Menſch, fand ſich bald; es war das der stud. math. Shemtſchuſhnikow (ſpäter Vizegouverneur in Kamenetz-Podolsk, wo ich ihn noch nach ſiebenunddreißig Jahren, im Jahre 1862, getroffen habe). Shemtſchuſhnikow war ein wohlhabender Menſch und konnte daher für eine Wohnung von zwei Zimmern mit Beköſtigung, Thee u. ſ. w. dreihundert Rubel in Aſſignaten d. h. fünfundſiebzig Rubel Silber jährlich wohl zahlen; meine Mutter aber zahlte für die ganze Wohnung (und zwar, wenn ich mich nicht irre, auch noch mit Beheizung) jährlich nur dreihundert Rubel in Aſſignaten; ſo gering waren die Preiſe in jener Zeit!

Stunden konnte ich nicht geben, allein der Gang von den Preſſnenskije-Teichen nach der Univerſität erforderte vier Stunden Zeit hin und zurück; außerdem wollte meine Mutter auch nicht, daß ich ſelbſt für meinen Unterhalt arbeiten ſollte und noch weniger, daß ich Stipendiat oder Kronſtudent würde, vielmehr ſträubte ſie ſich mit Händen und Füßen wider jede Verpflichtung dem Staat gegenüber. Das galt als gleichſam erniedrigend: „Was wirſt du," ſo hieß es da immer, „Fremder Brot eſſen? Solange noch irgend eine Möglichkeit vorliegt, mußt du von dem leben, was wir verdienen." So ſchlugen wir uns denn kümmerlich genug durch. Zu unſrem Glück trug man in jener geſegneten Zeit keine Uniformen, zahlte auch keine Kollegiengelder, und ſogar als die Uniformen eingeführt wurden, da nähten mir meine Schweſtern aus einem alten Frack ſo eine Art Uniformsjacke mit rotem Kragen zurecht und ich ſaß in den Vorleſungen, damit man dieſen Verſtoß wider die vorſchriftsmäßige Form nicht merke, in meinem Mantel da und ließ nur die blanken Knöpfe und den roten Kragen ſehen.

39.*)

Wie ich oder vielmehr wir in Moskau unſer Leben während meiner Studentenzeit gefriſtet haben, das iſt für mich immer ein Rätſel geblieben. Für Wohnung und Beheizung hatten wir freilich beim Onkel im Laufe eines Jahres nichts zu zahlen; nun aber mußte doch der Unterhalt und die Kleidung für meine zwei Schweſtern, meine Mutter, zwei Dienſtmädchen und mich noch dazu beſchafft werden. Meine Schweſtern hatten jede ihre Arbeit, auch wurden ſo manche Habſeligkeiten verkauft, wie aber das reichen konnte, verſtehe ich doch nicht recht. Zuweilen, aber nur ſelten, an den hohen Feſttagen, wurden durch mich oder auf andrem Wege kleine Subſidien ins Haus geſchickt; auch mein Taufvater Sſemjon Andrejewitſch Luputin und einige andre alte Bekannte unterſtützten uns zuweilen.

*) Hier beginnt der dritte und letzte Teil der Aufzeichnungen N. J. Pirogows. Er beſteht aus 182 Bogen, 728 Seiten; von dieſen ſind 158 Bogen mit Tinte, die 24 letzten aber mit Bleiſtift und ſichtlich ganz kraftloſer Hand geſchrieben; die Handſchrift iſt im Vergleich mit den vorhergehenden Teilen der Aufzeichnungen weit weniger leſerlich.

Einmal überredete mich meine Mutter, welche erfahren hatte, daß der General Sſipjägin nach dem Tode ſeiner erſten Frau zum zweitenmal geheiratet habe, jenem einen Gratulationsbeſuch zu machen und ihm in ſeiner neuen Wohnung „Salz und Brot“ zu überreichen. Sſipjägin war einmal Patron meines Vaters geweſen, der eine Zeitlang deſſen Geſchäfte geführt hatte; ich beſtellte einen großen Kringel, erſchien früh morgens beim General, ſprach ihm meinen Glückwunſch aus und überreichte ihm mein „Salz und Brot“; er dankte mir in ziemlich liebenswürdiger Weiſe und befahl ſeinem Kaſſenmeiſter, mir fünfundzwanzig Rubel auszuhändigen, ſagte aber nicht in Aſſignaten, ſondern einfach fünfundzwanzig Rubel. Wie groß war nun mein Erſtaunen, als dieſer Kaſſenmeiſter von mir verlangte, ich ſolle ihm zwei Rubel (gleich fünfundzwanzig Kopeken) für die weiße Banknote herausgeben, welche damals mit einem Aufgelde bezahlt wurde und daher nicht fünfundzwanzig, ſondern ſiebenundzwanzig Rubel koſtete . . .

Nach einem Jahr verbeſſerte ſich unſre Lage dadurch etwas, daß wir eine größere Wohnung mieteten und ſelbſt ſtudentiſche Penſionäre zu halten begannen.

Die ganz paſſablen Wohnungen und die reichliche Beköſtigung, die die letzteren hatten, beweiſen, daß in jener, für arme Teufel ſo geſegneten Zeit, man ungeachtet ſeiner Armut doch immerhin ſtudieren konnte. Was man lernte, war freilich dementſprechend dürftig.

Inzwiſchen konnte ſich die Moskauer Univerſität zu jener Zeit ſolcher Gelehrten rühmen, wie Juſtus Chriſtian Loder (Anatom), Fiſcher (Zoolog), Hofmann (Botaniker), ſolcher praktiſchen Aerzte wie M. J. Mudrow, E. O. Muchin, Feodor Andrejewitſch Hildebrandt (Chirurg), ſolcher Kenner der ruſſiſchen Litteratur und des ruſſiſchen Altertums, wie Mersljäkow und Katſchenowsky.

Leider bemühten ſich nicht alle von dieſen bekannten Profeſſoren, uns eine hinreichende Bekanntſchaft mit ihrem Wiſſensgebiete zu vermitteln oder, was die Hauptſache iſt, ſie beſaßen, mit Ausnahme von Loder, nicht die genügenden wiſſenſchaftlichen Mittel, um ihre Wiſſenſchaft zu lehren; überdies aber bildete der weitaus größte Teil der Profeſſoren der Moskauer Univerſität einen lebhaften und komiſchen Kontraſt zu ihren berühmten Kollegen.

Jetzt kann man ſich nicht einmal einen annähernden Begriff von jenem Vorwalten des komiſchen Elements machen, welches ich noch auf der Univerſität vorfand.

Wir, junge Burſchen von vierzehn bis ſiebzehn Jahren, beſuchten

die Vorträge unſrer oder auch einer andern Fakultät nicht ſelten nur Spaßes halber. Noch jetzt kann ich mir nicht ohne Lachen den Profeſſor Waſſili Michailowitſch Kotelnitzky vorſtellen, wie er in fleiſchfarbenen Nankingbeinkleidern, die in mit Troddeln verzierten Stiefeln ſtecken, einherſchreitet, ein Säckchen in der einen Hand und Sprengels Pharmakologie, Ueberſetzung von Jowsky, unter der Achſel tragend. Waſſili Michailowitſch Kotelnitzky, der im Univerſitätsgebäude wohnte, hat ſich nämlich eben in aller Frühe die nötigen Einkäufe auf dem Geflügelmarkt beſorgt und geht nun zu ſeiner Vorleſung in die Univerſität. Das Säckchen übergibt er einem Diener, geht dann ſelbſt ganz früh in den Hörſaal, ſetzt ſich, zieht aus der Taſche Brille und Tabaksdoſe, nimmt ſich, daß man's weithin hören kann, eine Priſe, ſetzt ſich die Brille auf die Naſe, ſchlägt ſein Buch auf, ſtellt ein Licht gerade vor ſich hin und beginnt uns nun Wort für Wort und dabei unter beſtändigen Verſehen aus dem Buche vorzuleſen. Mit Hilfe ſeiner Brille lieſt er z. B. aus der Jowskyſchen Ueberſetzung der Sprengelſchen Pharmakologie folgendes: „Wunderbaumöl, oleum ricini, — die Käuzchen geben ihm einen bitteren Geſchmack." Darauf legt er das Buch fort, nimmt wieder laut hörbar eine Priſe Tabak und wendet ſich an uns, ſeine friedfertigen Zuhörer, mit den Worten: „Seht 'mal an, alſo die Käuzchen geben dem Ricinusöl ſeinen bitteren Geſchmack." Wir friedfertigen Zuhörer leſen inzwiſchen in demſelben Buche ſtatt „Käuzchen" — „die Häutchen geben ihm einen bitteren Geſchmack." Waſſili Michailowitſch veranſtaltet während ſeiner Vorleſung Repetitionen. „Na, du da, Peſche," ſo wendet er ſich an einen Studenten, den Sohn eines deutſchen Hutmachers, „komm 'mal her! Ich will dir 'mal eine Nuß aus Ténard zu knacken geben. Aha! kriegſt angſt, und willſt dabei noch ein Deutſcher ſein? Na, Pirogow, ſag du mir 'mal, wie ‚Franzbranntwein' auf Lateiniſch heißt."

„Spiritus gallicus."

„Bravo!"

Ein andres Exemplar und Kurioſum in dieſer Gattung, Alexei Leontjewitſch Lowetzky, Adjunkt des berühmten Fiſcher, des Profeſſors der Naturgeſchichte an der mediziniſchen Fakultät, machte mit uns Botaniſierausflüge auf die Sperlingsberge, d. h. ſpazierte mit uns umher, pflückte einige Blumen und nannte uns deren Namen; wenn wir ihm aber eine von uns gefundene Pflanze brachten und um deren Beſtimmung baten, ſo erhielten wir regelmäßig, wie wir ſchon aus Erfahrung wußten, ein und dieſelbe Antwort: „Gebt ſie meinem Kutſcher, ich will ſie ſpäter bei mir zu Hauſe beſtimmen."

Eben dieſer Gelehrte kommt nun einmal plötzlich auf die Idee, uns in der Vorleſung die Sexualorgane des Hahnes und der Henne zu demonſtrieren: früher hatte er dergleichen nie gethan und ſich nur damit begnügt, uns Abbildungen vorzuweiſen. Das von ſeinem Gehilfen für die Demonſtration vorbereitete Präparat liegt, mit einer Serviette umwickelt und in einen Teller gethan, vor uns auf dem Tiſch. Alexei Leontjewitſch nimmt den Teller und ohne die Serviette zu entfernen, beginnt er ſeinen Zuhörern den Bau der Sexualorgane des Hahnes zu erläutern; mitten in der Demonſtration aber nähert ſich ihm ſein Gehilfe ganz betreten und erſtaunt und ſagt ihm mit halblauter Stimme: „Alexei Leontjewitſch! Das iſt ja aber eine Henne!“

„Wie — eine Henne?! Ich habe Ihnen ja doch geſagt, Sie ſollten mir einen Hahn dazu in Bereitſchaft halten!“

Darauf repliziert denn nun wieder der Gehilfe und die Zuhörer ſind über den ſo überraſchend gekommenen Zwiſchenfall höchſt vergnügt.

Oder aber eine andre Scene.

„Kommt, Leute, wollen wir ſehen, wie heute Profeſſor Soundſo die ‚Kollegſchinder‘ aus dem Hörſaal treiben wird.“

Solcher „Kollegſchinder“ gab es mehrere, ſowohl in unſrer als auch in andern Fakultäten.

Wir machen uns auf den Weg und treten in einen großen amphitheatraliſch angelegten Hörſaal. Welch ein Schauſpiel bietet ſich da unſern Augen dar! Der Profeſſor ſitzt auf einem Katheder und über die Bänke des Hörſaals hinweg jagen ſich ſeine Zuhörer einander truppweiſe und mit dem Rufe: „Fremde, Fremde! hinaus mit ihnen! Huß, huſſa!“

Ein andres Mal ſitzen die Zuhörer, welche ihres Profeſſors Antipathie gegen fremde Beſucher ſeiner Vorleſungen kennen, anfangs ganz ruhig da und laſſen erſt einige jener Fremden ſich anſammeln, um dann, wenn die Vorleſung im beſten Zuge iſt, zu dem Profeſſor einen der ihm näher ſtehenden Studenten mit der Mitteilung zu ſchicken: „Waſſili Petrowitſch oder Grigori Waſſiljewitſch! es ſind viel Fremde hier!“

Nun wird die Vorleſung ausgeſetzt und es beginnt eine Razzia. Die Unduldſamkeit und der Haß dieſen Kollegſchindern gegenüber lag wie eine Art Anſteckung in der Luft, und die Komik, die mit ihrer Verfolgung während der Vorleſungen verbunden war, erreichte oft in Wahrheit ungeheuerliche Dimenſionen. Die Studenten nutzten natürlich dieſe ſeltſame Antipathie der Profeſſoren aus: zur Vor-

leſung eines ganz tauben Profeſſors (irre ich mich nicht, ſo war es Gawrilow) hatte ſich einmal der ganze Hörſaal mit Studenten angefüllt, da man ſich an dem Tage einen Hauptſpaß und eine Art von Theatervorſtellung verſprach; man hatte nämlich in die Vorleſung einen Garniſonsoffizier und Kommisknüppel (in grauer Uniform mit gelbem Kragen) mitgebracht und ihm einen Platz auf der allerletzten Bank angewieſen. Kaum hatte die Vorleſung begonnen, ſo näherte ſich der Repetitor (ſo hieß der Student, welcher behufs Namensaufrufes eine Liſte der Studenten bei ſich führen mußte), dem tauben Profeſſor und ſchreit ihm ins Ohr: „Im Hörſaal iſt ein Fremder.“ Nun begann die Konverſation.

„Wo?“ fragt der Profeſſor.

Da öffnen ſich die hinteren Reihen der Studenten und dem Blick des erſtaunten Profeſſors ſtellt ſich der ruhig und gerade auf einer Bank daſitzende Krieger dar.

„Stehen Sie auf, ſtehen Sie raſch auf,“ flüſtern ihm ſeine Nachbarn zu.

Der Garniſonsoffizier richtet ſich kerzengerade wie vor einem Vorgeſetzten in die Höhe.

„Warum ſind Sie hier?“ fragt ihn der Profeſſor.

„Antworten Sie ihm,“ raunen die Studenten dem Offizier zu, „daß die Vorleſungen in der Univerſität öffentlich ſind und daß jedermann das Recht hat, ſie zu beſuchen.“

Der Offizier murmelt dies denn auch zwiſchen den Zähnen hervor.

Da nun aber der Profeſſor nichts hören kann, ſo teilt ihm der Repetitor mit lauterhobener Stimme die Worte des Offiziers mit: „Er ſagt, Waſſili Gawrilowitſch, daß die Vorleſungen öffentliche ſeien.“

„Nun, was will denn das ſagen, daß ſie öffentliche ſind? In den Hörſälen dürfen der Ordnung wegen keine Fremden geduldet werden.“

In dieſer Weiſe wird nun die Konverſation eine Zeitlang fortgeführt. Schließlich flüſtern die um den Offizier herumſitzenden Studenten dieſem zu: „Ja, es iſt nun doch nichts dabei zu machen, Sie werden ſchon gehen müſſen.“

Wiederum öffnen ſich die Reihen der auf ihren Bänken ſitzenden Studenten und der Garniſonsoffizier marſchiert mitten durch den ganzen Hörſaal am Katheder vorbei der Ausgangsthür zu, der Hörſaal aber benutzt die abſolute Taubheit des Dozenten, indem er die Retirade des Offiziers mit dem weithinſchallenden Geſang: „Weichet

von hinnen, weichet von hinnen, ihr Gottloſen!“ oder etwas dem Aehnlichen begleitet, worauf dann der Profeſſor ſeine Vorleſung wieder aufnimmt.

Bei einem andern Profeſſor bringen die Studenten einige Kommilitonen, die in der Klinik liegen und bereits in der Geneſung begriffen ſind, in Krankenhauskleidung in die Vorleſung, placieren ſie gleichfalls in den hinteren Reihen und erklären während der Vorleſung, daß einige Kranke aus dem Hoſpital ſich in den Hörſaal eingeſchlichen hätten. Wiederum beginnt eine ganze Vorſtellung und die Kranken werden mit Lärm und Skandal zum Saal hinausgejagt.

Das komiſche Element war übrigens zu jener Zeit nicht nur in Moskau, ſondern überhaupt in allen Kollegien als etwas ganz Natürliches vertreten und auch auf den europäiſchen Univerſitäten mochte man unter den Gelehrten gar ſonderbare Käuze antreffen; bei uns aber war die Originalität nicht nur lächerlich, ſondern auch dumm, weil ſie hinter der Zeit und Wiſſenſchaft zurückgeblieben war, und zwar bis zu einem jetzt in der That unvorſtellbaren Grade; las man doch ſeine Vorleſungen nach Leitfäden aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, während unter den Studenten ſelbſt, wenigſtens unter vielen von ihnen, ſchon die Lehrbücher des laufenden Jahrhunderts kurſierten. Freilich gab es auch Neuerer, ſogar unter den bejahrteren Profeſſoren; hier aber geſellte ſich leider wiederum zur Neuerungsſucht eine gewiſſe Parteilichkeit und ein zu dem Lebensalter in keinem Verhältnis ſtehender Uebereifer. So ſattelte z. B. M. J. Mudrow plötzlich um und wurde aus einem Vertreter der Brownſchen Lehre zu einem wütenden Anhänger von Brouſſais.

Nach ſeinem eigenen Geſtändnis wenig oder faſt gar nicht mit der pathologiſchen Anatomie bekannt, wollte er ſeine Zuhörerſchaft doch (was ihm auch wie Brouſſais ſelbſt in der That gelang) dort an das Vorhandenſein einer Entzündung der Schleimhaut des Darmkanals glauben machen, wo eine ſolche gar nicht vorlag.

Aber Mudrow war wohl ſo ziemlich die einzige Ausnahme unter den Profeſſoren. Erſt ſpäter, als ich mein Studium bereits beendigt hatte, gaben ſich einige von den Jungen rückhaltlos der Schellingſchen Philoſophie hin; dieſe letztere war aber übrigens in Europa keine Neuigkeit mehr, was Brouſſais' Lehre damals wirklich noch im allerhöchſten Grade war; außerdem haben uns die Schellingſche Philoſophie junge Gelehrte aus Deutſchland herübergebracht, welche von Univerſitäts wegen dorthin abkommandiert waren, während

Mudrow, obgleich er immer in der Heimat blieb und dabei noch in den fünfziger Jahren ſtand, doch Brouſſais' Lehre ſich aneignete.

Eigentliches Demonſtrieren und anſchauliche Lehrweiſe konnte man nur in Loders Vorleſungen finden; aber auch bei dem Studium der Anatomie verlangte man von den Studierenden durchaus keine obligatoriſchen Uebungen an Leichen. Während meiner ganzen Studienzeit habe ich nicht ein einziges Mal im Präparierſaal an Leichen Uebungen angeſtellt, keine einzige Leiche ſeziert, keinen einzigen Muskel präpariert und mich ausſchließlich darauf beſchränkt, was ich nach Loders Vorleſungen präpariert und ausgeſtellt ſah. Und ſeltſamerweiſe habe ich bis zu meinem Eintritt in die Dorpater Univerſität auch nicht einmal das Bedürfnis empfunden, irgend etwas anſchaulich und aus eigener Erfahrung kennen zu lernen.

Ich begnügte mich völlig mit dem, was ich aus Büchern, Heften und Vorleſungen gelernt hatte.

Ich habe eben geſagt, das ſei ſeltſam. Aber eigentlich iſt es durchaus nicht ſeltſam, da der größere Teil meiner Lehrer derſelben Ueberzeugung war. Da ſteht z. B. auf dem Katheder Peter Hilarionowitſch Strachow, Profeſſor der Chemie in der mediziniſchen Fakultät, ein offenbar beleſener Mann, der ſich ein reiches Wiſſen aus Büchern zuſammengeſtellt hatte. Er lieſt uns darüber vor, wie man Thermometer mache, verbreitet ſich des längeren über dieſen Gegenſtand und zeichnet an der Tafel alles mögliche mit Kreide hin; dabei ſitzen aber unter ſeiner Zuhörerſchaft viele ſolche, welche in ihrem Leben noch nie ein Thermometer in Händen gehabt oder es nur von weitem geſehen haben. Oder aber es handelt ſich um Oxygen und Peter Hilarionowitſch läßt ſich wieder in zwei Vortragsſtunden eingehend darüber aus, macht wieder ſeine Kreidezeichnungen, bringt uns franzöſiſche Bücher mit Abbildungen auf die Vorleſung mit, aber von Oxygen ſelbſt bekommen wir nichts zu ſehen.

Und ſo geht es den ganzen Kurſus durch: kein einziges chemiſches Präparat in natura und die ganze Demonſtration nur ein Zeichnen an der Tafel. Erſt im letzten Jahre des Kurſus nach dem Eintritt des Profeſſor Heimann (eines jungen, lebhaften und praktiſchen Juden) in den Lehrkörper der Univerſität ſah ich zum erſtenmal in meinem Leben Oxygen und Hydrogen in natura.

Aber nicht nur in der mediziniſchen Fakultät wurde die Chemie ausſchließlich nach Büchern und ohne Experimente vorgetragen, auch in der naturwiſſenſchaftlichen Fakultät las Profeſſor Reuß ſie nur nach ſeinen Heften, und dabei war noch das, was er uns vortrug, nicht einmal Chemie, ſondern eine Art Lehre vom Weltäther in

lateiniſcher Sprache; dafür war dieſer, wie man glaubte, höchſt gelehrte Profeſſor ſehr hoher Meinung von ſich ſelbſt, was ſo weit ging, daß nach ſeinem eigenen Ausſpruch: primus — Deus, secundus — Reus, tertius — adjunctus meus.

Die Phyſik in der mathematiſchen Fakultät wurde bei weitem anſchaulicher vorgetragen. Im Kolleg bei Dwigubsky hörte man es nur ſo knallen und krachen, wenn ſein Laborant bei guter Laune und nüchtern war; in der mediziniſchen Fakultät aber las Doktor Weſſelowsky auch die Phyſik in derſelben Weiſe, wie Strachow Chemie; mathematiſche Formeln und die Zeichnungen von verſchiedentlichen Maſchinen und Apparaten prangten täglich an der ſchwarzen Tafel.

Die Phyſiologie trugen freilich in der erſten Hälfte des laufenden Jahrhunderts nur die hervorragendſten Phyſiologen Frankreichs und Deutſchlands unter Zuhilfenahme von Demonſtrationen vor. In ganz Europa hatten die Phyſiologen der zwanziger Jahre unſers Jahrhunderts mit, wie ich glaube, nur wenigen Ausnahmen ihren großen Vorgänger Haller ganz aus dem Auge verloren, wenngleich niemand von ihnen umhin konnte, ihm vor allen andern den Vorzug zu geben. Rudolphi in Berlin pflegte in den Jahren 1828 bis 1830 ſeinen Zuhörern zu ſagen: „Wenn Sie einen Profeſſor der Phyſiologie fragen, weſſen Phyſiologie die beſte ſei, ſo wird Ihnen ſicherlich jeder antworten: zunächſt meine und dann die Hallerſche; daraus ergibt ſich dann mit mathematiſcher Sicherheit der Schluß, daß die Hallerſche Phyſiologie noch bis jetzt die allerbeſte iſt.“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in der Moskauer Univerſität damaliger Zeit die Phyſiologie nach dem Buch vorgetragen wurde, und zwar war dies das lateiniſch geſchriebene Buch des Phyſiologiſten Lenhoſſek, das in Moskau mit den Zuſätzen und Kommentaren von J. O. Muchin nachgedruckt worden war. Dieſer gelahrte Mann, der, wie ich ſchon oben erwähnt habe, mich perſönlich zu ſo großem Dank verpflichtet hatte, war eigentlich praktiſcher Arzt und, ſoweit mir bekannt iſt, Autodidakt (man erzählte damals, daß er als Feldſcher in der Armee Suworows an der Belagerung Otſchakows teilgenommen habe); in einen Phyſiologen hatte er ſich aber wahrſcheinlich deshalb verwandelt, weil er, anfangs Profeſſor der Anatomie an der Moskauer mediko-chirurgiſchen Akademie, ebendort ſeine bekannte Anatomie herausgegeben hatte, welche in Moskau der Petersburger Anatomie Zagorskys Konkurrenz machte, ſich aber von dieſer in folgenden Punkten unterſchied: 1. alle anatomiſchen Bezeichnungen

waren in ein ganz unmögliches Ruſſiſch überſetzt; 2. war den ſechs Teilen der Zagorskyſchen Anatomie noch ein ſiebenter, von Jefrem Oſſipowitſch neuerfundener hinzugefügt, nämlich die Lehre von den Schleimbeuteln; 3. war die Hüftarterie von Jefrem Oſſipowitſch Arterie des Baronet Willie, arter. cruralis, s. femoralis s. Willie (sic!) benannt, mit einer Anmerkung unten, welche beſagte, der Baronet Willie habe bei einem Beſuch des anatomiſchen Theaters in der Moskauſchen mediko-chirurgiſchen Akademie dieſe Arterie ſeine Lieblingsarterie genannt; wenigſtens ſtand etwas dem Aehnliches in der Anmerkung. Zur Phyſiologie Lenhoſſeks hatte J. O. Muchin noch die Lehre von den Stimuli hinzugefügt. Die Vorleſungen Jefrem Oſſipowitſch Muchins ſind mir deshalb ſo erinnerlich geblieben, weil ich, der ich ſie gewiſſenhaft im Lauf von vier Jahren beſuchte, kein einziges Mal an dem Scharfſinn meines Lehrers gezweifelt habe, obgleich ich mir beim Verlaſſen des Hörſaals kein einziges Mal darüber habe Rechenſchaft geben können, worum ſich die Vorleſung eigentlich gedreht habe; doch ſchrieb ich dies meiner eigenen Unwiſſenheit und mangelhaften Vorbildung zu.

Erſt in der Folge, als ich nach Beendigung meines Dorpater Studiums zeitweilig nach Moskau kam und einmal eine Vorleſung Muchins beſuchte, überzeugte ich mich von meiner Unſchuld. Ich hörte die ganze Vorleſung mit großer Aufmerkſamkeit an und verlor von ihr kein Wort, wohl aber ſchließlich dermaßen den Faden, daß ich mir hernach gar nicht recht klar darüber werden konnte, wie eigentlich Jefrem Oſſipowitſch, der ſein Kolleg mit der Darlegung der Eigenſchaften und Aeußerungen der Lebenskraft begonnen hatte, es ſchließlich fertig bekommen, zu den Himbeeren überzugehen, „welche wir mit ſolchem Appetit zur Sommerszeit mit Sahne eſſen“. Ich übergehe hier ein andres von ihm angeführtes Beiſpiel „vom Käferlein, welches wir zuweilen in einem Eisſtückchen finden, und welches, nachdem es in der Sonne wieder zu Wärme und neuem Leben gekommen, vom kriſtallhellen Eiſe ſich erhebt, um, Gott ein Loblied ſingend, davonzufliegen“ — ich laſſe es deshalb aus, weil ich den Zuſammenhang der Lebenskraft mit dem wiederaufgetauten Käferlein in dieſem Beiſpiel doch immerhin erraten kann. Im übrigen kam Muchin ſeinen Obliegenheiten als Profeſſor gewiſſenhaft (freilich in ſeiner Weiſe) nach, trug uns in ſeinen Vorleſungen ſeine ganze Phyſiologie von Anfang bis zu Ende vor und blieb, wenn er etwas in ſeinen Vorträgen aufſchob, dieſes doch hernach niemals ſeinen Zuhörern ſchuldig. Aufſchieben aber that er regelmäßig den Teil ſeines Kollegs, welcher von den weiblichen Geſchlechtsorganen handelte und

gewöhnlich in die Zeit der großen Faſten zu liegen kam: „Jetzt müßten wir eigentlich,“ ſo wiederholte er jährlich um dieſe Zeit, „über die Kinderzeugung und die weiblichen Geſchlechtsorgane reden; da dies aber kein Thema für die Faſtenzeit iſt, ſo ſchieben wir es bis zu einer gelegeneren Zeit auf.“

Nicht ſo gewiſſenhaft und genau in der Behandlung ihres Gegenſtandes war eine andre Moskauer Berühmtheit damaliger Zeit, nämlich Matwej Jakowlewitſch Mudrow. Man hatte mir freilich geſagt, er habe früher nach dem Vorgang von Joſeph Friſch im Laufe eines Jahres (in je drei Stunden wöchentlich) eine vollſtändige Synopſis der Therapie gegeben, zu meiner Zeit aber, wo er bereits umgeſattelt hatte und ein Anhänger von Brouſſais geworden, war Matwej Jakowlewitſch in ſeinem Vortrage ſehr flüchtig und oberflächlich und berückſichtigte ausſchließlich nur die neue Lehre von den Fieberzuſtänden. Viel Nutzen hat er mir dadurch gebracht, daß er unabläſſig von der Notwendigkeit, ſich mit der pathologiſchen Anatomie zu beſchäftigen, von Leichenſektionen und von der allgemeinen Anatomie Binets ſprach und dadurch den Wunſch in mir erregte, mich mit dieſer terra incognita bekannt zu machen.

Er ſelbſt aber war, wie ich einmal bei der Sektion einer Typhusleiche zu ſehen Gelegenheit hatte, ein Zärtling, der dieſe Arbeit offenbar gar nicht kannte. Als ein Student den Darm zu ſezieren begann, um dort die inflammatio membranae mucosae gastro-intestinalis zu finden, da floh mein Matwej Jakowlewitſch auf die oberſte Stufe des anatomiſchen Amphitheaters, ſah von dort aus zu, wobei er ſich natürlich das Anſehen gab, als ob er von dort noch etwas ſehe, und führte zur Entſchuldigung ſeiner Flucht vor der pathologiſchen Anatomie nur folgenden Erklärungsgrund an: „Ich bin alt und kann dieſen Geſtank nicht mehr ertragen.“

Abgeſehen davon, daß Matwej Jakowlewitſch uns ſeine Wiſſenſchaft nicht in ihrem vollen Umfange vorführte, ja ſie nicht einmal, und wäre es auch nur in kurzen Umriſſen geweſen, vorzuführen vermochte, verlor er noch viel Zeit mit verſchiedenen Allotria, die ihm des öfteren ganz ohne erſichtlichen Grund in den Kopf kamen. So verging einmal die größere Hälfte ſeiner Vorleſung damit, daß er einen Kneipbruder und ehemaligen Seminariſten, der ſich irgend etwas hatte zu ſchulden kommen laſſen, Pfingſtgebete herſagen ließ. Häufig äußerte ſich ſeine Parteilichkeit für Brouſſais darin, daß er in langen Rhapſodien ſich über den Brownianismus luſtig zu machen begann. Man vergleiche einmal unſre jetzige einfache und rationelle Behand-

lungsweiſe des Typhus mit der früheren! Zuerſt r. valeriana, dann serpentaria und arnica, Kampfer, Moſchus und endlich, wenn alles das nicht half — die iberiſche Mutter Gottes.

Auseinanderſetzungen über die Tugenden des Arztes und Erklärungen der Sprüche des Hippokrates nahmen den wiſſenſchaftlichen Vorträgen auch viel Zeit weg. Man darf eben nicht vergeſſen, daß Klinik und Vorleſungen nicht täglich, ſondern nur dreimal wöchentlich waren. Bisweilen kamen aber auch Extravaganzen andrer Art vor, die auch ihrerſeits die eigentliche Vortragszeit verkürzten. So ſaßen wir einmal im Hörſaal, der Ankunft Mudrows harrend; endlich erſcheint er und fordert ſeine geſamte Zuhörerſchaft auf, ſich die Mäntel anzuziehen (es war gerade Winter) und ihm zu folgen. Wir gehorchen und Matwej Jakowlewitſch führt uns aus der Klinik über den Hof in das anatomiſche Theater hinein in Loders Kolleg. Neugierig, zu erfahren, was das eigentlich bedeute, drängen wir in hellen Haufen in den Hörſaal und ſehen nun, wie Loder mit dem Stern des Annenordens am Fracke daſitzt, während Mudrow ſich vor den neuen Ordensritter hinſtellt (Loder hatte, wie wir nachher erfuhren, eben erſt den Stern bekommen), aus der Taſche ein Blatt Papier zieht und im Ton eines Predigers zu deklamieren anfängt: „Prange in dem Glanze deines Sternes, aber werde nicht am Himmel ſchon ein Stern“ u. ſ. w. u. ſ. w.

Der etwas verlegen gewordene Loder beginnt ſchließlich Mudrow zu umarmen und antwortet ihm auf ſeine Begrüßung in lateiniſcher Sprache irgend etwas, deſſen ich mich nicht mehr erinnere.

Mudrow war kein ſo verbiſſener Gegner der Deutſchen wie J. O. Muchin; er war ein großer Verehrer von Loder und hielt gleichzeitig mit ihm und einigen andern Profeſſoren, vermutlich nur zum Schein, vielleicht aber auch infolge ſeiner geiſtlichen Herkunft, entſchieden zu dem damals unter dem Miniſterium Golitzyn herrſchenden Myſticismus.

Sowohl in der Klinik bei Mudrow als auch im anatomiſchen Theater bei Loder hatten wir an den Wänden verſchiedene Inſchriften und Kruzifixe. So war z. B. am Eingang in die Klinik an der Wand ein Kreuz mit der Inſchrift angebracht: per crucem ad lucem. Etwas weiter ſtand an einer andern Wand die Inſchrift: medice, cura te ipsum. An der Fenſterwand des anatomiſchen Theaters prangte in ungeheueren Buchſtaben: Gnothi seauton. In dem amphitheatraliſch angelegten anatomiſchen Hörſaal war oben, dicht unter der Oberlage, längs der ganzen Wand eine Inſchrift in goldenen Buchſtaben angebracht, welche beſagte: „Deine Hand hat mich

gemacht und geſchaffen, erleuchte du meinen Sinn, auf daß ich deine Gebote lerne."

Man darf nicht vergeſſen, daß dies zu der Zeit war, wo man (in Kaſan zur Zeit Magnitzkys) unter Abhaltung feierlicher Totenmeſſen anatomiſche Muſeen auf den Friedhöfen zur Erde beſtattete und im Miniſterium der Volksaufklärung oder des Inneren die Frage aufwerfen konnte, ob man nicht bei den anatomiſchen Vorleſungen ohne Leichen auskommen könne, eine Zeit, wo man in einigen Univerſitäten (in Kaſan) auch in der That die Muskellehre unter Zuhilfenahme von Tüchern vortrug.

Der Profeſſor der Anatomie pflegte da nämlich, wie mir ſeine Zuhörer erzählten, das eine Ende eines Tuches an das acromion und die Rückſeite des Schulterblattes und das andre an den Schulterknochen zu binden und ſeine Zuhörerſchaft dann zu verſichern, das ſei der musculus deltoideus.

Die Chirurgie, ein Gegenſtand, mit dem ich mich in Moskau faſt gar nicht beſchäftigte, war für mich damals eine wenig anziehende und ganz unverſtändliche Wiſſenſchaft. Von Uebungen in Operationen an Leichen war gar keine Rede; was Operationen an lebenden Menſchen betrifft, ſo habe ich nur ein paarmal die Lithotomie an Kindern und nur ein einziges Mal ein amputiertes Bein zu ſehen Gelegenheit gehabt. Vor der ärztlichen Prüfung mußte man nur in Worten oder auf dem Papier irgend eine Operation in lateiniſcher Sprache beſchreiben — und damit war die ganze Sache abgemacht. Feodor Andrejewitſch Hildebrandt, ein geſchickter und erfahrener Praktiker, beſonders Lithotomiſt und ſcharfſinniger, witziger Kopf, war als Profeſſor einfach unmöglich. Er ſprach ſo ſtark durch die Naſe, daß ich, obgleich ich im Kolleg nur ein paar Schritte von ihm entfernt war, doch nicht ein Wort verſtehen konnte, und zwar um ſo weniger, als er immer nur lateiniſch las und ſprach. Profeſſor Hildebrandt litt wahrſcheinlich an chroniſchem Schnupfen und hatte beſtändig eine Cigarre im Munde. Es war das der einzige Menſch in Moskau, dem es erlaubt war, auf der Straße zu rauchen. Seine und ſeines Adjunkten Alphonsky Vorleſungen beſtanden im Paraphraſieren eines von ihm herausgegebenen kurzen, und zwar bis zum nec plus ultra kurzen Lehrbuchs der Chirurgie in lateiniſcher Sprache.

40.

Und ſo beendigte ich denn mein Studium, ohne auch nur eine einzige Operation (Aderlaß und Zahnausziehen miteingeſchloſſen) weder am lebenden noch am toten Körper gemacht, ja ohne auch nur eine einzige Operation an einer Leiche geſehen zu haben.

Die gegenſeitigen Beziehungen zwiſchen uns Zuhörern und den Profeſſoren waren ausſchließlich auf die Vorleſungen beſchränkt und nur zu einigen jungen Adjunkten traten wir bisweilen in ein vertrauteres Verhältnis. So beſuchte ich z. B. öfters am Abend den Adjunkten der Chemie, Jowsky, der eben erſt aus dem Auslande zurückgekehrt war und mir viel von dem Univerſitäts- und wiſſenſchaftlichen Leben in Deutſchland und Frankreich erzählte, wobei er ſich mit mir über unſre bereits altersſchwach gewordenen und hinter der Zeit zurückgebliebenen Gelehrten luſtig machte; indes ſoll er ſpäter, wie ich gehört habe, ſelber in dies Geleiſe geraten ſein.

In den Vorleſungen aber waren die Beziehungen unſrer Lehrer — wenigſtens der rein ruſſiſchen — zu uns höchſt patriarchaliſcher Natur; viele von den Profeſſoren, wie z. B. Mudrow, Kotelnitzky, Sſandukow und andre, redeten die Studenten mit „Du“ an, Mudrow fügte „mein Lieber“ hinzu; im Kolleg galten auch patriarchaliſche Späßchen mit einzelnen Perſönlichkeiten und der ganzen Zuhörerſchaft für zuläſſig. So ſagte z. B. Mudrow einmal bei Gelegenheit einer Vorleſung über eine pſychiſche Nervenkrankheit von Lehrern und Profeſſoren, die ſich in einer gewiſſen unüberwindlichen Furcht beim Eintritt in den Hörſaal äußere, zu ſeinen Zuhörern: „Weswegen ſollte ich euch denn fürchten — Ihr ſeid ja doch die reinen Hämmel!“ Und das ganze Auditorium lohnte ihm für dieſen Spaß mit allgemeinem fröhlichem Gelächter.

Dafür legten ſich aber auch die Zuhörer, wie aus den von mir oben angeführten Scenen erſichtlich iſt, weiter keinen Zwang auf, ſondern trieben nun auch ihrerſeits mit den wunderlichen Herren im Kolleg ihre Poſſen und Thorheiten. Außer den oben angeführten will ich noch zwei Geſchichten derſelben Art erzählen.

Einer von jenen wunderlichen Profeſſoren hatte ſo ſchwache Augen, daß er ohne Brille keinen Buchſtaben in ſeinem Heft leſen konnte; ſein ganzer Vortrag aber beſtand eben gerade darin, daß er ſeinen Zuhörern aus ſeinem Heft vorlas.

Es war klar, daß ihn ſeiner Brille zu berauben ſo viel hieß, als die Vorleſung für ihn gänzlich unmöglich machen. Nun hatten

ſeine Zuhörer bemerkt, daß er, wenn er ins Kolleg kam, regelmäßig vor allen Dingen ſeine Brille abnahm und ſie vor ſich aufs Katheder legte; man hatte nun Mittel und Wege gefunden, es ſo einzurichten, daß die Brille in dieſem Falle unvermeidlich in die Höhlung des Katheders bis ganz auf den unterſten Grund desſelben gleiten mußte. Des Profeſſors Lage war eine kritiſche; er verlor offenbar den Kopf und wußte nicht, was er thun ſollte. Da erſchienen ihm dieſelben Zuhörer als Helfer in der Not: einer von ihnen brachte ohne viel Federleſens vom Hörſaaldiener eine Ofengabel herbei, fuhr mit ihr in die Vertiefung hinein und begann zum Entſetzen des Profeſſors ſo erbarmungslos nach allen Seiten hin mit ihr umherzuſcharren, daß der Brille offenbar die Gefahr völliger Vernichtung drohte. Unterdes hatte ſich der ganze Hörſaal um das Katheder und den unglücklichen Profeſſor geſchart; alle redeten durcheinander, gaben ihren guten Rat, und wollten nicht aufhören, ihr Bedauern zu äußern, bis man ſich endlich allgemein dahin entſchied, daß es kein verläßlicheres Mittel gebe, die Vorleſung zu ermöglichen, d. h. die Brille wiederzubekommen, als wenn man das Katheder ganz umkehre und die Brille auf dieſe Weiſe herausſchüttele. So machte man ſich denn an die Arbeit, welche auch von Erfolg gekrönt wurde, da man die durch die Ofenkrücke halb zerbrochene Brille wirklich aus dem Katheder herausbrachte; als man dieſes Reſultat erreicht hatte und der Profeſſor nun ganz traurig ſein halbzerſtörtes Sehinſtrument betrachtete, da trat ein andrer Profeſſor in den Hörſaal hinein, und erſtarrte faſt vor Erſtaunen beim Anblick des ungewöhnlichen Schauſpiels, das ſich da ſeinen Augen darbot. Auf dieſe Weiſe hat denn das Kolleg, d. h. die Vorleſung des vom Profeſſor mitgebrachten Heftchens, zum Vergnügen vieler Zuhörer nicht zu ſtande kommen können.

Ein andrer Profeſſor derſelben Fakultät (irre ich nicht, der philologiſchen) hatte die Sitte eingeführt, vor Beginn ſeiner Vorleſung ein Protokoll der vorigen verleſen zu laſſen und mit dieſer Aufgabe einen Repetitor betraut. Alle wußten ſchon, was dieſer Repetitor zu Anfang ſeines Protokolles ſagen werde und viele Studenten von den andern Fakultäten erſchienen aus Neugier in dieſem Kolleg, um mit eigenen Ohren das allen ſchon vorher bekannte Kurioſum zu hören, welches darin beſtand, daß der Repetitor die Verleſung des Protokolls jedesmal mit folgenden Worten begann:

„Im vorigen Vortrag, am ſo und ſo vielſten (folgte der Monat) des Jahres 182. hat Waſſili Grigorjewitſch N. N., Hofrat und Ritter, ſeinen Zuhörern folgendes auseinandergeſetzt.“ Hier aber

unterbrach der Profeſſor unabänderlich jedesmal den Repetitor mit der Bemerkung, daß er in der That Hofrat, aber keineswegs Ritter ſei. Auf dieſe Bemerkung erwiderte ſeinerſeits der Repetitor jedesmal: „Aber wie denn nicht, Waſſili Grigorjewitſch — ſind Sie doch der Medaille von 1812 am Wladimirbande gewürdigt worden!“

Aber ungeachtet der in alle dem liegenden Komik und geiſtigen Zurückgebliebenheit ſind mir doch von der Zeit meines Aufenthaltes in der Moskauer Univerſität gleichzeitig mit verſchiedentlichen Wunderlichkeiten auch andre Eindrücke nachgeblieben, die ſich mir tief in die Seele gegraben und ihr für mein ganzes Leben eine beſtimmte Richtung gegeben haben. So haben die Vorträge Loders, ungeachtet meiner völligen Unbekanntſchaft mit der praktiſchen Anatomie, doch das Verlangen in mir wachgerufen, mich mit dieſer Wiſſenſchaft zu beſchäftigen, und mich veranlaßt, mir dieſelbe nach Heften, einigen Lehrbüchern und einigen Zeichnungen einzupauken. Sogar Loders beliebte Wendungen: „sapientissima natura aut potius Creator sapientissimae naturae voluit“ ſind nicht ohne Einfluß auf mich geblieben.

Ich glaube ſie auch jetzt noch — nach über fünfzig Jahren — zu hören. Aber auch die Inſchriften an den Wänden des anatomiſchen Theaters und der Klinik haben ſich in meiner Vorſtellung mit den erſten Anfängen meiner wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe in Moskau gleichſam zu einem untrennbaren Ganzen verſchmolzen. Das Myſtiſche und den Myſticismus wird niemand aus der Tiefe des menſchlichen Geiſtes ausrotten können. Monotonie und Einſeitigkeit werden niemals ihm eigen werden und ich glaube nicht, daß die menſchliche Geſellſchaft ſich jemals bei einer von ihr auserwählten Richtung ausſchließlich beruhigen werde; am allerwenigſten aber glaube ich, daß ſie jemals zum Poſitivismus ſich bekennen werde.

41.

Das ſtudentiſche Leben in der Moskauer Univerſität trug bis zum Tode des Kaiſers Alexander I. ein freiheitliches Gepräge. Den Kurator, Fürſt Obolensky, bekamen wir gar nicht zu Geſicht — ich habe ihn nur einmal beim Aktus geſehen — und auch mit dem Rektor Prokopowitſch-Antonsky bekamen nur die in die

Univerſität eintretenden Sauf- und Raufbrüder zu thun. Ich habe ihn gleichfalls nur auf dem Aktus geſehen. Uniformen trugen damals die Studenten noch nicht. Deſſenungeachtet iſt mir nichts beſonders Unpaſſendes oder ungewöhnlich Auffallendes in der äußeren Erſcheinung der Studenten erinnerlich. Eher trat bei den Profeſſoren die äußere Seite etwas auffallend hervor, da ein Teil von ihnen in ihren mit vier Pferden beſpannten Kutſchen und mit ihren galonnierten Lakaien auf dem Trittbrett (wie zum Beiſpiel M. S. Mudrow, Loder und J. D. Muchin), uns als gewichtige Staatswürdenträger vorkamen, während wiederum andre — dieſes waren entweder „Infanteriſten“ oder aber ſie benutzten zu ihren Fahrten klägliche Droſchken — in ihren Friesmänteln das Ausſehen von Parias hatten, die das Schickſal verfolgte.

Aber mit der Thronbeſteigung Nikolai I. und nach den Dezembertagen fühlten wir bereits einen andern Wind wehen.

Wir hörten, daß man einen neuen Kurator, den General Piſſarew, in Ausſicht genommen habe, wir hörten ferner, daß der neue Kaiſer während ſeines Aufenthaltes in Moskau faſt inkognito die Univerſität und Univerſitätspenſion beſucht habe und in ſchrecklichen Zorn geraten ſei, als er den mit goldenen Buchſtaben an einer Tafel im Saale der Univerſitätspenſion angebrachten Namen Küchelbeckers geleſen habe; Antonsky war nämlich nicht auf den Gedanken gekommen, die Tafel entfernen oder den verhaßten Namen des Empörers ſtreichen zu laſſen, der ein ausgezeichneter Schüler geweſen war.

Antonsky wurde, wie man uns ſagte, für dieſes Verſehen ſeiner Stelle entſetzt, und der frühere Kurator im Frack durch einen ſolchen in Militäruniform erſetzt.

Wir hörten auch, daß der Kaiſer, welcher in einer Droſchke zur Univerſität gekommen und nur von einem Hörſaaldiener, einem verabſchiedeten Gardeſoldaten, erkannt worden war, direkt in die Studentenzimmer ſich begeben, in ſeiner Gegenwart die Matratzen auf den Studentenbetten umzukehren befohlen und unter einer Matratze ein Heft mit den Verſen Poleſhajews gefunden habe.

Poleſhajew ward denn auch unter die Soldaten geſteckt.

Bald nach dieſem Beſuch wurden die Uniformen für die Studenten eingeführt, was für mich und ſicher auch für viele andre, die ſich nur kümmerlich durchs Leben ſchlugen, wiederum eine neue Ausgabe bedeutete.

Indes fanden meine Schweſtern Mittel und Wege, mir aus einem alten Frack eine Art Uniformjacke mit rotem Kragen und

hellen Knöpfen, aber von unbeſtimmter Farbe zurechtzuſchneidern, und ich blieb, indem ich die Gunſt der damaligen guten Zeit benutzte, während der Vorleſungen im Mantel ſitzen und ließ nur den oberen uniformierten Teil meines Körpers ſehen.

In kurzer Zeit erſchien denn nun auch bei uns in den Hörſälen in Militäruniform der neue Kurator, welcher ſofort bei ſeinem Erſcheinen ſeines Organes wegen von uns „Fagot“ zubenannt wurde. Wirklich war ſeine Redeweiſe ſcharf und kurz abgeſtoßen. Ich habe dieſes „Fagot“ Gott ſei Dank nur zweimal im Kolleg geſehen und gehört: das eine Mal in einer Vorleſung des Profeſſors der Chemie, Heimann, und das andre Mal bei Muchin, und beidemal war ſein Erſcheinen mit einem gewiſſen Skandal verknüpft.

Im Kolleg bei Heimann traf das „Fagot“ — ein hoher, breitſchultriger General, der bei ſeinem Erſcheinen immer einiges Geräuſch verurſachte, zumal da er von ſeinen Ordonnanzen begleitet war — ich ſage, er traf unſern ehemaligen Penſionär Shemtſchuſhnikow in einem für ihn wohl ſeltſamen Aufzuge an, nämlich in nicht zugeknöpfter ſtudentiſcher Uniform, in völlig unvorſchriftsmäßigen Beinkleidern und mit einem runden Hut in der Hand.

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte das Fagot mit dem allerſchneidendſten und durchdringendſten Ton ſeiner Stimme, welche die Stille des Hörſaals und die auf die chemiſchen Experimente Heimanns gerichtete Aufmerkſamkeit der Zuhörer recht unliebſam ſtörte.

„Solche Individuen muß man aus der Univerſität entfernen,“ fuhr das Fagot in demſelben Tone fort.

Als Shemtſchuſhnikow das hörte, erhob er ſich von ſeinem Platz, that einen Schritt nach vorwärts und ſagte, indem er ſeinen runden Hut erhob, als wollte er ihn ſich ſofort auf den Kopf ſetzen, höchſt kaltblütigen Tones: „Aus Ihrer Univerſität mache ich mir ja gar nichts,“ verbeugte ſich und verließ den Saal.

Dieſe für ihn ganz unerhörte Ausſchreitung eines Untergebenen hatte das Fagot ſo wenig erwartet, daß er wie auf den Mund geſchlagen daſaß.

In Muchins Kolleg platzte das Fagot auch einmal hinein und ſagte bei dieſer Gelegenheit eine Dummheit, die ihm ſicher nicht ſo ohne weiteres hingegangen iſt.

Man muß nämlich wiſſen, daß im Anfang der Regierung Kaiſer Nikolais unſern ruſſiſchen Deutſchenfreſſern aus irgend einem Grunde — vielleicht gerade dank verſchiedenen Taktloſigkeiten des Fagots — der Kamm zu ſchwellen begann, da ſie wohl die Zeit für gekommen hielten, wo ihr Weizen blühen werde. Es begannen

verſchiedene, nicht ganz anſtändige Ausſchreitungen ſogar gegen eine in jeder Beziehung ſo hochſtehende Perſönlichkeit, wie es Juſtus Chriſtian Loder war.

Beſonders ins Zeug legte ſich dabei Muchin, der es auf irgend eine Weiſe für einige Zeit durchzuſetzen wußte, ſeine Vorleſungen im anatomiſchen Amphitheater abzuhalten, welches früher niemandem außer Loder zugänglich geweſen war. Doch dauerte die Herrlichkeit nicht lange und Muchin kam wieder auf ſeinen früheren Hörſaal im Univerſitätsgebäude zurück, welcher gleichfalls ziemlich geräumig (er faßte an die zweihundertfünfzig Zuhörer), aber nicht ſo bequem war.

In eben dieſen überfüllten Hörſaal bringt nun das Fagot in ſeiner Weiſe geräuſchvoll ein.

„Warum leſen Sie denn nicht dort?“ fragt er Muchin, indem er mit der Hand nach der Richtung hinweiſt, in der das anatomiſche Theater ſich befand.

„Dort, Exzellenz, legt Loder vor ſeinen Vorleſungen ſeine Knochen und Präparate auseinander.“

„Ah, ſo! Nun, dann will ich ihn 'mal ſelbſt auseinanderlegen,“ antwortet das Fagot ſo laut, daß die ganze Zuhörerſchaft es vernehmen mußte.

Dieſe dumme Farce ward Loder hinterbracht und bald darauf hörten wir, daß der König von Preußen eigenhändig den Kaiſer von den Umtrieben wider den bejahrten Gelehrten in Kenntnis geſetzt habe. Seitdem ließ man ihn in Ruhe und einige Zeit nach dieſem Ereignis bekam Loder den Stern des Annenordens, welcher M. J. Mudrow die Veranlaſſung zu ſeiner obenerwähnten Anſprache bot.

42.

Endlich kam auch das Jahr 1827 heran, welches uns das Allerhöchſt beſtätigte Projekt des Akademikers Parrot brachte. Die erſte mehr metaphoriſche als offizielle Mitteilung darüber hörten wir auf einer Vorleſung von Mudrow. Dieſer war früher als gewöhnlich ins Kolleg gekommen und begann plötzlich ganz ohne erſichtliche Veranlaſſung uns vom Nutzen und der Annehmlichkeit von Reiſen in Europa zu ſprechen, beſchrieb uns Gletſcherbeſteigungen in den Alpen, erzählte uns von dem Leben in Deutſch-

land und Frankreich, von den Federbetten, welche die Deutſchen ſtatt der Decken brauchten u. ſ. w., u. ſ. w. Wir konnten gar nicht begreifen, was das zu bedeuten habe und worauf es eigentlich abzielen ſollte. Erſt gegen Ende ſeiner Vorleſung, nachdem er auf dieſe Weiſe eine volle Stunde hingebracht, erklärte uns M. J. Mudrow, daß auf Allerhöchſten Befehl Freiwillige aus der Zahl der auf den ruſſiſchen Univerſitäten ſtudierenden jungen Leute aufgeboten und zu ihrer weiteren Ausbildung ins Ausland geſchickt werden ſollten.

Ziemlich zerſtreut hörte ich dieſe erſte Mitteilung darüber an.

Hierauf wurde ich irgendwo, ich glaube auf einer Repetition, und diesmal bereits direkt von Muchin, aufgefordert. — Wiederum J. O. Muchin!

„Du könnteſt nun eigentlich ins Ausland gehen; es ſind nur Ruſſen dazu aufgefordert und man muß die Gelegenheit benutzen.“

„Ich bin ganz dafür, Jefrem Oſſipowitſch,“ platzte ich, ohne viel zu überlegen, heraus.

Wie ſoll ich eigentlich dieſe für mich ſelbſt unerwartete Entſchiedenheit erklären? Damals beobachtete ich mich ſelbſt nicht und jetzt vermag ich nicht mehr mit Sicherheit zu entſcheiden, was eigentlich mein Hauptmotiv dazu geweſen iſt. So weit ich mich aber erinnern kann, iſt, glaube ich, der Hauptgrund für meine ſchnelle Entſcheidung die damalige Lage meiner Familie geweſen.

Ich weiß noch ſehr wohl, daß, ſo jung ich damals auch war, der Gedanke daran mich nicht ſelten bedrückte. Ich bin nun ſchon, ſo ſagte ich mir, ſechzehn Jahre alt, bald werde ich ſiebzehn werden und immer muß ich noch meiner armen Mutter und meinen armen Schweſtern zur Laſt fallen. Angenommen auch, ich erlange den Grad eines Arztes — was kann ich doch anfangen? Ohne Mittel und ohne Verbindungen bekommt man doch keine Stelle. Gleichzeitig fühlte ich aber auch den brennenden Wunſch in mir, immer weiter zu arbeiten und zu lernen.

Die Moskauer Wiſſenſchaft hatte ungeachtet ihrer Zurückgebliebenheit und Oberflächlichkeit doch ſo manches in mir zurückgelaſſen, was mir keine Ruhe ließ und mich nach vorwärts drängte.

„Wähle dir irgend einen Gegenſtand zu deinem Studium, irgend eine Wiſſenſchaft,“ ſagte mir J. O. Muchin.

„Natürlich die Medizin, Jefrem Oſſipowitſch.“

„Nein, ſo geht es nicht; man muß unbedingt erklären, welche der mediziniſchen Wiſſenſchaften man ausſchließlich zu ſtudieren wünſche.“

Ohne mich lange zu beſinnen, fuhr ich heraus: „Phyſiologie.“

Später habe ich mich ſelbſt gefragt, warum ich gerade die Phyſiologie genannt habe.

Erſtens, ſo mußte ich mir antworten, weil ich mir in meiner Naivetät vorſtellte, daß ich mit der Phyſiologie näher als mit allen andern Wiſſenſchaften bekannt ſei. Und warum? Nur deshalb, weil ich ſchon etwas vom Blutumlauf wußte, weil ich wußte, daß es einen Chimus und Chilus ſowie eine Bruſtmilchader gebe, endlich wußte, daß die Galle ſich aus der Leber, der Harn aus den Nieren abſcheide und daß von der Milz und der Bauchſpeicheldrüſe nicht nur ich allein, ſondern überhaupt alle nicht viel wüßten. Ueberdies war ja die Phyſiologie ohne Anatomie undenkbar und die Anatomie nun erſt kannte ich offenbar beſſer als alle andern Wiſſenſchaften. Zweitens aber, wer ſchlug mir eigentlich die Wahl unter den einzelnen wiſſenſchaftlichen Disciplinen vor — war es denn nicht Jefrem Oſſipowitſch, ſelbſt ein Phyſiologe? Sicher wird ihm meine Wahl recht ſein. Dem war aber gar nicht ſo, denn Jefrem Oſſipowitſch machte bei dieſer meiner Entſcheidung ein ſehr langes Geſicht und erklärte dann kurz und bündig: „Nein, mit der Phyſiologie iſt's nichts; wähl dir was andres aus.“

„Dann erlauben Sie mir zu überlegen . . .“

„Gut, bis morgen; dann merken wir dich vor.“

Zu Hauſe ſagte ich weder meiner Mutter noch meinen Schweſtern etwas von der Sache, ſondern begann nur die bereits faſt ganz entſchiedene Angelegenheit nach unſrer ruſſiſchen Art mir nachträglich zu überlegen, was natürlich das beſte war; denn hätte ich vorher lange überlegt, ſo wäre ich wahrſcheinlich nicht ins Profeſſoreninſtitut gekommen und mein Leben hätte ſich wahrſcheinlich auf ganz andrer Grundlage geſtaltet und weiß der Himmel noch — wie eigentlich. Wozu aber, ſo fragte ich mich, habe ich nun meine Zuſtimmung gegeben? Ins Ausland zu gehen und dort weiter zu ſtudieren. Aber unter was für Bedingungen? Ohne dieſe zu kennen, verkauft man ſich am Ende noch gar mit Leib und Seele? Ach was, einerlei, ſchlimmer, als es iſt, kann es doch nicht werden.

Ich eile in die Univerſität, ziehe dort einige Erkundigungen ein, berate mich mit einigen Bekannten und höre an, was ſie mir darüber ſagen; ſchließlich treffe ich auf Grund alles deſſen meine Entſcheidung dahin, daß ich, da man mich die Phyſiologie nicht hatte wählen laſſen und es eine andre auf Anatomie gegründete Wiſſenſchaft meiner Meinung nach außer der Chirurgie nicht gibt,

daß ich, ſage ich, eben dieſe letztere wähle. Warum denn nun aber nicht die Anatomie ſelbſt? Ja, da frage ſich einer! Mit Sicherheit weiß ich's nicht zu ſagen, aber ich glaube, daß eine tiefe innere Stimme mich hier auf die Chirurgie hingewieſen hat. Außer der Anatomie kommt ja auch noch das Leben in Betracht, und wenn man die Chirurgie gewählt hat, ſo braucht man es nicht nur mit lebloſen Körpern zu thun zu haben.

Indes auch andre Wiſſenſchaften intereſſierten mich nicht wenig. Eine große Vorliebe hatte ich für die Chemie, beſonders nach den Heimannſchen Vorleſungen. Die Pharmakologie erſchien mir gleichfalls, ungeachtet all der Unzulänglichkeit ihres Vertreters an der Moskauer Univerſität, W. M. Kotelnitzkys, als höchſt intereſſante Wiſſenſchaft. Als ich meinen Kommilitonen meine Abſicht mitteilte, mich nicht nur einer, ſondern mehreren Wiſſenſchaften zu widmen, da machten ſie ſich natürlich über mich luſtig, ohne ahnen zu können, daß ich nach ein paar Jahren ein geradezu wütender Verfechter des Spezialismus in der Wiſſenſchaft werden und wiederum nach einigen Jahren von neuem ins gegneriſche Lager übergehen würde.

Am ſelben Tage ging ich in die Univerſitätsverwaltung, traf dort J. O. Muchin, der damals gerade Dekan war, ſetzte ihn von meiner Wahl in Kenntnis und ward von ihm ſofort einer vorläufigen Prüfung unterzogen, aus der ich mit Gewißheit erſah, daß der Zweck unſrer Entſendung ins Ausland die Vorbereitung für die Profeſſorenthätigkeit ſei; da aber ein Profeſſor vor allem ein lautes Organ und gute Reſpirationsorgane braucht, ſo ſollte die vorläufige Prüfung eben die Frage entſcheiden, in welchem Zuſtande ſich meine Lungen und Luftröhre befänden. Da man um die Zeit noch keine Spirometer hatte und die Examinatoren von Auskultation und Perkuſſion noch gar nichts wußten, ſo ließ mich Jefrem Oſſipowitſch laut und ohne Atem zu holen eine ſehr lange Periode aus der von ihm herausgegebenen Phyſiologie Lenhoſſeks vorleſen, was ich denn auch zu ſeiner völligen Zufriedenheit that.

Hierauf wurde mein Name ſofort in die Liſte der Aſpiranten, d. h. der zukünftigen Mitglieder des Profeſſoreninſtituts eingetragen. Erſt als dies abgemacht war, kehrte ich nach Hauſe zurück, um meinen Angehörigen feierlich und nicht ohne Stolz zu erklären, daß ich auf Kronskoſten eine Reiſe unternehmen würde.

Bei der Gelegenheit war gerade ein in unſrer Nachbarſchaft lebender Schneider zugegen, den man einer, an meinem Mantel notwendig gewordenen Ausbeſſerung wegen ins Haus gerufen hatte;

als dieſer hörte, daß ich auf Reiſen ginge, bemerkte er tiefſinnig: „Ich weiß, ich weiß, hab' ſchon davon gehört; Sie ziehen alſo aus, um unbekannte Inſeln und Länder zu entdecken."

Ich verſuchte es gar nicht, ihm eine andre Meinung beizubringen und war ſehr froh darüber, daß meine Mutter und meine Schweſtern, wenngleich ſie auch über die unerwartete Nachricht etwas betrübt waren, doch gar nicht an Widerſpruch dachten; meine Mutter bekreuzigte ſich nach ihrer frommen Gewohnheit, küßte mich und ſagte: „Nun, Gott ſegne dich. Wann fährſt du eigentlich?"

„Nach der ärztlichen Prüfung, nach etwa zwei Monaten."

Inzwiſchen klärte ſich nach verſchiedenen Gerüchten und angeſtellten Ermittelungen die Sache doch ſo weit, daß ich über Bedingungen und Zweck der Entſendung etwas Näheres erfuhr; dieſes will ich nun durch ſpätere Aufklärungen noch zu ergänzen ſuchen.

Die Entwickelungsgeſchichte des Profeſſoreninſtituts, für welches mich J. O. Muchin ſo ganz exprompto angeworben hatte, ſtellt ſich mir in folgender Weiſe dar:

Der Akademiker Parrot war in Dorpat und St. Petersburg Zeuge jener ungewöhnlichen und unerquicklichen Ereigniſſe geweſen, welche ſich am Ende der Regierung Alexanders I. (unter den Miniſtern Fürſt A. J. Galitzyn und Schiſchkow und unter dem Kurator Magnitzki u. a.) in unſern Univerſitäten abgeſpielt hatten; da er nun auch gleichzeitig ſeitens einiger ausländiſcher Profeſſoren der Kaſanſchen und andrer Univerſitäten die eingehendſten Auskünfte über die traurige Verfaſſung unſrer Univerſitätswiſſenſchaft erhalten hatte, ſo entſchloß er ſich, ſeine Ausnahmeſtellung und die Abſichten des neuen Kaiſers bezüglich des geſamten Lehrweſens im Reich in entſprechender Weiſe auszunutzen. Dem neuen Kaiſer war es wohl bekannt, daß Parrot ſich des beſonderen Wohlwollens und Vertrauens Alexanders I. erfreut und jederzeit ungehinderten Zutritt zu ihm gehabt habe.

Parrot (ein geborener Elſäſſer und Kollege des berühmten Cuvier) war lange Zeit Profeſſor der Phyſik an der Dorpater Univerſität geweſen; nach ſeinem Uebergang aus Dorpat an die Akademie der Wiſſenſchaften war er ſicherlich ſehr froh darüber, daß der ehemalige Kurator der Dorpater Univerſität, Fürſt Lieven, gleich am Anfang der Regierung Nikolais an Schiſchkows Stelle zum Miniſter der Volksaufklärung ernannt wurde.

Die Ernennung dieſes Mannes hat, wie ich annehmen darf, viel zum Erfolge des Parrotſchen Projekts beigetragen, deſſen wich-

tigſte und weſentlichſte Seite darin beſtand, daß junge Ruſſen, die ihr Studium an verſchiedenen Univerſitäten beendigt hatten, auf der Dorpater Univerſität zur weiteren Fortſetzung ihrer wiſſenſchaftlichen Studien im Auslande vorbereitet werden ſollten.

Die Dorpater Univerſität hatte um dieſe Zeit nach der ſchmählichen Kataſtrophe mit der Doktorpromotion gewiſſer dunkler Perſönlichkeiten eine bisher ungeahnte wiſſenſchaftliche Höhe, und zwar gerade unter dem Kurator Fürſten Lieven, erreicht, während die andern ruſſiſchen Univerſitäten dank der Beſchränktheit und dem Obſkurantismus verſchiedener Kuratoren von Tage zu Tage auf ein nur immer tieferes Niveau herabſanken.

Die Zahl der Ruſſen, die auf zwei bis drei Jahre zur Vorbereitung auf die Dorpater Univerſität geſchickt wurden, war auf zwanzig feſtgeſetzt.

Nach zweijährigem Aufenthalte in Dorpat mußten ſie für weitere zwei Jahre auf ausländiſche Univerſitäten gehen und hierauf eine gewiſſe Anzahl von Jahren als Profeſſoren im Reſſort des Miniſteriums der Aufklärung dienen. Die zum Unterhalt in Dorpat beſtimmte Summe betrug jährlich zwölfhundert Rubel in Aſſignaten (etwas über dreihundert Rubel Silber), und für die Reiſeunkoſten war noch eine beſondere Summe angeſetzt. Die jungen Leute mußten ſich aus ihren verſchiedenen Univerſitäten in St. Petersburg verſammeln und nach ihrer Ankunft daſelbſt ſich in der Akademie der Wiſſenſchaften noch einer beſonderen Vorprüfung unterziehen.

So begann ich mich denn zur ärztlichen Prüfung vorzubereiten. Dieſe verlief für mich ſehr leicht, ſogar leichter als die gewöhnliche, ohnehin ſchon höchſt oberflächliche, vielleicht deshalb, weil meine Kandidatur für das Profeſſoreninſtitut ſchon als Aequivalent für die ärztliche Prüfung aufgefaßt wurde.

43.

Was habe ich nun nach Dorpat mitgebracht?

Wie man ſieht, einen nur höchſt unbedeutenden Vorrat von Kenntniſſen, und zwar Kenntniſſen, die eher aus Büchern und Heften zuſammengetragen als aus der Anſchauung und lebendiger Erfahrung und Beobachtung geſchöpft waren. Aber auch dieſe rein büchermäßigen Kenntniſſe waren in keiner Weiſe befriedigend, da ich während

meines ganzen Univerſitätsſtudiums kein einziges wiſſenſchaftliches und kein einziges Lehrbuch von Anfang bis zu Ende, ſondern nur in Bruchſtücken geleſen, wobei ich bei den unverſtändlichen Stellen in die größte Verlegenheit geriet; ohne Anleitung konnte ich eben vieles gar nicht verſtehen.

Mit meinem mir das Recht über Leben und Tod gebenden Diplom war ich wohl ein netter Arzt, der ich ja doch kein einziges Mal einen Typhuskranken geſehen, kein einziges Mal eine Lanzette in Händen gehabt hatte! Meine ganze mediziniſche Praxis in der Klinik beſchränkte ſich darauf, daß ich einmal eine Krankheitsgeſchichte geſchrieben, nachdem ich den betreffenden Kranken nur einmal in der Klinik geſehen hatte; der Klarheit halber brachte ich in dieſer Geſchichte eine ſolche Menge von mir aus Büchern bekannten Krankheitsfällen an, daß es ſich mir unter der Hand aus einer Geſchichte in ein Märchen verwandelte.

Polikliniken und Privatpraxis für Studenten der Medizin gab es damals überhaupt nicht, und ich bin nur einmal zufällig zu einem mit uns in einem Hauſe wohnenden kranken Beamten gerufen worden. Er lag offenbar ſchon im Todeskampf, als man mich aufforderte, ihn von den Folgen einer argen und andauernden periodiſchen Trunkſucht zu heilen. Da ich meine Unzulänglichkeit einſah, ſo hielt ich es für notwendig, ſofort nach dem Bader zu ſchicken, welcher denn auch alsbald, und zwar mit einer Klyſtierſpritze bewaffnet, erſchien, die er auf alle Fälle mitzunehmen ſich entſchieden hatte. Eigentlich wußte ich ſelbſt nicht, weswegen ich nach dem Bader geſchickt hatte, er indes hatte bereits par distance erkannt, daß ein Klyſtier nötig ſei, und erklärte mir, da er ſofort einſah, mit wem er es zu thun habe, direkt und mit großer Sicherheit, daß es im vorliegenden Falle ohne ein Klyſtier nicht abgehen könne.

„Befühlen Sie doch einmal ſelbſt ordentlich den Leib des Kranken, wenn Sie mir nicht glauben," ſo meinte er, indem er mich beiſeite nahm, „er iſt ſo aufgetrieben, daß er am Ende gar noch platzt."

Nachdem ich dieſer Aufforderung nachgekommen war, billigte ich ſofort die Abſicht meines von mir ja ſelbſt improviſierten Kollegen. Es war Nacht, und ich weiß nicht mehr, was dann mit dem Klyſtier geworden iſt; jedenfalls war der Kranke am nächſten Morgen nicht mehr am Leben.

Zum Dank für meine Bemühung ſchickte mir die Witwe den ſchwarzen Frack des Verſtorbenen zu; in dieſem Frack hätten zwei Perſonen von meiner Körperkonſtitution Platz finden können, doch kam mir dieſes unverdiente Honorar immerhin ſehr gelegen, denn

von dem Schneider umgemacht, welcher geglaubt hatte, ich ziehe auf die Entdeckung unbekannter Inſeln und Länder aus, kam dieſer Frack mit mir nach Dorpat und hat mir dann noch ganze fünf Jahre gedient.

Auch im zweiten und letzten Fall meiner privaten praktiſchen Thätigkeit in Moskau hat das Klyſtier die Hauptrolle geſpielt.

Meine alte Wärterin Katharina Michailowna war an irgend einem Leiden ernſtlich erkrankt: ganz regungslos lag ſie da, ſtöhnte nur und wiederholte immer wieder die Worte: „mein Tod, mein Tod!“ Sie konnte weder etwas eſſen noch trinken, noch ſchlafen, auch hatte ſie keinen Stuhlgang. Ich weiß nicht, was man ihr eigentlich für Hausmittel gab, jedenfalls brachten ſie ihr keine Hilfe, und es waren in dieſer Weiſe ſchon an die zwei Wochen vergangen, in deren Verlauf die Alte immer magerer und gelber wurde, ſo daß das Schlimmſte zu erwarten ſtand. Mir that ſie ſchrecklich leid, und ich hätte ihr nur zu gern geholfen, wenn ich nur gewußt, woran ich mich zu halten hätte. Da fiel mir plötzlich ein, daß ſie ja ſchon ganze zehn bis zwölf Tage nicht ausgegangen ſei, und ich entſchloß mich, ihr ein Klyſtier zu geben.

Dieſen Plan ſtellte ich nun meinen Hausgenoſſen und der Kranken ſelbſt zur Erwägung anheim.

„Aber ich habe ja, mein Lieber, nun ſchon faſt zwei Wochen ſo gut wie gar nichts zu mir genommen.“

„Thut nichts — trotzdem wollen wir's machen.“

„Ja, wie ſoll es denn aber werden? Wer wird es mir geben, und woher ſollen wir es nehmen?“

„Nur keine Sorgen — das machen wir ſchon.“

So beſorge ich mir denn eine Spritze, koche Kamillenthee, thue Seife und Oel hinzu, lege mir mit der wichtigſten Miene von der Welt eine Schürze um, kehre die Alte auf die linke Seite und appliziere zum erſtenmal in meinem Leben in rein autodidaktiſcher Weiſe das Klyſtier.

Alles ging glücklich ab. Das Klyſtier kam hernach nicht allein heraus, und — wer hätte das vorher gedacht?! — mit meiner alten Wärterin begann es ſeit dem Tage bergauf zu gehen, ſie fing an zu ſchlafen und zu eſſen, und nach etwa zehn Tagen war ſie bereits wieder auf den Beinen. Was doch aufrichtige Liebe und Anhänglichkeit zu bedeuten haben, wie ſie damals zum erſtenmal in meinem Leben in der Diagnoſe und Therapie ſowie in der chirurgiſchen Hilfeleiſtung am Krankenbett meine Entſchließungen geleitet haben!

* * *

Die ſittliche Bildung, mit der ich nach Dorpat ging, war ebenſowenig bedeutend wie die wiſſenſchaftliche.

Mein kindlicher Glaube war durch das dürftige Wiſſen erſchüttert, das ich mir auf der Univerſität erworben hatte. Warum mußte dies nur einem armen und ſo wenig gebildeten Schuljungen paſſieren, der ich doch damals war, während die bedeutendſten und erleuchtetſten Geiſter trotz ihres ungeheuren Reichtums an Kenntniſſen nicht ſelten tiefes Wiſſen mit aufrichtigem Glauben in ſich vereinigt haben? Es iſt das, wie ich glaube, eine Krankheit unſres Jahrhunderts, in welchem ſich nur wenige ſolcher Ausnahmen werden auffinden laſſen, wie Johann Müller oder Rudolf Wagner, der erſtere ein eifriger Katholik, der zweite ein Proteſtant, und beide berühmte Naturforſcher, welche auch in unſrer Zeit das Wiſſen mit dem Glauben zu verſöhnen gewußt haben. Dieſe Krankheit unſres Zeitalters wird meiner Meinung nach dadurch bedingt, daß gerade zu unſrer Zeit das (natürlich oberflächliche) Wiſſen ſich raſch in den Maſſen verbreitet hat, die durch die vorhergegangenen Jahrhunderte nur ungenügend zur Aufnahme der Wiſſenſchaft und des Wiſſens vorbereitet waren.

Das grelle Licht der zeitgenöſſiſchen Wiſſenſchaft hat die früher im Dunkel Wandelnden geblendet und ſchwindlig gemacht. Wenn man raſch aus der Finſternis ins Helle hinübertritt, ſo erſcheint einem beim erſten Blick natürlich alles nur allzu klar und zweifellos; und dann kommen noch die Aufklärer hinzu, welche des größeren Effektes wegen die Stärke dieſes, wenn auch nur künſtlichen Lichtes immer mehr und mehr zu ſteigern ſuchen.

Wenn ich zu den längſt vergangenen Zeiten meines Lebens zurückkehre und darüber nachdenke, was mich eigentlich meinen kindlichen Glauben hat aufgeben und in meinen kindlich inbrünſtigen Gebeten aufhören laſſen, was in meine junge Seele den nagenden Wurm des Zweifels geſetzt und mit ungewöhnlicher Energie die Weiterentwickelung desſelben gefördert hat, — ſo finde ich keine weitere Urſache außer gerade dieſen zweien. Einerſeits überkam mich plötzlich das Licht der Naturwiſſenſchaft zu einer Zeit, wo ich noch durch kein andres poſitives Wiſſen zu ſeiner Aufnahme vorbereitet war, und andrerſeits erwieſen ſich als meine Aufklärer ſolche Leute, die ebenſo wie ich durch einen allzu raſchen Uebergang von der Finſternis der Unwiſſenheit zum Lichte der Wiſſenſchaft geblendet waren. Ich, der ich von keinen Zweifeln geplagt war und bei meiner rein formal religiöſen Erziehung überhaupt nicht einmal die Möglichkeit zum Zweifeln vor mir hatte, ich trat nun plötzlich auf

ein Feld der Bethätigung über, welches beſtändige Arbeit des Gedankens erfordert. Alles aber, was durch geiſtige Analyſe gewonnen wird, muß unbedingt durch eine ganze Reihe von Zweifeln hindurchgehen. Mußte ich junger Burſche nun nicht berauſcht und ſchwindlig werden, mußte ich nicht dieſelbe Methode der Erkenntnis der Wahrheit auch auf ein andres, für dieſelbe ganz ungeeignetes Gebiet anwenden, zumal ich ſah, daß alle, darunter natürlich auch Erfahrenere als ich, dergeſtalt verfuhren?

Wiſſen, und vor allem wiſſenſchaftliches Wiſſen, macht den Menſchen ſo ſelbſtzufrieden, daß er nach Erreichung desſelben alsbald darangeht, dasſelbe auf alle Gebiete ſeines geiſtigen Lebens auszudehnen, indem er dabei den Umſtand ganz außer acht läßt, daß es unter ihnen auch Gebiete gibt, die mit dem wiſſenſchaftlichen, d. h. auf dem Wege der Analyſe gewonnenen Wiſſen wenig gemein haben.

Lebt denn der etwa nicht oder zeigt ſich des Namens eines Menſchens unwürdig, wer feſten Glauben, ſichere Hoffnung und warme Liebe in ſich trägt und ein nur einfaches, d. h. nicht wiſſenſchaftliches und ſozuſagen nicht bewußtes Wiſſen ſein eigen nennt? Sind wir denn wirklich im Recht, ſolch ein Leben nur um deswillen nicht *Leben* zu nennen, weil der betreffenden Perſönlichkeit die Mittel und Wege nicht zu Gebote geſtanden haben, die andre, geiſtige Seite ihres Lebens zu entwickeln? Müſſen wir nicht alle danach trachten, unſer Leben zu einem harmoniſchen Ganzen zu geſtalten, d. h. es einer gleichmäßigen Entwickelung der verſchiedenen Seiten unſres Verſtandes- und geiſtigen Lebens entgegenzuführen? Solch ein hohes Ziel iſt keine Utopie. Vielmehr iſt's umgekehrt eine Utopie, wenn wir Wohlthäter der menſchlichen Geſellſchaft zu werden unternehmen, indem wir ſie ausſchließlich auf dem Wege des Wiſſens einem unbekannten und unerreichbaren Ziele zuzuführen gedenken.

Wie glücklich wären wir, wenn unſre Jünglinge beim Betreten der wiſſenſchaftlichen Laufbahn die feſte innere Ueberzeugung davon hätten, daß man nicht ungeſtraft für ſich ſelbſt das durch wiſſenſchaftliche Analyſe Gewonnene auch auf jedes andre Gebiet ſeines geiſtigen Lebens verpflanzen darf. Wüßten ſie dieſes genau, ſo entgingen viele, ſehr viele von uns den ſchweren innern Kämpfen, die ſie beim Uebergange ins Mannes- und Greiſenalter ſo oft zu beſtehen haben.

* * *

Mein Studentenleben in Moskau hatte mir die Mängel jener rein rituellen Religionsübung gezeigt, in der ich erzogen worden war; aber das Zerſtörte war durch nichts Beſſeres erſetzt und in das Gebiet des Glaubens die Verneinung hineingetragen worden, deren Grenzen ſich jetzt nicht mehr feſtſetzen ließen. Mein junger Geiſt begann ſeit der Zeit auf allen den verſchlungenen Gängen und Wegen der Negation umherzuirren und völliger Unglaube und Atheismus bereits von meiner Seele Beſitz zu ergreifen. Zu meinem Glück indes war ich kein esprit fort und konnte nicht umhin, in ſchweren Augenblicken meines Lebens meinen Blick zum Himmel emporzurichten; mich ſelbſt aber zu belügen und im Glück das zu ignorieren, wohin ich im Unglück meine Zuflucht nahm, das ſchien mir mit meiner Würde als Menſch unvereinbar zu ſein.

Wenn meine religiöſen Empfindungen ſo ſchwankender Natur waren, ſo waren auch meine ſittlichen Begriffe in dieſer Zeit meines Lebens nicht gerade ſehr feſte. Welche Sittlichkeit wäre denn auch ohne Ideal möglich? Diejenigen täuſchen ſich ſelbſt und andre, welche die Grundlagen der Sittlichkeit in der Beobachtung der gegenſeitigen Intereſſen, im Egoismus und dem Aehnlichen erblicken. Sie begnügen ſich ausſchließlich mit den ſinnenfälligen Aeußerungen, ſozuſagen mit der formalen Seite unſres ſittlichen Lebens und geben ſich nicht die Mühe, etwas tiefer in ſich ſelbſt hineinzublicken; möglich iſt's freilich auch, daß ſie in der That das nicht in ſich finden, was ſie eigentlich noch ſuchen müßten. Unſer Unglück beſtand und beſteht gerade darin, daß unſre Väter es nicht vermocht und nicht verſtanden haben, irgend ein leitendes Ideal aus ſich herauszuarbeiten, vor dem wir uns in tiefſter Achtung beugen müßten. Jetzt iſt es dazu ſchon zu ſpät; es gab aber eine Zeit, wo der Realismus die Gemüter noch nicht in dem Maße wie heutzutage beherrſchte und die Ideale noch nicht ſo gewaltthätig von ihren Piedeſtalen herabgeriſſen wurden.

Ich hatte weder eine poſitive Religion noch ein leitendes Ideal gerade zu jener gefährlichen Zeit meines Lebens, wo die Leidenſchaften und die Sinnlichkeit ſich zu äußern begannen. Bis zu meinem achtzehnten Lebensjahre vermied ich aber alle Beziehungen zu Frauen. Sechzehn Jahre alt, kurz vor meiner Abreiſe nach Dorpat, war ich nur platoniſch in die Tochter meines Taufvaters verliebt, ein Mädchen, das älter war als ich. Eben damals las ich von Zeit zu Zeit mit einem Kameraden die Ars amandi des Ovid, welche wir auf dem Trödelmarkt erſtanden hatten und nur ziemlich mangelhaft verſtanden.

Der Gegenſtand meiner platoniſchen erſten Liebe war eine ſchlanke Blondine mit feinen Zügen, einer außerordentlich melodiſchen und klangvollen Stimme und blauen lachenden Augen. Dieſe Augen und dieſe Stimme hatten eben, ſoweit ich mich erinnern kann, mein Herz gefangen genommen. Worin äußerte ſich nun meine Liebe? Erſtens darin, daß ich, ſowie ich nur irgend freie Zeit hatte, und mochte es auch zu Fuß ſein, aus Kudrino nach dem Eliaskirchſprengel auf die Baßmannaja eilte; zweitens darin, daß ich keine nur irgend paſſende Gelegenheit vorübergehen ließ, mir die Haare in ſäuberliche Löckchen zu kräuſeln. Wie ſeltſam komme ich mir jetzt ſelbſt vor, wenn ich mir vorſtelle, daß mein nunmehr kahler Kopf einſtmals von Kräuſellöckchen hat bedeckt ſein können!! . . . Drittens ließ ich gleichfalls keine Gelegenheit vorbei, ihr die zarte, feine Hand zu küſſen, z. B. wenn ich mit ihr „Müllerchen“ oder ein Pfänderſpiel ſpielte oder ihr etwas vom Tiſch reichte, und einmal, o Seligkeit! als ich ihre Hand küſſen wollte, die mir ein Butterbrot hinreichte, da zog ſie ſie zurück und küßte mich dicht an den Lippen auf die Wange.

Endlich, wenn ich bei meinem Taufvater zur Nacht blieb, ſo weckte mich die Liebe gewöhnlich früh am Morgen und trieb mich (natürlich aber nicht im Winter) in den Garten hinaus; dann pflegte ich mich den auf den Garten hinausgehenden Fenſtern ihres Schlafzimmers gegenüber zu ſetzen, mich meinen Träumereien hinzugeben und mit Ungeduld des Augenblicks zu harren, wo ſie aufſtehen und in ihrem weißen Morgenkleide am Fenſter erſcheinen würde. Der Gegenſtand meiner Liebe ſang zwei bezaubernde franzöſiſche Romanzen, von denen ich die eine: „Vous allez à la gloire,“ nicht ohne Thränen anhören konnte.

Selbſt ihre Mängel gefielen mir und einer von ihnen hat einen beſondern Eindruck auf mich gemacht: es war das eine ungewöhnliche und geradezu durchſichtige Bläue unter den Augen.

Als ich jetzt in Moskau zu meinem Jubiläum war, da wußte ich nicht, ob ich meine erſte Liebe beſuchen ſollte oder nicht. Ihr Bruder war bei mir und erzählte mir, ſie lebe jetzt bei ihm und hinke, nachdem ſie ſich einmal den Fuß gebrochen. Den Gedanken, ſie zu beſuchen, gab ich aber doch auf.

Wenn der Gedanke an meine früheren Löckchen und meinen jetzigen kahlen Schädel mich mir als einen ſeltſamen, ſich ſelbſt nicht ähnlichen Doppelgänger erſcheinen ließ, ſo wäre ein Beſuch bei dieſer andern Menſchenruine gleichbedeutend mit einer Fahrt auf den Kirchhof geweſen. Aber der memento mori gibt es für einen Greis überall viele.

Von Gegenſeitigkeit konnte natürlich keine Rede ſein. Sie war die heiratsfähige Tochter eines in Moskau angeſehenen Ehrenbürgers, der damals noch über ziemlich bedeutende Mittel verfügte und ehemals Millionär geweſen war; ich — ein mittelloſer Knabe, der eben erſt ſeine Univerſitätsſtudien beendigt hatte und zuweilen von ihrem Vater almoſenartige Geſchenke erhielt.

Die Erinnerungen an dieſe Liebe, d. h. die eigentlichen Liebeserinnerungen, dauerten nicht lange. Ein neues Leben, neue Verhältniſſe und neue Menſchen brachten mir bald eine ganze Menge andrer und tieferer Eindrücke.

44.

Im Mai ſollten wir nach St. Petersburg aufbrechen.

Von der Univerſität bekamen wir jeder je eine Uniform und einen Degen, ſowie Fahrgelder.

Unſre Führung (denn ohne Aufſicht ging es eben damals nicht ab) war dem Profeſſor-Adjunkt der Mathematik Schtſchepkin übertragen. Die Reiſe unternahmen von Moskau aus: Schichowski (Iwan Oſſipowitſch, bereits Doktorand der Medizin — Fach: Botanik); Sſokolski (auch Doktorand; Fach: Therapie); Redkin (Peter Grigorjewitſch — jetzt Mitglied des Reichsrats: römiſches Recht); Korguchtrotzki (Geburtshilfe); Konopljow (Kandidat der orient. Spr.); Schumanski (Geſchichte) und ich.

Wir verſammelten uns alle im Univerſitätsgebäude und fuhren von dort aus zu zweien in Poſtwagen, während Schtſchepkin in ſeiner eigenen Equipage reiſte.

Ich fuhr mit Schumanski.

Hier muß ich in allgemeinen Zügen eine Charakteriſtik meiner Kameraden geben, die deſſen wohl wert ſind.

* * *

Abgeſehen von Konopljow, der in Petersburg blieb, habe ich mit den andern ganze fünf Jahre in Dorpat zugebracht, und es hat ſich daher ganz von ſelbſt gemacht, daß ich ihre Art von Grund aus kennen lernte. Zunächſt nun Schumanski — wo weilt er wohl jetzt, ja iſt er überhaupt noch am Leben? Ich habe, nachdem ich Dorpat verlaſſen, nichts weiter von ihm gehört, und er iſt

ſeit der Zeit für mich ſpurlos verſchwunden. Es war das eine bemerkenswerte Perſönlichkeit, wie ich ſie ähnlich nie mehr gefunden und wie ſie, außer in Rußland, wohl ſchwerlich vorkommen mögen.

Schumanski war nur um ein oder zwei Jahre älter als ich; aber ſein Geſicht und beſonders ſeine hellblauen, etwas hervortretenden Augen machten nicht den Eindruck des Jugendlichen; er war von gedrungenem Wuchs und ziemlich kräftigem Körperbau. Ausnehmend war ſeine Befähigung für Sprachen wie ſeine Kenntniſſe in denſelben. Er ſprach und ſchrieb drei neuere Sprachen (Franzöſiſch, Deutſch und Engliſch) mit Vollendung; Lateiniſch und Griechiſch lernte er in Dorpat im Laufe von zwei Jahren. Er hatte ein außergewöhnliches Gedächtnis und konnte, was er einmal geleſen, bisweilen mit denſelben Worten ſofort nach der Lektüre wiedergeben. Für ſeine Wiſſenſchaft (Geſchichte) zeigte er viel Intereſſe, und die Profeſſoren in Dorpat waren mit ſeinen Fortſchritten außerordentlich zufrieden. Und ungeachtet alles deſſen, und nachdem er bereits zwei Jahre in Dorpat zugebracht hatte, erklärte Schumanski eines ſchönen Morgens, ohne daß eine Veranlaſſung dazu abzuſehen geweſen wäre, er gedenke nicht weiter in Dorpat zu ſtudieren, wolle nicht Profeſſor werden und werde dem Fiskus die durch ihn verurſachten Koſten zurückerſtatten und wieder nach Hauſe zurückreiſen.

Und kein Menſch in der Welt hat erfahren, was eigentlich dieſen plötzlichen Umſchwung in ſeinen Anſichten hervorgerufen habe. Er machte ſich bald darauf reiſefertig und blieb ſeit der Zeit ſpurlos für uns verſchwunden.

Schumanski war der Sohn eines Gutsbeſitzers und hatte zu Hauſe eine ſehr gute Erziehung erhalten; doch lebte er mit ſeiner Familie wahrſcheinlich in Unfrieden, als er auf der Dorpater Univerſität ſtudierte und in das Profeſſoreninſtitut eintrat; ſo ließe ſich etwa erklären, warum er ganz wider ſeine eigentliche Neigung das Lehrfach gewählt hatte, um dann ſpäter, als die Verhältniſſe ſich geändert hatten, ſofort wieder umzuſatteln. Außerdem trank er auch gern.

Ich, der ich ſeit unſrer gemeinſamen Fahrt von Moskau nach Petersburg als ſein Freund galt, kam, da ich in der erſten Zeit unſres Dorpater Aufenthalts nicht von ihm laſſen wollte, zuweilen mit ihm zuſammen, um gemeinſam Kümmel zu trinken, wobei ich mich, wie ich mich deſſen noch jetzt zu meinem Entſetzen erinnern kann, vollſtändig berauſchte.

Noch etwas andres frappierte mich an Schumanski. Es war das eine gewiſſe, ganz beſondere Art von Religioſität. Nicht, daß er fromm geweſen wäre — im Gegenteil, er erlaubte ſich ſogar freigeiſtige Regungen — aber er hatte ſich einen ganz eigenartigen Kultus herausgebildet. Er hatte aus irgend einem Grunde einen beſonderen Reſpekt und beſonderes Vertrauen zur Himmelfahrtskirche in Moskau, in einer damals daſelbſt modernen Straße (deren Namen ich vergeſſen habe, wenngleich ich durch ſie von Kudrino aus viermal täglich zur Univerſität habe gehen müſſen); dieſe Kirche war wegen der eleganten Manieren ihres Geiſtlichen bekannt, von dem man ſich erzählte, daß er ſich, wenn er während des Gottesdienſtes an Damen vorbeiging, immer auf franzöſiſch mit den Worten entſchuldigte: „Excusez, mes dames!“ Zu dieſer Himmelfahrtskirche ſandte Schumanski zuweilen inbrünſtige Gebete in franzöſiſcher Sprache empor und ich habe bei ihm einige dieſer improviſierten Gebete geleſen, die er nachher in ein Heft eingetragen hatte.

Das zweite Original unter meinen Moskauſchen Kommilitonen war Peter Grigorjewitſch Korguchtrotzki. Etwas ungewöhnlich Eckiges und Komiſches lag ſchon in ſeinem Aeußeren. Es war das ein ſich etwas gebeugt haltender, brünetter Menſch mit einer Geſichtsfarbe und Geſichtszügen, die ihn bei weitem älter erſcheinen ließen als er in Wirklichkeit war; bei ſeiner gekrümmten Naſe und ſeiner ſcharfen näſelnden Stimme mußte Korguchtrotzki beim erſten Blick auffallen und in der That war es eine Perſönlichkeit sui generis.

In Moskau war er unter den Studenten und ſogar noch früher unter den Gymnaſiaſten als guter Botaniker bekannt geweſen und wirklich ſoll er nach den Erzählungen ſeiner Kameraden dieſe Wiſſenſchaft mit großem Eifer betrieben haben. Nachdem er aber nach ſeinem eigenen Geſtändnis eingeſehen hatte, daß die Botanik doch eigentlich kein Brotſtudium ſei, hatte er ſich ein einträglicheres Fach gewählt. Zu dieſem Entſchluß hatte nach Korguchtrotzkis Worten der ihm bekannte und damals in Moskau ſehr angeſehene Geburtshelfer Karpinski nicht wenig beigetragen.

„Sieh mich 'mal an,“ ſo hatte ihm Karpinski geſagt, „ich brauche, Gott ſei Dank, nicht zu hungern, und mit der Zange arbeite ich, wie man Nüſſe knackt.“

So ging denn Korguchtrotzki zum Studium der Geburtshilfe nach Dorpat.

Im erſten Monat ging alles ganz gut. Da wird aber Korguchtrotzki von dem damaligen Profeſſor der Geburtshilfe in Dorpat,

dem alten Deutſch, zum erſtenmal in ſeinem Leben aufgefordert, ſchwangere Eſthinnen zu unterſuchen, die man ſich zu dem Zwecke gegen Bezahlung von der Klinik nahm.

Ich kann noch jetzt nicht ohne Lachen der plaſtiſchen Erzählungen Korguchtrotzkis gedenken, wie er ſich an die für ihn bis dahin unerhörte und gänzlich unbekannte Aufgabe gemacht habe, wie ſeine Finger umhergeirrt ſeien und er trotz allen Suchens den Gebärmutterhals nicht habe finden können, wie er dann ſchließlich beim Referat an Deutſch über die Reſultate ſeiner Unterſuchungen den größten Blödſinn zuſammengeredet habe. Auch machte der Profeſſor eine Andeutung darüber, es werde wohl nötig ſein, ein privatissimum bei ihm zu nehmen, d. h. mit mehreren andern ein paar Dutzend Rubel dafür ſpringen zu laſſen. Das fuhr Korguchtrotzki, der ſeinen Beutel nicht aufzuthun liebte, wie ein Meſſer durch die Seele. „Auf dieſe Weiſe," ſo machte er ſeinem Mißmut Luft, „bleibt man noch ſchließlich ohne Hoſen ſitzen, bevor man etwas Ordentliches lernt."

Zum Glück für ihn war noch kein Monat ſeit unſrer Ankunft in Dorpat verſtrichen, als man uns zu einem Tentamen in verſchiedenen Fächern und beſonders in Naturgeſchichte und Griechiſch zur Univerſität entbot. Es geſchah dies, um die Lücken in unſerm Wiſſen feſtzuſtellen und uns dann zur Ausfüllung derſelben Gelegenheit zu geben.

Und ſo muß denn mein Korguchtrotzki mit uns beim berühmten Profeſſor der Botanik Ledebour ſein Examen machen. Als man uns nun einige Pflanzen zur Beſtimmung gab, da ſtellte es ſich heraus, daß wir von der ganzen Sache keine blaſſe Ahnung hatten, während er Ledebour durch die Genauigkeit ſeiner Beſtimmung in Erſtaunen ſetzte. Ledebour war ganz entzückt und ſagte ihm einige Schmeicheleien und nach einigen Tagen erfuhren wir, daß Korguchtrotzki von der Geburtshilfe auf die Botanik übergegangen ſei. Seltſam iſt auch der Umſtand, daß dieſer ſchon damals etwas altfränkiſche Menſch von fünfundzwanzig Jahren nach über zwanzig Jahren die Tochter eines unſrer jüngſten Kommilitonen geheiratet hat, nämlich Kotelnikows, welcher nur ein oder zwei Jahre älter als ich war.

Das dritte Moskauſche Original unter uns war Grigori Iwanowitſch Sſokolski, welcher ſich dadurch unter uns einen Ruf gemacht hat, daß er mit den Profeſſoren und überhaupt mit der Obrigkeit beſtändig auf Kriegsfuß lebte. Von M. J. Mudrow hatte Sſokolski eine ganz beſondere Neigung für Brouſſais' Lehre

überkommen. Einige Werke Brouſſais' verſetzten ihn durch ihre Anſchaulichkeit, Schlichtheit und logiſche Folgerichtigkeit in Entzücken. Er hatte aus Moskau eine Diſſertation: „De dyssenteria“ mit ſich genommen und plagte ſich nun mit ihr in Dorpat einige Jahre lang, bis endlich nach verſchiedentlichen Umarbeitungen und Einſchränkungen die Dorpater Fakultät die Verteidigung derſelben geſtattete. Sſokolski ſuchte den Vorwurf der Parteilichkeit für Brouſſais abzuweiſen und berief ſich auf die Worte des Tacitus: „Galba, Otho, Vitellius mihi nec beneficio neque injuria sunt cogniti.“ Aber für ſeine Ausfälle den deutſchen Profeſſoren gegenüber ließen ihn dieſelben nicht recht aufkommen und ſchickten ihn nicht mit uns ins Ausland, ſondern zur weiteren Vervollkommnung nach Petersburg in das Obuchow-Krankenhaus zu Karl Antonowitſch Meyer, welchem er nachher durch verſchiedene Rencontres am Krankenbett dermaßen zu ſchaffen machte, daß jener froh war, ihn los zu werden. Nach einem Jahr erſchien Sſokolski bei uns in Berlin und dort machte er den für jene Zeiten höchſt gewagten Streich, daß er ohne Paß aus Berlin nach Zürich zu Schönlein und dann nach Paris reiſte.

Grigori Iwanowitſch war kein gewöhnlicher Menſch; ich hatte ihn ſeines eigenartigen Humors wegen lieb. Er war der Sohn jenes Moskauſchen Geiſtlichen, welcher in den zwanziger Jahren auf den ſeltſamen Einfall gekommen war, eine Widerlegung des kopernikaniſchen Syſtems zu ſchreiben; vom Vater war die Sucht zur Originalität nun auch auf den Sohn übergegangen. In Moskau hatte er ſich auch auf der Univerſität nicht recht einleben können und noch vor ſeiner Emeritur ſeinen Abſchied genommen, nachdem er einmal bei einem Examen ſich über den Kurator Golochwaſtow in beißender Weiſe luſtig gemacht hatte.

Bemerkenswert war bei dieſem unſerm Kameraden die Neigung zum Studium des Mechanismus der Uhr, den er ſo ungewöhnlich genau kannte, daß er mit ziemlicher Sicherheit die Güte einer Uhr zu beſtimmen vermochte. Im Jahre 1877 traf ich in Bulgarien mit einem Arzte der Moskauer Univerſität zuſammen, welcher Sſokolski kannte und mir erzählte, die Neigung für Uhren habe Sſokolski ſich bis zur Stunde noch bewahrt. Man erzähle ſich, daß in ſeinem Zimmer über ein Dutzend Uhren hänge, deren Mechanismus er ſo genau reguliert habe, daß ſie im ſelben Moment ſchlügen.

Ich bedauere es ſehr, daß ich während meines Jubiläums in Moskau mich ſo wenig wohl fühlte und ſo benommen war, daß ich Sſokolski nicht habe aufſuchen können.

Doch ſchickte ich ihm meine Viſitenkarte mit folgenden Verſen Tredjakowskis zu, welche Sſokolski früher oft und gern vor ſich hingeſummt hatte:

Und wenn ich tauſend Zungen hätte
Und einen tauſendfachen Mund,
So könnt' ich doch von all der Dummheit
Auf Erden dir nicht geben Kund'.

Nicht ſelten intereſſiert mich die Frage, was eigentlich aus meinen Kameraden geworden iſt — ihrer waren einundzwanzig — die damals zum erſtenmal ins Profeſſoreninſtitut entboten wurden. Mit vielen von ihnen bin ich ſeit unſrer Reiſe ins Ausland kein einziges Mal mehr zuſammengetroffen; einige von ihnen habe ich nachher in Moskau und Petersburg geſehen, aber in freundſchaftlichem oder kollegialem Verhältnis habe ich in der Folge zu keinem von ihnen geſtanden.

Von dieſen einundzwanzig ſind noch am Leben, ſo weit mir bekannt iſt: P. G. Redkin, Sſokolski, Michael Kutorga, Korguchtrotzki, Kotelnikow, Iwanowski und vorläufig auch ich noch; alſo außer mir noch ſechs, von denen ich es aber auch nicht mit Sicherheit weiß; ſomit hat der Tod im Lauf von dreiundfünfzig Jahren fünfzehn von ihnen und vielleicht auch noch mehr dahingerafft. Zwei von ihnen ſtarben noch in Dorpat: Schkljärewski (von der Petersburger Univerſität) ein Sonderling und Poet — an der Schwindſucht — und ein Hypochonder von ziemlich beſchränkten geiſtigen Fähigkeiten (aus Charkow) — an der Cholera; die andern ſtarben ſpäter, und zwar kam einer von ihnen, Tſchiwiljów, ehemaliger Lehrer des verſtorbenen Thronfolgers Nikolai Alexandrowitſch bei Gelegenheit eines Brandes im Palais von Zarskoje-Sſelo um.

Durch die Poſtfahrt aufs höchſte erſchöpft, zumal wir noch nie auf Wegen mit Balken-Querſchwellen gefahren waren, wie ſie damals in vielen Gegenden die Chauſſeen erſetzten, ſtiegen wir anfangs in St. Petersburg in irgend einem Gaſthauſe ab (irre ich nicht, ſo war es gar der Gaſthof Demut), bis man uns ſpäter ein leerſtehendes Quartier in dem damaligen Univerſitätsgebäude an der Simeonsbrücke, glaube ich, anwies.

Unſer erſter Beſuch galt dem „Hecht im Karpfenteiche", wie man damals ſagte, nämlich dem Direktor des Departements der Volksaufklärung, D. J. Jazykow, einem wortkargen und ſteifen Bureaukraten. Dieſer lud uns zu ſich zu Mittag ein, wobei es

recht ſchweigſam und langweilig herging. Später machten wir auch dem Miniſter der Volksaufklärung ſelbſt, dem Fürſten Lieven, unſre Aufwartung, einem deutſchen General, der ein höchſt ſchlechtes Ruſſiſch ſprach und ſeiner Ueberzeugung nach Pietiſt war.

Schließlich wurde uns ein Termin für das Examen in der Akademie der Wiſſenſchaften angeſetzt.

Uns Aerzte ſollten Profeſſoren aus der mediko-chirurgiſchen Akademie, und zwar Wellanski und Buſch examinieren.

Buſch ſtellte mir einige ziemlich leichte Fragen über Brüche; nur einmal verſah ich mich per lapsum linguae, indem ich ſtatt art. epigastrica — art. hypogastrica ſagte. Offen geſtanden hatte ich mich doch ganz ernſtlich gefürchtet, denn, ſo mußte ich mir ſagen, wie ſollte ich eine ordentliche Prüfung aus der Chirurgie beſtehen, mit der ich mich in Moskau gar nicht beſchäftigt hatte. Natürlich war die Freude ſehr groß, als wir die Prüfung beſtanden hatten und wir ſomit die Gewißheit erhielten, daß man uns nun nicht mehr nach Moskau zurückſchicken werde. Ueberhaupt lief die Prüfung in der Akademie für uns alle mit Ausnahme von Peter Grigorjewitſch Redkin ganz glücklich ab. Dieſen Unglücklichen aber verarbeitete damals der Akademiker Gräf ſo unbarmherzig und gab ihm ein verhältnismäßig ſo ſtrenges judicium, daß man ſich dahin entſchied, P. G. Redkin nicht nach Dorpat zu ſchicken. Indes that er gut daran, daß er ſich dieſer barbariſchen Entſcheidung nicht fügte, und auf eigene Koſten mit uns nach Dorpat fuhr, wo man ſich nach einiger Zeit zu einer andern Entſcheidung verſtand.

Nach Dorpat fuhr ich zu dreien mit Redkin und Sſokolski in einem Privatfuhrwerk; in Narva nächtigten wir; zum erſtenmal in unſerm Leben ſahen wir einen Waſſerfall und ein Stück vom Meere und kamen endlich einige Tage vor dem Beginn des Winterſemeſters im Freiſchen Gaſthauſe in Dorpat an.

45.

In Dorpat mußten wir alle unter das Kommando des Profeſſors der ruſſiſchen Sprache, Waſſili Michailowitſch Perewoſchtſchikow treten. Perewoſchtſchikow war nach Dorpat aus Kaſan gekommen, wo er eine Profeſſur zur Zeit Magnitzkis bekleidet hatte, welcher einen tiefgreifenden Einfluß auf ſeine ganze

Thätigkeit, ja ſogar auf die Bildung ſeines Geſichtsausdruckes geübt hatte.

Wohnungen für uns waren bereits gemietet und ich quartierte mich zuſammen mit Korguchtrotzki und Schichowski in einer ziemlich abgelegenen Gegend, faſt ſchräg gegenüber dem Hauſe des Profeſſors der Chirurgie Moier ein.

Waſſili Michailowitſch Perewoſchtſchikow hat in meinem Leben eine gewiſſe Rolle geſpielt und ich muß mich daher mit dieſer Perſönlichkeit etwas ausführlicher beſchäftigen. Gleich am Anfang unſrer Bekanntſchaft ſtellten ſich gewiſſe Mißhelligkeiten zwiſchen uns beiden heraus und meine Beziehungen zu Perewoſchtſchikow hätten in der Folge unter Umſtänden höchſt unangenehme Nachwirkungen für mich haben können. Perewoſchtſchikow war der Typus eines trockenen, lebloſen, verſteckten oder doch wenigſtens nichtsſagenden Bureaukraten; ſchon ſein weicher, gleichmäßiger und ſozuſagen wohlüberlegter Gang drückte ſehr gut ſeinen Charakter aus. Sein Geſicht war pergamentfarben, Wangen und Kinn glatt raſiert und ſeine Rede, die gleichmäßig und monoton wie ſein Gang war, ließ auch nicht die geringſte Hebung oder Senkung der Stimme vernehmen. Dieſer Perewoſchtſchikow nun führte uns in corpore zu den einzelnen Profeſſoren. Deutſch ſprach er aus irgend einem Grunde nicht und die kurze Unterhaltung wurde entweder franzöſiſch oder dergeſtalt in zwei Sprachen geführt, daß man entweder franzöſiſch fragte und deutſch antwortete, oder aber deutſch fragte und franzöſiſch antwortete. Für mich war der angenehmſte Beſuch der bei Moier.

Iwan Filipowitſch (wie man ihn ruſſiſch nannte) Moier, ein Eſthländer, eigentlich aber von Vaters Seite von holländiſcher Herkunft, war an der Dorpater Univerſität Profeſſor der Chirurgie.

Mit Moiers Namen ſind in meinem Gedächtnis verſchiedene Gefühle verknüpft geblieben. In der That erhalten ſich Gefühle ebenſo gut im Gedächtnis wie Kenntniſſe. Und dieſe Gefühle ſind nicht einheitlicher Natur. Ich bewahre Moier gegenüber erſtens das Gefühl ſchrankenloſer Dankbarkeit und gleichzeitig damit das des Aergers über mich und ihn; warum nun eigentlich dieſes tiefe Gefühl der Dankbarkeit in meiner Seele nicht völlig tadellos und rein geblieben iſt, das wird meine fernere Erzählung klar legen, jetzt aber muß ich zunächſt Perewoſchtſchikow abmachen.

Ich glaube ihn noch jetzt vor mir zu ſehen, wie er mit uns die Straße entlang ſchreitet; dieſer zuſammengekniffene Mund, dieſe Troddel auf ſeiner Mütze, dieſer langſame taktmäßige Gang und

dieſer verſteckte Groll gegen uns, die ihm gänzlich unbekannten jungen Leute.

Perewoſchtſchikow hatte natürlich die Inſtruktionen bekommen, auf unſre ſittliche Führung zu achten und glaubte nun als Formaliſt ſeine Sorge darum vor der Obrigkeit nicht beſſer beweiſen zu können, als wenn er uns zu verſchiedenen Zeiten und unerwarteter Weiſe beſuchte. Dieſes pflegte er denn auch am Anfang unſers Dorpater Aufenthalts zu thun. Einmal kommt er zu uns ins Rehbergſche Haus gegenüber der Moierſchen Wohnung, als ich gerade im Kolleg war. Perewoſchtſchikow nimmt in einem Durchgangszimmer Platz, das in unſre Schlafzimmer führt, und unterhält ſich dort mit meinen Kameraden Schikowski und Korguchtrotzki. Ich, der ich ſolch eines Beſuches nicht gewärtig war, trete direkt von draußen und nach meiner Gewohnheit mit der Mütze auf dem Kopf ein, gehe geradeswegs in mein Zimmer und bemerke erſt, als ich eben die Thür zu demſelben öffne, daß Perewoſchtſchikow in der andern Ecke ſitzt. Aber es war ſchon zu ſpät. Perewoſchtſchikow hatte bereits geſehen, daß ich mit der Mütze auf dem Kopf ins Zimmer getreten war und ſie nicht ſofort vor ihm abgenommen hatte, und erklärte dieſes Benehmen meinerſeits als Mangel an Reſpekt einem Vorgeſetzten gegenüber. Doch nicht genug damit, er berichtete darüber, wie ich ſpäter erfuhr, auch noch nach Petersburg an die vorgeſetzte Behörde. Ich hätte etwas Aehnliches um ſo weniger erwartet, als ich, nachdem ich meine Toilette geordnet, aus meiner Kammer wieder ins gemeinſame Zimmer trat und an der allgemeinen Unterhaltung mit Perewoſchtſchikow und meinen Kameraden teilnahm, wobei jener in keiner Weiſe zu erkennen gab, daß er mit mir unzufrieden ſei. Gegen Ende des Semeſters rief mich Perewoſchtſchikow aber in ſein Zimmer, ſchloß ſorgfältig die Thür hinter ſich zu, nahm ganz nahe neben mir Platz und fragte mit geheimnisvoll halblauter Stimme und nach ſeiner Gewohnheit langſam und mit größeren Pauſen in der Rede: „Sagen Sie mir doch 'mal, Pirogow, wie ſoll ich eigentlich vor der vorgeſetzten Behörde Ihre Führung atteſtieren?“

Ich war ſtarr vor Erſtaunen. Endlich faßte ich Mut und ſagte: „Wie Sie wollen, Waſſili Michailowitſch, ich kann doch dabei nichts weiter thun.“

„Sagen Sie mir doch ſelbſt, kann ich Sie nach jenen Reſpektwidrigkeiten einem Vorgeſetzten gegenüber, wie ich ſie an Ihnen zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, kann ich Ihnen da ein gutes Zeugnis ausſtellen?“

Da ich abſolut nicht verſtehen konnte, worauf dies alles abzielen ſollte, ſo bat ich um eine Erklärung und erfuhr denn auch den Zuſammenhang der Sache. Da nahm ich mich aber ordentlich zuſammen, erhob mich, da ich ſah, daß ich's entweder mit böſer Abſicht oder mit Monomanie zu thun hätte, von meinem Platze und ſagte mit einer für meine Jugend überraſchenden Kühnheit: „Waſſili Michailowitſch, Sie können mich natürlich nach Belieben vor der vorgeſetzten Behörde in ein ſchlechtes Licht zu ſetzen ſuchen; doch glaube ich ein Recht zu haben, von Ihnen zu verlangen, daß Sie Ihre Meinungsäußerung über mich auch mit dem Faktum begründen, auf dem dieſelbe fußt."

Nachdem ich das geſagt hatte, verabſchiedete ich mich und zeigte mich ſeit der Zeit bei Perewoſchtſchikow nicht mehr.

In welcher Form nun eigentlich Perewoſchtſchikows Anzeige nach Petersburg abging, das weiß ich nicht. Jedenfalls wurde mir von Petersburg aus ein ſtrenger Verweis erteilt, den mir freilich Perewoſchtſchikow ſelbſt nicht übermitteln konnte. Die Umſtände hatten ſich nämlich mittlerweile ſehr verändert: ich traf Perewoſchtſchikow nur ſehr ſelten auf der Straße, erinnere mich auch nicht, ob ich ihm einen Abſchiedsbeſuch gemacht habe, als er nach einer von den Studenten ihm während der Vorleſung gemachten unangenehmen Scene des Dienſtes entlaſſen wurde. Er war nämlich von ihnen, und zwar gleichfalls infolge ſeines mißtrauiſchen, kleinlichen und taktlos empfindlichen Weſens, ausgetrommelt worden.

46.

Die Familie Moiers, welche mich gegen die Verleumdungen unſeres Argus geſchützt hatte, beſtand aus drei Perſonen: dem Profeſſor ſelbſt, ſeiner Schwiegermutter Katharina Afanasjewna Protaſſow geb. Bunin und Moiers ſieben- bis achtjähriger Tochter Käthchen. Die Frau Moiers, die älteſte Tochter der Frau Protaſſow, war ſchon lange nicht mehr am Leben, doch iſt Moier bis an ſein Lebensende Witwer geblieben.

Es war das eine bemerkenswerte und hochbegabte Perſönlichkeit. Schon ſein Aeußeres war auffallend. Hochgewachſen und von voller, aber dabei doch nicht unförmlicher Figur, breitſchulterig, mit ſtarken Geſichtszügen, klugen blauen Augen, die unter dichten, etwas

überhängenden Brauen hervorſahen, mit ſeinem dichten, ſchon etwas grauen harten Haar und ſeinen langen ſchönen Fingern, konnte Moier als der Typus eines ſtattlichen Mannes gelten. In ſeiner Jugend war er wahrſcheinlich ein ſehr hübſcher Blondin geweſen. Seine Rede war immer klar, deutlich und ausdrucksvoll und ſeine Vorleſungen zeichneten ſich durch Einfachheit, Klarheit und plaſtiſche Anſchaulichkeit der Darſtellung aus. Ungewöhnlich war Moiers Begabung für die Muſik; wenn er auf dem Klavier, beſonders Beethovenſche Sachen, ſpielte, ſo konnte man ihm ganze Stunden mit Genuß zuhören. Wenn er ſich einmal ans Klavier ſetzte, ſo vertiefte er ſich dermaßen in ſein Spiel, daß er ſeine ganze Umgebung gar nicht mehr beachtete. Da er etwas kurzſichtig war, ſo trug er beſtändig eine große ſilberne Brille, die er nur zuweilen bei der Vornahme von Operationen abnahm.

Moiers Charakter läßt ſich mit einem Wort nicht definieren, doch darf man im allgemeinen wohl ſagen, daß er ein begabter Faulenzer war. Die Faulheit oder beſſer geſagt der Quietismus Moiers ging zuweilen ſo weit, daß, wenn er irgend ein intereſſantes Geſpräch mit einem Bekannten angeknüpft hatte, er Geſchäfte aufſchob, die eigentlich keinen Aufſchub duldeten; ſein in statu quo ändern, irgend eine neue Arbeit anfangen oder ſich mit der Ordnung einer ſeiner ſchon lange harrenden Angelegenheit beſchäftigen — das war eine wahre Strafe für Moier. Er machte ſich an ſeine Aufgabe von den verſchiedenſten Seiten, ließ ſie dann aber wieder unerledigt liegen und gab ſich von neuem ſeinem Quietismus hin. Zu unſrer Zeit hatte Moier viel in Sachen eines Gutes ſeiner Tochter im Gouvernement Orel zu thun, wohin er zuweilen in den Ferien reiſte; ſeiner Wiſſenſchaft gegenüber verhielt er ſich ſchon ziemlich kühl, las wenig und nahm keine Operationen vor, namentlich keine ſchwierigen und gewagten; Privatpraxis hatte er faſt gar nicht und in ſeiner Klinik war nicht ſelten der größte Teil der Betten unbeſetzt.

Offenbar belebte das Erſcheinen einiger jungen Leute, die ſich eifrig mit Chirurgie und Anatomie beſchäftigten und zu denen außer mir noch Inozemtzew, Dahl und Lienhardt gehörten, das wiſſenſchaftliche Intereſſe Moiers ein wenig. Er ging zur Verwunderung derjenigen, die ihn früher gekannt hatten, hierin ſo weit, daß er ſich ganze Stunden lang in unſrer Geſellſchaft mit dem Präparieren von Leichen im anatomiſchen Theater beſchäftigte.

Aber ungeachtet ſeines Quietismus und ſeiner Abkühlung der Wiſſenſchaft gegenüber hat Moier doch durch ſeinen praktiſchen Sinn

und ſeine gründliche, in einer der berühmteſten Schulen erlangte Bildung ſeinen Schülern wahrhaften Nutzen gebracht. Er hat ſeine Bildung vornehmlich in Italien, in der Schule des berühmten Antonio Scarpa zu Pavia, und zwar gerade, als dieſer Chirurg auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, genoſſen. Der Beſuch der Krankenhäuſer von Mailand und Wien, wo ſich damals gerade Ruſt befand, vollendete die chirurgiſche Ausbildung Moiers.

Nach Rußland zurückgekehrt, kam er direkt als Chirurg in die Kriegshoſpitäler, die mit Verwundeten aus dem vaterländiſchen Kriege von 1812 angefüllt waren. Als Operator beſaß Moier eine wahrhaft chirurgiſche Gewandtheit und eine ſichere, ruhige und leichte Hand. Seine Operationen nahm er, man kann wohl ſagen, mit Gefühl, Verſtand und ohne übereilte Haſt vor. Als Arzt konnte Moier das Kurieren mit Arzneien, denen gegenüber er ſich ſehr mißtrauiſch verhielt, gar nicht leiden. Von äußeren Mitteln brauchte er bei der Wundbehandlung faſt ausſchließlich warme Umſchläge.

Katharina Afanasjewna Protaſſow war eine unterſetzte, ſich recht gebeugt haltende Dame von ſechsundſechzig Jahren, die ſich aber noch ein angenehmes, friſches Geſicht mit klugen, grauen Augen und feinen, ſich ſtets zu einem Lächeln formenden Lippen bewahrt hatte. Wenngleich ſie eine Brille trug, ſo ſah ſie doch noch ſo gut, daß ſie ganz ausgezeichnet auf Kanevas nähen konnte; ſie liebte zu leſen, und ſprach mit immer gleichmäßiger und noch ziemlich klangvoller Stimme; ſeit langer Zeit ſchon litt ſie, und zwar wenigſtens einmal im Monat, an Migräne und deshalb hielt ſie den Kopf immer mit einem ſeidenen Tuch noch über der Haube umbunden.

Dieſe ehrwürdige alte Dame intereſſierte ſich nun wahrſcheinlich um meiner Jugend und Unerfahrenheit willen für mich und wurde ſo meine Beſchützerin. Da ſie auch für mein früheres Leben Intereſſe empfand, ſo fragte ſie mich häufig über meine in Moskau zurückgebliebene Familie aus und als ſie einmal von Moier gehört, ich habe infolge der Anzeige Perewoſchtſchikows aus Petersburg wegen ſchlechter Aufführung einen Verweis erhalten, veranlaßte ſie mich, ihr offenherzig die Einzelheiten darüber zu erzählen.

Meinetwegen, aber natürlich nicht durch meine Schuld, entwickelte ſich auch eine gewiſſe Entfremdung zwiſchen den beiden Häuſern und Perewoſchtſchikows Frau (irre ich mich nicht, eine geborene Knjäſhewitſch, Katharina Matwejewna) und Tochter, welche früher Katharina Afanasjewna öfters beſucht hatten, ſtellten nunmehr ihre Beſuche ein. Als gegen Ende des Semeſters die

Miete für meine Wohnung im Rehbergſchen Hauſe ablief, ſchlug mir Katharina Afanasjewna vor, in ihr Haus zu ziehen, wo ich denn auch in der That einige Monate gelebt habe, bis endlich in der Klinik ein Quartier frei wurde, in welchem ich mit Inoſemtzew bis zu unſrer Abreiſe ins Ausland wohnen blieb. Moier hat bei dem lebhaften Eintreten Katharina Afanasjewnas für mich wahrſcheinlich Mittel und Wege gefunden, mich zu rechtfertigen; jedenfalls hat Perewoſchtſchikows Anzeige weiter gar keine ſchlimmen Folgen für mich gehabt, und zwar umſoweniger, als ich mich gerade um dieſe Zeit mit Ernſt und Eifer an die Bearbeitung eines mir von der Fakultät geſtellten chirurgiſchen Themas über Arterienverbände machte, eine Arbeit, welche nachher der goldenen Medaille gewürdigt wurde. Ich triumphierte und nicht ganz ohne Grund, denn ich hatte wirklich ernſtlich gearbeitet. Tagelang war ich im anatomiſchen Theater mit dem Präparieren verſchiedener von den Arterienſtämmen eingenommenen Gegenden beſchäftigt, machte an Hunden und Kälbern Verſuche mit Arterienverbänden, las, ſchrieb und kompilierte recht viel.

Das Latein halfen mir meine Philologie ſtudierenden Kommilitonen bearbeiten, nämlich die jetzt ſchon verſtorbenen Krjukow und Schkljärewski; offen geſtanden, habe ich um des Stiles willen zuweilen den Inhalt geopfert; aber meine Diſſertation von fünfzig Schreibbogen mit einigen Zeichnungen nach der Natur (nach meinen Präparaten) wurde ganz famos und machte unter Studenten und Profeſſoren von ſich reden.

Die Zeichnungen von meinen an der Leiche gearbeiteten Arterienpräparaten, nach der Natur in natürlicher Größe in Farben ausgeführt, werden, wie ich gehört habe, noch jetzt im anatomiſchen Theater zu Dorpat aufbewahrt.

Die gute Katharina Afanasjewna forderte mich auf, ein für allemal mit ihnen zu Mittag zu ſpeiſen, und ſo verkehrte ich denn ſeit der Zeit im Verlauf von faſt fünf Jahren in ganz vertrauter Weiſe im Moierſchen Hauſe. Hier lernte ich auch Waſſili Andrejewitſch Shukowski kennen. Der Dichter war ein unehelicher Sohn ihres Vaters Bunin und einer gefangenen Türkin, war bei ihr im Hauſe erzogen worden und hatte ſich dann in ſeine älteſte Nichte verliebt, welche ſpäter Moier heiratete. (Katharina Afanasjewna hatte jene beiden jungen Leute ſich nicht heiraten laſſen, weil ſie ſolch eine Ehe für ſündhaft anſah.)

Ich erinnere mich noch lebhaft, wie Shukowski einmal ein Manuſkript von Puſchkins „Boris Godunow“ mitbrachte und Katharina

Afanasjewna daraus vorlas; auch weiß ich noch ſehr wohl, wie mir bei Godunows Worten: „Und blutbeſpritzte Knaben mir vor Augen," ein kalter Schauer über den Rücken lief*).

47.

Obgleich ſeit jener Zeit ſchon über fünfzig Jahre verfloſſen ſind, ſo iſt mir doch erinnerlich geblieben, mit welchem Eifer und jugendlichem Feuer ich an das Studium meiner Wiſſenſchaft ging; da ich aber in der kleinen Klinik nicht viel zu thun fand, ſo widmete ich mich faſt gänzlich dem Studium der chirurgiſchen Anatomie und Operationsübungen an Leichen und lebenden Tieren. Damals kannte ich fremden Leiden gegenüber gar kein Mitleid. Ich erinnere mich noch, wie mich ſelbſt einmal dieſe meine Gleichgültigkeit den Leiden der Tiere bei Viviſektionen gegenüber dermaßen frappiert hat, daß ich mich, das Meſſer in der Hand, an den mir aſſiſtierenden Kommilitonen wandte, und unwillkürlich ausrief: „Weißt du, ſo kann man ſchließlich auch einen Menſchen ganz kaltblütig abſchlachten."

Ja, in der Viviſektionsfrage läßt ſich vieles für und wider vorbringen. Ohne Frage bilden die Viviſektionen ein wichtiges Förderungsmittel der Wiſſenſchaft, welcher ſie unzweifelhafte und unſchätzbare Dienſte erwieſen haben und noch erweiſen werden. Auch das Recht des Menſchen Viviſektionen vorzunehmen, läßt ſich nicht beſtreiten, wenn der Menſch ſchon Tiere zu kulinariſchen und ſonſtigen Zwecken töten und quälen darf. Freilich iſt ein Kodex für dies Recht nicht geſchrieben. Jedenfalls aber füllt die Wiſſenſchaft nicht das ganze Leben der Menſchen aus: vorüber geht der Feuereifer des Jünglingsalters ſowie die Reife des Mannesalters und es kommt eine andre Zeit des Lebens heran, und mit ihr das Bedürfnis, ſich immer mehr in ſich zu konzentrieren und zu vertiefen; da nun beginnt die Erinnerung an andern Weſen zugefügte Qualen, Leiden und Gewaltthätigkeiten unwillkürlich unſer Herz zu beklemmen. So ging es, glaub' ich, dem großen Haller; ſo iſt es, offen geſtanden, auch mir öfters gegangen und in meinen letzten Lebensjahren hätte ich mich um keinen Preis zu jenen grauſamen Experimenten

*) Weiter folgen die ausgeſtrichenen Worte: „Der andre Schwiegerſohn Katharina Afanasjewnas — Wojeikow, war ein dunkler ..." Das weitere iſt unlesbar.

an Tieren entſchließen können, die ich einſtmals mit ſolchem Eifer und ſolcher Gleichgültigkeit gegen ihre Leiden angeſtellt habe. Es iſt das auch in ſeiner Art ein memento mori.

Da ich ohne jegliche Vorbereitung für wiſſenſchaftliche experimentelle Beſchäftigungen nach Dorpat gekommen war, ſo begann ich blindlings darauf los zu experimentieren und war natürlich auch dort grauſam, wo es weiter gar keinen Nutzen brachte und gar nicht nötig geweſen wäre; noch mehr aber werden meine Erinnerungen daran jetzt durch den Umſtand verbittert, daß ich, obgleich ich dergeſtalt vielen lebenden Weſen ſchwere Qualen bereitete, doch häufig nur negative Ergebniſſe erzielte, d. h. das nicht fand, was ich ſuchte.

Unſre modernen Experimentatoren brauchen vielleicht in ihr Alter nicht ſo drückende Erinnerungen an ihre Viviſektionen hinüberzunehmen. Wird doch die bedeutendere Hälfte der Viviſektionen jetzt an Fröſchen vorgenommen, Reptilien, die als Kaltblüter in uns nicht jene Empfindungen hervorrufen, wie ſie den Menſchen mit den Warmblütern verbinden. Ferner werden die modernen Verſuche an lebenden Tieren faſt immer unter Anwendung von Chloroform vorgenommen. Aber ſchon allein die gewaltſame Tötung eines uns gegenüber ſchutzloſen Weſens, zu welchem egoiſtiſchen (wenn auch noch ſo hohen) Zwecke ſie auch vorgenommen wäre, kann in uns keine angenehmen und beruhigenden Erinnerungen zurücklaſſen. So iſt's denn auch kein Wunder, daß eine Erſcheinung, über die ich mich einſtmals luſtig gemacht habe, — der Vegetarismus, mir jetzt in keineswegs ſo lächerlichem Licht erſcheint.

* * *

Gegen Ende des Jahres 1827 kamen auch die letzten Mitglieder unſers Profeſſoreninſtituts, die Charkower Studenten — ihrer waren vier — in Dorpat an. Einer von ihnen, Ph. J. Inoſemtzew, wollte ebenſo wie ich Chirurgie ſtudieren, doch war er erſtens ſchon an die dreißig, jedenfalls nicht unter ſiebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren alt und zweitens unvergleichlich viel erfahrener und beſſer vorbereitet als ich. An der Charkower Univerſität lehrte damals der ſehr tüchtige Profeſſor der Chirurgie N. J. Jellinski. Inoſemtzew hatte dieſem nicht nur bei verſchiedenen Operationen aſſiſtiert, ſondern auch ſelbſt ſchon eine Operation vorgenommen, nämlich die Amputation eines Beines. Dieſes ſtellte ihn mit einem Schlage ſowohl in meinen Augen als auch in denen meiner andern Kommilitonen weit über mich.

Inoſemtzew war auch rein äußerlich betrachtet — weit repräſentabler als ich. Ein hoher und ziemlich gewandter brünetter Menſch mit glänzenden ſchwarzen Augen und tadelloſem Backenbart, immer ſauber und mit einem gewiſſen Anſpruch auf Eleganz gekleidet, gewann Inoſemtzew leicht Zutritt zu den verſchiedenſten Kreiſen und verſtand es überall ſich den Ruf eines liebenswürdigen und netten Menſchen, guten Kameraden und ausgezeichneten Kerls zu verſchaffen.

Kein Wunder, daß ich ihn zu beneiden anfing. Dieſes häßliche Gefühl kam beſonders in meinem Tagebuch zum Ausdruck, das ich damals eine Zeitlang ganz regelmäßig führte.

Abgeſehen von dieſer Empfindung nahm mich noch etwas wider Inoſemtzew ein: einmal — ich lebte damals noch bei Moier — hatte ich mich erkältet und war erkrankt. Bei einem Beſuch, den mir Moier abſtattete, machte er mir eine ziemlich durchſichtige Andeutung darüber, daß ich durch Schnapstrinken nur meine Geſundheit gefährde; nach dieſer Anſpielung ging ich, aufgeregt und noch krank wie ich war, zu Katharina Afanasjewna Protaſſow, um dieſer zu erklären, daß ich nicht länger in ihrem Hauſe bleiben könne, da ich der Trunkſucht verdächtigt werde.

„Was," ſagte die alte Dame voller Erſtaunen, „wie kommen Sie nur darauf, mein Lieber?" — worauf ich ihr die ganze Geſchichte erzählte. Hiernach ſtellte es ſich heraus, daß Inoſemtzew irgendwo am dritten Orte irgendwie eine Anſpielung darauf gemacht hatte, daß ich ſehr zum Mißbrauch geiſtiger Getränke neige.

In der That hatte mich Inoſemtzew ein paarmal in Schumanskis Geſellſchaft angeheitert geſehen, von dem ich auch zum erſtenmal das Schnapstrinken gelernt habe. Lange habe ich Inoſemtzew dieſe Klatſcherei nicht verzeihen können. Ich habe mit ihm über vier Jahre in einem ziemlich geräumigen Zimmer in der Klinik gewohnt; aber unſer Alter und unſre Anſchauungen, unſre Geſchmacksrichtung und unſre Beſchäftigungen ſowie endlich unſre Beziehungen zu den Kommilitonen, Profeſſoren und andern Perſonen waren ſo verſchieden, daß abgeſehen von derſelben Wohnung und derſelben von uns beiden für unſer Studium gewählten Wiſſenſchaft zwiſchen uns beiden kein weiteres gemeinſames Band beſtand.

Auch der Umſtand ärgerte mich noch, daß wenigſtens ein- oder zweimal wöchentlich drei oder vier von unſern oder auch den andern ruſſiſchen Studenten abends zu Inoſemtzew zu Gaſt kamen, mit dem ſie alle ſehr vertraut waren. Unter Theetrinken und Tabakrauchen (was ich damals gar nicht leiden mochte), begannen ſie dann Whiſt

zu ſpielen, was ſich zuweilen bis über Mitternacht hinauszog und mich natürlich am Leſen und Schreiben hinderte.

Ich muß hier, wo ich Inoſemtzews gedenke, noch eine kleine Beichte ablegen. Jetzt ſollte ich es ſelbſt kaum glauben, oder richtiger geſagt, möchte ich es ſelbſt nicht recht glauben, aber was einmal geſchehen iſt das bleibt geſchehen. Da ich gegen Ende des Monats in der Regel kein Geld mehr hatte, ſo fehlte es mir meiſt auch ein paar Tage an Zucker und da mußte mich nun an einem ſolchen Tage der Teufel plagen, mir heimlich ein paar Stück Zucker aus Inoſemtzews Blechbüchſe zu nehmen. Das mußte er aber irgendwie bemerkt haben, denn er verſchloß nun ſeine Büchſe. Die Schmach! Ich gäbe viel drum, wenn ich es ungeſchehen machen könnte. Bei dieſer Gelegenheit will ich gleich nur auch eingeſtehen, daß ich auch Bücher entwendet habe. In meinem Leben habe ich nämlich drei Bücher mir unrechtlich angeeignet, d. h. ſie genommen und nicht wieder abgegeben; als ich ſie ſpäter zurückſtellen wollte, da waren die betreffenden Perſonen entweder nicht mehr da, oder ich verſchob aus Scham die Rückgabe immer wieder. In der Folge iſt jedoch der größere Teil meiner Bücherei von mir einer ſtudentiſchen Bibliothek überwieſen worden.

48.

Während unſers Dorpater Aufenthaltes genoß die dortige Univerſität in ganz Rußland eines bedeutenden Rufes. Und in der That war der größere Teil der Lehrſtühle mit ausgezeichneten Kräften beſetzt, allen voran der berühmte Rektor Ewers (Hiſtoriker), ſodann Struve (Aſtronom), Ledebour, Parrot (ein Sohn des Akademikers), Rathke (Phyſiolog), Cloſſeus (Juriſt), Eisholz (Zoolog); unter den Medizinern zeichnete ſich durch ungewöhnliche Beleſenheit und Gelehrſamkeit Profeſſor Erdmann aus, der früher in Kaſan geweſen, aber von dort vertrieben worden war; dasſelbe läßt ſich von ſeinem Amtsgenoſſen, dem Profeſſor der Mathematik, Bartels ſagen, der an König Louis Philippe einen Kollegen gehabt hatte, da ſie beide Lehrer in der Schweiz geweſen waren. Die Austreibung deutſcher Gelehrten an der Univerſität Kaſan war das brutale Werk Magnitzkis geweſen. Während des Beſtehens des Profeſſoreninſtituts in Dorpat wurden ruſſiſche junge Leute auch aus andern Reſſorts dorthin geſchickt, ſo z. B. als Eleven aus der Akademie der Wiſſen-

ſchaften der Phyſiolog Zagorski und der Chemiker Sperer. Durch den Profeſſor der Aſtronomie Struve wurden zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten am Obſervatorium etwa zehn Offiziere vom Stabe oder von der Suite oder Flotte dorthin abdelegiert.

Die Verwaltung der Anſtalten der Kaiſerin Maria ſchickte etwa ſechs bis ſieben Mann aus dem Findelhauſe; endlich kamen auch Privatperſonen ihrer weiteren Ausbildung wegen, oder weil ſie von der Bedeutung der Univerſität gehört hatten und es allmählich Modeſache geworden war; ſo kamen z. B. zu unſrer Zeit nach Dorpat die drei Brüder Karamſin, ferner Graf Sſollohub, Muramjew, die zwei Brüder Grafen Wittgenſtein, Tutolmin, Matwejew; ſchon vor uns waren da der Sänger ſtudentiſcher Gelage und Kneipereien, Jaſykow und andre mehr.

Zum größeren Teil beendeten ſie ihre Univerſitätsſtudien nicht, faſt alle aber trugen ſie die ſtudentiſche Tracht, lange Stiefel an den Füßen, kleine Mützen auf den Köpfen und langherabhängende Kragen an den Mänteln.

Die Dorpater Studentenuniform hat vielleicht auch ſo manchen angelockt: war ſie doch etwas ganz andres als jene garſtige Uniform, wie ſie damals in andern ruſſiſchen Univerſitäten üblich war; beim Dorpater Studenten funkelte der Kragen nur ſo von Gold; er war von ſchwarzem Sammet (die Uniform ſelbſt war blau) mit in Gold darauf geſtickten Eichenzweigen, welche die größere Hälfte des Kragens einnahmen. Auf Bällen und im Theater machte dieſe Uniform großen Effekt.

Als Kaiſer Nikolai während des türkiſchen Feldzuges einmal Dorpat paſſierte, wurde für ihn auch eine ſtudentiſche Ehrenwache eingerichtet; mit dieſer ihrer Uniform, weißen, enganliegenden Beinkleidern und hohen Stiefeln angethan, erregten nun die hochgewachſenen und hübſchen Studenten die Aufmerkſamkeit des Kaiſers ſelbſt und da dieſer nichts wider die Uniformierung bemerkte, ſo ward die letztere denn auch als geſetzlich anerkannt.

Abgeſehen von uns, die wir bereits nach Beendigung unſrer Univerſitätsſtudien nach Dorpat geſchickt waren und außer ein paar andern Ruſſen haben alle übrigen aus ihrem Dorpater Aufenthalt keinen rechten Nutzen gezogen. Die Karamſins und Sſollohub haben ſich aus dem Dorpater Univerſitätsleben wohl kaum etwas außer der Bekanntſchaft mit verſchiedenen ſtudentiſchen Gebräuchen geholt; andre wie z. B. Jaſykow, die Zöglinge der Anſtalten der Kaiſerin Maria und die aus Moskau und Petersburg kommenden Halbruſſen und Halbdeutſchen, tranken ſich einfach zu Schanden und

verließen die Stadt nach ein paar Jahren in der kläglichſten Verfaſſung und nur zwei von ihnen, Waſſili Feodorowitſch Feodorow und Kantemirow boten begründete Ausſichten, es zu etwas Tüchtigem zu bringen. Feodorow, ein höchſt tüchtiger Aſtronom und Forſcher, machte mit Parrot eine wiſſenſchaftliche Reiſe auf den Ararat und dann nach Sibirien, wurde hierauf in Kiew Profeſſor der Aſtronomie und Rektor der Univerſität, konnte aber leider das Trinken nicht laſſen und ſtarb bald in noch jungen Jahren; Kantemirow verließ Dorpat als Doktor der Medizin, war auch im Auslande, ſtarb aber bei ſeiner außerordentlichen Blutarmut und Kachexie gleichfalls in früher Jugend.

In Dorpat mußte man das ruſſiſche Sprichwort: „Was für den Ruſſen geſund iſt, das bringt dem Deutſchen den Tod," in ſein gerades Gegenteil umkehren. Die deutſchen Studenten zechten, goſſen das Bier in ſich hinein wie in bodenloſe Fäſſer, duellierten ſich herum und nahmen bisweilen ganze Jahre lang kein Buch in die Hand, um dann, gleichſam wie umgewandelt, ebenſo fleißig zu arbeiten, wie ſie vorher gekneipt, und in glänzender Weiſe ihre Univerſitätslaufbahn zu beenden.

Wir Ruſſen aus dem Profeſſoreninſtitut „Profeſſorenembryonen", wie uns die deutſchen Studenten nannten, wir ſind alle noch, Gott ſei Dank, ſozuſagen mit heiler Haut davongekommen; doch haben wir auch mit keiner ſtudentiſchen Verbindung näher verkehrt und weder an Kommerſen noch ſonſtigem ſtudentiſchen Zeitvertreib teilgenommen und ich habe z. B. ungeachtet meiner großen Jugend ſogar nicht einmal irgend welche Neigung verſpürt, mich mit dem Dorpater Studentenleben bekannt zu machen. Nur zweimal bin ich aus Neugier auf einen Kommers gefahren und auch das erſt in der Folge, nach Beendigung meiner Studien.

Wie ſeltſam aber auch in unſrer Zeit der Anachronismus ſein möge, den das Studentenleben mit ſeinen mittelalterlichen Gebräuchen, für den fremden Beobachter darbieten mag, ſo muß doch entſchieden zugeſtanden werden, daß ſich vieles zu ſeinen Gunſten anführen läßt. So bewirkt gleich erſtens das allerſchlimmſte Uebel in den Bräuchen dieſes Lebens, das Duell, daß in keiner andern von unſern Univerſitäten die gegenſeitigen Beziehungen unter den Studenten ſo geordneter und höflicher Natur ſind, wie unter den Studenten in Dorpat. Prügeleien, Ohrfeigen, gemeine Schimpf- und Schmähreden ſind unter ihnen nicht denkbar.

Die Duelle haben vielen Dutzenden von jungen Leuten das Leben gekoſtet; das iſt eine ohne Zweifel ſehr betrübende Thatſache

und den Eltern, welche ihre Söhne nur zu früh im Duell verloren haben, muß das volle Recht zugeſtanden werden, gegen dieſen barbariſchen Brauch Front zu machen. Leider aber muß man bisweilen in der menſchlichen Geſellſchaft in Ermangelung eines beſſeren Mittels ſozuſagen eine Hitze durch die andre vertreiben und die Roheit der Sitten und des kameradſchaftlichen Verkehrs unter den Studenten vergällt einem nicht weniger das Leben und iſt kein geringeres Uebel als das Duell. In der Moskauer Univerſität bin ich Zeuge von widerwärtigen Scenen aus dem Studentenleben geweſen, die ausſchließlich durch die Roheit und Ungeordnetheit der gegenſeitigen Beziehungen unter den Studenten bedingt waren. Schlägereien, Beulen und blaue Flecken, gemeine und unflätige Schimpfereien waren ganz gewöhnliche Erſcheinungen.

So erinnere ich mich z. B. folgender Scene. Ich trete einmal ins Auditorium und gehe auf meinen Platz zu, als mir der Student Marſſow entgegentritt, ein ehemaliger Seminariſt und baumlanger Kerl, der am ganzen Leibe ſo behaart war, als ob er Borſten trage. Als ich an ihm vorbei will, ſchreit er mir zu: „Na, du Schwein, was kriechſt du da herum? Wenn du mir nicht gleich aus dem Wege gehſt, ſo haue ich dir eins, daß dir Hören und Sehen vergehen ſoll.“

Die andern lachten. Was hätte ich da weiter thun ſollen? Der lange Strick hätte ſein Wort wirklich wahr gemacht, alle hätten wieder gelacht und die Sache wäre damit erledigt geweſen. Wo aber ein ſogenannter ſtudentiſcher Komment beſteht, da iſt ſolch eine Rüpelei und Entweihung der menſchlichen Würde durch grobe Beleidigungen undenkbar, denn da gibt es ein ſtudentiſches Gericht, welches entſcheidet, was weiter in der Sache zu geſchehen habe und ſo gewöhnt ſich der junge Menſch von frühauf an anſtändiges Benehmen und Denken und an Achtung vor der perſönlichen Würde des Nebenmenſchen und vor der öffentlichen Meinung; das aber wiegt doch wohl einige Leben auf.

Uebrigens haben die ſtudentiſchen Korporationen ſich jederzeit bemüht, die Duelle möglichſt wenig lebensgefährlich zu machen, und man weiß was für Vorſichtsmaßregeln bei ſtudentiſchen Duellen zum Schutz der Kopfes, des Halſes und andrer Körperteile wider Hiebe ergriffen zu werden pflegen. Bemerkenswert aber iſt, daß jedesmal, wo man wider die gewöhnlichen ſtudentiſchen Duelle ſtrenger vorzugehen begann, die Zahl der gefährlichen Piſtolenduelle geſtiegen iſt. Im Lauf von fünf Jahren ſind nur zwei Fälle von gefährlichen Duellen unter Studenten vorgekommen. In einem Falle traf der Schläger

den Bruſtknorpel, durchſchlug ihn und beſchädigte die innere Bruſtarterie (art. mammaria interna); die bei der Gelegenheit um den Verwundeten verſammelte Fakultät hat ſich hierbei, wie ich geſtehen muß, gründlich blamiert. Als ſich eine Pleuritis des verwundeten Bruſtfells mit Ausſchwitzung und bedeutender Blutung aus einer bis dahin nicht blutenden Wunde gebildet hatte, da ergingen ſich drei Profeſſoren in allen möglichen Vermutungen; der eine ſagte, es ſei eine Lunge verwundet, der andre eine Lungenvene; keiner aber von ihnen erkannte die Pleuritisausſchwitzung von einigen Pfunden Gewichtes. In ſo kläglichem Zuſtande befand ſich damals in unſern Univerſitäten die Kenntnis von den Bruſtorganen.

Die beiden andern Fälle waren Piſtolenduelle; bei beiden waren die Wunden ſehr gefährlich, der Ausgang aber ein glücklicher. In dem einen Fall hatte die Kugel den Hals in der Nähe der Schläfenarterien durchſchlagen und die Kehle geſtreift; eine Blutung hatte indes nicht ſtattgefunden und der Verwundete konnte nur lange Zeit nicht ſprechen.

In dem zweiten Falle war die Kugel im Stirnbein bei deſſen Verbindung mit dem Scheitelknochen ſtecken geblieben und wurde von Moier durch eine ſehr geſchickte Trepanation entfernt. Der Verwundete wurde natürlich wieder geſund.

* * *

Meine Studien vertieften ſich mit jedem Jahr immer mehr und mehr; beſonders beſchäftigte ich mich mit den Fascien und ihren Beziehungen zu den Arterienſtämmen und den Organen des Beckens. Dies war ein für jene Zeit noch ganz neuer Gegenſtand. Die gewöhnlichen Anatomen ließen die Fascien ganz unberückſichtigt; in Deutſchland beſchäftigte man ſich ſehr wenig mit ihnen und nur bei den Engländern und Franzoſen konnte man Beſchreibungen und Darſtellungen von einigen derſelben finden.

Ich wurde von Tag zu Tage immer mehr Spezialiſt und widmete mich zeitweilig ganz ſelbſtändig dem Studium irgend einer ganz beſchränkten Spezialität, bis es endlich ſo weit kam, daß ich aufhörte, die Vorleſungen in andern Disziplinen außer der Chirurgie zu beſuchen.

Das war meinerſeits natürlich thöricht und ich habe vieles verſäumt und verloren, was mir in der Folge noch ſehr nützlich hätte werden können. Die andern Profeſſoren begannen ſich bei Moier darüber zu beklagen, daß ich ihre Vorleſungen nicht mehr beſuche, der Profeſſor der Chemie, Goebel, machte mir beim

Semeſtralexamen die Hölle heiß und Moier richtete die verſtändige Mahnung an mich, ich ſolle doch die andern Wiſſenſchaften nicht vernachläſſigen.

So recht er aber auch darin hatte, ſo machte mir doch der Gedanke lebhaft zu ſchaffen, daß, während ich die Vorleſungen hörte, ich unvermeidlicherweiſe die betreffende Zeit meinem Spezialſtudium entziehe, welches, ſo ſpeziell es auch ſein möge, gleichwohl doch mindeſtens drei Wiſſenſchaften in ſich ſchließe. Und außerdem war es mir wirklich gar nicht recht gegeben, Vorleſungen zu hören, und dieſes Unvermögen, Vorträgen zuzuhören, iſt mir für mein ganzes Leben geblieben. Dadurch, daß ich mich einſamen Studien im anatomiſchen Theater, in der Klinik und bei mir zu Hauſe hingegeben hatte, war mir das Kolleg in der That etwas Ungewohntes geworden, und wenn ich einmal eins beſuchte, ſo war ich auf demſelben entweder ganz abgeſpannt oder ſchlief auch wirklich ein und verlor ſo den Faden; Vorleſungen mit Demonſtrationen gab es zu jener Zeit, abgeſehen von den chirurgiſchen und anatomiſchen, in der mediziniſchen Fakultät noch gar nicht und weder die phyſiologiſchen noch die pathologiſchen wurden ſo abgehalten. Wozu alſo, ſagte ich mir, die Zeit ſo unnütz hindämmern und verſchlafen? Endlich kam ich ſogar zu dem Abſurdum, daß ich Moier einmal mitteilte, ich wolle überhaupt gar nicht mein Schluß-, d. h. Doktorexamen machen. In jener Zeit verlangte man nämlich noch nicht von den Profeſſoren das Doktordiplom; ſollte es aber (ſo dachte ich bei mir) einmal wirklich nötig werden, ſo wird man es einem tüchtigen Menſchen auch ohne Examen geben.

Moier riet mir natürlich davon ab und verſicherte mir, die Examinatoren würden unbedingt meine ausgezeichneten Leiſtungen in Anatomie und Chirurgie in Berückſichtigung ziehen und im übrigen daher gewiß ſehr nachſichtig gegen mich ſein.

Indes habe ich, wie ich ſehe, in meiner Erzählung ſchon allzu weit vorgegriffen.

49.

Man hatte uns nach Dorpat nur auf zwei bis drei Jahre geſchickt, wir blieben aber in Wirklichkeit ganze fünf Jahre dort. Das hatten wir der polniſchen Revolution 1831 bis 1832 zu danken.

Ein Jahr nach unſrer Ankunft in Dorpat begann der türkiſche

Krieg von 1828 und wir mußten von einigen unſrer neuen Dorpater Bekannten Abſchied nehmen. So reiſte z. B. auf den Kriegsſchauplatz Wladimir Iwanowitſch Dahl (in der Folge Schriftſteller unter dem Pſeudonym: Koſak Luganski).

Es war das eine bemerkenswerte Perſönlichkeit, die mir anfangs aus irgend einem Grunde nicht recht gefiel, hernach aber mein guter Freund geworden iſt. Vor allem war es ein Menſch, der, wie man ſo ſagt, in allen Sätteln gerecht war. Woran ſich Dahl nur auch machen mochte, alles gelang ihm. Mit ſeiner ungeheuren Naſe, ſeinen klugen grauen Augen, immer ruhig und ein wenig lächelnd, beſaß er die ſeltene Fähigkeit, die Stimme, die Mienen und das Gebärdenſpiel fremder Perſonen nachzuahmen; und mit ungewöhnlicher Ruhe und dem Ausdruck des tiefſten Ernſtes verſtand er die komiſcheſten Scenen wiederzugeben. Es iſt ganz unglaublich, mit welcher Treue er Laute, wie das Summen einer Fliege oder einer Mücke und dergleichen nachzuahmen wußte. Damals war er noch nicht Schriftſteller und Literat, aber er las uns doch ſchon Bruchſtücke aus ſeinen Märchen vor. Wie man weiß, war Dahl früher Flottenoffizier geweſen, hatte aber den Dienſt quittieren müſſen, teils weil er auf dem Schiff beſtändig an Seekrankheitt litt, teils weil er ein Pamphlet auf den Admiral Greigh gedichtet hatte. So ſattelte denn Dahl vom Seemann zum Mediziner um, beſtand in weniger als vier Jahren ſeine Doktorprüfung in ausgezeichneter Weiſe und trat ſodann in den Militärdienſt über. Während ſeines Dorpater Aufenthalts gewann er Neigung für die Chirurgie und da er neben andern Fähigkeiten auch eine ganz ungewöhnliche Gewandtheit in mechaniſchen Arbeiten beſaß, ſo wurde er auch bald ein geſchickter Operateur; als ſolcher zog er in den Krieg; hierauf machte er auch den polniſchen Feldzug mit, wobei er ſich als Ingenieur und Pionier auszeichnete; nach Beendigung dieſes Feldzuges wurde er Oberarzt an einem Armeehoſpital, gab aber bald darauf die ärztliche Laufbahn auf, um Schriftſteller und hernach Verwaltungsbeamter zu werden und ſtarb ſchließlich als Gelehrter, der viele Jahre ſeines Lebens der Zuſammenſtellung ſeines Wörterbuches gewidmet hat, zu dem er das Material in Form von Sprichwörtern und Redensarten bereits, wie ich glaube, in Dorpat zu ſammeln begonnen.

In den Bruchſtücken, die er uns damals vorlas, kam ſchon eine ganze Menge von Sprichwörtern, Schnurren und Redensarten vor, die er ſich offenbar an allen Ecken und Enden Rußlands zuſammengeſucht hatte.

Meine erſte Bekanntſchaft mit Dahl wurde auf ziemlich ſeltſame Weiſe vermittelt. Bald nach unſrer Ankunft in Dorpat hören wir einmal an unſerm Fenſter von der Straße her gewiſſe ſeltſame, aber nicht unbekannte Töne, nämlich ein auf irgend einem Inſtrument geſpieltes ruſſiſches Volkslied. Als wir der Sache nachſpüren, ſehen wir, daß ein Student in Vizeuniform vor unſerm Hauſe ſteht, durchs geöffnete Fenſter den Kopf zum Zimmer hineingeſteckt hat, etwas im Munde hält und „Guten Tag, du nettes Mädel" darauf ſpielt, ohne auch nur im geringſten uns zu beachten, die wir voller Neugier ins Zimmer getreten waren. Der Virtuoſe erwies ſich als W. J. Dahl und das Inſtrument als eine Mundharmonika, die er wirklich ausgezeichnet zu handhaben wußte.

Später traf ich Dahl im Jahre 1841 in St. Petersburg, wo er beim Miniſter des Inneren, Perowski, diente, und bin von da an häufig mit ihm in unſerm Freundeskreiſe zuſammengekommen, der ſich aus ehemaligen Dorpater Kommilitonen gebildet hatte.

* * *

Die polniſche Revolution ging neben der franzöſiſchen einher, nach welcher Kaiſer Nikolai Pawlowitſch in ſeinem Zorn über die Franzoſen allen Ruſſen unterſagte, Frankreich zu beſuchen. Doch nicht genug damit, man wollte uns bis zum Jahre 1833 überhaupt nicht ins Ausland reiſen laſſen. So blieben wir denn über die urſprünglich angeſetzte Zeit noch zwei weitere Jahre in Dorpat; doch hat man mir (wie übrigens auch meinen andern Kommilitonen) auf ein entſprechendes Geſuch an den Kriegsminiſter in den fünfziger Jahren dieſe Zeit für die Penſion mit angerechnet.

Gleichzeitig mit der polniſchen Revolution, trat auch zum erſtenmal die Cholera in Rußland auf. Wir lauſchten geſpannt den Nachrichten, die über die Krankheit zu uns kamen und machten uns auf ihr Erſcheinen in Dorpat gefaßt, wo ſie dann natürlich auch ſchließlich auftrat; der erſte Fall kam unter uns vor; einer von uns, ein gewiſſer Schramkow, Pharmakolog von der Charkower Univerſität, ein wunderlicher Hypochonder von dunkler, gelblicher Geſichtsfarbe, erkrankte plötzlich gegen Abend an rein aſiatiſcher Cholera und verſtarb bereits in der Nacht nach ſechs Stunden.

Wir Mediziner waren nicht von ſeinem Bett gewichen und hatten ihm den Körper gerieben und gewärmt, überhaupt gethan, was wir nur konnten, auch zwei Profeſſoren, den Therapeuten Seemann und den Pharmakologen Erdmann herbeigerufen. Nichts

aber wollte helfen. Seemann war ſogar, wie es ſchien, etwas ängſtlich, wenigſtens entfernte er ſich merkwürdig raſch wieder, während der alte Erdmann bei uns blieb. Später trat die Cholera im Invalidenlazarett ganz am Ende der Stadt auf.

Im allgemeinen trat ſie indes recht gemäßigt auf und dauerte nicht über ſechs Wochen (im Oktober). Als ich am Morgen nach Schramkows Tode nach Hauſe kam, erfaßte mich plötzlich eine innerliche Angſt, da ich ein gewiſſes Furchtgefühl und ein unangenehmes Mißbehagen unter der Herzgrube empfand. Ich hatte das Gefühl, als müßte ich ſofort erbrechen oder in Ohnmacht fallen. Sogleich ging ich in ein warmes Bad, nahm einige Tropfen Opium ein, trank Thee, erwärmte mich ſo, ging zu Bett und ſtand am nächſten Morgen wieder geſund auf. Von da an begann ich faſt täglich ins Invalidenlazarett zu gehen und Choleraleichen zu obduzieren. Um dieſe Zeit kamen zwei franzöſiſche Aerzte aus Moskau und Petersburg nach Dorpat. Beide waren bei meinen Obduktionen im Lazarette zugegen und da ſie dieſem Vorgange (d. h. der Obduktion von Choleraleichen) vermutlich zum erſtenmal in ihrem Leben beiwohnten, ſo begannen ſie ſofort ſich darüber ihre Aufzeichnungen zu machen und waren ſehr erſtaunt, zu ſehen, wie ich, der ich vor den Fremden zu brillieren und mein Licht leuchten zu laſſen wünſchte, die Knoten des Nervus sympathicus, das Sonnengeflecht und mehrere Nervenanſchwellungen präparierte. Die Franzoſen hatten nicht erwartet, daß ein Ruſſe im ſtande ſein werde, leicht und raſch zum Zweck des Studiums faſt alle Hauptnervenknoten der Bruſt und des Magens vor ihnen bloßzulegen. Sie bezeigten mir ihre Befriedigung darüber, indem ſie mich nach Paris einluden.

Endlich entſchloß ich mich, zum Doktorexamen vorzugehen, und da ich auf Moiers Verſicherung baute, daß man beim Examen mir gegenüber nachſichtig ſein werde, bereitete ich mich gar nicht zu demſelben vor. Da ich aber in meinem Eigenſinn der Fakultät zeigen wollte, daß ich mich nicht freiwillig zur Abhaltung der Prüfung entſchloſſen habe, ſondern mich nur der Gewalt füge, ſo ließ ich einen ſehr wenig angebrachten Streich los.

In Dorpat wurden die Gradualexamina in der Privatwohnung des Dekans abgehalten. Es war nun Sitte, daß der Doktorand dem Dekan Thee, Zucker, einige Flaſchen Wein, eine Torte und Schokolade zur Bewirtung der daſelbſt verſammelten Examinatoren, d. h. der Fakultät, der Zeugen und ſonſtiger Perſonen ins Haus ſchickte. Von alle dem that ich nun nichts, ſo daß der Dekan Rathke ſich genötigt ſah, den Examinatoren von ſeinem eigenen

Thee vorzuſetzen, die Profeſſorin Rathke aber, wie mir nachher der Pedell erzählte, deswegen weidlich über mich loszog. Doch ging das Examen glücklich von ſtatten und es erübrigte mir nur noch, mich an die Diſſertation zu machen. Dieſe aber beanſpruchte über ein Jahr.

Mich hatte ſchon früher ſowohl in phyſiologiſcher als chirurgiſcher Beziehung der Verband der Bauchaorta intereſſiert, welcher nur einmal am lebenden Menſchen von Aſtley Cooper ausgeführt worden war.

Der Fall hatte mit dem Tode geendet. Es war aber noch zu entſcheiden, ob dieſe Operation wirklich mit Ausſicht auf Erfolg unternommen werden könne. Ich begann nun Verſuche an großen Hunden, Kälbern und Hämmeln zu machen. Am längſten lebte nach ſolch einem Verbande ein Hammel auf einem Stackelbergſchen Gute (etwa fünfzehn Werſt von Dorpat entfernt), wo ich einen Sommer bei Moier als Gaſt zubrachte.

Als Reſultat aller meiner Verſuche und Beobachtungen ergab ſich, daß in der größeren Zahl der Fälle der Verband der Bauchaorta, indem er plötzlich den Blutumlauf in den großen Bauchartérienſtämmen hemmt, den Tod durch Lähmung des Rückenmarks (Paralyſe der unteren Extremitäten) und durch Blutandrang nach dem Herzen und der Lunge herbeiführt. Aber der Blutumlauf ſetzt nach der Unterbindung der Aorta in den unteren Extremitäten nicht aus und das Blut ſtrömt ſofort nach der Unterbindung aus den Wunden der Hüftarterien und wenn die Unterbindung der Aorta allmählich (vermittelſt der allmählichen Zuſammenpreſſung der Arterie mit Hülfe eines Handapparats) vorgenommen wird, ſo wird ſie ziemlich gut ertragen, gibt indeſſen Veranlaſſung zu ſucceſſiven Blutungen.

Die Diſſertation war für einen jungen Doktoranden gar nicht ſo übel. Als ich ſie in Berlin dem damals berühmten Opitz zeigte, ließ er ſie ſofort ins Deutſche überſetzen (ſie war lateiniſch unter dem Titel geſchrieben: „Num vinctura aortae abdominalis in aneurysmate inguinali adhibita facile sit ac tutum remedium) und in dem „Journal der Chirurgie und der Augenheilkunde" von Dr. Graefe und Profeſſor von Walther abdrucken.

Je älter Moier wurde, um ſo träger wurde er auch. Im letzten Jahr unſres Dorpater Aufenthalts trug er mir viele Operationen auf. Einmal habe ich eine Hüftarterie unterbinden müſſen, dann eine Pulsadergeſchwulſt an der Schläfenarterie und einen Lippenkrebs operiert, endlich eine Hand abgenommen. Selbſt ſuchte er

ſichtlich in der letzten Zeit größere Operationen ganz zu vermeiden, doch ging das zuweilen in der ſtädtiſchen Privatpraxis nicht wohl an.

Die letzte mir erinnerliche Operation Moiers in der Stadt war eine Lithotomie an dem damaligen reichen Dorpater Bürger Schulz. Als Moier ſie vornahm, da war er offenbar nicht in der rechten Stimmung dafür. Einige von uns, natürlich auch wir beide (ich und Inoſemtzew) aſſiſtierten Moier dabei. Inoſemtzew verſicherte mir, daß er mit eigenen Augen geſehen habe, wie Moier vor der Operation beiſeite getreten ſei und ſich bekreuzigt habe; Inoſemtzew hatte ihm nämlich erzählt, daß der berühmte Moskauer Lithotomiſt Wenediktow ſich vor jeder Operation bekreuzigt und fromme Kniebeugungen gemacht habe.

„Nun," ſagte Moier, „das iſt gar nicht ſo ſchlecht," trat zur Seite und bekreuzigte ſich.

Die Operation war einfach ſkandalös. Moier benutzte dabei das Scarpaſche Gorgeret und ich hielt die Sonde; als nun das Gorgeret eingeführt war, zeigte ſich Urin und ich zog die Sonde heraus. Moier fuhr mit dem Finger über das Gorgeret hin, konnte aber gar nicht in die Blaſe hinein und wurde über mich ärgerlich, weil ich die Sonde zu früh herausgezogen.

„Nun wird es eine Geſchichte," ſagte er. Indes paſſierte nichts weiteres.

Inoſemtzew führte die Sonde wieder leicht in die Blaſe ein und Moier ging ſodann wieder mit dem Gorgeret vor. Da der Kranke aber ein wohlbeleibter Mann war, ſo erwies ſich das Inſtrument für die ſtarke Fettlage ſeines Perinäums als zu kurz, doch kamen wir ſchließlich einigermaßen zurecht, als plötzlich ein Strahl Arterienblut aus der Tiefe ziſchend emporſpritzte.

„Was ſoll denn das ſein?" ſchrie Moier auf, indes ging auch dieſer unerwartete Zwiſchenfall noch recht glimpflich ab.

Endlich wurden zwei Steine hervorgezogen.

Nach der Operation konnte ich mich nicht enthalten, meinen Kameraden gegenüber die nicht gerade ſehr witzige Bemerkung zu machen: „Wenn dieſe Operation gelingt, ſo werde ich den Steinſchnitt mit einem Stock machen." Dies hinterbrachte man Moier, aber er war gutmütig genug, ſich nicht über mich zu ärgern, vielmehr herzlich über die Sache zu lachen.

Schulz wurde wieder geſund.

* * *

Beſonders begann Moier das Ausſchneiden von Geſchwüren zu fürchten und als ich ihm einmal, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, vorſchlug, eine ſolche Operation vorzunehmen, da ſagte mir Moier: „Wiſſen Sie was, ich will Ihnen mal erzählen, was mir einmal mit Ruſt paſſiert iſt. Als ich," ſo fuhr Moier fort, „nach meiner Rückkehr aus Italien von Scarpa bei Ruſt in Wien war, da zeigte mir dieſer im Hoſpital einen Kranken mit einer Geſchwulſt unter dem Knie (in der Kniekehle). ‚Was würde in dieſem Fall der alte Scarpa thun?' fragte mich Ruſt. — Ich unterſuchte nun die Geſchwulſt und antwortete, daß der alte Scarpa in dieſem Falle dem Kranken vermutlich die Amputation vorſchlagen würde. ‚Nun, ich will die Geſchwulſt herausſchneiden,' ſagte mir Ruſt. Die Schmeichler und Fuchsſchwänzer, die um Ruſt herum waren, redeten ihm auch noch zu, vor einem Schüler Scarpas zu zeigen, was er könne, und ſo begann denn Ruſt unter Aſſiſtenz dieſer Leute die Operation ſofort in meiner Gegenwart vorzunehmen. Die Geſchwulſt erwies ſich aber als mit dem Knochen verwachſen, das Blut ſpritzte in Strömen von allen Seiten heraus und die Aſſiſtenten zogen ſich einer nach dem andern in ihrer Angſt zurück. Ich helfe dem ganz verblüfften Ruſt die Arterie tief innen verbinden, aber der Kranke erleidet doch ſehr ſtarken Blutverluſt. Da ſagt mir nun Ruſt: ‚Auf dieſe Halunken hätte ich gar nicht hören ſollen; die ſind gerade zuerſt davongelaufen, während Sie mir von der Sache abgeraten und mich trotzdem doch nicht im Stich gelaſſen haben; das will ich Ihnen niemals vergeſſen.'"

Während ich mich mit meiner Diſſertation beſchäftigte, führte ich in Dorpat ein angenehmes Leben, tags in der Klinik und im anatomiſchen Theater, wo ich meine Verſuche an Tieren anſtellte, und abends im Kreiſe einiger neuen deutſchen Bekannten, von denen ich viel Neues über das ſtudentiſche Leben und deſſen Gebräuche in Erfahrung brachte.

50.

Sicherlich ließ ſich's um jene Zeit nirgends in Rußland ſo behaglich leben, wie gerade in Dorpat. Die erſte amtliche Perſönlichkeit der Stadt war der Rektor der Univerſität.

Der alte Polizeimeiſter Jaſſenski mit ſeinem Dutzend zerlumpter Koſaken auf ihren mageren Pferdchen, welche die Studenten,

wenn es zu Ruheſtörungen kam, einfach zurückhielten, indem ſie ſich an ihre Schwänze klammerten — dieſer Polizeimeiſter, ſage ich, verhielt ſich dem Rektor gegenüber wie ein Untergebener. Den Gendarmerieoberſten traf man nur in Geſellſchaften am Kartentiſch. Die Univerſität, die Profeſſoren und Studenten ſpielten die herrſchende Rolle. Dieſen Umſtand benutzten die Studenten zuweilen, um die Geſellſchaft und beſonders die Geſellſchaft der einfachen Bürger zu terroriſieren, die bei den Studenten unter dem Namen der „Knoten" bekannt ſind.

Keine einzige Verſammlung im Bürgerklub ging ohne irgend einen komiſchen Skandal ab. Beſonders zeichneten ſich die Maskeraden in dieſem Klub durch ſkandalöſe Ausſchreitungen der Studenten aus. Einlaß fanden nur maskierte Teilnehmer und ſo erſcheint denn eines ſchönen Abends ein Student in roten Stiefeln, mit einer langen Stange roten Siegellacks im Munde und einen Büſchel Federn an dem hinteren Teil ſeines Körpers und auf dem Kopf; als die Klubmitglieder ihn nicht einlaſſen wollen, erhebt er großen Lärm und bringt unter der Erklärung gewaltſam in den Saal, daß er als Storch maskiert ſei.

Ein andrer Student, jetzt ein bekannter General, ging ſo weit, daß er auf der Bürgermaskerade im Adamskoſtüm erſchien, nur in einen ſchwarzen Domino gehüllt, ſich vor einem Kreiſe von Damen in Poſitur ſtellte und höchſt kaltblütig die Schöße ſeines Domino frei umherflattern ließ. Die Damen fuhren kreiſchend auseinander, die hinten ſtehenden Männer aber, die außer dem ſchwarzen Domino nichts ſahen, konnten gar nicht begreifen, was da eigentlich vorgehe, bis ſie endlich hinter die Sache kamen und den zukünftigen General mit Pomp hinauswarfen.

Eine beſondere Berühmtheit hatten ſich unter den Studenten einige mutwillige Spaßvögel und Originale erworben. So war z. B. Anke, ſpäter Profeſſor der Pharmakologie an der Moskauer Univerſität und Dekan der mediziniſchen Fakultät daſelbſt, durch ſeine Witze und loſen Streiche berühmt. Schon allein ſein Aeußeres machte ihn zum Original. Sein ungewöhnlich bewegliches und gleichzeitig etwas ältliches, ein wenig affenähnliches Geſicht, eine gewiſſe Behendigkeit und Schnelligkeit der Bewegungen und ein ganz unerſchöpflicher Humor verliehen allen ſeinen Streichen und Witzen den Charakter des Originellen.

So erinnere ich mich z. B. folgender Poſſe. An der Univerſität war ein gewiſſer Dau als Reitlehrer angeſtellt; dieſer hatte einen Sohn, der ein ganz ſtattlicher Burſche war und ausgezeichnet

Pferde einzureiten verſtand, bei dem allem aber ganz unerlaubt dumm war. Um ſeine Dummheit zu charakteriſieren, braucht man nur folgende Geſchichte zu erzählen. Dau hatte einmal gehört, daß ein Student, Namens Frei, der ſich in ein junges Mädchen verliebt hatte, dieſem in folgender Form ſeinen Antrag gemacht hatte: „Willſt du Frei werden oder frei bleiben?“ Dieſes hatte Dau ſehr gefallen und er hatte auf Ankes Rat auch ſeiner Geliebten geſchrieben: „Willſt du Dau werden oder Dau bleiben?“

Zwiſchen dieſem Jüngling und Anke bricht nun ein Streit aus, der natürlich von Anke ſelbſt vorbereitet worden war. Einige Studenten, mit denen die Sache ſchon vorher abgekartet war, ſuchen Dau davon zu überzeugen, daß er die Beleidigung ſolch eines hergelaufenen Menſchen, wie es Anke ſei, nicht auf ſich ſitzen laſſen dürfe, ſondern ſich unbedingt mit ihm ſchießen müſſe, wenn er als anſtändiger Menſch gelten wolle. Endlich entſchließt ſich Dau zu einem Piſtolenduell und überläßt den natürlich ſchon vorher in Ausſicht genommenen Sekundanten völlig freie Verfügung in dieſer Angelegenheit. Dau als der Beleidigte ſoll zuerſt ſchießen. Natürlich hat man ihm keine Kugel in den Lauf geſteckt. Er ſchießt nun auch und Anke fällt mit dem Ruf zu Boden, er ſei ſchwer verwundet. Seine Freunde laufen herbei und entkleiden ihn und dabei erweiſt ſich, o Wunder! daß die Seitentaſche ſeines Beinkleides durchſchoſſen iſt, in derſelben ſeine Tabaksdoſe mit Tabak und in der Tabaksdoſe die Kugel ſteckt. Dau war in tiefſter Seele befriedigt darüber, einen ſo ſicheren und dabei doch ſo glücklichen Schuß gethan zu haben.

Ein andres Original unter den alten Dorpater Studenten, das mir aber ebenſo wie Anke unvergeßlich bleiben wird, war Jacot oder Jocco Kieſeritzki. Der ſtudentiſche Typus, den Kieſeritzki vertrat, iſt ſchon längſt ausgeſtorben. Sogar damals kam er ſonſt nur noch auf der Bühne vor. Ich erinnere mich, wie in Berlin der bekannte Schauſpieler Schneider (der Liebling des Kaiſers Nikolai Pawlowitſch) in einem deutſchen Theaterſtück in einer ganz unnachahmlichen Weiſe dieſen Typus darſtellte.

In langen Kanonenſtiefeln mit Sporen, im ſtudentiſchen Kragenmantel, mit der ſtudentiſchen Verbindungsmütze auf dem Kopf und einem langen Pfeifenrohr in den Zähnen, wandelt der romantiſche Studioſus in langſam bedächtigen Storchſchritten über die Bühne und deklamiert mit Grabesſtimme das Shakeſpeareſche „Sein oder Nichtſein“.

Jocco Kieſeritzki war eben in dieſer Art. Es war das der Don Quichote in ſtudentiſcher Geſtalt; wenngleich er auch nicht ſo

hohen Wuchſes wie Don Quichote war, ſo war er doch ebenſo dürr und hager wie jener und immer ernſt und finſter, dabei immer in ſeinem Kragenmantel, mit ſeinen Kanonenſtiefeln und ſeiner Mütze auf dem Kopf; Kieſeritzkis ernſte Würde ſchmolz nur vor Damen, er verfaßte ihnen zu Ehren Gedichte und gab ſogar einmal ein ganzes Büchlein ſeiner Poeſien mit einer Widmung heraus: „Roſen und Lilien, gewidmet von Kieſeritzki“.

An den Todestagen von Waſhington und Bolivar erſchien Jocco immer in Trauer auf der Straße. Auf die Frage, weswegen er Trauer angelegt habe, nahm er eine majeſtätiſche Poſe an, richtete den Blick zum Himmel empor und erklärte feierlich: „Heute iſt der Todestag eines großen Sohnes der Freiheit.“

* * *

Damals war in Dorpat das wiſſenſchaftliche Studium noch nicht auf einen fünfjährigen Zeitraum beſchränkt und ich habe noch viele ſogenannte „bemooſte Häupter“ angetroffen. So zeigte man mir einen Studenten, von deſſen Täufling der Sohn bereits ſeine Studien zu beenden im Begriff war, während der Taufpate ſeines Vaters noch immer weiter ſtudierte.

Ich habe einen andern gekannt — es war ein ſehr guter und durchaus nicht dummer Menſch —, der etwa vier Jahre vor unſrer Ankunft in Dorpat auf die Univerſität gekommen war und ſie endlich mit einem Haufen Kinder wieder verließ; ſeine ärztliche Prüfung hat er dabei bei mir abgehalten, als ich Profeſſor in Dorpat war. Unter den alten Studenten war auch der Spezifik-Schulz ſehr bekannt. Niemals habe ich einen Menſchen geſehen, der einem Vogel ähnlicher geweſen wäre, als dieſer Spezifik-Schulz; er hatte eine lange, ſpitze Naſe, einen ſchmalen Schädel, einen kurzen Rumpf, einen langen Hals, Beine ſo lang wie die Stangen, ging wie ein Kranich und trug immer ſtudentiſche Tracht.

„Schulz, wie alt ſind Sie?“ das war die Frage, welche bekannte und unbekannte Perſonen beſtändig an ihn richteten.

„Zweiunddreißig Jahre, wenn ich die vier Jahre nicht rechne, die ich mit Pillendrehen und Pulverbereiten zugebracht habe,“ war die ebenſo beſtändige Antwort des Spezifik-Schulz. So ſaß denn der arme Kerl ein Jahr nach dem andern in Dorpat und ging von einem Kolleg ins andre, ohne jemals mit ſeinen Studien fertig zu werden; nach über zwanzig Jahren habe ich ihn dann als Lehrer der deutſchen Sprache in einer Schule des Kiewſchen Lehrbezirks wieder angetroffen.

Das freie Leben, wie es zu jener Zeit in der Provinz anzutreffen war, und die korporative Organiſation der Dorpater Studentenſchaft verliehen derſelben eine ganz beſondere Bedeutung. Die Univerſitätsobrigkeit ſowie die ſtädtiſche Geſellſchaft erkannten dieſe Bedeutung an, verhielten ſich der Studentenſchaft gegenüber höchſt vorſichtig, beobachteten im Verkehr mit Studenten die peinlichſte Rückſicht und enthielten ſich ſorgfältigſt alles deſſen, was der Ehre und Würde der Studentenſchaft irgendwie zu nahe treten konnte. Sogar die Gaſtwirte und Kaufleute waren aus Furcht vor dem ſtudentiſchen Bann, dem „Verruf“, nicht allzu ſtreng und anſpruchsvoll, was das Schuldenbezahlen ſeitens der Studentenſchaft betraf.

Thaddäus Bulgarin, der wahrſcheinlich mit dieſen Anſchauungen nicht genügend bekannt war oder einfach allzuſehr auf ſeine Unverfrorenheit vertraute, geriet z. B. einmal ſo in große Verlegenheit. Er beſaß ganz in der Nähe der Stadt das Gütchen Karlowa, wo er ganze Monate lang mit ſeiner Frau und ſeiner berühmten Tante verbrachte. Ich bin ihm öfters bei Moier begegnet. Bulgarin ſuchte nun in alle Kreiſe zu kommen und mit allen bekannt zu werden, wobei er jeden durch die Ungezwungenheit ſeines Benehmens frappierte, die ſich ſchon mehr der Frechheit näherte. Während des großen Jahrmarkts beſuchte er z. B. die Buden aller aus Petersburg und Moskau gekommenen Kaufleute und wenn ihm dieſe in den Preiſen ihrer Waren nicht zu Willen waren, ſo drohte er ihnen laut und öffentlich, er werde ſie in der „Nordiſchen Biene“*) heruntermachen.

Ein andres Mal ſagte er in meiner Gegenwart einigen Deutſchen, mit denen er eben erſt bekannt geworden war, daß dem Deutſchen den Tod bringe, was dem Ruſſen geſund ſei, und führte zum Beweis dafür das Beiſpiel von einem ruſſiſchen Soldaten an, der in Leipzig durch folgende Geſchichte das Erſtaunen der Deutſchen erregt habe. Er habe ſich nämlich einmal derartig übereſſen, daß alle geglaubt hätten, ſein letztes Stündlein ſei gekommen. Sie hätten aber vor Verwunderung den Mund aufgeſperrt, als er in ihrer Gegenwart ſeinen Magen in einer Menge entleerte, wie ſie nach Umfang und Gewicht noch von keinem der dabei Anweſenden geſehen worden wäre.

Kurz Thaddäus Benediktowitſch ließ auch in Dorpat ſeine Talente ſehen. Einmal begann er auf einem Diner beim Gutsbeſitzer Liphardt in Gegenwart vieler Gäſte und unter anderm

*) Einer von Bulgarin herausgegebenen Zeitſchrift. Anm. d. Ueberſ.

auch eines Studenten, etwas angeheitert wie er war, ſich über die Profeſſoren und die an der Univerſität herrſchenden Zuſtände luſtig zu machen. Der Student machte ſpäter von dieſem Geſpräch, welches ihn bei Tiſch in große Verlegenheit geſetzt hatte, ſeinen Kommilitonen Mitteilung. Nun erhob ſich ein Sturm im Waſſerglaſe. Es begannen Korporationsberatungen darüber, wie man für die durch Herrn Thaddäus öffentlich beſchimpfte Würde der Univerſität und Studentenſchaft eintreten ſolle, bis man ſich endlich dahin entſchied, Bulgarin in Karlowa eine Katzenmuſik zu bringen. So zogen denn über ſechshundert Studenten mit Töpfen, irdenen Schalen, Becken und ſonſtigem Geſchirr in langer Prozeſſion aus der Stadt nach Karlowa, ſtellten ſich dort vor dem Hauſe auf, ſchickten Bulgarin aber, bevor ſie die Katzenmuſik begannen, eine Deputation ins Haus, welche ihm die ganze Sachlage erklären und die Forderung ſtellen ſollte, er möge zur Vermeidung der Unannehmlichkeiten der Katzenmuſik zu den Studenten hinaustreten und ſich vor ihnen ſeines Benehmens wegen entſchuldigen. Bulgarin bekam, wie das auch nicht anders von ihm zu erwarten geweſen war, einen heilloſen Schreck; um aber ſeinem polniſchen „Honor“ doch nicht ganz zu vergeben, trat er mit der Pfeife in der Hand zu den Studenten hinaus, grüßte ſie nicht und begann mit der Mütze auf dem Kopf zu ſprechen. Das ließen ihm aber die Studenten nicht ſo hingehen und „Mütze herunter!“ erſchallte es aus der Menge.

Bulgarin nahm die Mütze ab, legte die Pfeife beiſeite und begann ſich zu entſchuldigen, indem er hoch und teuer verſicherte, daß er nie die Abſicht gehabt habe, die Würde der von ihm hochverehrten Dorpater Univerſität und Studentenſchaft zu kränken.

Damit war die Sache erledigt und die Studenten gingen auseinander, trafen aber auf dem Wege noch die Equipage Liphardts, umringten dieſelbe und forderten von Liphardt gleichfalls eine bezügliche Erklärung, welche denn auch mit der größten Bereitwilligkeit abgegeben wurde.

Da die Univerſitätsobrigkeit, d. h. der Rektor (damals Parrot) ſehr wohl wußte, daß Bulgarin und der Gendarmerieoberſt in der Sache nicht ſchweigen würden, ſo ließ er ſofort die Senioren der Korporationen zu ſich kommen, forderte Erklärungen, ſteckte diejenigen, die ſich als die Rädelsführer erwieſen, ins Karzer und die ganze Sache lief ſo ohne weitere Folgen ab.

51.

Ja, die korporative Organiſation der Studentenſchaft iſt für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Anſtand von der größten Wichtigkeit. Davon habe ich mich während meines Aufenthalts in Dorpat als Student und als Profeſſor genugſam überzeugen können. Mit einem unorganiſierten, ungeordneten und bunt zuſammengewürfelten Haufen junger Leute läßt ſich eben nichts anfangen. Meiner Anſicht nach iſt es ſeitens der Univerſitätsobrigkeit einfach eine Thorheit, mit einer ſolchen Studentenmenge großartige Unterhandlungen führen zu wollen. Damit kann man nur ſich ſelbſt und die Jugend ohne jeden Nutzen für die allgemeinen Intereſſen in die mißlichſte Lage bringen.

Die Einrichtung von Korporationen nach dem Muſter der Dorpater iſt für unſre ruſſiſchen Univerſitäten natürlich undenkbar. In Dorpat wie in den deutſchen Univerſitäten iſt das Korporationsweſen eben etwas Traditionelles. Bei uns aber fehlt für dasſelbe der rechte Boden. Nichtsdeſtoweniger aber darf, ſo lange es nicht gelingt, in unſern Univerſitäten, einerlei auf welche Art, eine regelrechte ſtudentiſche Vertretung zu ſchaffen, ſo lange, ſage ich, darf die Univerſitätsobrigkeit nicht darauf rechnen, auf die ſtudierende Jugend irgend Einfluß und Einwirkung ausüben zu können.

In dem Falle bleibt eben nichts andres übrig, als die völlige Scheidung von Univerſitätsobrigkeit, Profeſſoren und Rektoren einerſeits, von der Studentenſchaft andrerſeits; für die Aufrechterhaltung der Ordnung und Wohlanſtändigkeit aber, na — da ſorgt dann eben die ſtädtiſche Polizei. Das iſt unvermeidlich. Aber die ſittlich wiſſenſchaftliche Bedeutung der Univerſität wird dann eine ſtarke Einbuße erleiden. Wir alten Studenten ſchätzen gerade die Erinnerungen beſonders hoch, welche uns nach Verlauf ganzer fünfzig Jahre immer noch mit unſrem früheren Studentenleben verbinden. Dieſe Erinnerungen aber wären für uns gar nicht ſo teuer, wenn wir nicht den mächtigen und belebenden Einfluß der Univerſität auf unſer ganzes inneres Leben verſpürt hätten, auf alles das, was in uns menſchlich iſt.

Unſre Univerſitäten hören jetzt auf, Univerſitäten in der früheren und, wie ich glaube, eigentlichen Bedeutung des Wortes zu ſein, da ſie durch politiſche Thorheiten vom rechten Wege abgedrängt werden. Aber in den zwanziger und ſogar im Anfang der dreißiger Jahre ſtand die Studentenſchaft in Deutſchland und ſelbſt in Dorpat politi-

ſchen Tendenzen auch nicht ganz fremd gegenüber. Freilich waren die damaligen Tendenzen nicht ſo deſtruktiver und radikaler Natur, wie die modernen. Der Tugendbund, für den ſich ſo viele Studenten erwärmen und begeiſtern ließen, wollte einen ſittlichen und nationalen Weckruf zum Fortſchritt ertönen laſſen. Indes gerieten nach dem Sandſchen Mordanfall die deutſchen Regierungen in ernſte Aufregung und waren die Burſchenſchaften arg kompromittiert. Dieſelben waren auch in Dorpat aufs ſtrengſte verboten, exiſtierten aber doch ziemlich offenkundig. Alle dieſe politiſchen Theorien unter den Studenten damaliger Zeit, welche vielfach die Veranlaſſung zu Arretierungen, Gefängnis- und ſogar Feſtungshaft darboten, haben gleichwohl doch die Korporationen nicht zu vernichten und ihre Exiſtenz nicht zu gefährden vermocht. Schließlich kam eben die Regierung zu der Ueberzeugung, daß, wenn ſich die Korporationen mit ihren ſtudentiſchen Angelegenheiten, Bedürfniſſen und kleinen Leiden und Freuden abgäben, dieſes nicht nur nicht gefährlich ſei, ſondern ſogar die gärenden jungen Geiſter von andern Dingen abzöge und ſie an die Intereſſen des Tages und der Wirklichkeit feſſele.

Ich meine, daß auch jetzt noch, wofern es nur einem jener gelehrten Herrn, die an leitender Stelle gehört werden, gelingen ſollte, bei der Organiſation einer ſtudentiſchen Vertretung die wirklich aktuellen Intereſſen, Bedürfniſſe und Anſprüche der redlich arbeitenden Studentenſchaft derſelben zu Grunde zu legen und dadurch eine praktiſche, zum wirklichen Leben in Beziehung ſtehende Thätigkeit als wichtigſtes Element in dieſe Vertretung einzuführen — ich ſage, wenn das gelingen ſollte, ſo würde die Mehrzahl der Studierenden aufhören, ihre Thorheiten zu treiben, mit dem Kopf wider die Wand zu rennen und ſo gerade die ſchönſte Zeit ihres Lebens in unwiederbringlicher und unproduktiver Weiſe zu verlieren.

52.

Während meines Dorpater Aufenthalts habe ich zwei Reiſen unternommen: die eine nach Reval, die andre nach Moskau.

Zur Reiſe nach Reval, welche ich mit meinen Kommilitonen Schichowski und Kotelnikow gemacht habe, lag eigentlich abſolut keine Veranlaſſung vor. Wir kamen eben einfach auf den Gedanken und führten ihn auch ſofort aus.

Es waren gerade die Sommerferien im vorletzten Jahre unſres Dorpater Aufenthalts. Außerdem hatten wir zufälligerweiſe, was die Hauptſache war, noch einiges Geld dazu überflüſſig.

Wir mieteten uns einen Planwagen, d. h. einen langen Landwagen mit Leinwandverdeck und der Vorrichtung zum Einſteigen von der Seite. In Reval ſahen wir uns das Meer und Katharinenthal an, nahmen einige Seebäder und wurden mit folgenden originellen Perſönlichkeiten bekannt.

Erſtens mit dem Lehrer der ruſſiſchen Sprache, Bürger, einem ehemaligen Studenten der Moskauer Univerſität, der ſich bei den Revalenſern einen großen, aber leider traurigen Ruf durch ſeinen effektvollen Uebergang vom Proteſtantismus zur Orthodoxie erworben hatte. Es war das unter dem wohlthätigen Einfluß Magnitzkis geſchehen, welcher damals gerade zu Reval in der Verbannung lebte.

Wie mir einige Revalenſer Deutſche erzählten, war Bürger in Begleitung einer großen Menſchenmenge in die orthodoxe Kirche gegangen; dabei hatte er ſich ein langes weißes Hemd angezogen, einen Strick um den Hals gebunden, ſpie auf ſeinem Gange immer nach Weſten hin aus und dergleichen mehr, kurz ein ganzes Zeremonial, das man aus uralten Zeiten ſich ausgegraben hatte.

Zweitens wurden wir bei Bürger mit einem andern Lehrer der ruſſiſchen Sprache bekannt, einem ehemaligen Seminariſten, der vor etwa einem Jahr ein ganz junges fünfzehnjähriges deutſches Mädchen geheiratet hatte; anfangs hatte es in ſeiner großen Naivetät nach der Hochzeit nicht das Schlafzimmer mit ihrem Manne teilen wollen, nachher aber am Honigmonat ſolchen Genuß gefunden, daß der arme Mann ſich nicht zu laſſen wußte.

Dieſe intereſſante Geſchichte teilte uns gleich am erſten Tage unſrer Bekanntſchaft der Ehegemahl ſelbſt mit.

Drittens riet man uns dringend dazu, die Raritätenſammlung eines uralten Apothekers zu beſuchen, welcher in ganz Reval um ſeiner archäologiſchen Kenntniſſe willen bekannt war. Was hatte dieſer berühmte Revalenſer Archäolog in ſeinem Muſeum nicht alles zuſammengebracht! Da gab es z. B. neben Altertümern auch ausgeſtopfte Tiere und anatomiſche Präparate. Am intereſſanteſten aber erſchien mir eine Flaſche mit Newawaſſer von der Petersburger Ueberſchwemmung vom Jahre 1824.

Viertens lernten wir kennen oder ſahen doch wenigſtens auch einige deutſche Originale von Reval. Einer von ihnen war z. B. dadurch bemerkenswert, daß er zur Erhaltung der animaliſchen Wärme ſeines Körpers ein langes Stück Flanell und zwar nur auf dem

Rücken trug; er berief ſich dabei auf den Umſtand, daß auch bei den Schweinen die Borſten vornehmlich auf dem Rücken wüchſen, nicht auf dem Bauche.

Ein andrer, der wahrſcheinlich an Hallucinationen des Taſtſinnes litt, im übrigen aber ein völlig geſunder Mann aus der guten Geſellſchaft war, ſtellte beſtändig Läuſen nach, die er am Körper zu haben glaubte. Zuweilen ſprang er raſch vom Stuhl auf und lief zum Fenſter oder er ſchüttelte ſich nur ſo auf der Straße. Er hatte die Empfindung, daß Maſſen von Läuſen ihm ganz ungeniert über den Körper kröchen.

Als höchſt intereſſante Perſönlichkeiten erwieſen ſich auch die Doktoren Winckler, Vater und Sohn. Winckler-Sohn, damals ein noch junger Menſch, war ein ganz nach ſeinem Vater geſchlagenes Original. Ein ſolches iſt er denn auch ſein ganzes Leben lang geblieben. Er pflegte, ohne ſich durch die Gegenwart ſeiner Patienten geniert zu fühlen, in der Weiſe laute Selbſtgeſpräche zu führen, daß er, nachdem er den betreffenden Patienten über ſeine Krankheit ausgefragt, zu jedermanns Verwunderung über die Art der Behandlung mit ſich laut zu monologiſieren anhob. „Was ſoll ich Ihnen nun verſchreiben?“ begann er z. B. „Wenn ich Ihnen jetzt z. B. Kampfer gebe, ſo kann die Geſchichte am Ende noch ſchlimm ablaufen; verſchreibe ich Ihnen aber im Gegenteil Kalomel, ſo wird die Sache möglicherweiſe noch böſer werden. Meinen Sie nicht auch? Na, da wollen wir damit doch lieber noch ein bißchen warten; aber nein, halt! da habe ich noch ein altes Mittel, das mein Vater ſehr geliebt hat — wollen wir 'mal das verſuchen.“

Seine Patienten kannten die Beſonderheiten ihres Arztes und liebten und verehrten ihn — Winckler war in der That der Typus eines ehren- und gewiſſenhaften Arztes — vertrauten ihm auch und ließen ſich gern von ihm behandeln.

Höchſt bemerkenswert iſt ein myſtiſcher Zug im Leben des Doktors oder vielmehr ſeiner ganzen Familie.

Sowohl der Vater als auch beſonders der Sohn hielten nämlich das Feuer für ein ihnen feindlich geſinntes Element. Der Großvater, und wenn ich mich nicht irre, auch der Vater, hatten durch Feuer ihren Tod gefunden, beſonders aber fürchtete dasſelbe der Sohn. Ich erinnere mich noch, wie groß ſeine Aufregung war, als er ſich ein Haus in Reval baute; das erſte, was er thun zu müſſen glaubte, war, daß er auf demſelben (es war übrigens eher ein Häuschen) mehrere Blitzableiter anbringen ließ; ſo ſehr er aber auch mit der Aufſtellung derſelben ſich beeilte, ſo hatte er doch noch nicht

Zeit gefunden, ſie mit der Erde in Verbindung zu ſetzen, als auch ſchon ein Gewitter heraufzog. Mein Winckler war außer ſich vor Entſetzen, da er jede Minute die Vernichtung ſeines Hauſes erwartete; indes lief diesmal alles noch glücklich ab. Dafür aber ſtand Winckler ein andrer ſchwerer Kummer bevor. Infolge einer Erkältung oder aus ſonſt einer Veranlaſſung fühlte ſich nämlich Winckler eines Tages nicht ganz wohl, legte ſich zu Bett und bat am folgenden Tage ſeinen Freund, den Dr. Ehrenbuſch, zu ſich, von dem ich dann nachher die ganze Geſchichte erfahren habe.

„Lieber Freund!“ mit dieſen Worten wandte ſich Winckler an Ehrenbuſch, „mit mir geht etwas Unheimliches und Ungewöhnliches vor.“ Dieſe Worte waren in geheimnisvollem Flüſterton geſagt.

„Na, was wird's denn viel ſein? Gib mir 'mal den Puls her! — Na, der Puls iſt ja gar nicht ſo ſchlecht; er geht ganz gut und Hitze haſt du auch nicht, was ſoll es denn da alſo Ungewöhnliches geben?“

„Ach, das iſt's ja auch nicht. Höre. Jetzt ſehe ich nun ſchon zwei Nächte der Reihe nach im Schlafe den Teufel, übrigens nicht nur nachts, ſondern auch am Tage; kaum ſchließe ich die Augen, ſo erſcheint er mir ſofort.“

„In welcher Geſtalt erſcheint dir denn eigentlich dein Teufel?“ fragt Ehrenbuſch.

„Eine ſchwarze ſchreckliche Geſtalt ſitzt er da, von Feuer umgeben und, was mich am meiſten beunruhigt, er hält mein jüngſtes Kind auf ſeinem Schoß.“

Dieſe Hallucination dauerte noch einige Tage an und hörte dann auf. Winckler begann wieder ſeine ärztlichen Fahrten und ſchien alles ſchon wieder vergeſſen zu haben, als ſich plötzlich etwas Entſetzliches ereignete. Das Kind, welches Winckler in des Teufels Schoß geſehen hatte, ſetzte ſich eines Tages in die Nähe des brennenden Ofens, ſein Hemdchen fing Feuer, es trug tödliche Brandwunden davon und verſtarb ſchon nach wenigen Stunden.

* * *

Auf der Rückkehr von Reval nach Dorpat hielt unſer Roſſelenker unterwegs bei einem Kruge an. Kaum war er in die Krugsſtube getreten, als wir gemeine ruſſiſche Schimpfreden, Lärm und Geſchrei erſchallen hören. Gleich darauf ſehen wir unſern Kutſcher Hals über Kopf und ganz rot im Geſicht zu uns zurücklaufen, verfolgt von einem betrunkenen, barfüßigen und zerlumpten Menſchen, der uns den Eindruck etwa eines Kanzleiſchreibers macht. Er nähert

ſich uns, ſtößt einige unzuſammenhängende Laute aus und beginnt auch über uns loszuziehen.

„Weißt du denn, Kerl,“ ſo rufen wir ihm zu, noch immer im Planwagen ſitzend, „mit wem du es hier eigentlich zu thun haſt?“

„Nun natürlich ſeid ihr doch Juden,“ antwortet der Menſch und beginnt von neuem ſein Geſchimpfe.

„Zur Polizei mit ihm, bindet ihn! Heda, Wirt — Stricke her! Du ſiehſt doch, daß er hier eine Prügelei anfangen will. Der Kerl iſt ein paßloſer Landſtreicher und vielleicht ſogar ein Dieb.“

„Was, ich ein paßloſer Landſtreicher? Da habt ihr, leſt, wenn ihr überhaupt zu leſen verſteht. Da könnt ihr ſehen, was ich bin!“ Und bei dieſen Worten fliegt ein gänzlich zerknittertes Diplom der Moskauer Univerſität über die Erlangung der Würde eines „graduierten“ Studenten zu uns in den Planwagen.

Da erkennen wir denn in dem Menſchen einen Landsmann und ehemaligen Univerſitätskameraden, einen Kronſtudenten, der ſpäter als Kreislehrer nach Eſthland geſchickt worden war. Er war früher Seminariſt geweſen und hatte ſich in Eſthland an dem billigen und ſtarken deutſchen Kartoffelſchnaps gänzlich zu ſchanden getrunken. Nach dieſer Aufklärung wurde der Krakehler ſofort ganz ſtill, brach in Thränen aus und lief in den Krug zurück, um Schnaps zu holen, mit welchem er ſeine Landsleute bewirten wollte. Doch wußten wir uns durch raſche Abfahrt dieſer uns zugedachten Bewirtung zu entziehen.

Solch ein trauriges Los erwartete zu jener Zeit faſt jeden Kronlehrer der ruſſiſchen Sprache in den baltiſchen Provinzen.

Als ich ſpäter Profeſſor in Dorpat war, ſind zu wiederholten Malen ruſſiſche Lehrer ohne Stiefel, ganz verkommen und im höchſten Elend bei mir erſchienen, um ſich eine Unterſtützung zu erbitten. Dieſe betrübliche Erſcheinung findet darin ihre Erklärung, daß die Univerſitätsobrigkeit nur die Spreu der Studentenſchaft in die baltiſchen Provinzen zu ſchicken pflegte. Wer von den Kronſtudenten nur Ungenügendes leiſtete, das Kneipen liebte oder gar ſchon ein ausgeſprochener Trunkenbold war, der wurde, nachdem man ihn nur mit genauer Not und mehr aus Mitleid durchs Examen hatte kommen laſſen, in der Regel als Lehrer nach Livland oder Eſthland geſchickt; dort aber kam der unglückliche Pädagog, der weder die Sprache noch die Bräuche des Landes kannte, nirgends in der Geſellſchaft von Altersgenoſſen Aufnahme fand und den Spott und die argen Späſſe ſeiner Schuljungen, die ihn ſo oft in trunkenem Zuſtande geſehen hatten, über ſich ergehen laſſen mußte — der Mann, ſage ich, kam

endgültig herunter, und geriet ins größte Elend. Außer der Schande für den ruſſiſchen Namen, die darin lag, haben die ruſſiſchen Lehrer der damaligen Zeit nichts weiter ins Land gebracht und die deutſchen Schulen der Oſtſeeprovinzen erhielten ſich rein von der Kenntnis des Ruſſiſchen.

Da ich einmal von den Schickſalen der ruſſiſchen Sprache in den baltiſchen Landen zu ſprechen angefangen habe, ſo will ich auch gleich die Gelegenheit benutzen, um hier ein paar Bemerkungen über das Verhältnis des deutſchen zum ruſſiſchen, eſthniſchen und lettiſchen Element zu machen.

In den erſten Jahren meines Dorpater Aufenthalts haben die Deutſchen und überhaupt alles Deutſche einen geradezu abſtoßenden Eindruck auf mich hervorgebracht. Mir erſchienen die Deutſchen als aufgeblaſene und ſteife Pedanten, welche alles Ruſſiſche und folglich auch uns von oben her und mit Mißwollen und Verachtung behandelten. Ich hatte die Empfindung, als könnten ſie, dieſe unſre langweiligen und wenig begabten Lehrer, uns nie auch nur das geringſte Intereſſe für ihre Wiſſenſchaft einflößen. Umgekehrt erſchienen uns die Franzoſen als ein begabtes, ſympathiſches, ja als das auserwählte Volk. In dem Tagebuche, welches ich damals führte, fanden ſich beſtändig leidenſchaftliche lyriſche Apoſtrophen bald wider meinen Stubenkameraden Inoſemtzew, bald wider die deutſchen Profeſſoren. Dieſes Vorurteil hatten wir Ruſſen von Hauſe und aus unſern Univerſitäten mit uns genommen. Waren doch unſre Väter und Lehrer eben dieſer Meinung über Deutſche und Franzoſen geweſen! Und, um der Wahrheit die Ehre zu geben, die deutſche Wiſſenſchaft der damaligen Zeit, unter andrem natürlich auch die Heilkunde, hatte in der That für einen jungen Ruſſen nicht viel Anziehendes. Wir, die wir weder in unſern Schulen noch in unſern Univerſitäten daran gewöhnt waren, unſre Aufmerkſamkeit auf ein feſtes Gebiet zu konzentrieren oder wiſſenſchaftliche Gegenſtände folgerecht, ſelbſtändig und ſelbſtthätig zu bearbeiten, wir konnten natürlich den langen und ineinandergeſchachtelten Perioden der damaligen deutſchen Rede keinen Geſchmack abgewinnen. Alles erſchien uns gleich von vornherein als nebelhaft verſchwommen, unklar und verworren. Wie ganz anders bei den Franzoſen! Alles klar und ſauber, glatt und anſchaulich, zumal wo ſolche Männer in Betracht kamen, wie Bichat, Deſault, Dupuytren. Und da nennt nun gar jener Pedant Erdmann Brouſſais einen Schuljungen im Vergleich mit dem deutſchen Reil! Was war das anders als deutſcher Neid und deutſcher Stumpfſinn?

So dachten wir wenigſtens damals.

Was nun die Deutſchen der Oſtſeeprovinzen betrifft, ſo nährten ſie im allgemeinen durch ihr Verhalten uns gegenüber nur dieſe unſre Antipathien, da ſie von nichts Ruſſiſchem etwas wiſſen wollten; von der Regierung begünſtigt und ausgezeichnet, verhielten ſie ſich auch dieſer gegenüber nur in dem Falle ſympathiſch, wenn dieſelbe ſie offenbar bevorzugte und ihre ſpeziell deutſchen Intereſſen berückſichtigte.

Die jetzigen geſpannten Beziehungen der Ruſſophilen zu den Deutſchen datieren noch aus jener Zeit, als die baltiſchen Lande ſich beſonderer Beachtung und Bevorzugung erfreuten; und an der Geſpanntheit dieſer Beziehungen iſt nicht wenig auch die Taktloſigkeit der Oſtſeeprovinzialen ſchuld, welche nur ihre eigene vorteilhafte Stellung auszunutzen beſtrebt geweſen ſind und es nicht verſtanden oder nicht gewollt haben, irgendwie Annäherung an die ruſſiſche Nationalität zu ſuchen.

Wer aber, wie das die Erfahrung und die Zeit mich gelehrt haben, ſich beiden Seiten gegenüber unparteiiſch und loyal verhalten will, der wird ſicher wie ich den vielen ſchönen, hervorragenden und für manche andern Völker muſtergültigen Eigenſchaften des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Wiſſenſchaft volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Können wir doch in der That eine Nation und dabei noch eine begabte und hochkultivierte Nation nicht um deswegen anklagen, weil ſie den eigenen Beſitz dem fremden vorzuziehen ſucht und wirklich vorzieht. Wenn das Eigene wirklich und ſeinem Weſen nach gut iſt, ſo läßt ſich die Frage ſchwer entſcheiden, um wieviel das Fremde noch beſſer iſt. Wir dürfen nicht nach uns ſelbſt urteilen. Uns fällt es nicht ſchwer, Fremden gegenüber unparteiiſch zu ſein. Eigener Beſitz, der wirklich und weſentlich gut wäre, iſt bei uns eine ziemliche Seltenheit; das dann unparteiiſch zu beurteilen, iſt freilich auch nicht leicht, aber ſolch eine nur ſelten vorkommende Beurteilung braucht doch nicht der ſonſt gewöhnlichen Unparteilichkeit zu entbehren.

Wir, wenigſtens die kultivierten Schichten unſrer Geſellſchaft, ſind im allgemeinen unſrem eigenen ruſſiſchen Weſen gegenüber nicht parteiiſch voreingenommen, aber auch unſre kultivierten Geſellſchaftsſchichten ſind nicht allem Fremden gegenüber gleichmäßig gerecht.

Den Franzoſen geben wir z. B., wie ich mich davon aus eigener perſönlicher Erfahrung überzeugt habe, gänzlich unbewußt den Vorzug vor andern.

Schon ſeit dem vorigen Jahrhundert iſt die franzöſiſche Sprache bei uns in Mode gekommen, zum Aushängeſchild der Bildung und des guten Tones geworden und eröffnet einem auch den Zugang zu den Gewaltigen dieſer Welt. Frankreichs Hauptſtadt gilt als die Hauptſtadt der europäiſchen Welt, die Franzoſen ſind uns die umgänglichen, gewandten, heiteren und geiſtreichen Menſchen und ſo immer weiter in dieſem Genre. Wollte der gebildete Ruſſe etwas näher zuſehen, ſo müßte er, glaube ich, ſich ſehr bald davon überzeugen können, daß die ruſſiſche Geiſtesart ſehr wenig mit der franzöſiſchen gemein hat, vielmehr eher nach der deutſchen Seite hinneigt. Iſt es doch für die Beurteilung dieſer Frage nicht zufällig und nicht ohne Bedeutung, daß eine ganze Reihe echter Gelehrter im deutſchen Geiſt ſich unter den Slawen findet.

Ich glaube ſogar, daß wir eben deshalb mit den Deutſchen weniger ſympathiſieren, weil wir mit ihnen als Bewohner kalter Länder in unſern Bräuchen und unſrer Lebensführung übereinſtimmen. Und iſt denn etwa der Geiſt der deutſchen Dichtung nicht eher dem unſrigen als dem der franzöſiſchen verwandt?

Je länger ich in Dorpat blieb, je mehr ich mit den Deutſchen und dem Geiſt der deutſchen Wiſſenſchaft bekannt wurde, um ſo mehr habe ich ſie ſchätzen und achten gelernt. Ich bin im Grunde meiner Seele Ruſſe geblieben und habe mir ſowohl die guten als auch die ſchlechten Eigenſchaften meiner Nationalität bewahrt, aber den Deutſchen und dem Geiſt der deutſchen Kultur bin ich auf immer durch die Bande der Achtung und Dankbarkeit verbunden geblieben ohne jegliche befangene Parteinahme für das, was in dem Deutſchen für den Ruſſen und vielleicht auch überhaupt für den Slawen wirklich unerträglich iſt. Die feindſelige, nicht ſelten hochmütige, bisweilen verächtliche, bisweilen auch mißgünſtige Art, mit der der Deutſche den Ruſſen und Rußland zu betrachten pflegt und ſeine Parteilichkeit für alles Eigene, Deutſche iſt mir nicht angenehmer geworden, aber ich habe gelernt, dieſes mit größerem Gleichmut aufzufaſſen und das, was an dieſer Anſchauung gerecht iſt, wenn ich ſie auch in ihrer Geſamtheit nicht zu rechtfertigen vermag, doch ohne Aerger und ohne jegliche Erbitterung ruhig zur Kenntnis zu nehmen.

Nunmehr will ich zu den Thatſachen übergehen.

Auf der Dorpater Univerſität.

55.

In den dreißiger Jahren waren die baltiſchen Edelleute und mit ihnen überhaupt die ganze gebildete Welt der Oſtſeeprovinzen ſehr ſtolz darauf, daß die Bauern in ihrem Lande frei wären.

„Bei euch in Rußland, da habt ihr noch Leibeigene," ſo rühmten ſich einmal einige Studenten vor mir, „bei uns aber gibt es ſolche ſchon lange nicht mehr. Bei uns ſind alle frei, unſer Land iſt das erſte in ganz Rußland."

„Wer hat ſich denn das eigentlich ausgedacht," ſo hörte ich auch einmal in Dorpat, „daß die ruſſiſche Regierung die Oſtſeeprovinzen bei einigen ausländiſchen Bankiers verſetzt haben ſoll? Was das für ein Unſinn iſt! Man kann wohl ſeine Güter und Landſtücke verſetzen, aber es iſt unerhört, daß jemand ſeinen Kopf und ſeine Augen verſetzt haben ſollte!"

Bei weitem witziger und begründeter, wenn gleich auch nicht weniger kränkend für die ruſſiſche Eigenliebe war die Antwort, welche Moier bei folgender Gelegenheit Thaddäus Bulgarin gab: Thaddäus Benediktowitſch hatte ſich nach ſeiner Gewohnheit auf einem Mittageſſen bei einem Dorpater Gutsbeſitzer des Guten zu viel gethan und begann nun in ſeiner witz- und taktloſen Weiſe allerlei Unſinn durcheinanderzuſchwatzen.

„Warten Sie nur," ſo rief er unter anderm aus, „Sie ſollen's mir noch erleben, wie die ruſſiſchen Fahnen an den Ufern des Rheines wehen werden!"

Alle gerieten in die größte Aufregung und es entſtand ein großer Spektakel.

„Was?" ſchrie man von allen Seiten, „wie? das iſt aber doch ſchon zu frech."

Bulgarin war ſeelenvergnügt darüber, daß es ihm gelungen war, die Deutſchen zu erboſen. Als der Lärm ſich etwas gelegt hatte, da wandte ſich Moier, der an dem Eſſen teilnahm und wegen ſeiner Bekanntſchaft und nahen Verwandtſchaft mit den Ruſſen als ein halber Ruſſe galt, plötzlich in ſeiner ruhigen und ſtillen Art an die Durcheinanderlärmenden und Bulgarin: „Nun, meine Herren, warum ſollte es nicht ſchließlich möglich ſein, daß die ruſſiſche Armee ſich den Rhein erobert? Aber wiſſen Sie, Thaddäus Benediktowitſch, was dann geſchehen wird?"

Thaddäus Benediktowitſch, der ſich gefreut hatte, an Moier noch einen Halt zu finden, wurde nunmehr etwas verlegen.

„Nun, ich will es Ihnen ſagen," fuhr Moier fort, „dann wird man die Weinreben am Rhein ausreißen und an ihre Stelle Zwiebeln pflanzen."

Das war treffend und, wie jeder unparteiiſche Ruſſe zugeſtehen wird, auch richtig geſagt. Die dumme, hochnaſige und, was die Hauptſache iſt, gar nicht einmal auf einer wirklichen Ueberzeugung beruhende Großprahlerei des angetrunkenen Herrn Thaddäus hätte gar nicht beſſer abgefertigt werden können.

Ein anderes Mal verteidigte Moier die ruſſiſche Regierung wider deutſch-franzöſiſchen Liberalismus.

Die franzöſiſche Revolution vom Jahre 1830 hatte auch den Deutſchen den Kopf verdreht und ſo begann denn einmal ein eben aus dem Auslande zurückgekehrter Deutſcher, der gerade bei Moier zu Beſuch war, dieſem gegenüber die neue franzöſiſche Regierung im Gegenſatz zu Rußland herauszuſtreichen.

„Ach, was reden Sie mir da," unterbrach ihn plötzlich Moier, „ich will es jederzeit vorziehen, von einem Löwen zerriſſen, als von einem Haufen Ameiſen totgefreſſen zu werden."

Wirklich liebte und achtete Moier den neuen Kaiſer Nikolai Pawlowitſch. Alexander I. war nach einer Aeußerung Moiers einem franzöſiſchen Marquis zu vergleichen, Nikolai aber war der richtige Kaiſer, wie er wirklich ſein ſoll.

Aus ſeinem Petersburger Aufenthalt erzählte mir Moier mit Entzücken von einem Droſchkenkutſcher, mit dem er einmal irgendwohin eine Fahrt gemacht hatte.

„Plötzlich ſehe ich," ſo erzählte mir Moier, „wie mein Droſchkenkutſcher die Mütze abnimmt und eine Zeitlang mit unbedecktem Kopfe weiterfährt.

„‚Was haſt du eigentlich?' frage ich ihn.

„‚Eben iſt er ſelbſt da vorbeigefahren, er ſelbſt.'"

Eine vortreffliche Antwort; ein beſſerer Name läßt ſich für einen Kaiſer gar nicht finden.

Wie ſehr ſich aber auch die Balten der dreißiger Jahre vor uns mit der Freiheit ihrer Bauern rühmen mochten, ſo war es für uns doch klar, daß die Sache irgend einen Haken haben mußte. Die Armut der bäuerlichen Bevölkerung des Landes ließ ſich keineswegs verbergen; aber auch die Gutsbeſitzer lebten durchaus nicht in beſonderm Ueberfluß und ihre Güter gingen beſtändig in die Hände von Arrendatoren über, die mich in ihrem Aeußeren an die polni-

ſchen Arrendatoren des ſüdweſtlichen Rußlands gemahnten. Den Grund hierfür fand man in der Stumpfheit und dem Idiotismus der eſthniſchen Bauern. Ich weiß nicht, wie es jetzt damit ſteht; damals aber waren jedenfalls eine Menge Anekdoten über die angeborene Stumpfheit und Beſchränktheit der Eſthen im Schwange. So wurde z. B. als authentiſche Thatſache erzählt, ein eſthniſcher Bauer, der davon gehört hatte, daß man ſein Kapital anwachſen und jährliche Zinſen tragen laſſen könne, habe von ihm erſparte hundert Rubel auf ein ganzes Jahr in die Erde vergraben; nach Verlauf dieſer Friſt habe dann der unternehmende Mann ſie wieder hervorgelangt, wiederholentliche Male gezählt und ſei dann unter Heulen und Klagen darüber zum Dorfrichter gelaufen, daß man ihn beſtohlen habe.

„Was und wie viel hat man denn dir eigentlich geſtohlen?“ fragt ihn der Richter.

„Ich weiß nur,“ antwortet der Eſthe, „daß ich hundert Rubel vergraben habe.“

„Nun und wie viel haſt du wieder vorgefunden?“ fragt man ihn weiter.

„Na eben dieſelben hundert Rubel.“

„Worüber und über wen klagſt du denn eigentlich?“

„Ja, man hat mir aber doch geſagt, daß ſo beigelegtes Geld wachſen und ſich vermehren ſolle, und warum haben denn nun meine hundert Rubel ein ganzes Jahr ſo gelegen und ſind doch nicht gewachſen?“

Die Unfähigkeit der Eſthen zu rechnen und einigermaßen zu kombinieren war wirklich augenauffällig.

So konnte man z. B. Eier, Krebſe und dergleichen bei den Bauern auf dem Markte gar nicht anders bekommen, als indem man ihnen für jedes Stück ihrer Ware je eine Kupfermünze abzählte. Eier kaufte man zu einer Kopeke das Stück und der Käufer nahm dann ein Ei und legte dafür eine Kopeke hin, nahm ſodann wieder ein Ei und fügte eine zweite Kopeke hinzu u. ſ. w. Das habe ich mit eigenen Augen geſehen.

In der Klinik kamen gleichfalls die allerergötzlichſten Quiproquos vor, welche nicht gerade zu gunſten der geiſtigen Faſſungskraft der Eſthen ſprachen.

So wurden z. B. die den kranken Bauern verabfolgten Heilmittel gar nicht ſo ſelten verwechſelt, dergeſtalt, daß die äußerlichen innerlich angewandt wurden und umgekehrt. Auch erzählte man ſich eine ſehr komiſche Geſchichte von der Heilwirkung von Flaſchenkorken

auf die Eſthen. Ein kranker Bauer hatte nämlich einmal aus der Apotheke der Klinik irgend eine Medizin bekommen und war lange Zeit nachher gar nicht mehr erſchienen. Nach einem Monat kam er aber doch wieder in die Klinik und bat um dasſelbe Mittel, das ihm nach ſeiner Verſicherung wunderbar raſch geholfen hatte; da nun aber ſeine Krankheit wiedergekommen ſei, ſo bitte er nun auch wieder um die heilkräftige Miſchung. Man ſah nun in den Büchern der Klinik, in der Apotheke und bei den Praktikanten nach, fragte ſchließlich auch beim Apotheker ſelbſt an; dieſer erinnerte ſich des Kranken noch ganz gut und der Mann bekommt wieder ſeine Arznei. Kurze Zeit darauf erſcheint er aber von neuem in der Klinik und verſichert, man habe ihm nicht die richtige, frühere Medizin gegeben, die ihn damals ſofort kuriert habe; darauf bekommt er wieder dieſelbe Arznei, nur in verſtärkter Doſis; es will aber alles nichts helfen.

„Geben Sie mir doch um Gottes willen wieder das, was ich bei der erſten Arznei gegeſſen habe," bittet der Kranke unter tiefen Bücklingen.

„Wie — gegeſſen? Die Arznei war ja doch eine Flüſſigkeit?"

„Ja, das wohl," war die Antwort, „aber in der Flüſſigkeit ſchwammen ſolche Wurzeln umher; die habe ich gegeſſen und die haben mir ja gerade geholfen."

Wie ſollte man ſich die ganze Geſchichte erklären?

Die Erzählung des Kranken erregte die Aufmerkſamkeit der Kliniker. Man begann nun der Sache weiter nachzuſpüren und ſchließlich ging dem Apotheker ein Licht auf; er wurde anfangs etwas verlegen und wollte nicht recht mit der Sprache heraus, konnte ſich aber zuletzt doch nicht enthalten zu geſtehen, er habe damals gerade einige alte größere Fläſchchen gehabt, auf deren Boden ſich noch einige Korkſtöpſel befunden hätten und in eins von dieſen Fläſchchen ſei dann die Medizin gethan worden, die ſo viel von ſich reden gemacht.

Nicht für die Klugheit der Eſthen ſpricht auch ein Krummholzglöckchen, das zu meiner Zeit noch im kliniſchen Kabinett aufbewahrt wurde, und das Moier einem Eſthen aus dem Maſtdarm hervorgezogen hatte. Der Mann hatte an Verſtopfung gelitten und ſtatt für die Entleerung des nur allzu lange zurückgehaltenen Mageninhaltes Sorge zu tragen, war er auf den Gedanken verfallen, noch einen Keil von außen her drauf zu ſetzen. Das Glöckchen war recht tief eingedrungen und konnte erſt nach einigen Tagen nicht ohne Mühe wieder entfernt werden.

Aber natürlich beweiſen alle dieſe Zeugniſſe von eſthniſchem Stumpfſinn noch nicht, daß der Stumpfſinn auch die Haupturſache der Armut der Landbevölkerung iſt. Erſtens ſchon deshalb nicht, weil der Eſthe ungeachtet ſeiner Unentwickeltheit nicht faul, dabei geduldig und beharrlich iſt. Das hat ein jeder von uns bemerken können, wenn er aufs Feld ging und dort beobachtete, mit welcher hartnäckigen Mühe der Bauer den mit Steinen beſäten Boden bearbeiten mußte. Sodann ſind die baltiſchen Lande nicht nur von Eſthen bewohnt und der andre Teil der Bevölkerung, die Letten, ſind jenen durchaus unähnlich. Kein Wunder, die lettiſche Sprache ſteht dem Sanskrit ſehr nahe und die Letten nähern ſich auch viel mehr dem ſlawiſchen Stamme. Sie wird niemand Idioten nennen.

Gleich am erſten Tage unſrer Ankunft in Dorpat verdang ſich bei uns ein Ehepaar in Dienſt, der Mann ein Eſthe, die Frau eine Lettin. Johann, der Typus des Eſthen, unbeholfen, ſchwerfällig, ſchwer von Begriff, im übrigen aber ſehr ehrlich und arbeitſam, war eigentlich nur zum Tragen von Laſten zu gebrauchen, da er ein kräftiger, ſtämmiger Geſelle war. Höchſt komiſch war an ihm ſeine Ungeſchicklichkeit und die allen Eſthen eigene Unfähigkeit den Buchſtaben „S“ vor einem „T“ auszuſprechen: aus „Stadt“ wurde bei ihm „Tadt“ und aus „Stiefel“ — „Tiefel“. Ein ganz andres Weſen war Johanns Frau Lene: beweglich, immer mit irgend etwas beſchäftigt, ſauber und ordentlich, immer in reiner weißer Haube und Schürze, wurde Lene immer mit allem fertig und machte alles zweimal ſchneller als ihr Mann; da ſie gut Deutſch kannte, ſo ſprach ſie für ihren Mann; auch verſtand ſie gut zu leſen und zu rechnen. Lene war Pietiſtin und verbrachte die Feiertagmorgen in ihrem Bethauſe mit Leſen und Singen von Pſalmen; zuweilen blieb ſie aber auch allein in ihrer Stube und ſang dann ihre Pſalmen mit halblauter Stimme vor ſich hin. Sie hat mir ganze zehn Jahre gedient; fünf Jahre mir und Inoſemtzew, als wir zuſammen in der Klinik wohnten, und fünf Jahre, als ich Profeſſor in Dorpat war; damals lag die Führung meines ganzen Haushalts ſchließlich auf ihren Schultern — eine andre Bedienung hatte ich nicht — auch dann, wenn, was freilich ſehr ſelten vorkam, der Profeſſorenabend in meinem Hauſe ſtattfand. Lene wußte eben mit allem fertig zu werden. Niemals iſt ihr etwas verloren gegangen oder abhanden gekommen, niemals habe ich mich mit Lene gezankt, niemals habe ich ihr, noch hat ſie mir irgend ein grobes Wort geſagt. Als ſie bei uns beiden, Inoſemtzew und mir diente, da mußte man ſich wirklich über ihre Findigkeit und über ihren Takt wundern,

wie ſie ſie nicht ſelten in Gegenwart der jungen Leute bewährte, die ſich bei Inoſemtzew zu verſammeln pflegten und natürlich gar manche Dinge zur Sprache brachten, die nicht gerade ſehr fein waren. Indem ſie uns bediente, wußte ſie ſich die Miene zu geben, als ob ſie uns gar nicht höre und beachte; wenn aber jemand einmal zu weit ging und ſich mit ſeinem Geſchwätz direkt an ſie wandte, ſo verſtand ſie ihn ſo gewandt und fein zurückzuweiſen, daß der Betreffende ſich ſofort auf die Zunge biß.

Für mich ſind die Beziehungen der Eſthen und Letten zu der ziviliſierten deutſchen Geſellſchaftsſchicht immer von dem größten Intereſſe geweſen. Sobald nur der Eſthe oder Lette Städter, Handwerker oder auch nur Schüler einer ſtädtiſchen Schule wurde, ſo verwandelte er ſich oder ſuchte ſich doch wenigſtens in einen Vollblutdeutſchen zu verwandeln. Wie viel tüchtige und begabte Aerzte und Handwerksmeiſter mit deutſchen und nicht deutſchen Namen ſind aus den Eſthen und Letten in der deutſchen Intelligenz aufgegangen.

Viele von denen, die ſo zu meiner Zeit in das deutſche Lager übergegangen waren, hatten bereits ihre Herkunft vergeſſen oder ſuchten ſie doch vergeſſen zu machen, indem ſie dieſelbe zu verheimlichen ſtrebten oder die eigene Nationalität ſehr von oben her behandelten. Jetzt tritt, glaube ich, eine gewiſſe Reaktion dagegen zu Tage. Ich meinerſeits habe von den dienenden Klaſſen nur von feindſeliger Stimmung zwiſchen den Herren und dem Volke vernommen und Lene hat mir z. B. öfter geſagt, daß die Bauern die „Saxa“ (Herren) nicht liebten; von ſich ſelbſt ſagte ſie nichts, da ſie ſich offenbar ſchon zu einer andern, ziviliſierteren Geſellſchaftsſchicht zählte.

Der Haß, oder wenigſtens die Verſtimmung der Landbevölkerung ihren „Saxa“ gegenüber begann ſich gegen Ende der dreißiger Jahre, beſonders während einer Hungersnot zu äußern, und um eben dieſe Zeit wurden immer häufiger Stimmen über die Mängel, Lücken und Fehlgriffe in der Ordnung der agrariſchen Verhältniſſe laut. Die Ruſſen, welche mit der Lage der Landbevölkerung in den baltiſchen Landen bekannt waren, begannen zuerſt darauf hinzuweiſen, daß die Armut und Unzufriedenheit nicht mit dem Stumpfſinn und der Faulheit des Volkes, ſondern mit dem Umſtande in Verbindung zu ſetzen ſei, daß man den Leuten bei der Bauernemanzipation kein ausreichendes Land gelaſſen habe. Das iſt ja ſo weit ganz richtig; nur haben die Herren Volksfreunde es vergeſſen und vergeſſen es noch immer, daß vor ſechzig und mehr Jahren es

bei uns anders ganz unmöglich gewesen wäre, die Bauern von der Erbunterthänigkeit zu befreien, als indem man das gesamte Areal den Gutsbesitzern ließ. Die Leibeigenschaftsverhältnisse der damaligen Zeiten und deren Anhänger waren eben noch ganz etwas andres als heute.

In Livland habe ich von älteren Leuten gehört, daß Alexander I. nach der Befreiung der Bauern in den Ostseeprovinzen dieselbe Maßregel auch in dem benachbarten pleskauschen Gouvernement versuchsweise habe durchführen wollen; doch sei er nach seiner Ankunft daselbst vom rigaschen Generalgouverneur Paulucci benachrichtigt worden, es sei eine Verschwörung wider sein Leben im Gange und man beabsichtige ihn zu vergiften.

Diese Verschwörung habe den Kaiser abgeschreckt und so wäre sein Vorhaben, die pleskauschen Bauern zu befreien, nicht zur Ausführung gekommen.

Welcher Art nun auch immer das Verhältnis der Bauern in den baltischen Provinzen zur Intelligenz am Anfang und um die Mitte der dreißiger Jahre gewesen sein möge, so viel ist jedenfalls sicher, daß weder die Landbevölkerung noch die städtischen Bürger oder die Intelligenz dieser Provinzen um jene Zeit für das russische Wesen Wohlwollen oder irgendwie Sympathie gehegt. Die esthnische Sprache bezeichnet Russen und Tataren mit demselben Namen, die russische Sprache wurde in den Schulen vernachlässigt und niemand kümmerte sich um sie, woran natürlich die Regierung selbst schuld trug. Die schon ohnehin nicht zahlreiche russische Gesellschaft verharrte in völliger Isolierung. Nur unser Professoreninstitut deutete einigermaßen auf einen gewissen Zusammenhang der baltischen mit unsrer vaterländischen Intelligenz hin. Das Land wurde durch seine eigenen Provinzialgesetze, Landtage, Landräte u. s. w. regiert, ja es hatte sogar sein eigenes Provinzialgeld, ganz sui generis, aus Leder und Pappe. Wir bekamen z. B. unser Gehalt aus der Kreisrentei in Päckchen von ledernen und pappenen viereckigen Blättchen ausgezahlt, die die Größe gewöhnlicher Visitenkarten hatten.

Ich weiß nicht, ob die Gouvernements- oder die städtischen Behörden und Institutionen das Recht zur Ausgabe dieser Münze hatten, doch bewegte sie sich nur zwischen dem Maximum von zwei Rubeln (gleich fünfundzwanzig Kopeken Silber) und dem Minimum von fünfzig Kopeken in Assignaten. Kein Wunder, daß man im Lande von russischen Gesetzen und russischer Rechtspflege einen höchst wenig schmeichelhaften Begriff hatte.

So ſah ich z. B. einmal, als ich gerade auf einem Spaziergang mit Moier begriffen war, auf der Straße einen eſthniſchen Bauern, der mit einem Stock wie unſinnig auf ſeine Märe einhieb, die mit einem Fuder Brennholz im Schmutz ſtecken geblieben war. Plötzlich ſehe ich meinen Moier, der ſonſt immer ſo ruhig und verſtandeskühl war, ſich auf den Bauersmann ſtürzen und ihm einige Fauſtſchläge ins Genick verſetzen; dabei ſchrie er in eſthniſcher Sprache auf ihn los und trat offenbar für das unglückliche Pferd ein, während ich auf dem Bürgerſteige ſtehen blieb und mit Verwunderung auf die mir ſo unerwartete Scene hinblickte.

Endlich kehrte Moier zu mir zurück und ſagte: „So iſt's mit der Gerechtigkeit in Rußland," d. h. mit andern Worten: „hier darf man ungeſtraft die Leute auf der Straße prügeln."

„Alſo ſo," dachte ich bei mir, „deiner Anſicht nach iſt alſo nicht der ſchuld, der einen Menſchen um eines Pferdes willen ſchlägt, ſondern derjenige, welcher dergleichen nicht zu verhindern im ſtande iſt."

Ein andrer Fall.

„Herr Dr. Wachter, Sie ſind dümmer, als die ruſſiſchen Geſetze dieſes erlauben," pflegte ein andrer Dorpater Profeſſor in ſeinem Kolleg zu ſagen.

Es war das ein Original und eingefleiſchter Deutſcher, ein ſcharfſinniger und talentvoller, mit ungewöhnlichem Gedächtnis begabter Kopf (er kannte faſt den ganzen Wielandſchen Oberon auswendig), dabei aber ein ausgemachter Trunkenbold, der Profeſſor der Anatomie Cichorius, ein alter Junggeſelle, der Tag und Nacht in ſeiner Wohnung bei geſchloſſenen Fenſterladen und brennendem Licht ſaß. Statt der Möbel waren in ſeinem Zimmer Haufen von leeren Flaſchen aufgetürmt. Eben dieſes Originalgenie fand nun, daß ſein Proſektor, der Oeſterreicher Dr. Wachter, jenen Grad von Dummheit überſchreite, der auf Grund der ruſſiſchen Geſetze noch zuläſſig wäre.

Dr. Wachter pflegte aber ſeinerſeits in ſolchen Fällen dem Profeſſor zu erwidern: „Herr Hofrat, ich kenne die ruſſiſchen Geſetze nicht."

„Alſo lebten unſre Väter zu des alten Askolds Zeiten."

Da ich gerade auf den Dr. Wachter zu ſprechen gekommen bin, ſo will ich hier gleich erwähnen, daß er mein Freund war, ſoweit ein fünfzig- bis ſechzigjähriger Oeſterreicher alten Schlages mit einem ruſſiſchen Jüngling befreundet ſein konnte, der inſtinktiv dem Fortſchritt zuſtrebte.

Auch ſpäter, als ich Profeſſor in Dorpat geworden, war ich der einzige von den Profeſſoren, mit dem Dr. Wachter bekannt war und den er beſuchte. Ich glaube, gerade Wachters öſterreichiſche Herkunft und katholiſches Bekenntnis haben unſre Annäherung begünſtigt. Die proteſtantiſchen Nordländer und Doktrinäre ſahen auf den öſterreichiſchen Mediziner und Katholiken, der nicht auf deutſchen Univerſitäten ſtudiert hatte, etwas von oben herab. „Isti propheti,“ ſo bezeichnete er ſie mir gegenüber in ſeinem Latein, ſobald er irgendwo einen Profeſſor ſah.

Nachdem Eichorius ſeinen Abſchied genommen hatte, las Dr. Wachter Anatomie als Honorarlehrer; es war das wirklich ein ſehr großer Sonderling. Er hatte ſich ein einſtöckiges Ziegelhaus von höchſt ungewöhnlicher Architektur gebaut, das, tief in die Erde verſinkend, mit ſeinem flachen Dache den Häuſern des Orients ähnlich ſah und Fenſter nur nach dem Hofe hin hatte, ſo daß es ſich von der Straße aus den Paſſanten als niedrige, feſte Ziegelwand darſtellte. In dieſer Wohnung nun hauſte Dr. Wachter mit ſeiner kleinen Familie; er pflegte ſehr früh aufzuſtehen, trank dann ſtatt Kaffee oder Thee Branntwein, worauf er Gerſtengrütze aß, ſtatt einer Cigarre ein Zündhölzchen ſich zwiſchen die Zähne ſteckte und ſodann in das anatomiſche Theater ging, um dort allein, ohne Gehilfen, ſeine Präparate zu machen oder mit lauter und vernehmlicher Stimme ſeine Vorleſungen vor ſeinen Zuhörern abzuhalten, welche er durch ſeinen öſterreichiſchen Dialekt chokierte und zum Lachen reizte. Mit mir ſprach Wachter, wo und wie er nur konnte, lateiniſch, wobei er bei jeder nur paſſenden Gelegenheit lateiniſche Improviſationen vorbrachte. Sah er z. B. irgendwo auf der Straße Weiber zuſammenſtehen, ſo ſagte er mir regelmäßig:

Quando conveniunt
Katharina, Rosina, Sybilla,
Sermonem faciunt
Et de hoc, et de hac, et de illa.

Dr. Wachter war ſowohl Anatom als auch praktiſcher Arzt und führte Operationen aus, bei denen ich ihm gewöhnlich aſſiſtierte; er praktizierte größtenteils in den Häuſern der „Knoten“, d. h. Handwerker unterſter Klaſſe.

Die Studenten erzählten ſich eine Maſſe komiſcher Anekdoten aus Dr. Wachters Praxis. So ſollte er z. B. einem ſeiner Patienten verſichert haben, er habe einen Bandwurm, der ſich ihm quer in den Darm gelegt habe und die von ihm verſchriebene

Arznei werde ihn zwingen, ſich umzukehren und der Länge nach auszudehnen.

Arzneien aus der Apotheke liebte Dr. Wachter indeſſen nicht zu verſchreiben, ſondern zog ihnen vielmehr, wo das nur angängig war, Hausmittel vor, von denen er am meiſten Kamillenthee mochte. So erzählte man ſich, er ſei, als er einmal nachts zu einem Schwerkranken gerufen worden, geradeswegs auf deſſen ganz im Dunkeln ſtehendes Bett zugegangen und habe demſelben ſeinen gewöhnlichen Rat gegeben: „Trinken Sie 'mal Chamomillenthee, dann wird's ſchon gut werden.“ Hierauf habe er nach dem Puls gefühlt und da er denſelben an der bereits erkalteten Hand nicht mehr gefunden, ſich mit der größten Ruhe folgendermaßen entſchuldigt: „Ah ſo! Verzeihen Sie, Sie ſind ſchon tot.“

So war Wachter; aber auf die Gefahr hin, daß man mir nicht glaube, muß ich meine Ueberzeugung dahin ausſprechen, daß er mir durch ſeine anatomiſchen Demonſtrationen mehr genützt hat, als der berühmte Lohder. Wenige der von mir gehörten deutſchen und franzöſiſchen Univerſitätsprivatiſſima haben mir ſolch einen Nutzen wie ein Wachterſches gleich im erſten Semeſter meines Dorpater Aufenthaltes gebracht. Wachter las nämlich für mich allein in aller Kürze einen ganzen Kurſus der Anatomie an friſchen Leichen und Spirituspräparaten und von da ab begann unſre Freundſchaft.

Ich habe bereits erwähnt, daß die Deutſchen in Dorpat in der erſten Zeit meines Aufenthaltes daſelbſt, vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Moier, einen abſtoßenden Eindruck auch mich hervorgebracht haben. Bevor aber die Zeit, Erfahrung und Ueberlegung dieſe meine verkehrte und parteiiſche Anſchauung zu ändern vermochten, hatte mich ein unerwarteter Zufall mit einer Perſönlichkeit zuſammengeführt, die den andern durchaus unähnlich war und auf mich ſofort eine anziehende Wirkung ausübte.

In Dorpat lebte zu jener Zeit der reiche livländiſche Gutsbeſitzer Liphardt. Sein Sohn, der junge Karl von Liphardt, hatte eine häusliche und, was von Wichtigkeit iſt, durchaus nicht deutſche Bildung von einem Schweizer Lehrer erhalten. Nach dem Tode ſeines Großvaters fiel Karl Liphardt eine bedeutende Erbſchaft zu; auf dieſe Weiſe ſelbſtändig geworden, empfand er den lebhaften Wunſch, ſeine Bildung durch Univerſitätsſtudien zu vervollkommnen, aber auf ganz privatem Wege und ohne als Student in die Univerſität einzutreten. Zu dieſem Zwecke wandte er ſich zunächſt an den Profeſſor der Mathematik Barthels. Die Mathe-

matik interessierte Liphardt und er beschäftigte sich fleißig mit ihr. Barthels, der ganz in seinen Studien auf dem Gebiete der höheren Mathematik aufging, wollte anfangs gar nicht glauben, daß ein junger Mensch, der nur eine häusliche Erziehung genossen hatte, im stande sein sollte, seinem, Barthels' Unterricht in der höheren Mathematik zu folgen; um das dem jungen Milchbart zu beweisen, stellte er ihm zur Probe eine recht komplizierte Aufgabe. Liphardt machte sich in seiner stillen und bescheidenen Weise in Barthels' Gegenwart an die Lösung derselben. Der Professor geriet in Erstaunen: noch nie hatten selbst Studenten, die ihre Studien bereits abzuschließen im Begriff standen, eine so eigenartige Lösung gefunden wie Karl Liphardt.

„Junger Mann," sagte nun Barthels, „ich sehe, Sie haben Talent; kommen Sie nur zu mir, ich bin gern bereit, Ihnen Unterricht zu erteilen."

Aber Karl Liphardts Talent war kein einseitiges. Bald begann ihn nicht nur die Mathematik ausschließlich zu interessieren und er fand sich auch im anatomischen Theater ein, wohin er stets den damals neuesten und besten anatomischen Atlas, den von F. Cloquet mit sich schleppte. Hier nun fand auch unsre erste Begegnung statt. Karl Liphardt machte sich mit jugendlichem Feuereifer an die Anatomie, und Präparationsübungen an Leichen, die Lektüre von Bichats Schriften und Vorlesungen füllten seine ganze Zeit aus. Eben damals war es auch, daß Moier, welcher gleichfalls mit Liphardt bekannt geworden war, zum Erstaunen seiner früheren Zuhörer an unsern Arbeiten thätigen Anteil zu nehmen begann.

Ich habe in meinem Leben keinen einzigen Menschen gekannt, der über eine solche Menge verschiedenartiger und dabei doch tiefgehender wissenschaftlicher Kenntnisse verfügt hätte, wie Karl von Liphardt. Der alte Professor Erdmann hatte ja auch eine sehr vielseitige Bildung, er sprach lateinisch wie Cicero und war ein guter Botaniker und Physiker; auch erzählte man sich, daß er jedes Jahr für sich einen Kursus der Natur- und medizinischen Wissenschaften durchnahm; aber Erdmanns Kenntnisse bezogen sich doch nur auf eine Gruppe von Wissenschaften, während der junge Liphardt, der ja eigentlich Mathematiker war, und nach Professor Barthels Ausspruch ein bemerkenswertes mathematisches Talent besaß, sich mit demselben Erfolge dem Studium der Anatomie, Physiologie und Chirurgie hingab. In Berlin trat Liphardt zu Johannes Müller, in Dorpat und Königsberg zum Professor Rathke in

ſehr vertraute Beziehungen und widmete ſich dabei zu gleicher Zeit dem Studium der ſchönen Künſte, ſpeziell der Malerei und Bildhauerei; ſpäter ging er nach einer Italienreiſe ganze Jahre dem Studium dieſer Gegenſtände nach und begann ſeit ſeiner Rückkehr nach Dorpat, wie man mir erzählte, ſich mit Theologie und Altertumswiſſenſchaft zu beſchäftigen. Zum letztenmal habe ich meinen alten Freund, der nicht weniger als ich gealtert war, in Stuttgart geſehen; ihn beſchäftigte damals das Studium der mittelalterlichen gotiſchen Bauwerke und er zeigte mir mit großem Entzücken einige derſelben in Stuttgart. Unermüdlich verfolgte Liphardt auch, ſchon als wir gemeinſam in Dorpat ſtudierten, die Entwickelung des politiſchen Lebens.

In den baltiſchen Provinzen hat niemand eine ſo ungeheure und vielſeitige Bibliothek und eine ſolche Sammlung von Gemälden, Stichen, Bildwerken und Münzabdrücken beſeſſen wie Liphardt. Bei alledem aber nicht die geringſte Spur von Pedanterie und eine ganz außergewöhnliche Beſcheidenheit. Nur als er eine Katholikin in Bonn geheiratet hatte, ging, wie ich glaube, eine gewiſſe Veränderung in ſeiner Weltanſchauung vor ſich.

Ich habe in meinem Tagebuch beſonders deshalb bei Liphardts Perſönlichkeit etwas länger verweilt, weil von allen meinen Bekannten Karl Liphardt am meiſten mir gezeigt hat, wie verſchieden untereinander zwei Befähigungen des menſchlichen Geiſtes ſind, nämlich ſeine Kapazität und ſeine Produktivität; die erſtere begründet die Fähigkeit, ſich die allervielſeitigſten Kenntniſſe zu erwerben, die zweite das Vermögen, aus der Maſſe der ſo erworbenen Kenntniſſe ſich etwas Eigenartiges und Selbſtändiges herauszugeſtalten.

Umfang und Vielſeitigkeit des Wiſſens übt einen weſentlichen Einfluß auf die Produktion, nicht aber auf die Produktivität als ſolche.

Kapazität und Produktivität ſtehen zu einander nicht in direktem wechſelſeitigem Verhältnis. Nicht die Kenntniſſe und das durch die Kapazität des Geiſtes erworbene Wiſſen, ſondern eine gewiſſe, nicht jedem Geiſte eigene vis a tergo drängt ihn zu neuer Arbeit und zur Herausgeſtaltung dieſes ihm gerade Eigenen aus dem Vorrate ſeiner Kenntniſſe. So war z. B. Liphardt unvergleichlich viel gebildeter und bei der Kapazität ſeines Geiſtes weit klüger als ich, klüger auch als viele Gelehrte, die ihm ſeine vielſeitigen Kenntniſſe zu erwerben geholfen haben, aber Liphardt fehlte gerade eben dieſe vis a tergo. Leute mit Geiſtern dieſer Art werden zu geiſtigen

Genüſſen geboren, die ihnen dank des Reichtums ihres Wiſſens ſo leicht zufallen; um aber einem Humboldt ähnlich zu werden, braucht der Geiſt außer einer ungeheuren Kapazität auch noch eine bedeutende produktive Kraft.

Reiſe nach Moskau.

54.

Meine erſte Reiſe von Dorpat nach Moskau war ſchon lange geplant worden. Statt der urſprünglich in Ausſicht genommenen zwei Jahre war ich nun ſchon vier in Dorpat: noch ſtand mir eine Reiſe ins Ausland bevor, alſo noch weitere zwei Jahre, inzwiſchen aber wurde meine alte Mutter immer ſchwächer und kränklicher, litt an ſo manchem Mangel und erwartete mich mit Ungeduld. Ich ſuchte ſie zu tröſten und verſprach ihr in meinen Briefen ein baldiges Wiederſehen; inzwiſchen aber verſtrich ein Monat nach dem andern. Ich darf nun wohl behaupten, daß ich wenigſtens nicht ſelten geſchrieben habe. Meine Mutter hat lange Zeit ein ganzes Bündel meiner Briefe aus jener Periode meines Lebens aufbewahrt. Geld konnte ich ihr nicht ſchicken, d. h. übrigens, ehrlich geſagt, hätte ich es wohl können und müſſen. Wohnung und Beheizung ſtellte der Staat; für meine Beköſtigung brauchte ich nichts zu zahlen und Kleider wurden in Dorpat billig und haltbar gearbeitet. Es geriet hier aber die Kindespflicht und Dankbarkeit mit der Wißbegier und Liebe zur Wiſſenſchaft in Konflikt. Faſt meinen ganzen Wechſel verausgabte ich für den Ankauf von Büchern und die Anſtellung von Verſuchen mit Tieren; beſonders die franzöſiſchen Bücher, zumal wenn noch Atlanten dazu kamen, waren recht teuer und der Ankauf und Unterhalt von Hunden und Kälbern hinterließ in meiner Taſche immer große Ebbe. Wenn ich aber nach meiner damaligen Anſchauung alles um der Wiſſenſchaft und Bereicherung meiner Kenntniſſe willen zu opfern verpflichtet und daher meine alte Mutter und meine Schweſtern ohne materielle Unterſtützung zu laſſen gezwungen war, ſo waren doch dafür die mir nichts koſtenden Briefe von jugendlichem Lyrismus erfüllt.

Gleich nach meiner Ankunft in Dorpat verbreitete ich mich, der ich noch ganz unter dem Eindruck der vielen neuen auf der Reiſe

von mir geſehenen Dinge ſtand, in meinen Briefen über die Schönheiten der Natur, des von mir zum erſtenmal geſehenen Meeres und mondbeſchienenen Narwaſchen Waſſerfalls, über unſre Bootfahrten im Finniſchen Meerbuſen, den Charakter meiner neuen Kommilitonen, die ich alsbald zum Rang von Freunden aufſteigen ließ und dergleichen mehr. Dabei vergaß ich aber nicht, zur ſelben Zeit auch ein Briefchen dahin zu ſchicken, wo mein junges Herz zum erſtenmal beim Anblick lachender Mädchenaugen hoch zu ſchlagen begonnen. Wie hätte ich denn auch nicht ſchreiben und mich und jenen letzten Scheidetag nicht wieder in Erinnerung bringen ſollen, da ich in der Kandidatenuniform und mit dem Degen an der Seite erſchien und auf meine Bitte die Romanze geſungen wurde:

Vous allez à la gloire,
Mon triste coeur suivra vos pas;
Allez, volez au temple de mémoire
Suivez l'honneur, mais ne m'oubliez pas ...

Derjenige, auf den ſich dieſes „vous allez à la gloire“ bezog, war natürlich ich, ich ſelbſt.

Und nun waren bereits ganze vier Jahre vergangen. Wie hätte ich da nicht jene Stätten haben wiederſehen mögen, wo ich „zum erſtenmal des Daſeins Süßigkeit gekoſtet“, wie nicht mich mit allen in mir vorgegangenen Veränderungen und Umwandelungen den Leuten zeigen wollen? Wundern ſollten ſich alle meine alten Bekannten und Verwandten bei meinem Anblick über die Fortſchritte, die ich gemacht, mit eigenen Augen ſich davon überzeugen, was die Macht der Ziviliſation des Weſtens bedeuten wolle!

Mein Doktorexamen hatte ich gemacht und meine Diſſertation zur Hälfte bereits fertig geſchrieben; die Weihnachtsfeiertage waren vor der Thür und eine gute Schlittenbahn lockte zur Reiſe.

Um nun aber auch nur die erſten vorbereitenden Anordnungen zu treffen, hat man zunächſt Geld nötig. Einiges findet ſich noch vorrätig, auch läßt ſich ein Monatswechſel voraus nehmen, gleichwohl aber reicht das alles nach meiner Berechnung nicht für die Hin- und Rückreiſe, zumal ich doch in Moskau nicht umſonſt oder auf Koſten meiner Mutter leben kann. So verfalle ich denn auf folgendes Auskunftsmittel. Ich habe eine alte ſilberne Uhr, die nach dem Zeugnis G. J. Sſokolskis, eines Kenners auf dieſem Gebiet, ſehr wenig vertrauenerweckend iſt; ich beſitze ſodann die Ilias in der Ueberſetzung von Gnjeditſch, ein Geſchenk von Katharina Afanasjewna, ferner einige mir nicht mehr nötige franzöſiſche

und ruſſiſche Bücher, endlich, glaub' ich, auch noch eine alte Theemaſchine. Soll man da nicht am Ende eine Lotterie veranſtalten? Mein darauf bezüglicher Vorſchlag wird von meinen Kommilitonen angenommen, ich bringe etwa ein Dutzend paſſender Gegenſtände zuſammen, ſetze eine Anzahl Loſe bis zum Betrage von ſiebzig Rubeln feſt und veranſtalte zum Zwecke der Verloſung eine Theegeſellſchaft. Mit dem durch die Lotterie gewonnenen Gelde hatte ich nun über hundert Rubel beiſammen. Die Hauptſache war alſo da. Nun hieß es die billigſte Art des Transports meiner Perſönlichkeit von Dorpat nach Moskau ausfindig machen. Dieſe Frage entſcheidet der Zufall. Es erſcheint nämlich bei mir ein Fuhrmann aus dem Freiſchen Gaſthauſe, der irgend eine Ware aus dem Moskauſchen Gouvernement nach Livland gebracht hat und ſich in den nächſten Tagen mit leerem Wagen wieder auf die Rückreiſe zu begeben gedenkt. Der Mann hat drei Pferde und eine kleine Kibitke. „Wir wollen Sie ſchon ganz ordentlich unterbringen und wohlbehalten nach Hauſe ſchaffen," verſichert mir der Fuhrmann. Und der Preis?" — „Zwanzig Rubel." — „Abgemacht."

Und ſo ſetze ich mich denn an einem trüben, aber nicht kalten Dezembertage nachmittags, in Pelzſtiefeln und in einem einfachen Halbpelz ohne Ueberzug, mit dem noch aus Moskau mitgebrachten wattierten grauen Uniformsmantel mit rotem Studentenkragen darüber in die Kibitke und fahre mit meinem Fuhrmann ab.

Mein Roſſelenker fährt zum Fluß hinunter und nach einigen Stunden Fahrt auf dem Embacheiſe kommen wir endlich auf den Peipusſee und nehmen unſre Richtung auf Pleskau zu. Inzwiſchen war es dunkel geworden; vom Mond war nichts zu ſehen und der Himmel überzog ſich immer dichter mit Wolken. Wir fahren derweil immer weiter und weiter. Da hören wir mit einemmal ganz in unſrer Nähe Laute, die uns wie Kanonenſchüſſe vorkamen. Es war das Krachen des berſtenden Peipuseiſes, welches bei ſeinem Springen große Eisſpalten zwiſchen den einzelnen Schollen entſtehen ließ. Plötzlich machen die Pferde Halt. Was iſt eigentlich los? Bei näherem Zuſehen erweiſt ſich's, daß wir eine ungeheure Eisſpalte vor uns haben, an deren Rändern ſich gewaltige Eisſchollen hoch aufgetürmt haben. Gott ſei Dank, daß wir wenigſtens noch nicht in den breiten Waſſerſtreifen hineingefahren ſind. Was nun thun? Vor uns iſt nicht die Hand vor Augen zu ſehen, unter uns Waſſer.

„Der Teufel hat mich vom Wege abgebracht," verſichert mir mein Roſſelenker, „und ich bin doch nun ſchon ſo vielmal den-

ſelben gefahren! Aber nun iſt ſchon nichts mehr dabei zu machen; ich will 'mal gehen und zuſehen; jedenfalls muß der Weg hier ganz in der Nähe ſein."

Ich bleibe mit den Pferden allein und warte und warte, bis es mir ſchließlich ganz unheimlich zu Mute wird; in der Stille der Nacht kracht und birſt das Eis um mich herum, als würden Geſchütze abgefeuert; in der Dunkelheit glaube ich gewiſſe leuchtende Punkte zu ſehen und komme auf die Vermutung, es könnten vielleicht auf mich ſtierende Wolfsaugen ſein; endlich ſpringe ich aus der Kibitke und fange an zu ſchreien, mit meinem Stock gegen die Kibitke zu ſchlagen und im Kreiſe um dieſelbe herumzulaufen, um mich zu erwärmen, denn ſchon begann der Froſt meine Glieder zu lähmen. Nichts zu hören und zu ſehen und von meinem Fuhrmann keine Spur, kurz, eine ſchreckliche Lage. Es war ſicher nicht weniger als eine Stunde verfloſſen (mir kam es mindeſtens wie vier Stunden vor), als ich endlich weit abſeits in der Ferne etwas wie eine menſchliche Stimme zu vernehmen glaube. Ich antworte ihr, indem ich aus voller Kraft ſchreie. Die Stimme ſcheint ſich mir zu nähern, dabei glaube ich aber auch immer wieder die leuchtenden Punkte zu ſehen, die mir ſchon vorher ſolchen Schrecken eingejagt hatten. Endlich kommt denn auch mein Roſſelenker, kaum jappend vor Müdigkeit, wieder zurück.

„Nun?"

„Ja, den Weg habe ich nicht gefunden; wollen wir aber jetzt umkehren und dann ein wenig ſeitwärts einbiegen, dann kommen wir zu einem kleinen Uferdorfe."

„Was das — Uferdorf? Wir ſind alſo nicht mehr weit von Pleskau?"

„Ih wo, Herr, Pleskau! Wir ſind ja die ganze Zeit hier auf dem See umhergeirrt und gar nicht weit vom Ufer abgekommen. Dort in der Richtung habe ich ein kleines Dorf geſehen und bis zum Morgengrauen wollen wir in ihm übernachten."

Da ja doch nichts weiter zu thun war, machten wir uns in der That denn auch dorthin auf den Weg und wieder verging eine ganze Stunde, bis wir zu einer bewohnten Stelle kamen. Die Hähne hatten ſchon lange gekräht, wir klopften an eine Hütte und man ließ uns hinein; aber, o Himmel, was war das für eine Wohnung und was waren das für Menſchen! In der Dorpater Klinik erſchienen zuweilen gewiſſe menſchenähnliche Tiere mit wüſtem, ſinnloſem Ausdruck auf dem geblich dunklen Geſicht, zottige, in Lumpen eingehüllte und keine Sprache ſprechende Weſen. Das waren

eben die Bewohner jener öden und abgelegenen Ufergegenden des Peipusſees, Angehörige des finniſchen Stammes; indes glaubte man, daß ſich unter ihnen auch noch einige, nun ſchon ganz degenerierte ruſſiſche Sektierer antreffen ließen, die ſchon vor langen Jahren durch die polizeilichen Verfolgungen in die allerödeſten und unzugänglichſten Gegenden verdrängt worden.

Dieſe verwilderten Leute beſchäftigten ſich ausſchließlich mit Fiſchfang, nährten ſich nur von Fiſchen, verſtanden nur was ſich auf Fiſcherei bezog und konnten nur von Fiſcherei und ihrem Handwerk reden. Ihre Sprache, die aus einer beſchränkten Anzahl von Worten beſtand, war ein Gemiſch von Finniſch und verderbtem Ruſſiſch. Zu dieſen Leuten verſchlug mich nun das Schickſal in Geſtalt des Fuhrmanns Makar für einige Stunden. Aber dieſe paar Stunden bis zum Anbruch des Morgens erſchienen mir wie eine Ewigkeit.

Draußen begann es zu frieren, aber infolge des Schmutzes, Duſtes und Geſtankes in der Hütte war es einem nicht daran gewöhnten Menſchen ganz unmöglich, längere Zeit drinnen zu bleiben, denn geradezu mephitiſche Ausdünſtungen machten die Stube zu der widerwärtigſten Kloake. Ich habe die allerdürftigſten eſthniſchen und ruſſiſchen Rauchſtuben geſehen, aber das waren Paläſte im Vergleich mit dem, was ich hier am Ufer des Peipusſees vor Augen hatte.

Wie ich eigentlich vier Stunden in dieſer Kloake ausgehalten habe, weiß ich nicht, ich erinnere mich nur, daß ich beſtändig ins Freie ging und im Stehen und Gehen ſchlummerte. Es wäre doch intereſſant zu erfahren, inwieweit die neue Zeit das Leben in den Spelunken jener nunmehr längſt vergangenen umgeſtaltet hat.

Am folgenden Tage fanden unſre Irrfahrten auf dem unüberſehbaren See, auf welchem im Winter nichts außer Himmel und Schneeoberfläche mit ungeheuren Eisſpalten und Schneeverwehungen zu erblicken iſt, beim Tageslicht ihre leichte Erklärung; ganze Scharen von Krähen flogen, auf Beute lauernd, mit heiſerem Krächzen über den Eislöchern und Wuhnen hin und her.

Bei weitem ſchwieriger wäre es für jemand, der mit der Natur des Ruſſen nicht bekannt iſt, zu erklären, wo der Moskauſche Bauer Makar die Courage hergenommen, nachts über das Eis des Peipusſees zu fahren, nachdem er denſelben, wie ich nachher von ihm ſelbſt erfahren habe, nur einmal in ſeinem Leben in umgekehrter Richtung, d. h. von Pleskau nach Dorpat paſſiert hatte.

Daß wir nachts vom Wege abgekommen waren, das nahm mich

nun um ſo weniger wunder, als Makar auch am Tage jeden, der uns nur begegnete, über den Weg nach Pleskau ausfragte.

Uebrigens war es nicht allein dieſe heroiſche Ueberfahrt über den Peipus, durch welche mein Landsmann Makar unſre Reiſe zu einer bemerkenswerten geſtaltete.

Nachdem wir ſo unerwartet glücklich dem Untergange in den Eisriſſen des Peipus entronnen waren, brachte es Makar ſchließlich doch noch fertig, uns, d. h. mich, die Kibitke und die Pferde auf irgend einem kleinen Flüßchen in eine Eiswuhne hineinzufahren. Es war das in der Morgenfrühe, irre ich mich nicht, des fünften Tages meiner Irrfahrt. Ich ſchlief gerade, in die Mattendecke meiner Kibitke eingehüllt. Plötzlich erwache ich mit dem Gefühl, daß die Kibitke zum Stehen gekommen iſt, werfe die Decke zurück und ſehe nun, daß Makar nicht da iſt, die Pferde bis zum Halſe im Waſſer ſtehen, die Kibitke auch ſchon eingebrochen iſt und ein kalter Waſſerſtrahl durch die Wände der Kibitke mir auf die Füße fließt.

Da ich im Schlaf nicht recht verſtehen kann, was das bedeuten ſolle, ſpringe ich inſtinktiv aus der Kibitke und ſinke bis an den Leib ins Waſſer; in dieſem Augenblick erſcheint Makar mit einigen Leuten vom Ufer her und zieht mich, die Kibitke und die Pferde heraus. Natürlich mußte ich mich nun völlig entkleidet auf den Ofen legen, mit Branntwein einreiben und trocknen. So ging denn die Zeit auf der Reiſe in Makars Fuhrwerk hin, und beinahe zwei Wochen lang habe ich reichlich Gelegenheit gehabt, Tag und Nacht das Leben in den Einfahrten und Herbergen zu beobachten.

Oft habe ich mit Fuhrleuten in einem Zimmer der Herberge genächtigt. Am meiſten hat mich dabei immer in Erſtaunen geſetzt, wie viel doch eigentlich der Magen dieſer guten Leute in ſich zu faſſen im ſtande iſt. Sie aßen wirklich alles kapp und kahl und ließen ſich dabei immer was Gutes auf den Tiſch ſtellen, da es gerade die Zeit der Weihnachtsfeiertage war. Auf den Tiſch kam immer eine rieſige hölzerne Schüſſel mit dicker, fetter, mit Schweinefleiſch gekochter Kohlſuppe; die Schüſſel wurde faſt im Nu geleert, wenn die zehn bis zwölf Löffel aus ihr zu ſchöpfen begannen, ward ſodann von neuem gefüllt und hierauf noch einmal geleert; alsdann folgte nicht weniger fettes Schweinefleiſch und ſchließlich kam noch Buchweizengrütze mit Schweinespeck. Dabei wurde etwa ein Liter Schnaps ausgetrunken und die ganze Geſellſchaft, zehn, zwölf, auch wohl mehr kräftige Fuhrleute, ſtand vom Tiſche auf, verrichtete ihr Gebet vor den Heiligenbildern und legte ſich dann auf den Bänken und dem Ofen ſchlafen. Nun begann ein lautes und unaufhörliches Schnarchen

und gleichzeitig damit fand bald hier bald dort in der Reihe eine geräuſchvolle Exploſion von Gaſen ſtatt, die mich unwillkürlich aus dem Schlafe fahren und oft laut auflachen machte.

An der Grenze des Moskauſchen Gouvernements machte mir Makar den Vorſchlag, ich möchte doch ſtatt in einer Herberge lieber bei ſeinem Vater nächtigen, der Kirchenälteſter in einem der am Wege belegenen Dörfer wäre. Ich willigte ein und wir fuhren zu Makars Vater, bei dem ſich zur Nacht noch der Dorfpope, der Küſter und ein paar andre Bauern einfanden. Es ward Branntwein gebracht und man trank nun, aß und ſchwatzte, bis es ſpät wurde und die ganze Geſellſchaft ſchlafen ging. Früh morgens fuhren dann der Pope und Küſter ab und nach ihnen auch die zu Gaſt gekommenen Bauern. Auch wir beide, Makar und ich, trafen unſre Anſtalten zur Abreiſe, als ich plötzlich meinen Makar geſchäftig hin und her eilen und etwas ſuchen ſah.

„Was haſt du eigentlich verloren?“

„Meine Peitſche.“

„Aber wo kann ſie denn geblieben ſein?“

„Wo ſoll ſie anders ſein,“ jammert Makar, „als beim Popen? Es iſt ja eine alte Geſchichte, daß Popen gierig ſind, und meine Peitſche war noch dazu funkelnagelneu; ich habe ſie noch vor kurzem in Torſhok gekauft und die ganze Zeit über ſchon ſo gehütet.“

Somit verdächtigte ein Bauer und dazu noch der Sohn eines Kirchenälteſten des Diebſtahls einer Peitſche, die nicht mehr als zwanzig Kopeken gekoſtet hatte, zunächſt den Popen, obgleich doch zugleich mit dem Popen auch jene Bauern beim Vater zu Gaſt geweſen waren. Auf mich, der ich mich in Dorpat der Sitten meiner Heimat ſchon entwöhnt hatte, machte dieſe Geſchichte mit der Peitſche einen tiefen Eindruck, und ich begann eindringliche Mahnreden an Makar zu halten. Dieſer aber ließ ſich von ſeiner Meinung nicht abbringen: „Ach, ich weiß es ja doch ganz genau, der Pope und kein andrer hat ſich meine Peitſche zu Gemüte gezogen,“ ſo wiederholte er mehreremal, ohne ſich durch mich beirren zu laſſen, der ich ihm davon vorredete, daß man ältere Perſonen und Leute des geiſtlichen Standes zu achten verbunden ſei.

Endlich bin ich in Moskau am Kalugaſchen Thor und in der Wohnung meiner Mutter, welche bei einem verabſchiedeten Kommiſſariatsbeamten wohnte, der ſich Oberſt titulieren ließ.

55.

In der Lebensperiode, wo der Menſch eben aufhört Kind zu ſein, aber noch nicht die volle Mannesreife erreicht hat, tritt nicht ſelten bei noch nicht völlig entwickeltem Charakter ein ſcharfer, unangenehmer Zug zu Tage, welcher ſowohl dem jungen Menſchen ſelbſt, als auch andern viel unangenehme Stunden zu bereiten geeignet iſt. Aeußere Umſtände, das eigene Temperament und manches andre trägt zur Entwickelung dieſes Zuges vielfach bei.

Am unangenehmſten iſt dabei der Umſtand, daß dieſe Ueberhebung des noch unreifen jugendlichen Alters durch ihre Taktloſigkeit gerade dort verletzt, wo auch nicht der geringſte vernünftige Grund dazu vorliegt. Bei mir trat dieſe Ueberhebung trotz der langen Trennung eben in meinen Beziehungen zur Mutter hervor und zwar nur wegen der Verſchiedenheit unſrer religiöſen Ueberzeugungen, d. h. gerade auf einem Gebiet, wo man von mir Zurückhaltung, Duldſamkeit und Achtung vor der Ueberzeugung älterer und verehrungswürdiger Perſonen mit vollem Recht hätte verlangen können.

Das aber geſchah meinerſeits gerade nicht, und ich habe mir nachher lange Zeit hindurch bittere Vorwürfe wegen meines knabenhaften Ungeſtüms und meiner kindiſchen Taktloſigkeit und Roheit gemacht.

Was gingen denn mich Gelbſchnabel die innerſten Herzensüberzeugungen meiner frommen alten Mutter an und was plagte mich, die allerempfindlichſte Seite ihres Herzens zu berühren?

Die Veranlaſſung zu meinem Benehmen war ebenſo thöricht und ſeltſam, wie dieſes mein Benehmen ſelbſt.

In der That hätte ich mich ſelbſt kaum erkannt, wenn ich das, was ich jetzt vor aller Welt mit ſolchem Feuereifer zu vertreten und verfechten liebte, mit jenen leidenſchaftlichen Ausfällen wider die Deutſchen hätte vergleichen wollen, wie ich ſie vor drei Jahren in meinem Tagebuche niedergeſchrieben hatte. Jetzt aber trat ich in Moskau als der eifrigſte Verteidiger alles Deutſchen auf, indem ich jedem gegenüber, mit dem ich nur zuſammentraf, die Geſellſchaft der baltiſchen Lande als Muſter einer ziviliſierten und wohl eingerichteten Geſellſchaft hinſtellte.

Und ſo erhob ich denn vor meiner durch und durch orthodoxen, kränklichen alten Mutter den deutſchen Proteſtantismus in den Himmel, während doch dieſe Frau ihr ganzes Leben lang

nur in ihrem Glauben und in ihrem Sohn Troſt und Freude gefunden hatte.

In dem Leben junger Leute — übrigens iſt auch das Leben reifer Männer von dergleichen Seltſamkeiten nicht frei — kommen nicht ſelten ganz unvermittelte Uebergänge von einer Weltanſchauung zu einer andern vor. Ueberzeugungen und Neigungen, die noch nicht völlig erſtarkt ſind, wechſeln leicht infolge einer Veränderung der Stimmung oder verſchiedener äußerer Umſtände.

Allein ſchon der Wechſel des Aufenthalts und Bekanntenkreiſes iſt geeignet, in einem unreifen Geiſte an die Stelle einer Anſchauung eine andre, von ihr völlig abweichende zu ſetzen. Zudem war der einem jeden unreifen Verſtande eigene Widerſpruchsgeiſt bei mir merklich ausgeprägt und ſuchte ſich bei jeder nur paſſenden Gelegenheit zu äußern. Die Veranlaſſung dazu ſollte ſich auch bald einſtellen.

Moskau, d. h. die mir bekannte Geſellſchaft Moskaus, mußte mir natürlich als ganz verändert erſcheinen.

Hatte ich doch vier Jahre gerade der empfänglichſten Lebenszeit in einem Grenzlande verbracht, das mit Moskau nichts gemein hatte; was mich nun früher in meiner Heimat angezogen hatte, weil es mir eben nur von der anziehenden Seite her bekannt geworden war, das war mir infolge der Vergleichung, die mir die Augen geöffnet hatte, nunmehr unangenehm geworden.

So läßt ſich denn mein fünfwöchentlicher Aufenthalt in Moskau beinahe als eine zuſammenhängende Reihe von Konflikten mit meinen Bekannten charakteriſieren. Wo ich auch nur erſcheinen mochte, überall fand ich Veranlaſſung, Moskauſche Vorurteile zu verſpotten, mich über die geiſtige Zurückgebliebenheit und den Stumpfſinn der Moskauer luſtig zu machen, das Moskauſche mit dem Baltiſchen, d. h. rein Europäiſchen zu vergleichen und dem letzteren entſchieden den Vorzug zu geben.

Meine Mutter wollte ich durchaus davon überzeugen, die deutſchen Proteſtanten ſeien klüger als wir und ihr Glaube beſſer als der unſrige; wie nun gewöhnlich eine Dummheit die andre erzeugt, ſo ging ich denn auch hier in der Hitze des Streits von der Religion zur Eltern- und Kindesliebe über und brachte meine mich innig liebende alte Mutter zu Thränen: „Wie kannſt du nur ſo gottlos ſein,“ ſo ſagte ſie mir vorwurfsvoll, „die Mutterliebe der Liebe von Hunden und Katzen gleichzuſtellen; können denn etwa Hunde und Katzen ihre Jungen ſo lieben wie eine Mutter ihr Kind liebt? Bei euch gilt alſo jetzt eine Mutter ebenſoviel wie ein Hund oder eine Katze?“

Schließlich regten ſich aber doch in mir Scham und Mitleid, und ich faßte den Entſchluß, mich nicht mehr mit meiner Mutter umherzuſtreiten; da ſich aber der einmal geweckte Widerſpruchsgeiſt nicht ſo leicht wieder beruhigen läßt, ſo begann ich ihm bei jeder nur paſſenden Gelegenheit andern gegenüber freien Lauf zu laſſen. Die geeigneten Anläſſe boten ſich auf Schritt und Tritt dar. So machte ich z. B. einmal dem Profeſſor (nachmaligem Rektor) Alfonski, der mich bei der ärztlichen Prüfung in der Chirurgie examiniert hatte, meinen Beſuch. Alfonski beginnt mich nach dem Obſervatorium und dem berühmten Refraktor in Dorpat zu befragen, der, wenn ich mich nicht irre, damals der einzige in Rußland war. Ich beſchreibe ihm mit Entzücken, was ich alles auf dem Dorpater Obſervatorium geſehen habe, und Alfonski antwortet mir höchſt gleichmütig: „Wiſſen Sie was, ehrlich geſagt, glaube ich an alle dieſe großartigen aſtronomiſchen Geſchichten nicht. Wie Teufel will man eigentlich auch wirklich dahinter kommen, was an allen dieſen Himmelskörpern im Grunde iſt?“

Hierauf gingen wir zur Chirurgie über und kamen gerade auf mein Steckenpferd, den Verband der großen Arterien zu ſprechen.

„Wiſſen Sie was?“ ſagt mir Alfonski wiederum, „ich glaube an alle dieſe Geſchichten von dem Verbande der Hüft- oder Schlüſſelbeinarterien nicht — Papier iſt geduldig.“

Mir entfuhr faſt ein Ausruf des Erſtaunens.

Solch eine Zurückgebliebenheit hätte ich im Gelehrtenſtande und bei den Profeſſoren doch nicht für möglich gehalten.

„Nach Ihrer Anſicht, Arkadi Alexejewitſch,“ bemerkte ich ironiſch, „ſind alſo auch Aſtley Cooper, Eberneti (?) und unſer Arendt alles Lügner? Und warum erſcheinen Ihnen denn dieſe Operationen ſo unmöglich? Ich ſchreibe z. B. augenblicklich eine Diſſertation über den Verband der Bauchaorta und habe ſie ſchon einigemal mit Erfolg bei Hunden abgebunden.“

„Ja, bei Hunden!“ ſagte Alfonski.

„Das Eſſen iſt aufgetragen,“ mit dieſen Worten unterbrach uns hier der ins Zimmer eintretende Diener.

Von Alfonski ging ich A. Jowski beſuchen, den Redakteur des mediziniſchen Journals, welches alsbald eines frühen Todes ſterben ſollte.

Noch von Dorpat aus hatte ich dieſem, damals, glaube ich, noch einzigen ruſſiſchen Journal auf mediziniſchem Gebiet einen Artikel zugeſchickt, die chirurgiſche Anatomie des Leiſten- und Lenden-

bruches betreffend, den ich nach den Monographien von Scarpa, J. Cloquet und Aſtley Cooper zuſammengeſtellt hatte.

Jowski, der bereits zu der jüngeren Generation gehörte, hatte indes nach ſeiner Rückkehr aus dem Auslande keine beſondere Neigung für den Fortſchritt bezeigt und ſich ſtatt mit der Chemie vielmehr mit der Praxis beſchäftigt; auch jetzt legte er mir gegenüber ein völlig gleichgültiges Verhalten zu den Wiſſenſchaften an den Tag.

Ich begann ihm nach meiner Weiſe zu erwidern, indem ich ihm ſofort die Dorpater Univerſität als Beiſpiel aufſtellte.

„Ja, was wollen Sie denn aber mit den Halunken hier anfangen?“ war die Antwort.

Ein andres Mal war ich bei einem alten Bekannten, einem kleinruſſiſchen Offizier, der früher einmal unſer Hausnachbar geweſen war, zu Beſuch und fand bei ihm noch andre Offiziere vor. Auch hier ging ich im Verlauf des Geſprächs zur Schilderung aller Vorzüge der baltiſchen Provinzen über und belehrte meine Zuhörer natürlich allem zuvor über den dortigen hohen Stand der Wiſſenſchaft, die in Moskau um wenigſtens ein Vierteljahrhundert zurückgeblieben ſei.

„Erlauben Sie mir dagegen folgendes zu bemerken,“ ſo fiel mir ein dicker Garniſonsmajor in die Rede. Ich habe mich neulich von verſchiedenen Aerzten behandeln laſſen, bin überall geweſen und habe alle möglichen Berühmtheiten konſultiert, aber herausgekommen iſt dabei rein gar nichts, bis mir endlich hier in Moskau ein alter Herr den Rat gab, die Lerouxſche Arzenei zu brauchen. Und ich kann Ihnen ſagen, die hat in mir ſo gründlich aufgeräumt, daß alles, was ſich ſchon die zehn Jahre lang in mir aufgehäuft hatte, nunmehr ganz hinausgeſchafft wurde; ſeit der Zeit bin ich, wie Sie ſehen, Gott ſei Dank, wohl und geſund.“

Was ſollte ich darauf erwidern?

Wir gingen ſodann auf eine Beſprechung des Familien- und öffentlichen Lebens über, und ich benutzte wiederum die Gelegenheit, um mich über die hervorragenden Eigenſchaften der Geſellſchaft und der Familie in den Oſtſeeprovinzen ausführlich zu verbreiten, wobei ich natürlich auch auf die deutſchen Frauen zu ſprechen kam.

„Ich kann wohl ſagen,“ unterbrach mich wiederum derſelbe Major, „daß ich das weibliche Geſchlecht genugſam kenne. Ich habe in meinem Leben ſowohl mit Franzöſinnen, als auch mit Deutſchen und Zigeunerinnen zu thun gehabt, aber große Unterſchiede habe ich zwiſchen ihnen nicht entdecken können, und alle ſind ſie eigenſinnige Dinger.“

Bei dieſer Bemerkung platzte die ganze Geſellſchaft aus, ich aber verſtummte, indem ich einen verächtlichen Blick auf dieſe ganze mir unebenbürtige Geſellſchaft warf.

Am folgenden Tag lud man mich gleichfalls zu einem alten Bekannten meines Vaters, dem Gutsbeſitzer Matwejew, ein, einem Manne, der über große Mittel verfügte und eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen hatte. Hauptſächlich hatten mich Matwejews deshalb zu ſich bitten laſſen, weil ſie mich über ihren etwa ſechzehnjährigen jungen Sohn zu Rate ziehen wollten; dieſer war von ausländiſchen Hauslehrern erzogen worden und es galt jetzt die Frage zu entſcheiden, wie und womit man ihn ſeine häusliche Erziehung abſchließen laſſen ſollte.

Ich traf Vater (es war dies noch ein ſehr jugendlich ausſehender und rüſtiger Mann) und Sohn gerade bei einer Fechtübung. Der junge Matwejew, der ſehr elegant gekleidet war, einen ganzen Wald blonder, ſorgfältig friſierter und pomadiſierter Haare auf dem Kopfe trug, ungezwungene Umgangsformen zeigte und ſeine Rede mit Citaten aus ruſſiſchen Dichtern zu ſchmücken pflegte, kam mir als eine etwas künſtliche und gemachte Erſcheinung vor, wie ich ſie in Dorpat gar nicht zu ſehen bekommen hatte. Matwejew-Vater flocht gleichfalls in ſeine Rede Verſe aus „Jewgeni Onegin“ *) oder „Wehe den Verſtändigen“ **) ein, und nannte die Beobachtung religiöſer Gebräuche ein Vorurteil, bekreuzigte ſich aber doch, wenn er ſich zu Tiſch ſetzte. Er ſagte mir, ſein Sohn bedürfe zum Eintritt in die Univerſität nur einer gewiſſen Vorbereitung in den alten Sprachen, geriet, als ich ihm von meinem Leben in Dorpat und meiner Thätigkeit an der Univerſität erzählte, darüber ſamt ſeinem Sohn in das größte Entzücken und wäre bereit geweſen, ſofort nach Dorpat zu reiſen. Ich war froh darüber, in Moskau doch wenigſtens eine fortſchrittlich geſinnte Familie gefunden zu haben, noch mehr aber darüber, daß ich ſelbſt dem Fortſchritte hatte dienen können, indem ich einem jungen Mann zu ernſter Univerſitätsbildung verholfen.

Kaum hatte ich indes mein Geſpräch mit dem Vater und dem Sohne beendigt, als man mich auf die andre Hälfte der Wohnung zur Hausfrau und Mutter rief.

„Guten Tag, Monſieur Pirogow, alſo Sie kommen aus Dorpat? Haben Sie mit meinem Mann geſprochen, ja? Und auch meinen

*) Von Puſchkin. Anmerk. d. Ueberſ.

**) Komödie von Gribojedow. Anmerk. d. Ueberſ.

Sohn geſehen? Nun, was meinen Sie dazu? Raten Sie uns wirklich, ihn nach Dorpat zu ſchicken? Dort ſind ja doch alle Studenten Jakobiner — ſchrecklich! Er kann mir da noch ganz zu Grunde gehen."

Alles dies ſagte die noch nicht alte, aber offenbar etwas verdrehte Dame in einem Atem, was mich höchlich verdroß und mir Veranlaſſung zu dem Verſuch bot, ihr das Thörichte der Meinung nachzuweiſen, die ſie ſich über Dorpat gebildet hatte; nur war ich nun auch meinerſeits ſo eifrig bei der Sache, daß ich ſie bis zuletzt, wo ich mich verabſchiedete, nicht zu Worte kommen ließ.

Die beiden Matwejews kamen ſpäter in der That mit eigenen Pferden nach Dorpat und der Sohn trat in die Univerſität ein; ich weiß freilich nicht, ob er viel von derſelben profitiert hat. Etwas gleichfalls Ruſſiſches, ſo eine Art äußerlicher Tünche, ließ ſich an dieſem im übrigen wohldreſſierten und zugeſtutzten jungen Manne bemerken. Sein Vater aber verführte nachher irgend ein junges Mädchen in Moskau, entfloh mit ihr und einer größeren Geldſumme ins Ausland und kehrte von da nach zwölf Jahren ohne ſeine Dame und ohne Geld, aber mit einem Magenkrebs nach Petersburg zurück, wo ich ihn, der ſchwer krank in einem Hotel lag, beſuchte. Sein Sohn war mit ihm auseinandergekommen und wollte nichts mehr von ihm wiſſen.

Jeder neue Beſuch bei meinen Moskauſchen Bekannten nährte jenen Widerſpruchsgeiſt, von dem ich einmal erfaßt war, nur immer mehr und mehr. Alles erſchien in meinen Augen als zurückgeblieben, fade und lächerlich.

So beſchloß ich denn mir bisher noch unbekannte Perſonen zu beſuchen.

Mein Kommilitone J. O. Schichowski hatte mich gebeten, doch nur ja einen ſeiner vertrauteſten Freunde, einen Univerſitätsbeamten zu beſuchen. Das that ich denn auch und erhielt darauf eine Einladung zu einer Abendgeſellſchaft. Hier nun erſchien mir die ganze Geſellſchaft und deren Geſchwätz bereits bis zu dem Grade unerträglich, daß ich heimlich und ohne Abſchied zu nehmen fortging.

Zunächſt verwickelte mich die Frau des Profeſſors Ternowski, bei welchem ich ein ganzes Jahr lang Vorleſungen über Oſteologie und Syndesmologie gehört hatte, in eine Unterhaltung. Es war dies nicht der letzte in der Reihe jener Originale, die in der Moskauer Univerſität ſo ſehr für unſre Unterhaltung geſorgt hatten. Schwindſüchtig, klapperdürr, brünett, ſtarrend von dichten, dunklen, borſtigen Haaren, mit tiefliegenden, gelblichbraunen Augen, dünnen Beinen,

mit enganliegenden Beinkleidern, die in den mit Troddeln verzierten Stiefeln ſteckten, — ſo ſchwebte mir Ternowski immer noch vor Augen; im Winter pflegte er ſtets in einen ungeheueren braunen Bärenpelz gehüllt, der mit einem verſchoſſenen und abgeriebenen Stoff bezogen war, und dabei in ſo ſchleichender, verſtohlener Weiſe zu ſeinem Kolleg in der Univerſität zu erſcheinen, als ob er gefürchtet hätte, jemand könne ihn wieder von dort fortjagen; mit ſeinem Dutzend Zuhörer verſchwand er dann geradezu in dem ungeheueren, auf dreihundert bis vierhundert Plätze berechneten Amphitheater vollſtändig.

Indem er ſich ſodann argwöhniſch nach allen Seiten hin umſah, zog er aus ſeiner Bruſttaſche ganz geheimnisvoll ein Stirn- oder Schläfenbein oder ſonſt einen Knochen hervor, trat hüſtelnd und ganz vorſichtig an einen jeden von uns heran, um jenen zu demonſtrieren und machte von Zeit zu Zeit eine Anſpielung darauf, wie ſchwer es ihm falle, die Knochen vom Lohderſchen Proſektor zu bekommen.

Mit der Gattin eben dieſes Herrn traf ich nun auf jener Abendgeſellſchaft zuſammen und erfuhr von ihr, daß ihr Mann, Herr Ternowski — Namen und Vatersnamen habe ich ſchon vergeſſen — ein in ganz Europa bekannter Gelehrter ſei.

Ich hatte Mühe mein Lachen zu verbeißen. Woher war ſie nur auf den Gedanken gekommen? Hatte er ſich ſelbſt ihr in dieſem Lichte dargeſtellt, oder hatte ſie aus Liebe zu ihm ſich dieſe Anſicht ſelbſtändig gebildet? Was ſollte ich ihr nun darauf antworten? Um nicht eine Ungezogenheit zu ſagen, brach ich lieber die Unterhaltung ganz ab; um indes mein Mißgeſchick voll zu machen, mußte ich gleich darauf in dem Geſichtsausdruck eines ſehr dicken Herrn, der gerade am Kartentiſch ſaß, etwas bemerken, das mich wie etwas längſt Bekanntes anmutete. Ich erkundigte mich, wer es ſei und erkannte dann auch ſofort in dem Herrn einen meiner Onkel mütterlicherſeits, Nowikow, der zu Lebzeiten meines Vaters unſer Haus öfter beſucht, nach deſſen Tode aber nicht verfehlt hatte, völlig zu vergeſſen, daß wir überhaupt exiſtierten. Sobald dieſe Erinnerung in mir aufblitzte, retirierte ich ſofort, um nicht mit meinem ehrenwerten Oheim zuſammenzutreffen und von ihm dann in ſeine feiſten Arme geſchloſſen zu werden.

Dieſes war das Finale meines Aufenthalts in Moskau; es überzeugte mich endgültig von der Ueberlegenheit und Höhe des ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Niveaus in Dorpat.

In Dorpat gibt es keine Profeſſoren, welche aſtronomiſche Beobachtungen für eine leere Spielerei und ſchon längſt in die Praxis

übergegangene chirurgiſche Operationen für unmöglich, alle ihre Amtsgenoſſen aber für Halunken halten; dort gibt's auch keine Damen, welche in jedem Studenten einen Jakobiner und in ihren Gatten europäiſche Berühmtheiten erblicken!

Vor meiner Abreiſe aus Moskau ſuchte ich noch die quälende Empfindung loszuwerden, welche die thörichten Streitigkeiten mit meiner Mutter in meiner Seele zurückgelaſſen hatten; aber erſt nach meiner Ankunft in Dorpat bat ich in einem Brief an meine Mutter und meine Schweſtern dieſelben aufrichtig um Verzeihung. Zurück fuhr ich von Moskau aus mit der Poſt, und zwar erſt in der zweiten Woche der großen Faſten.

* * *

Mutter und Schweſtern hatte ich in Moskau in etwas beſſeren Verhältniſſen als früher angetroffen. Eine Schweſter hatte eine Stelle als Aufſeherin in einem Mädchenwaiſenhauſe gefunden; die andre gab zu Hauſe Stunden; meiner Mutter hatte eine bekannte Dame eine kleine Penſion ausgewirkt; mein Bruder, der lange Zeit hindurch eine von der Mutter entliehene Geldſumme durchaus nicht hatte bezahlen wollen, war zur Einſicht ſeines Unrechts gekommen und trug ſeine Schuld allmählich ab; einiges fügte auch ich von mir aus hinzu. Meine Mutter bewohnte zuſammen mit der einen meiner Schweſtern und zwei leibeigenen Dienerinnen eine kleine Wohnung von drei Zimmern.

Ich, der ich vier Jahre in den freien baltiſchen Landen verlebt hatte, konnte es natürlich nicht ruhig mit anſehen, daß dieſe zwei Weſen, eine Alte und eine Junge, uns wie die Sklavinnen dienten und ich drang meiner Mutter gegenüber darauf, daß man ſie frei laſſe.

„Ja, ich hätte ſie ſelbſt natürlich ſchon längſt freigelaſſen," ſagte mir meine Mutter, „wenn ich nicht gefürchtet hätte, es dann mit dem Gericht zu thun zu bekommen."

„Was, wie ſo denn?"

„Na, einfach deshalb, weil ich gar keine Dokumente darüber habe, daß ſie mir leibeigen angehören. Weiß der Himmel, wo die Papiere geblieben ſind, und woher ich mir dieſelben jetzt noch verſchaffen ſoll."

Und in der That hatten geſchäftskundige Perſonen meiner Mutter geraten, die Angelegenheit lieber nicht aufzurühren, vielmehr alles der Zeit und Gott anheimzuſtellen. Das that ſie denn auch. Die junge Leibeigene, ein ziemlich hübſches Mädchen, wäre beinahe einem Moskauſchen Wüſtling in die Hände geraten, heiratete ſpäter

aber doch glücklich, ohne daß weitere Dokumente dazu nötig geweſen wären. Die andre, eine ſchon alte Perſon, Proskowja Kirillowna, dieſelbe, deren Märchen vom weißen, ſchwarzen und roten Männlein ich bis auf den heutigen Tag noch nicht vergeſſen habe, kam ſpäter, im Jahre 1840, mit meinen Schweſtern zu mir nach Petersburg. Und erſt hier gelang es mir, ihr, die uns ſo viele Jahre hindurch als Leibeigene gedient hatte, den Freibrief durch einen Polizeibeamten zu verſchaffen, dem ich dafür fünfundzwanzig Rubel zum Präſent machte.

Dergeſtalt war das Leibeigenſchaftsrecht, und ſelbſt diejenigen, die den lebhafteſten Wunſch fühlten, ihm zu entſagen, konnten dies doch nur mit der größten Mühe bewerkſtelligen.

In Dorpat.

56.

Im Jahre 1833 beendigte und verteidigte ich meine Doktordiſſertation, ſo daß mir nur noch erübrigte, auf die Entſcheidung des Miniſteriums über meine Reiſe ins Ausland zu warten.

Dieſe paar Monate waren die angenehmſten meines Lebens. Zudem lebten gerade um dieſe Zeit bei Moier oder richtiger geſagt bei Katharina Afanasjewna zwei junge Mädchen, ein Fräulein Lawrow und ein Fräulein Wojeikow. Woher die erſte war, das weiß ich nicht, aber Katharina Afanasjewna intereſſierte ſich für ſie, las und arbeitete mit ihr weibliche Handarbeiten. Die Familie Moier und ich mit ihr lebte damals auf dem Lande in Sadjer, etwa zwölf Werſt von der Stadt entfernt. Fräulein Lawrow, ein brünettes Mädchen von bräunlicher Geſichtsfarbe, hatte in dem Ausdruck ihrer ſchwarzen, im übrigen ganz hübſchen Augen etwas Seltſames. In der That war ſie denn auch ein etwas ſeltſames Weſen, das ſich faſt immer für irgend etwas begeiſterte und von den allergewöhnlichſten Dingen mit ein wenig ſingender Stimme und in fröhlichem Ton zu reden pflegte. Sie iſt mir deshalb in Erinnerung geblieben, weil ſie ſich einmal mit mir geprügelt hat.

Damals lachte man vielfach über dieſe Scene, die im übrigen natürlich keine rohe Schlägerei, ſondern eher der Kampf eines jungen Mannes mit einem hübſchen jungen Mädchen war.

Die Sache war aus einer ganz nichtigen Veranlaſſung entſtanden: wir hatten über irgend etwas zu ſtreiten begonnen und ich hatte irgend etwas wie: „Aber das iſt doch ſehr dumm,“ geſagt, als Fräulein Lawrow ſich plötzlich mit einem ganz eigenen, faſt wahnſinnigen Ausdruck in ihren ſchwarzen Augen auf mich ſtürzte und in der offenen Abſicht, mich zu Boden zu werfen, mich an den Schultern packte. Ich verteidige mich, faſſe ſie, da ich ſehe, daß ſie ſich nicht beruhigen will, auch meinerſeits an den Schultern und beginne, ſie aus Leibeskräften zu ſchütteln, worauf ſie in lautes Schluchzen ausbricht.

Man ſucht ſie irgendwie zu beruhigen, aber ſie ſtürzt ſich von neuem auf mich.

„Ich bin eine Dame,“ ruft ſie laut, „ich bin eine Dame und Sie dürfen ſich nicht ſo rückſichtslos gegen mich benehmen.“

„Und ich bin ein Mann,“ rufe ich meinerſeits nicht weniger laut aus, „benehmen Sie ſich ſo, daß ich Rückſicht gegen Sie üben kann.“

Hierauf beginnt ein neues Handgemenge und nun erſt trennt man uns endgültig voneinander.

Am folgenden Tage verkehren wir wieder miteinander ſo, als ob zwiſchen uns gar nichts Beſonderes vorgefallen wäre; aber Fräulein Lawrow begeht eine neue Dummheit, indem ſie ins Vorzimmer läuft, um dem zu einem Abſchiedsbeſuch zu uns gekommenen Alexander Wittgenſtein den Paletot zu reichen.

„Aber, liebes Kind, warum haſt du das eigentlich gethan? Das kommt dir doch nicht zu,“ bemerkte ihr ſpäter Katharina Afanasjewna.

„Warum ſoll ich dem Sohne eines ſo berühmten Feldherrn wie der Fürſt Wittgenſtein nicht den Paletot reichen?“ fragte Fräulein Lawrow darauf ganz exaltiert.

Die andre intereſſante Perſönlichkeit, der gegenüber man unmöglich gleichgültig bleiben konnte, Katja Wojeikow, war eine Enkelin von Katharina Afanasjewna Protaſſow und Tochter des freilich nicht von gerade ſehr anziehender Seite bekannten Dichters Wojeikow-Vulkan (Wojeikow war nämlich auch lahm), der ſeine bezaubernde Venus einem kriegeriſchen Mars abgetreten hatte.

Fräulein Wojeikow war, nachdem ſie eben ihre Erziehung im Katharineninſtitut abgeſchloſſen hatte, zu ihrer Großmutter nach Dorpat gezogen. Nicht ſchön, aber ſehr nett und intereſſant, war ſie immer heiter und zum Lachen aufgelegt.

Vor meiner Abreiſe ins Ausland hat ſie meine Einbildungs-

kraft nicht ſelten beſchäftigt, wenn ſie auch keinen tiefen Eindruck auf mich hervorbrachte, da die Mängel ihrer Penſionserziehung und ihrer oberflächlichen Lebensanſchauung durch anderweitige Vorzüge äußerer Natur nicht ausgeglichen werden konnten.

Nichtsdeſtoweniger ſuchten doch ſowohl ich als auch viele andre dem intereſſanten und netten Mädchen zu gefallen und ihr, was wir nur konnten, zuliebe zu thun. So richteten wir z. B. ein Liebhabertheater ein und ſpielten den „Krautjunker“; ich gab den Mitrofanuſchka und war ſehr zufrieden, als ich durch mein Spiel Fräulein Wojeikow zum Beifallklatſchen und Lachen brachte.

In andern Familien war ich nicht bekannt, weibliche Geſellſchaft war mir fremd und deshalb mußte natürlich das Erſcheinen jedes neuen weiblichen Geſichts in dem mir bekannten Hauſe notwendigerweiſe einen höchſt angenehmen Eindruck auf mich machen.

In Dorpat herrſchte damals unter den Studenten der Brauch, ſich noch während der Studienzeit unter den Töchtern der Bürger, Beamten und Profeſſoren eine Braut zu wählen. Das verlobte Paar pflegte dann mehrere Jahre auf ſeine Vereinigung zu warten. Einmal paſſierte es nun, daß ein ſolcher Bräutigam der Kronſtipendiat war, nach Ablegung ſeiner ärztlichen Prüfung ſich irgend wohin in ein elendes kaukaſiſches Städtchen begeben mußte. Er benachrichtigte von dort aus ſeine Braut über ſeinen nunmehrigen Aufenthaltsort, und das achtzehnjährige Mädchen, das vorher niemals über ſeine Vaterſtadt hinausgekommen war, ſetzte ſich, ohne die Geſellſchaft zufälliger Reiſegefährten, wie z. B. junger Offiziere oder Junker, zu fürchten, ruhig in den Poſtwagen und kam geſund und wohlbehalten in jenem öden Neſt an, um ſich daſelbſt mit ihrem Bräutigam trauen zu laſſen.

Dafür paſſierte aber auch ein andres Mal folgende Geſchichte.

Eine Braut, die ſchon lange gewartet hatte und gar nicht mehr wußte, wo ſich ihr Bräutigam eigentlich befände, hielt es nicht länger aus und verlobte ſich mit einem andern.

Da erſcheint aber plötzlich der erſte Bräutigam, vernimmt von der Untreue ſeiner Braut, gibt ihr, als er ſie einmal auf einem Ball im Klub trifft, eine Ohrfeige und verſchwindet.

Für uns Ruſſen hatte dieſer deutſche Brauch wenig Verlockendes. Allein Filmofitzki (Profeſſor der Phyſiologie in Moskau) hat vor ſeiner Abreiſe ins Ausland geheiratet und zwar die von Jazykow beſungene Marie Petrowna. Die Verſe:

„Es lebe Maria Petrowna,
Ihr Händchen, ihr Füßchen auch,“

hörte man nicht ſelten ſowohl auf der Straße, als auch in den geſelligen Zuſammenkünften der ruſſiſchen Studenten als feierlichen Hymnus zu Ehren der ruſſiſchen Schönheit abſingen, und ich weiß nicht, wie Filmofitzki bei folgenden Worten zu Mute geweſen ſein mag:

„Selig, wer dereinſt die Holde
Träumen darf zu nennen ſein,
Sel'ger der Student, des Bild ſie
Trägt im tiefſten Herzensſchrein."

Ach ja, ich habe noch Stepan Kutorga vergeſſen, der ſich in die Tochter eines Schuldirektors verliebte, in deſſen Hauſe er wohnte. „Allein kann man auf der Erde nicht ſein," pflegte Kutorga zu ſeiner Entſchuldigung anzuführen.

Noch einer, mein alter Freund Zagorski (Zögling der Akademie der Wiſſenſchaften) heiratete in Dorpat die Tochter einer Frau Exe, mit der er ſehr lange und glücklich gelebt hat. Und ſo haben von uns dreiundzwanzig Ruſſen (einundzwanzig aus dem Profeſſoreninſtitut und zwei Zöglingen der Akademie) drei in Dorpat geheiratet und nur zwei ſind geſtorben.

57.

Ich erinnere mich nicht, ob ich damals bei meiner Abreiſe von Dorpat ins Ausland meinen inneren Menſchen vor mir ſelbſt zu analyſieren verſucht habe; ein Tagebuch hatte ich damals ſchon über ein Jahr lange nicht mehr geführt, aber mein geiſtiges Leben um jene Zeit erſcheint mir, ich weiß ſelbſt nicht warum, ſogar nach Verlauf ganzer achtundvierzig Jahre ungewöhnlich klar liegend.

Ich bin ſogar überzeugt, daß meine Analyſe jetzt, im Jahre 1881, richtiger und klarer als jene frühere ſein wird, die vielleicht gar nicht einmal exiſtiert hat. Jedenfalls wäre jene frühere Analyſe nicht ſo unparteiiſch ausgefallen wie die jetzige.

Ich will mit der Hauptſache, mit meiner damaligen Weltanſchauung, beginnen.

Dieſe neigte ſich ungeachtet des damals in der deutſchen Wiſſenſchaft und Weltanſchauung noch merklich vorherrſchenden Idealismus bereits entſchieden dem Materialismus zu, und zwar infolge meiner groben Unkenntnis gerade der Materie einem Materialismus der

allergröbsten Art. Die rituell-religiöse Richtung, wie ich sie noch aus Moskau mit mir genommen, hatte in mir völliges Fiasko gemacht. Mit dem Geiste der christlichen Lehre war ich völlig unbekannt und infolgedessen kannte ich auch nicht oder wünschte ich gar nicht einmal die Grundlagen des Christentums kennen zu lernen, wie sie im Evangelium und den Briefen der Apostel uns überliefert sind; ich verwarf völlig die Möglichkeit eines jenseitigen Lebens als Vorurteil und auf keine Thatsache gegründete Illusion und des Gelehrten Religion durfte in meinen Augen nur der Stoicismus sein.

Inzwischen gab aber in Wirklichkeit dieser ganze religiöse Radikalismus meiner Seele keine Ruhe und Festigkeit. Wenngleich ich mir darüber nicht klar bewußt wurde, so fühlte ich es doch, daß das erste Unglück, die erste ernstliche Prüfung dieses mein ganzes Gebäude bis auf den Grund erschüttern müßte. Um diesen inneren Widerspruch in mir zu ersticken, mußte ich Selbstvergessenheit in meinen wissenschaftlichen Studien suchen, da mein Organismus für anderweitige, sinnliche Genüsse zu schwach und nervös war, somit keine Uebersättigung vertrug und jedes Uebermaß im Genuß nur mit Widerwillen aufnahm.

Mein an reizlose Kost gewöhnter Magen vertrug weder im Essen noch im Trinken ein Ueberschreiten der normalen Grenzen. Nur zweimal in meinem Leben bin ich wirklich betrunken gewesen und beide Male habe ich mehrere Tage lang ganz ernstlich zu leiden gehabt. Mein Vater konnte gleichfalls geistige Getränke nicht vertragen und bekam von einigen Glas Wein bereits heftiges Erbrechen. Außerdem begann ich in Dorpat an einem Darmkatarrh periodisch zu leiden, der sich nachher bei mir zu einer beständigen Krankheit gestaltet hat.

Und noch ein Umstand trug in Dorpat zur Entwickelung dieser meiner Krankheit bei. Ich hatte mich nämlich einmal erkältet und Inosemtzew glaubte mir gewisse bittere Pillen verschreiben zu müssen, die, soweit ich mich erinnern kann, noch eine Beimischung von irgend einem Metall in sich enthielten. Ich nahm diese Pillen ein halbes Jahr lang ein, bis ich endlich eines schönen Morgens einen schweren Druck im Magen fühlte, Widerwillen gegen jede Nahrung empfand und gelb wie eine Zitrone wurde. Es war gerade Winterszeit, ich fuhr aber zunächst doch noch fort auszugehen und im anatomischen Theater zu arbeiten. Schließlich wurde es mir aber doch zu arg, ich sah mich genötigt, zu Hause zu bleiben und begann in meiner Wohnung in der Klinik regelmäßig vor dem Schlafengehen warme Seifenbäder zu nehmen sowie Thee mit Moosbeerensaft zu

trinken, bis endlich meine Gelbſucht allmählich zu ſchwinden begann. Seit der Zeit fing mein Darmkatarrh an häufiger wiederzukehren und längere Zeit hindurch, zuweilen ſogar einen ganzen Monat lang, zu dauern. Nun muß man wiſſen, daß in Dorpat der Bandwurm eine ganz gewöhnliche, epidemiſche Krankheit iſt; bei Obduktionen findet ſich ſelten eine Leiche, bei der man nicht in den Därmen ganze Knäuel desſelben anträfe. Deshalb dachte ich anfangs, daß mein Katarrh daher käme; da ich aber niemals etwas gefunden, was dieſen Verdacht hätte beſtätigen können, ſo mußte ich dieſe anfängliche Vermutung wieder aufgeben. Uebrigens litt ich außer dem Darmkatarrh auch nicht ſelten noch an einem Bronchialkatarrh, vielleicht ſogar an Tuberkeln; damals war ich wenigſtens davon überzeugt, daß ich bereits an den erſten Stadien der Tuberkuloſe leide. Beim Huſten, der bei mir bisweilen fünf bis ſechs Wochen lang andauerte, verfolgte ich beſtändig vor dem Spiegel die Entwickelung eines roten Flecks auf meiner linken Wange, den ich für das Anzeichen eines zehrenden Fiebers hielt. Moier und diejenigen meiner Kommilitonen, welche meine Bedenken kannten, machten ſich über mich luſtig; aber mein Tagebuch von damals, welches eine Zeit lang von meiner Frau aufbewahrt wurde, bezeugt klar, daß meine bezüglichen Ueberzeugungen durchaus ernſter Natur waren. Ich redete nämlich in demſelben in meiner Melancholie von nichts andrem mehr, als wie ich noch mein Leben bis zum dreißigſten Jahre hinziehen könnte, um dann die müden Knochen zur erſehnten Ruhe auszuſtrecken.

Das war im Jahre 1831 geſchrieben.

Dieſes Tagebuch bezeugte ferner noch, daß nicht allein gaſtronomiſche Genüſſe mir nicht bekamen; auch geſchlechtliche erregten in mir nachher nur Widerwillen und Mißbehagen.

An einer Stelle meines Tagebuchs aus jener Zeit fand ſich nach einem melancholiſchen Paſſus folgender Zuſatz: omne animal post coitum triste. Endlich vertrug mein Organismus damals auch ein weiteres Mittel zur leichteren Selbſtvergeſſenheit, den Tabak, noch nicht.

Da ich einen ſehr ſtumpfen Geruchsſinn hatte (ich vermag nur ſcharfe flüchtige Eſſenzen zu riechen), ſo empfand ich auch gar kein Bedürfnis, bei meinen Arbeiten an Leichen zu rauchen; erſt in meinem einunddreißigſten Lebensjahr fühlte ich nach einer ſchweren Krankheit zum erſtenmal den Wunſch, eine Zigarre zu rauchen; ſeit der Zeit habe ich denn mit dem Rauchen begonnen und es zuweilen in ſtarkem Maße geübt.

Da ich ſomit von Natur keine Neigung zu ſinnlichen Genüſſen hatte und keine Ueberſättigung vertrug, ſo mußte ich allein ſchon um deswillen mich ausſchließlich wiſſenſchaftlichen Studien widmen. Ein zweites Agens war zudem meine lebhaft entwickelte Wißbegier.

Meine ſchon früh in mir zur Entwickelung gekommene Liebe zur Wiſſenſchaft hatte nur die gefährliche und ſchlimme Seite, daß ſie meine Frühreife, Selbſtgewißheit und Selbſtüberhebung in hohem Maße förderte.

Als ich z. B. nach Dorpat kam, war ich auf dem Gebiet der Ophthalmologie noch völlig unbewandert, gleichwohl aber erlaubte ich mir, nachdem ich gleich anfangs einmal nur das Wellerſche Handbuch durchgeleſen hatte, mich mit Moier in der Klinik wegen eines Augenkranken in einen Streit einzulaſſen. Mir war es nämlich ſo, als ob man nach Weller die betreffende Krankheit anders nennen müſſe, als dies Moier gethan. Später habe ich ſelbſt tüchtig über mich lachen müſſen. Ein andres Mal ſtellte mich mein Eigendünkel wirklich ſchon als reinen Narren hin, indem er mich einen Vorſchlag, den ich gerade machen zu müſſen glaubte, nicht ordentlich bedenken und überlegen ließ.

Der Vorfall iſt mir noch jetzt erinnerlich und macht mich noch immer ſchamrot, wenn ich daran denke, was ich damals für einen Blödſinn im Kreiſe meiner Kameraden und im Beiſein Moiers in Vorſchlag gebracht habe.

Noch in Moskau hatte ich ganz flüchtig von irgend jemand gehört, daß man kranke Gelenke wegſchneiden und künſtliche wieder einſetzen könne. In völliger Unkenntnis der Chirurgie nach Dorpat gekommen, mache ich einmal, gleich in der erſten Zeit, wo ich noch nichts von Reſektionen der Gelenke geleſen hatte, in der Klinik am Bette eines Kranken einem Kommilitonen gegenüber plötzlich den Vorſchlag, man möge doch das Gelenk abſägen und ein künſtliches einſetzen.

„Was ſagen Sie da?“ fragt uns Moier, der unſer halblaut geführtes Geſpräch gehört hatte.

Mein Kommilitone teilte nun Moier mit, daß ich in Moskau geſehen oder gehört habe, daß man künſtliche Gelenke aus Elfenbein an die Stelle amputierter ſetzen könne.

Moier ſchüttelte natürlich den Kopf und begann ſich darüber luſtig zu machen, daß ich einem ſolchen Unſinn habe Glauben ſchenken können. Nun hatte ich aber dieſen Unſinn ſelbſt erfunden und mußte mir daher auf die Zunge beißen und über meine eigene Albernheit lachen. Hier ſpielte die Hauptrolle nicht ſowohl Unkenntnis und

grobe Unwiſſenheit als vielmehr meine Unüberlegtheit, eine Folge meines Eigendünkels, der mich nicht überlegen und allſeitig bedenken ließ, was ich ſagen oder thun wollte.

Nach fünfjährigem Aufenthalt in Dorpat konnte ich aber endlich ohne Selbſtgefälligkeit und Eigendünkel mich für genügend vorbereitet zu weiterer wiſſenſchaftlicher Ausbildung anſehen. Aus der Anatomie hatte ich einige Gebiete ſo gründlich bearbeitet, daß z. B. im Studium der Fascien kaum jemand mich an Erfahrung übertreffen mochte. Davon konnten ſich auch ſpäter in Berlin die Profeſſoren Schlemm und Johannes Müller überzeugen. Mit der Chirurgie hatte ich mich nach Monographien und zwar immer unter Hinzuziehung der chirurgiſchen Anatomie beſchäftigt, die ich an Leichen ſtudierte.

Der Mangel an Leichen in Dorpat war wenigſtens inſoweit von Nutzen, als er das vorhandene Material ſorgfältigſt zu utiliſieren zwang. Kein Wunder, daß, wenn man einmal eine Leiche zur freien Verfügung erhielt, man ſich auch Tag und Nacht mit ihr abgab, nichts unbenutzt liegen ließ und alles möglichſt lange ſich zu erhalten beſtrebt war.

Meiſtenteils bekam man die Leichen aus Riga durch die Poſt, wobei ſie im Winter faſt immer ganz gefroren waren. Ich erinnere mich noch eines komiſchen Vorfalls, der hierbei einem meiner Kommilitonen paſſierte. Er präparierte nämlich gerade das Perinäum an einer halbgefrorenen Leiche, wobei er deren Schenkel an den Leib heranzog und die Beine nach oben ſtreckte. Da es Nacht war, ſo hatte er einige Lichte in niedrigen Leuchtern der Leiche auf die Füße und auf den Leib gelegt. Ganz in ſeine Präparierarbeit vertieft, erhält er plötzlich von einer unſichtbaren Hand eine Ohrfeige, die Lichte fallen zu Boden, verlöſchen und im Zimmer wird es vollſtändig dunkel. Man kann ſich die Verwunderung und den Schreck des jungen Anatomen vorſtellen, der mit ſeiner ſchmerzenden Backe ſich ſo ganz im Finſtern ſah. Er erhob ein Geſchrei, der Bedienſtete aus der Apotheke kam mit Licht herbeigeeilt und die Sache fand nun alsbald ihre Erklärung. Die halbgefrorene Leiche war aufgetaut, die nach oben gehobenen Beine, natürlich ſogleich niedergeſunken, hatten die Leuchter fallen laſſen und dem zwiſchen ihnen mit nach unten gebeugtem Kopfe arbeitenden Anatomen eine Ohrfeige verſetzt.

Reiſe ins Ausland.

58.

Im Mai des Jahres 1833 kam endlich die Entſcheidung, daß wir ins Ausland abreiſen ſollten.

Alle Mediziner mußten nach Berlin, die Naturwiſſenſchaftler nach Wien, alle übrigen, Juriſten, Philologen und Hiſtoriker, gleichfalls nach Berlin gehen. Nach Frankreich und merkwürdigerweiſe auch nach England ließ man niemand von uns reiſen.

Ich fuhr mit einem Dorpater Freunde, der ſpäter als Arzt am Moskauſchen Findelhauſe angeſtellt war, Samſon von Himmelſtjerna und meinem Kommilitonen vom Profeſſoreninſtitut Kotelnikow nach Berlin ab.

Bei Kotelnikow muß ich etwas länger verweilen, da er mein Intereſſe immer in hohem Grade auf ſich gezogen hat.

In unſerm Profeſſoreninſtitut gab es zwei Schwindſüchtige im letzten Stadium dieſer Krankheit: Schkljärewski und Kotelnikow. Der erſtere, ein dem Anſchein nach geſunder, voller Blondin mit gut gebauter Bruſt, der immer mit lauter Stimme zu ſprechen pflegte, begann plötzlich Blut zu ſpeien und ſtarb an der galoppierenden Schwindſucht. Es war das ein Poet, deſſen Seele ganz dem Schönen und Erhabenen zugewandt war. In ſeinen Gedichten trat ein gewiſſer myſtiſcher Zug zu Tage; in einem derſelben z. B., das zur Feier des Neujahrstages gedichtet war, wandte ſich Schkljärewski mit folgenden Worten an die verſammelten Freunde:

Einſam gingen wir vor Zeiten
Jeder einſam ſeine Bahn —
Dunkle Nebel uns zur Seiten
Und die Blicke himmelan!

Heute geht's auf gleichen Wegen,
Gleiche Arbeit ward uns Luſt —
Deine Freundſchaft bringt mir Segen
Und ich häng' an deiner Bruſt.

Wie indes ſpäter die Zeit gelehrt hat, waren weder unſre Herzen ſo geeint, noch die Wege, die wir jeder wandelten, ſo gleich, wie es dem begeiſterten Jüngling wohl erſcheinen mochte.

Andernfalls wäre es undenkbar, daß ich von einigen von uns nun ſchon an die dreißig Jahre rein gar nichts gehört haben ſollte.

So habe ich z. B. gleich von Kotelnikow ſchon vierzig Jahre lang nichts vernommen. Uebrigens, nein, doch nicht; ich habe doch gehört, daß ſeine Tochter (er war nach mir das jüngſte Mitglied des Profeſſoreninſtituts) Korguchtrotzki geheiratet hat, welcher mindeſtens ſieben bis acht Jahre älter als Kotelnikow war. Außerdem weiß ich noch von dieſen beiden, daß ſie Profeſſoren in Kaſan waren und wenn ich mich nicht irre, ſo habe ich auch Kotelnikows Viſitenkarte bei mir in Berlin geſehen.

Dieſer junge Mann war damals, vor achtundvierzig Jahren, in meinen Augen eine Art Phänomen. Jetzt weiß ich aus Erfahrung, daß mit ſiebzehn- bis zwanzigjährigen jungen Leuten bisweilen geradezu unverſtändliche Veränderungen ſowohl in phyſiſcher wie auch in ſittlicher Beziehung vorzukommen pflegen; aber in den dreißiger Jahren unſres Jahrhunderts war Kotelnikow, der bis zum Skelett abgemagert, ſich kaum noch auf den Beinen zu halten vermochte, ganze Monate lang an zehrendem Fieber litt und vor Blutſpeien und in den Kavernen angeſammeltem Schleime kaum zu Atem kommen konnte, und ſodann ſpäter derſelbe Kotelnikow, der zuſammen mit uns in Riga zechte und in der Folge ſich ſeines dolce far niente in Berlin erfreute — ich ſage, für mich waren dieſe beiden Vorſtellungen nicht in dem einen Bilde Kotelnikows zu vereinigen. Galt dieſes von ſeiner phyſiſchen Natur, ſo ſtellte er auch in ſeiner geiſtigen zwei ganz verſchiedene Perſönlichkeiten in ſich dar.

Der eine Kotelnikow, ein kranker und ſchwächlicher Menſch, aber nach der Verſicherung der Profeſſoren Struve und Barthels und der Behauptung ſeiner eigenen Kommilitonen ein genialer Mathematiker, ſitzt Tag und Nacht über ſeinen mathematiſchen Berechnungen und hat die geſamte Weisheit der Laplaceſchen Himmelsmechanik ergründet; von ihm erwartet man allgemein, daß er in der Reihe der ruſſiſchen Mathematiker noch über Oſtrogradski hinaus dereinſt den erſten Platz einnehmen werde; darauf macht wenigſtens Struve ſelbſt einige Anſpielungen. Eins nur iſt ein Elend, daß ſeine Geſundheit ſo zerrüttet iſt. Aber ganz unerwarteterweiſe wird es damit beſſer, Kotelnikow auferſteht von den Toten und nach zwei Jahren iſt er in ſittlich geiſtiger Beziehung nicht mehr wiederzuerkennen.

Täglich konnte man Kotelnikow in den Konditoreien, außerhalb der Stadt belegenen Vergnügungsorten oder einfach auf den Straßen Berlins antreffen, wie er entweder irgend eine Zeitung las, oder, was am häufigſten vorkam, gar nichts that; um Bücher und Vorleſungen kümmerte er ſich einfach nicht und ich erinnere mich noch, wie er mir einmal geſtanden hat, er ſei noch kein einziges Mal

in dem Kolleg eines Profeſſors geweſen, der ein damals bekannter Mathematiker war.

Die Frauen begannen auf Kotelnikow, aber wie früher in ganz platoniſcher Weiſe, ihren Zauber zu üben, und Kotelnikow bummelte und ſchaute ihnen in die ſchönen Augen, ohne ſich irgendwie etwas ſittlich Anſtößiges zu erlauben.

„Was iſt mit dir eigentlich geſchehen?“ fragte ich ihn häufig, wenn er vor Langeweile zu mir kam.

„Mir liegt da etwas,“ ſagte er, indem er auf ſeine Stirn wies, „ſo wie ein Stein, und zuweilen benimmt es mir ſogar den Atem; nachts öffne ich manches Mal das Fenſter und ſtelle mich im bloßen Hemde dem Winde entgegen oder laufe eiligſt auf die Straße hinaus.“

Uebrigens wollte über dieſen Gegenſtand zwiſchen uns nie ein rechtes Geſpräch in Fluß kommen und wir pflegten bald auf Tagesereigniſſe überzugehen. So vergingen uns denn die zwei Jahre in Berlin. Ich hatte dieſen äußerſt gutmütigen und originellen Menſchen ſehr gern und bin mit ihm auch von Berlin nach Rußland zurückgekehrt.

Dieſe Reiſe will ich ſpäter beſchreiben und hier zunächſt nur die Bemerkung einflechten, daß ich mich in Riga, ungeachtet einer ſchweren Krankheit, die mich damals gerade befallen hatte, doch nicht des Lachens enthalten konnte, als ich Kotelnikows Koffer zu Geſichte bekam; ich erinnerte mich nämlich dabei der komiſchen Grimaſſen, die ich auf den Geſichtern der deutſchen Poſtillone bemerkt hatte, wenn ſie beim Hinüberſchaffen dieſes Koffers von einem Poſtwagen zum andern in demſelben das Klappern irgend eines harten Gegenſtandes vernahmen, der aus einer Ecke des Koffers in die andre hinüberrutſchte. In Riga aber erfuhr ich, daß der Koffer nichts weiter enthielt als ein Paar alter abgetragener Stiefel von Kotelnikow.

Man kann ſich vorſtellen, wie angenehm mir die Reiſe von Dorpat nach Riga war. Roſige Hoffnungen für die Zukunft, die Ausſicht auf ein neues Leben in den Pflanzſtätten der Wiſſenſchaft und Ziviliſation, die Geſellſchaft zweier mich anſprechender Kommilitonen und das ſchöne Frühlingswetter, alles erfreute und erheiterte meine junge Seele.

Zu meinen vielen damaligen Mängeln und Schwächen rechne ich auch noch den Fehler, daß ich über meine Ausgaben Buch zu führen weder Kraft noch Luſt hatte. Ungeachtet meiner Armut, ungeachtet deſſen, daß ich beim Zuſammenleben mit meiner Familie doch den Wert des Geldes hätte kennen müſſen, da ja dort keine

Kopeke ohne Grund verausgabt wurde, vermochte und wünschte ich doch nicht über meine Ausgaben ordentlich Rechnung zu führen, sobald dieselben in mein freies Verfügen gestellt waren.

Wenn ich am Anfang des Monats mein Gehalt bekommen hatte, so konnte ich doch nie mit demselben ganz auskommen und es ist mir in Dorpat nicht selten passiert, daß ich gegen Ende des Monats mir weder Zucker noch Thee kaufen konnte; dann traten an Stelle des Thees Kamillen, Pfefferminze und Salbei. Da man uns bei unsrer Abreise ins Ausland eine für uns ziemlich beträchtliche Summe im voraus zahlte — außer den Reisekosten bekamen wir noch unser ausländisches Gehalt (800 Thaler jährlich) auf ein halbes Jahr pränumerando ausgezahlt —, erging es diesem Gelde ganz ebenso, wie meinem Monatswechsel in Dorpat.

Als wir nach dem baltischen Eldorado, Riga, gekommen waren, empfanden wir alle eine Art unwiderstehlichen Bedürfnisses, uns etwas zu verlustieren und statt daß wir nun an unsern Bestimmungsort geeilt wären, schlug jemand von uns vor, wir sollten doch nach Berlin lieber auf dem Seewege über Kopenhagen, Hamburg und Lübeck fahren. Weder wir, noch unsre Universitätsobrigkeit, noch auch das Ministerium hatten gewußt, daß es höchst unökonomisch und unproduktiv ist, sich im Frühling zum Studium auf ausländische Universitäten zu begeben.

Das nach Ostern beginnende Sommersemester ist sehr kurz und unbequem und man sollte seine Studien erst im Herbst, in der Mitte des Oktober, daselbst anfangen.

Nachdem wir so unsre Reisezeit durch die Wahl des Seeweges über Kopenhagen noch mehr verlängert hatten, konnten wir erst gegen Ende Mai in Berlin anlangen, das Semester aber dauerte nur bis Mitte August und für die Vorlesungen mußten wir gleichwohl das volle Semesterhonorar erlegen. Ueber Kopenhagen nach Berlin fahren wollen hieß in damaligen Zeiten so viel wie auf eine Gelegenheit warten, d. h. ein Kauffahrteisegelschiff in Riga ausfindig machen müssen.

Dazu waren noch weitere zwei Tage nötig, was mit den zwei andern von uns bereits in allerlei, freilich durchaus nicht liederlichen Lustbarkeiten verbrachten nun schon vier Tage ausmachte, die nicht nur ohne Nutzen für uns, sondern sogar noch zum Schaden unsrer Beutel in den Strom der Ewigkeit versunken waren. Endlich fanden wir einen dänischen Segler, der, soweit ich mich erinnere, fast ohne Ladung nach Kopenhagen zurückging. Unser waren acht Mann und wir alle machten zum erstenmal in unsrem Leben eine Seereise.

Natürlich fing die Geſchichte zunächſt mit der Seekrankheit an. Am nächſten Tage lagen wir alle lang ausgeſtreckt da und verfluchten die Stunde, da wir uns zu dieſer Fahrt entſchloſſen hatten. Am folgenden Tage wurde es noch ärger, denn es erhob ſich ein Sturm und das Schiff begann dermaßen zu ſtampfen und zu ſchlingern, daß wir alle überzeugt waren, es müſſe in jedem Augenblick berſten und in tauſend Splitter zerſchellen. Einer von uns kroch aufs Deck hinauf und flehte den Kapitän an, er möchte doch irgendwohin zurück ans Land fahren; wir andern mußten ungeachtet unſrer betrüblichen Lage zuſammen mit dem Kapitän über dieſen naiven Vorſchlag unſres Kommilitonen laut auflachen. Dann kam eine dunkle ſtürmiſche Nacht und wir ſchwebten (ich glaube es war in der Nähe von Bornholm) in ernſtlicher Gefahr, was auch der Kapitän ſelbſt zugeſtand. Die Maſten krachten ganz furchtbar, die Wellen ſpielten mit dem Fahrzeug wie mit einem Ball, der Regen floß in Strömen hernieder und in dem dichten Nebel konnte man nicht die Hand vor Augen ſehn. Uns hatte man alle unten in einer großen Kajüte eingeſperrt und erlaubte uns nicht auf Deck zu kommen.

Es war einfach fürchterlich! Zudem ſchien die Nacht gar kein Ende nehmen zu wollen und das Krachen des Maſtenwerks, das Pfeifen und Heulen des Sturmes und das Gebrauſe der Wogen erſchien in der Dunkelheit nur noch ſchrecklicher und unheimlicher. Ganze drei Tage lang dauerte der Sturm und hierauf trat für einen ganzen Tag Windſtille ein, ſo daß wir erſt nach einer Woche in Kopenhagen ankamen.

Zum erſtenmal in meinem Leben befand ich mich in einer ausländiſchen Stadt. Was war nun mein erſter Eindruck? Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß mir vor allem eine mir bis dahin ganz unbekannte Sauberkeit und ſodann die große Anzahl hoher cylindriſcher Pappeln aufgefallen iſt, welche der Stadt ein mir gleichfalls ungewohntes Anſehen gaben. Ich machte mich ſofort daran, die einzelnen Hoſpitäler und Kliniken zu beſuchen, nachdem ich zuvor den betreffenden Direktoren meine Viſite abgeſtattet hatte. Man empfing mich ſehr liebenswürdig, denn offenbar hatten die däniſchen Profeſſoren noch nicht unter dem Zudrang wißbegieriger Ausländer zu leiden. Nur einer, der übrigens kein Profeſſor, ſondern ein in Kopenhagen damals bekannter Operateur (und zwar gerade Lithotomiſt) war, ſchien über meinen Beſuch ſichtlich erſtaunt und erlaubte mir nicht bei ſeinen Operationen anweſend zu ſein, indem er mir kurz und bündig erklärte, daß dieſes nicht angängig wäre.

Schon damals trat der Haß der Dänen gegen die Deutſchen deutlich zu Tage, und es gab auch offenbar im Gelehrtenſtande zwei einander feindlich gegenüberſtehende Lager. Einige däniſche Doktoren und Proſektoren, die mir gegenüber die größte Liebenswürdigkeit bezeigten, ließen mich bei der erſten paſſenden Gelegenheit einen Einblick in ihre, von Haß gegen die Deutſchen erfüllte Seele gewinnen: „Alle wollen wir freundlich empfangen, nur die Deutſchen nicht, dieſe unſre ſchlimmſten Feinde.“

Dieſer Worte mußte ich lebhaft gedenken, als ich im Jahre 1863 wieder in Berlin war.

Von Hamburg nach Berlin fuhr ich in einem Poſtwagen, in welchem ich Zeit fand, mich allen möglichen Gedanken hinzugeben. „Weswegen,“ ſo fragte ich mich z. B. unterwegs, „weswegen habe ich mir nun eigentlich ſo viel buntſeidene Taſchentücher in Hamburg gekauft? Sie gefallen mir ja ſehr und außerdem braucht ſie auch mein alter lieber Moier, aber er ſchnupft ja und kann deshalb keine weißen Taſchentücher brauchen — was ſoll aber ich mit ihnen anfangen, der ich ja doch gar nicht ſchnupfe? Aber einerlei, was kann ich denn doch viel dabei ausgegeben haben? Indes — laß doch ſehen, wie viel es im ganzen betragen mag!“ Und ſo machte ich mich denn wohl zum erſtenmal in meinem Leben daran, meine Ausgaben den Einnahmen vergleichend gegenüberzuſtellen und ſehe zu meinem Schrecken, daß ich am Ende gar nicht ein halbes Jahr mit dem werde auskommen können, was ich noch in meiner Taſche übrig habe. „Aber das kann doch eigentlich gar nicht möglich ſein, da will ich doch lieber gleich einmal mein Geld ordentlich zuſammenzählen, da ja glücklicherweiſe keine weiteren Paſſagiere im Wagen ſind.“ So beginne ich denn aus der Seitentaſche meines Rockes herauszuziehen, erſtens — „na, was iſt denn aber das? Aha, der däniſche Paß! Solche Halunken, nehmen ſie einem noch an die drei Thaler für den Paß ab, der einem weiß der Kuckuck was nützen ſoll! Höchſtens zieht man ſich mit ihm nur noch neue Scherereien zu. Es iſt wirklich eine Frechheit, auf dieſe Weiſe den durchreiſenden Fremden ſeine Päſſe aufzuzwingen, nur um ihnen noch ein paar Thaler mehr abzuwacken.“ Während ich ſo dieſen meinen ärgerlichen Gedanken nachhänge, hält der Wagen plötzlich an, die Thür wird geöffnet und zu mir herein ſteigt ein Offizier. Nichts zu machen — bitte ſehr! Meine Rechnung muß ich alſo bis auf weiteres aufſchieben. Wollen wir mal zuſehen, was es für eine Perſönlichkeit iſt! Auf beiden Seiten Schweigen, bis endlich die Frage an mein Ohr tönt: „Sie ſind ſicher ein Ruſſe?“

„Ja, ich bin aus Rußland.“

„Ich habe es gleich am Geruch erkannt.“

„Was, rieche ich denn nach etwas?“

„Nein, nicht Sie, wohl aber Ihre Stiefel und die Brieftaſche, die Sie da in der Hand halten.“

Hier erſt bemerke ich, daß ich meine Brieftaſche noch in der Hand habe und ſtecke ſie raſch wieder in die Taſche.

„Ich bin kürzlich mit vielen Ruſſen aus den höchſten Kreiſen bekannt geworden,“ fuhr der Offizier fort, indem er mich unverwandt anblickte, um ſich den „Knalleffekt“ nicht entgehen zu laſſen, der ſeiner Meinung nach für einen Ruſſen unbedingt eintreten müßte, wenn dieſer von einem Deutſchen von deſſen Bekanntſchaft mit den höchſten Kreiſen höre.

„Ja, und ich habe auch mit Ihrer Kaiſerin getanzt. Ihre Kaiſerliche Majeſtät, die Tochter unſres Königs, war uns preußiſchen Offizieren gegenüber ſehr gütig und ſprach den Wunſch aus, mit jedem von uns zu tanzen.“

Nachdem er das geſagt, hob der preußiſche Offizier ſeinen Kopf in ganz eigentümlicher Weiſe in die Höhe, richtete einen ausdrucksvollen Blick auf mich, bot mir ſodann eine Zigarre an, ſteckte ſich, als ich dankend ablehnte, ſelbſt eine ſolche an und verſank in tiefes Sinnen.

Ich aber begann, nachdem es mir alſo nicht gelungen war, den Inhalt meiner duftenden Brieftaſche zuſammenzuzählen, die Rechnung im Kopf zu machen, verſah mich aber beſtändig, wurde ſchließlich ganz ſchläfrig und nickte ein.

In Berlin.

59.

In Berlin waren wir durch unſern Miniſter, Fürſten Lieven, der Obhut eines gelehrten Pietiſten, des Profeſſors Kranichfeld, anvertraut worden. Es war das ein Okuliſt, der eine Privataugenklinik hatte und gleichzeitig auch noch, wenn ich nicht irre, Profeſſor der Hygieine oder etwas in der Art war. Das erſte, was Kranichfeld that, war, daß er uns zu ſich zum Thee einlud. Wir fanden bei ihm am Theetiſch außer ſeiner Frau noch drei oder vier

Damen und zwei oder drei ältliche Herren vor. Hier erfuhren wir im Verlauf des Geſprächs, daß Kranichfeld ein Anhänger der Homöopathie war.

„Sehen Sie mal," ſagte er uns unter anderm, „wie ganz zufällige Thatſachen und Beobachtungen zuweilen eine Beſtätigung für Lehren geben, die in den Augen von Skeptikern und Freidenkern als wenig vertrauenswürdig erſcheinen mögen. Neulich ſaßen wir abends im Garten unter einem blühenden Fliederſtrauch und am folgenden Tage bekamen wir alle einen Schnupfen und kleinen Katarrh: similia similibus. Nach meiner Erfahrung gibt es kein verläßlicheres Mittel gegen Erkältungskatarrhe als Fliederblüte."

Nachdem wir alſo miteinander geredet und Thee getrunken hatten, und zwar rein deutſchen Thee (ruſſiſcher Thee war damals noch eine Seltenheit in Berlin und war nur in einem ruſſiſchen Laden neben Kaviar und ſüßen Erbſen zu recht hohen Preiſen erhältlich), begannen wir auf Kranichfelds Vorſchlag Pſalmen zu ſingen; man verteilte einige Broſchüren unter uns, eine der Damen ſetzte ſich ans Klavier und wir andern begannen alle, wie ein jeder gerade konnte, zu ſingen.

Dieſe Beſchäftigung dauerte mit einigen Pauſen beinahe an die zwei Stunden und begann uns nachgerade recht langweilig zu werden; doch war ja nichts weiter dabei zu machen und wir mußten ſchon bis zu Ende ausharren; doch verabſchiedeten wir uns mit der feſten Abſicht, Kranichfeld nie wieder zum Thee zu beſuchen.

Alles, was er zur Zeit ſeines Inſpektorats für uns gethan hat, beſtand darin, daß er uns mit einigen Profeſſoren bekannt machte. Der bedeutendſte von dieſen war der alte Hufeland, welcher mit unſerm bekannten Stourdza in verwandtſchaftliche Beziehung getreten war:

Ich ſeh' mir an — Stourdza den bibliſchen
Und dreh' mich um — Stourdza den monarchiſchen.
(Puſchkin.)

Alle dieſe Herren fielen gleich beim erſten Blick durch den Ausdruck einer gewiſſen feierlichen Ruhe auf; bei einigen kam das etwas gezwungen heraus und war eher ein künſtliches Produkt, bei den andern aber war es wirklich natürlich. Zur Zahl der letzteren gehörte nun auch Hufeland. Von hohem Wuchs und etwas bleicher Geſichtsfarbe, mit grauem Haar, einen grünen Augenſchirm über den Augen, machte er durch ſein Kinn und ſeine über dem Augenſchirm noch hoch emporragende Stirn einen imponierenden Eindruck. In

seiner feierlichen und gemessenen Sprache richtete er einige Fragen über Dorpat an uns. Hufeland hatte damals schon keine Klinik mehr, sondern hatte sich bereits zur Ruhe gesetzt und lebte ganz im Kreise seiner Familie.

Kranichfeld führte uns Mediziner auch zu Rust, dieser aber nahm uns nicht an, — wie wir später erfuhren, weil ihm Kranichfeld nicht recht sympathisch war. Frau Rust empfing uns übrigens und erklärte uns, ihr Mann liege nach einem Podagraanfall an Hysterie darnieder und könne uns daher nicht empfangen; wir aber hatten ihn gerade um die Erlaubnis bitten wollen, die Charité während der Morgen- und Abendbesuche ihrer leitenden Aerzte (Stabsärzte) besuchen zu dürfen, was sonst keinem Studierenden gestattet war.

Unser Kranichfeld zeichnete sich bald durch recht seltsame Dinge aus.

Erstens gab er im geheimen unsern Wirtsleuten die Anweisung, es sollten uns keine Hausthürschlüssel eingehändigt werden, wie das doch gewöhnlich der Fall war, sobald der Mieter abends ausging und nicht früh zurückzukehren gedachte. Ob alle unsre Wirtsleute von Kranichfeld dahin instruiert worden waren, weiß ich nicht, jedenfalls aber entdeckte die Geschichte einer von uns, Krjukow (später Professor der Philologie in Moskau), auf ganz zufällige Weise. Seine Wirtin erklärte ihm nämlich auf seine Forderung, ihm den Hausschlüssel für die Nacht zu geben, daß sie das eigentlich nicht thun dürfe.

„Warum denn nicht?" fragte Krjukow.

„Nun, Professor Kranichfeld hat es mir verboten," antwortete sie lächelnd.

Das war Krjukow doch zu viel und er eilte zu Kranichfeld, um diesen um nähere Erklärungen zu bitten.

„Ich habe gehört," sagte ihm Kranichfeld, „daß Sie häufig nachts von Hause fortgehen," und als er dann auf Widerspruch stieß und ein Wort das andre gab, platzte er mit den Worten heraus: „Solche Leute wie Sie, Herr Krjukow, haben sich bis zum schrecklichsten Verbrechen, bis zum Fürstenmord, verstiegen."

„Was, Fürstenmord?" ruft Krjukow aus. „Wir Russen haben von solch einem Verbrechen niemals auch nur gehört."

„Und der Tod von .....?" *) erwiderte ihm Kranichfeld.

„Aber was sagen Sie nur da, Herr Professor," fährt Krjukow auf, „wie hätte das nur möglich sein können? Wir wissen davon nichts und haben nie etwas darüber gehört."

---

*) Wohl Peter III. oder Paul. Schiemann.

Kranichfeld wurde ganz ſtarr, als er ſah, in welche Patſche er geraten war. Seit der Zeit ließ er Krjukow und uns alle in Ruhe.

Ich hatte gleichfalls befürchtet, in Kranichfeld einen zweiten Waſſili Matwejewitſch Perewoſchtſchikow zu finden, aber ganz im Gegenteil konnte Kranichfeld meinen Eifer im Beſuch der Hoſpitäler, des anatomiſchen Theaters und der Vorleſungen nicht genug rühmen.

Die Vorleſungen Kranichfelds galten ſelbſt für jene Zeit als vorſündflutlich, wo doch noch in hohem Maße verſchiedene philoſophiſche Ungereimtheiten in den Köpfen der Leute ihr Weſen trieben. So erzählte man ſich z. B. folgende Geſchichte von ihm.

„Die Natur," ſo ſollte er einmal im Kolleg geſagt haben, „zeigt uns überall den Ausdruck der drei chriſtlichen Kardinaltugenden: des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. So dient z. B. die ganze Klaſſe der Säugetiere als Vertreter der erſten von ihnen, des Glaubens; die Amphibien verkörpern gleichſam die Hoffnung und die Vögel die Liebe."

Dieſer myſtiſche Blödſinn in Kranichfelds Kopf hinderte ihn indes nicht, ein für die damalige Zeit recht tüchtiger Okuliſt zu ſein. Er nahm in ſauberer und recht befriedigender Weiſe die Exſtirpation der Kryſtalllinſe, des Augenſterns und dergleichen vor.

Kranichfelds Herrſchaft über uns dauerte nicht lange. Nach der Verabſchiedung des Fürſten Lieven und der Uebernahme des Miniſteriums durch den Grafen S. S. Uwarow wurde auch Kranichfeld verabſchiedet und an ſeine Stelle trat der General Manſſurow; dieſer verſchaffte uns eine Erhöhung unſres Gehaltes und befreite uns vollſtändig von der früheren moraliſchen Vormundſchaft.

60.

Während unſres Aufenthalts in Berlin kam auch Kaiſer Nikolai einmal dorthin; er war beim Botſchafter Ribeaupierre abgeſtiegen und ließ eines Tages alle Ruſſen in die Botſchaft kommen.

Ich war um dieſe Zeit gerade an einer Erkältung erkrankt und konnte daher nicht erſcheinen.

Viele andre aber waren da geweſen, darunter auch einige Polen; auf einem von dieſen blieb der Blick des Kaiſers haften.

„Warum tragen Sie eigentlich einen Schnurrbart?" fragte er in ſtrengem Ton, indem er dicht an den Betroffenen herantrat.

„Ich bin aus Wolhynien," antwortete jener kaum hörbar.

„Aus Wolhynien oder nicht, das ist ganz einerlei; Sie sind ein Russe und müssen wissen, daß es in Rußland nur Militärpersonen erlaubt ist, einen Schnurrbart zu tragen," erklärte der Kaiser mit lauter und eindringlicher Stimme.

Dann wandte er sich an Ribeaupierre und rief, indem er mit der Hand auf den unglücklichen Wolhynier wies: „Rasieren!"

Man bat den armen Kerl sofort ins Nebenzimmer und rasierte ihm dort seinen Schnurrbart ab. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

In Berlin mußte ich mich nun vor allem häuslich einzurichten suchen. Geld glaubte ich ungeachtet des unnützen Einkaufs der seidenen Taschentücher in Hamburg bis zum Ende des Semesters, d. h. bis zu der Zeit, wo wir wieder unser Gehalt bekamen, genug zu haben. Eine Wohnung mietete ich mir bei der Witwe eines kleinen Beamten in der Charitéstraße. Sie bestand aus einem freilich sehr geräumigen Zimmer, welches durch eine fest verschlossene Thür von der Wohnung meiner Wirtin getrennt war. Die Familie der Witwe bestand aus zwei halbwüchsigen Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, der ein rechter Berliner Straßenjunge war und begründete Hoffnung bot, mit der Zeit auch ein rechter Berliner Louis zu werden.

Die Ausstattung meiner Wohnung bestand aus einem Bett, einem Sofa, fünf bis sechs Stühlen, einem Schrank, einem Tisch und einer Kommode, die sich nur leider, wie sich in der Folge herausstellte, nicht ordentlich verschließen ließ. In diese unglückliche Kommode legte ich außer meinen sonstigen Sachen auch meine Brieftasche mit preußischen Assignaten, die ich vorher mehreremal durchgezählt hatte. Was nun Speise und Trank betrifft, so erwies es sich als bei weitem leichter, ein Obdach zu finden als eine einigermaßen erträgliche Art der Ernährung.

In Dorpat hatte ich mich bei der einfachen und nahrhaften Kost an Moiers Tische ganz des Wirtshausessens entwöhnt und schon die Erinnerung an Reisbrei mit Magermilch, die wässerige Suppe und den harten zähen Braten, wie sie uns im ersten Semester unsres Dorpater Aufenthalts in drei irdenen Einsatzschüsseln aus dem Höchstetterschen Gasthause in unsre Wohnung gebracht wurden — ich sage, schon die Erinnerung an diese kulinarischen Genüsse erregte in mir Uebligkeit und Widerwillen gegen jede Speise, und ich war daher froh, von meiner Wirtin zu hören, daß sie mir gern mein Mittagessen bereiten wolle.

Indes ſtellte es ſich bald genug heraus, daß Höchſtetter in Dorpat wenigſtens in der Beziehung gewiſſenhafter geweſen war, daß er die geringe Nährkraft ſeiner unverdaulichen Speiſen durch eine in Wahrheit ungeheure Menge von Material zu erſetzen ſuchte, meine Berliner Wirtin aber brachte es fertig, indem ſie mir für mein Mittageſſen ſtellte 1. eine Suppe, die noch wäſſeriger als die Höchſtetterſche war, 2. gekochtes und gebratenes Fleiſch, das noch weniger genießbar und 3. Pfannkuchen, die einfach gar nicht genießbar waren und bisweilen durch ein Stück Aal von höchſt zweifelhafter Qualität erſetzt wurden — ſie brachte es fertig, gleichzeitig damit die Menge des Gebotenen auch nicht über die engſten Grenzen deſſen hinausgehen zu laſſen, was man einigermaßen verlangen durfte.

Nachdem ich mich ſo ungefähr zwei Wochen mit dem Eſſen bei meiner Wirtin gequält hatte, wobei ich das Defizit in meiner Ernährung unter doppelten Koſten mit allem, was mir gerade in den Wurf kam, auszufüllen ſuchte, entſchloß ich mich endlich auf den Rat einiger meiner Kommilitonen zu einem Monatsabonnement in einem Reſtaurant. Nun war es aber ſehr ſchwierig, die rechte Wahl zu treffen. In einem dieſer ausſchließlich für den Bruder Studio beſtimmten Reſtaurants konnte man für drei Thaler monatlich abonnieren, ſo daß alſo das Mittageſſen auf drei Silbergroſchen zu ſtehen kam. In einem andern, Unter den Linden gelegenen Reſtaurant koſtete das Abonnement fünf Thaler, das einzelne Mittageſſen alſo fünf Silbergroſchen; in beiden Reſtaurants hatte der Abonnent das Recht, ſich nach der Karte drei Speiſen zu wählen. Nach vielem Schwanken wählte ich das Abonnement Unter den Linden.

Der Waſſerſuppe entging ich aber auch hier nicht, nur daß ſie unter der franzöſiſchen Bezeichnung „bouillon clair“ auf den Tiſch kam. Und ſo bildeten im Verlauf von mehr als einem Monat ein Teller dieſes reinen Waſſeraufguſſes, ein Stück boeuf à la mode oder Rinderbruſt au naturel und eine Portion Mehlſpeiſe mit Kompott meine Mittagsmahlzeit.

Da ich immer von hagerer Konſtitution geweſen bin, ſo weiß ich nicht, ob man infolge dieſer ungenügenden Ernährung eine durch ſie ganz erklärliche Abmagerung an mir hätte wahrnehmen können; jedenfalls empfand ich aber täglich gegen Abend, nachdem ich mich auf meinen Gängen vom alten anatomiſchen Theater hinter der Garniſonskirche zur Charité und von dort zur Ziegelſtraße ordentlich müde gelaufen, ein unwiderſtehliches Verlangen zu eſſen, welches ich durch alles mögliche Zeug, wie Limburger Käſe, Wurſt und dergleichen zu ſtillen ſuchte, um meinem Beutel möglichſt wenig Wunden

zu ſchlagen. So hoffte ich mich bis zum Ende des Semeſters durchzuklopfen. Doch es ſollte anders kommen.

Einmal trete ich an meine Kommode, um mir Geld zu holen und will meinen Augen kaum trauen, als ich meine Brieftaſche herausziehe; das Häuflein preußiſcher Fünfthaler-Aſſignaten, das mir noch neulich als ziemlich ſtattlich vorgekommen war und ſo meine Hoffnungen auf Auskommen einigermaßen begründet hatte, erſchien mir jetzt ungewöhnlich mager. Ich machte mich ſofort daran, mein Geld zu zählen und — Herr du meines Himmels! was ſtellte ſich dabei heraus? Mit dem, was ich hatte, konnte ich nicht einmal zwei Monate auskommen, bis Ende Auguſt waren es aber noch drei Monate und außerdem mußte ich für ein Privatiſſimum bei Profeſſor Schlemm Kollegiengeld zahlen. Wie hatte ich mich nur ſo in meiner Berechnung irren können? Hatte ich denn aber auch jeden Tag wirklich meine Ausgaben zuſammengerechnet und mit dem Kaſſenbeſtande in meiner Brieftaſche verglichen? Hatte ich überhaupt in auch nur einigermaßen befriedigender Weiſe über meine Einnahmen und Ausgaben Buch geführt? Nein, und abermals nein. Inzwiſchen aber wußte, oder richtiger geſagt, fühlte ich mit Gewißheit, daß ich beſtohlen ſei.

Zu wiederholten Malen hatte ich nämlich bei plötzlichem Eintreten in mein Zimmer bemerkt, wie der zukünftige Berliner Louis ſich in demſelben, ohne daß er da etwas zu ſuchen gehabt hätte, umherdrückte und ſich namentlich in der Nähe der Kommode zu ſchaffen machte. Bei näherer Beſichtigung erwies es ſich nun auch, daß ſie nicht ordentlich verſchloſſen war. Ich rief meine Wirtin und teilte ihr mit, mir ſei Geld abhanden gekommen.

Sie geriet in große Aufregung, ließ einmal aufs andre ein „Kreuzdonnerwetter“ hören und wies jeden auch nur geringſten Verdacht wider ihr Söhnlein entſchieden zurück. Nun wurde die Polizei benachrichtigt. Aber wo waren die Beweiſe, daß mir das Geld wirklich abhanden gekommen war? So kam man denn über Hin- und Herreden, Zanken und Schreien nicht hinaus. Doch was war weiter dabei zu thun? Ich ward recht nachdenklich geſtimmt, begann den Reſt meines Geldes immer bei mir zu tragen und ſuchte meine kleinen Ausgaben noch mehr einzuſchränken, ſah aber doch klar ein, daß meine Mittel trotz alledem nicht bis zu Ende des Semeſters reichen könnten.

Als ich nun in dieſer Stimmung einmal zur Garniſonskirche ins alte anatomiſche Theater ging, um, ſolange ich noch einiges Geld hatte, das Kollegiengeld für Profeſſor Schlemms Privatiſſimum

(chirurgiſche Operationen an Leichen) zu bezahlen, da ſah ich plötzlich daſelbſt eine mir ganz bekannt vorkommende Perſönlichkeit, die auch mich erkannte.

Es war das ein Student der Dorpater Univerſität, der Sohn eines reichen Petersburger Apothekers, des alten Strauch.

Der junge Strauch*) hatte, ohne ſein Studium (er war Mediziner) abſchließen zu können, die Univerſität verlaſſen und ins Ausland fliehen müſſen, weil er in einem Piſtolenduell jenen Studenten gefährlich verwundet hatte, von deſſen Halswunde ich bereits früher berichtet habe. So hatte er denn Rußland und ſeine Braut verlaſſen müſſen und war zur Beendigung ſeines Studiums nach Berlin gekommen, woſelbſt er von ſeinem Vater einen ſehr reichlichen Wechſel erhielt.

„Das trifft ſich ja ſehr gelegen," ſagte mir Strauch. „Wiſſen Sie, ich habe ſchon lange mit jemand zuſammen leben und arbeiten wollen, der mir bei meinen Arbeiten behilflich ſein könnte. Würden Sie nun nicht darauf eingehen? Ich biete Ihnen ein beſonderes Zimmer in meiner Wohnung, Koſt und Unterhalt, ſowie die Vergnügungen und Zerſtreuungen an, die ich mir ſelbſt erlaube, und verlange von Ihnen dafür nichts weiter, als daß Sie mir mit Ihrem Rat oder Ihren Erklärungen dort aushelfen, wo meine eigenen Kräfte nicht reichen."

Ich gab natürlich mit Freuden und von ganzem Herzen meine Zuſtimmung.

An die Vorſehung glaubte ich damals, zum Schaden für mich ſelbſt, nicht und hielt die Begegnung mit Strauch für einen glücklichen Zufall. Gleich am folgenden Tage zog ich zu ihm um und war ihm aufrichtig dankbar für ſeinen Vorſchlag.

Wir lebten, glaube ich, über ein Jahr zuſammen und hielten beide unſer Wort. Er ließ es mir an nichts fehlen und nahm mich auch z. B. jeden Sonntag mit ſich ins Theater. Damals waren noch die klaſſiſchen Stücke Shakeſpeares, Schillers, Leſſings und Goethes beim Publikum in Gunſt; Strauch war aber auch ein erklärter Melomane. Gewöhnlich nahmen wir eine Ueberſetzung Shakeſpeares mit uns ins Theater und verfolgten nach derſelben den Vortrag der Schauſpieler, von denen Lemm, Roth und Krelinger die Lieblinge des Berliner Publikums waren.

Auch meine Nahrung war jetzt etwas beſſer und ich pflegte täglich mit Strauch Bier zu trinken, von dem jener ein großer Lieb-

*) Der ſpäter berühmt gewordene Zoolog und Petersburger Akademiker. Schiemann.

haber war. Wenngleich wir am häufigſten in einem rein ſtudentiſchen Reſtaurant zu drei Thaler im Abonnement ſpeiſten, ſo wählten wir doch etwas beſſere Speiſen aus, für die wir eine kleine Zuſchlagszahlung entrichteten, und gingen außerdem nicht ſelten des Abends ins Wirtshaus, um noch irgend etwas zu eſſen.

In dieſem Reſtaurant gab es wirklich, wie ausgeſucht, nur Studentenſpeiſen, unter denen Schweinefleiſch mit Erbſenpurée die Hauptrolle ſpielte. Dieſes Gericht wurde von den Studenten in wirklich ungeheuerlichen Maſſen gegeſſen und dazu das Berliner ſogenannte „Weißbier“ oder die „Blonde“ getrunken; eine wichtige Rolle, aber ſchon als Delikateſſe, ſpielte auch der Sellerieſalat.

Dieſe Delikateſſe iſt mir auch daher noch in Erinnerung geblieben, weil ſie einmal in meiner Gegenwart von einem Jüdchen als leichte und nahrhafte Koſt für eine Kranke in Vorſchlag gebracht wurde.

Die Geſchichte, an die ich auch jetzt noch nicht ohne Lachen zurückdenken kann, paſſierte in der Gräfeſchen Klinik.

Der berühmte Profeſſor hatte die Gewohnheit, die Praktikanten in ſeiner Klinik nach der für dieſen oder jenen Patienten notwendigen Diät zu befragen, wobei er mitunter auch die Aufſtellung eines ziemlich eingehenden Speiſezettels für manche Fälle aus der Privatpraxis von ſeinen Praktikanten verlangte. Im vorliegenden Falle handelte es ſich um die Diät für eine ſchwächliche und blutarme Dame.

„Welche leichte und gleichzeitig nahrhafte Speiſe würden Sie wohl für dieſe Dame unter Berückſichtigung der ſchwächlichen und zarten Konſtitution derſelben in Vorſchlag bringen?“ fragte Gräfe den erwähnten jüdiſchen Praktikanten, mit welchem ich ſchon vorher des öfteren in unſerm Reſtaurant zuſammengetroffen war.

„Sellerieſalat,“ antwortete dieſer in der aufrichtigſten Ueberzeugung, daß niemand für ſeine Patientin eine angemeſſenere Speiſe werde vorſchlagen können.

Ich meinerſeits half Strauch nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen bei ſeinen Arbeiten, demonſtrierte ihm aus der chirurgiſchen Anatomie und operativen Chirurgie vor, las und repetierte mit ihm, kurz that, was nur in meinen Kräften ſtand. Nach zwei Jahren beſtand Strauch in Dorpat ſein Doktorexamen und ich hatte bei meiner Rückkehr nach Dorpat noch das Vergnügen, auf ſeinem Doktorſchmaus die Gäſte mit einer Schildkrötenſuppe zu bewirten, die mich in der Erinnerung an die Einzelheiten des Vorgangs nicht weniger herzlich lachen läßt, als die Geſchichte mit dem Sellerieſalat.

Ich kannte Strauchs Schwachheit, mit irgend etwas brillieren zu wollen, und eine große Geſellſchaft auf einem feſtlichen Eſſen in Dorpat mit wirklicher Schildkrötenſuppe zu bewirten — das wollte doch ſchon etwas beſagen.

Zufällig hatte man gerade um dieſe Zeit dem anatomiſchen Theater aus Hamburg eine ungeheure Seeſchildkröte zugeſchickt, welche natürlich ſchon längſt ſelig entſchlafen war; bei der Oeffnung der Kiſte machte ſich ein ziemlich penetranter Geruch bemerkbar und der Proſektor beeilte ſich ſo ſchnell als möglich das Fleiſch von den Knochen zu entfernen, die als Skelett aufbewahrt werden ſollten. Das Fleiſch ſollte ſchon als unbrauchbar verſcharrt werden, da gab plötzlich der Gedanke an die Möglichkeit, aus demſelben eine Suppe für das Doktorbankett herzuſtellen, dieſem Material eine höhere Beſtimmung.

Der Koch im Paſchkowſchen Reſtaurant verſtand es nun, den mythologiſchen Ueberreſten der Schildkröte einen ſo ungewöhnlichen Geſchmack zu verleihen, daß alle Teilnehmer des Banketts und vor allen natürlich Strauch ſelbſt über die bis dahin in Dorpat unerhörte Delikateſſe ganz entzückt waren. Ich aber und der Proſektor Schulz, die wußten, in welchem Stadium der Zerſetzung ſich die Schildkröte befunden hatte, aus der die Suppe bereitet war, wir ſahen einander nur von Zeit zu Zeit an und wunderten uns darüber, wie die Gäſte und wir mit ihnen ein ſo ſcheußliches Zeug ſchmackhaft finden konnten.

61.

1. Oktober 1881. Bogen 1 bis 79, d. h. mein Univerſitätsleben in Moskau und Dorpat habe ich vom 12. September bis zum 1. Oktober in leidensvollen Tagen niedergeſchrieben: Dies irae, dies illa. . . .

Ich danke Gott, daß die Leiden mich nicht der Fähigkeit beraubt haben, mich der alten Tage noch lebhaft zu erinnern, zu denken und zu ſchreiben.

Dein heiliger Wille geſchehe!

Ob ich's noch bis zu meinem Geburtstage (13. November) machen werde? Ich muß mich mit meinem Tagebuch beeilen.

* * *

Die Wiſſenſchaft befand ſich in den dreißiger Jahren in Berlin in einem Uebergangsſtadium. Nach Hegels Tode vermochte die deutſche Philoſophie nicht mehr einen ihm ähnlichen Führer zu finden, der wie er einen bedeutenden Teil der ziviliſierten Geſellſchaft Europas veranlaßt hätte, die Welt nur durch die von ihm erfundene Brille anzuſehen. Jetzt kann man ſich nur noch ſchwer vorſtellen, bis zu welchem Grade man ſowohl in Deutſchland als auch bei uns an die Hegelſche Philoſophie glaubte — ich brauche das Wort „glauben" mit voller Abſicht.

Wider den hinreißenden Zauber des Hegelianismus half nichts, weder die Stimme ſo genialer Männer wie Humboldt, welcher die herrſchende Einſeitigkeit nicht gutheißen mochte, noch das Beiſpiel der Engländer und Franzoſen, die einer rein realen Richtung in der Wiſſenſchaft huldigten.

Die Medizin ſtand damals in Deutſchland am Scheidewege. Das eigentliche Weſen dieſer Wiſſenſchaft geſtattete ihr nicht, ſich ganz der Hegelſchen Philoſophie in die Arme zu werfen, gleichwohl aber erlaubte gerade dieſe philoſophiſche Richtung aller Wiſſenſchaften der damaligen Zeit andrerſeits der Medizin auch nicht, ruhig und unbeirrt den Weg der reinen experimentellen Beobachtung zu verfolgen.

Der Transcendentalismus war eben noch allzuſehr in der Mode. Sogar in Frankreich, und in einer ſolchen Wiſſenſchaft wie die Chirurgie es iſt, rief Lyſſefranc es laut in alle Welt hinaus, bei ihm könne man finden „cette chirurgie suprême et transcendentale!"

Die Zeit meines Berliner Aufenthalts war gerade die Zeit des Uebergangs — und zwar eines ſehr ſchnellen Uebergangs — der deutſchen Medizin zum Realismus; damals begann gerade ihr Einſchwenken in die Reihe der exakten Wiſſenſchaften, welches von den Fanatikern des Realismus noch bis auf den heutigen Tag ſo gefeiert wird.

Ich aber fand in Berlin die praktiſche Medizin von ihren hauptſächlichſten realen Grundlagen, der Anatomie und der Phyſiologie, noch faſt gänzlich iſoliert vor und jene beiden Wiſſenſchaften gingen völlig ihre eigenen Wege, um die ſich die Medizin nicht im geringſten kümmerte. Ja ſogar die Chirurgie hatte nichts mit der Anatomie gemein, welche Ruſt ebenſowohl wie Gräfe und Dieffenbach ganz unbekannt war.

Als Ruſt einmal in einer kliniſchen Vorleſung von einer Operation Choparts ſprach, ſagte er in ganz naiver Weiſe: „Ich habe

ganz vergeſſen, wie dieſe zwei Knochen der Fußwurzel heißen: einer iſt konvex wie eine Fauſt und der andre im Gelenk nach innen gebogen; na, alſo von dieſen beiden Knochen wird denn nun der vordere Teil des Fußes abgenommen."

Gräfe zog zu größeren Operationen immer den Profeſſor der Anatomie, Schlemm, hinzu und erkundigte ſich bei der Vornahme der Operation beſtändig bei dieſem, ob an der betreffenden Stelle nicht gerade ein Arterienſtamm oder eine Veräſtelung ſei.

Dieffenbach ignorierte die Anatomie einfach und machte ſich darüber luſtig, wenn man die Lage der verſchiedenen Arterien berückſichtigen zu müſſen glaubte. Die Befürchtung, bei Brüchen die Baucharterie zu verletzen, hielt er für eine müßige Düftelei. „Das iſt ein Hirngeſpinſt!" pflegte er ſeinen Schülern gegenüber von der Art. epigastrica zu ſagen.

Doch nicht genug damit, hatte Dieffenbach ſo wenig auch nur der alleroberflächlichſten Vorſtellungen von der Anatomie, daß er einmal Johannes Müller ein von ihm aus der Zunge eines Stotternden ausgeſchnittenes Stück mit der Bitte überſandte, Müller möge ihm dieſen Muskel beſtimmen.

Von den Profeſſoren der Therapie und Pathologie und der kliniſchen Behandlung der inneren Krankheiten will ich ſchon gar nicht weiter reden.

Die Therapeuten kannten faſt gar nicht die objektive Unterſuchung am Krankenbett, und Perkuſſion und Auskultation fanden mehr als Dekorum ihre Anwendung.

Obduktionen von Leichen nahmen die Profeſſoren ſelbſt nicht vor, waren bei denſelben auch nicht anweſend; hätte ja doch ihre Anweſenheit daſelbſt bei ihrer völligen Unkenntnis der pathologiſchen Anatomie auch weiter gar keinen Zweck gehabt!

Einmal ſah ich bei einem Studenten, welcher gerade eine Leiche ſezierte, ein ziemlich bemerkenswertes Exemplar von Aneurisma der Lungenarterie, welches übrigens ziemlich ungeſchickt aus der Leiche herausgeſchnitten war; ich machte den Studenten auf die Seltenheit des Falles aufmerkſam und riet ihm, das Präparat dem Profeſſor der Therapie, Horn, zuzuſtellen, in deſſen Klinik ſich der Kranke vor ſeinem Tode befunden hatte.

„Was verſteht denn unſer Horn davon!" antwortete mir der Student ganz naiv.

Unter allen denen, die mit dem Stethoſkop arbeiteten, kündigte nur der junge Dr. Philipps ein Privatiſſimum an; Liebhaber dafür aber fanden ſich gar nicht.

Die pathologiſche Anatomie in dem modernen Sinne dieſes Wortes, ja auch nur im Sinn der damaligen franzöſiſchen Schule, exiſtierte von allen deutſchen Univerſitäten nur auf der Wiener. An allen übrigen Univerſitäten begnügten ſich die Profeſſoren der pathologiſchen Anatomie mit der Darlegung und Klaſſifikation verſchiedener Arten von Mißgeburten und ſelbſt Johannes Müller in Berlin that dieſes in der erſten Zeit, wo er pathologiſche Anatomie las.

Uebrigens fand ich auch ſchon Froriep in Berlin vor, der vor kurzem dahin berufen worden war. Bei ſolch einer wiſſenſchaftlichen Richtung konnte von exakter und regelrechter Diagnoſe natürlich gar keine Rede ſein. Die Deutſchen ſahen damals mit Geringſchätzung auf die franzöſiſchen Aerzte herab, von denen ſie ſagten, ſie ſeien gar keine Aerzte, ſondern bloß Diagnoſten.

Man muß geſtehen, daß in dieſem Vorwurf ein gut Teil Wahrheit ſteckt.

Die Deutſchen ſahen aber nicht vorher, daß eben dieſer Vorwurf nach einigen Jahren auch ſie ſelbſt werde treffen können.

Um dieſe Zeit nun traten auf: Johannes Müller in Berlin, die Brüder Weber in Leipzig, Schönlein, der aus politiſchen Gründen von Bayern nach Berlin flüchten mußte, und Rokitansky in Wien.

Johannes Müller gab der Phyſiologie eine neue oder doch wenigſtens nach Haller vergeſſene Richtung, und durch ihn wurden die mikroſkopiſchen Unterſuchungen und die Entwickelungsgeſchichte, das exakte phyſiſche Experiment und die chemiſche Analyſe der deutſchen Phyſiologie zu Grunde gelegt.

Die an glänzenden Reſultaten ſo reiche Herrſchaft Müllers in der Phyſiologie zerfiel nachher, wie das Reich Alexanders des Großen, in mehrere Einzelgebiete, die von ſeinen Heerführern regiert wurden. Das konnte auch anders gar nicht ſein, doch gab es eine Zeit, wo Johannes Müllers Herrſchaft auf dieſem Wiſſensgebiete faſt unbeſtritten war und nur von den Brüdern Weber geteilt wurde.

Die Schönleinſche Klinik in Zürich verdankte ihren durch ganz Deutſchland verbreiteten Ruhm ihrem genialen Leiter, der es verſtand, die reale Richtung mit kühnen Theorien zu verbinden, wie ſie nicht umſonſt ſo lange in den Köpfen der hervorragendſten Aerzte die herrſchende Rolle geſpielt hatten. Es gingen daher nicht zwei Jahre hin, bis Schönlein von Zürich nach Berlin berufen wurde. Nicht viele der führenden Männer dieſer Wiſſenſchaft haben ſich ſolch einen Namen wie Schönlein gemacht, ohne auch nur ein einziges Werk hinterlaſſen zu haben, wenn man natürlich von den

durch seine Schüler ziemlich nachlässig zusammengestellten Vorlesungen absehen will.

Die Brüder Weber in Leipzig hatten sich in ganz selbständiger Weise denselben Weg wie Müller erwählt, doch übertreffen ihre Arbeiten an Exaktheit der Resultate wohl selbst diejenigen Müllers. Besonders genial war der Physiker Weber, welcher hernach Professor der Physik in Göttingen wurde. Niemals habe ich einen Menschen gesehen, bei dem ein hochbedeutender Geist und so ungewöhnliche wissenschaftliche Begabung in einem so unansehnlichen Körper gewohnt hätten, wie bei diesem Manne. Endlich war Wien in den dreißiger Jahren die einzige deutsche Universität, an welcher unter Leitung eines erfahrenen Lehrers (Rokitanskys) die pathologische Anatomie auch wirklich, d. h. unter beständigem Sezieren von Leichen, getrieben wurde. Doch davon wußte, oder richtiger gesagt, dafür interessierte man sich in Deutschland wenig, und nur Ausländer gingen zum Studium der pathologischen Anatomie nach Wien.

Gleich im ersten Semester belegte ich bei Schlemm Uebungen an Leichen (privatim) und Uebungen in chirurgischen Operationen an Leichen (Privatissimum), sowie eine klinische Vorlesung bei Rust in der Charité; bei Gräfe wollte ich als Praktikant in dessen Klinik in der Ziegelstraße und in der Augenklinik in der Charité arbeiten; endlich gedachte ich bei Dieffenbach ein Privatissimum in der operativen Chirurgie zu hören. Einige von diesen Vorlesungen, wie z. B. Dieffenbachs Privatissimum, verschob ich bis zum nächsten (Winter-) Semester. In derselben Weise arbeitete ich nun auch die übrigen Semester während meines Berliner Aufenthalts und nur zuweilen sparte ich mir eine Stunde ab, um auch in andern Vorlesungen zu hospitieren.

Gleich von vornherein gewannen wir beide, ich junger Kerl von dreiundzwanzig Jahren und der schon ziemlich bejahrte Professor Schlemm, einander lieb. Er sah in mir den Ausländer, welcher seine Lieblingsbeschäftigungen lieb hatte, und außerdem vieles aus jenen Gebieten der Anatomie kannte, mit denen er selbst sich nur wenig beschäftigen konnte. Er lobte meine Arbeiten über die Becken- und Leistenfaszien, die Arterienwandungen u. s. w. in hohem Grade.

Schlemms Technik war eine glänzende und seine feinen anatomischen Präparate (von Gefäßen und Nerven) zeichneten sich durch Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit der Ausführung aus. Er erzählte mir auch von seinem berühmten Streit mit Arnold. Er hatte nämlich an die Arnoldsche Entdeckung des Gehörnervenknotens (Gangl.

oticum) nicht glauben wollen und hielt den letzteren für ein einfaches Zellengewebe. Nun ſchickte ihm Arnold ſein Präparat mit dem Gehörnerven zu. Bei der Unterſuchung dieſes Apparats entdeckte aber Schlemm mit ſeinen, wenn auch ſchielenden, ſo doch ſcharfen Augen an der Stelle des Knotens einen feinen Seidenfaden, der denſelben mit einem Nervenzweige verband. Nun ging der Streit los und es gelang erſt Johannes Müller, der ſich hoher Achtung bei Schlemm erfreute, denſelben dadurch beizulegen, daß er Schlemm mit dem Mikroſkop nachwies, daß es wirklich ein Nervenknoten war und Arnold den Seidenfaden nur gebraucht hatte, um einen zufällig vom Knoten losgelöſten Nervenzweig wieder zu befeſtigen.

Schlemm war nicht nur ein vortrefflicher Techniker auf dem Gebiet der Anatomie, ſondern auch ein ganz ausgezeichneter Operateur. Doch operierte er nie am lebenden Körper, ſondern nur an der Leiche, wahrſcheinlich nach dem Hallerſchen Ausſpruch: „ne nocuerim veritus“. Um ſeines gleichmäßigen, immer ruhigen und poſitiven Weſens willen war Schlemm ſehr beliebt. Man hätte ihn für ſein ruhiges und freundliches: „Sehen Sie wohl,“ küſſen mögen, womit er jede Rede begann. „Sehen Sie wohl, meine Herrn,“ klingt mir auch jetzt noch in der Erinnerung angenehm in meinem Ohr nach.

Ungeachtet deſſen, daß ich mit Schlemm nahe bekannt war und täglich einige Stunden mit ihm verbrachte, habe ich ihn doch niemals erregt oder zornig geſehen.

Ich war einmal ganz verwundert darüber, mit welch unnachahmlichem Phlegma er einen jungen Federfuchſer, den Sohn eines ziemlich wohlhabenden Weinhändlers, abfahren ließ, welcher mit einem Briefe ſeines Vaters aus der Provinz zu Schlemm gekommen war. Schlemm las den Brief durch und gab ihm dann, ohne ſich im geringſten zu genieren, im ruhigſten Tone folgende Antwort: „Sehen Sie wohl, ich bin bereit zu thun, worum Ihr Vater mich bittet. Er bittet mich, ich möchte Sie ohne Honorar zum Beſuche meiner Vorleſungen zulaſſen und außerdem auch noch meine Kollegen erſuchen, Ihnen gleichfalls zu geſtatten, ihre Vorleſungen unentgeltlich zu hören. Gut, ich will darauf eingehen, doch möchte ich in dem Falle auch Ihren Herrn Vater bitten, mir den Wein aus ſeinen Kellereien umſonſt zu liefern und ebenſo ſeine Geſchäftsfreunde um das gleiche zu erſuchen.“

Schlemm und Müller arbeiteten in demſelben Gebäude (dem alten anatomiſchen Theater), welches für ſeine Zwecke gänzlich ungeeignet war und in der Folge durch das neue anatomiſche Theater

unter der Leitung meines guten Freundes Reichardt erſetzt worden iſt. Dort habe ich häufig Müller und den ihn umgebenden Kreis berühmter Männer geſehen, wie z. B. Hähnle, Svan und andre.

Den Kurſus der Phyſiologie habe ich bei Müller nicht hören können, da die Stunden mit denen meiner kliniſchen Beſchäftigungen zuſammenfielen, von denen ich nichts opfern mochte. Uebrigens wäre vor allem der Beſuch der Vorleſungen notwendig geweſen, an denen Müller Demonſtrationsübungen an Tieren (vornehmlich an Fröſchen) und mit dem Mikroſkop anſtellte; alles übrige hätte man auch ſpäter in ſeiner Phyſiologie nachleſen können.

Von ſeinen Verſuchen mit Fröſchen machte um jene Zeit derjenige am meiſten Aufſehen, welcher die von Ch. Bayle entdeckten verſchiedenen Funktionen der zwei Nervenſtämme (des vorderen und des hinteren) in unbeſtreitbarer Weiſe beſtätigte. Nach Müllers Meinung vermochte kein Experiment an einem Warmblüter (wie das auch andre ſchon vor ihm gethan hatten) ſo klar die zwei verſchiedenen Funktionen (der ſenſiblen und der motoriſchen) der Rückennervenſtämme nachzuweiſen, wie das Experiment am Froſch. Und in der That hatte vor Müller wenigſtens in Deutſchland niemand poſitiv an die berühmte Entdeckung Ch. Bayles geglaubt.

Müller war in ſeinen Vorleſungen ſehr berechnend: er ließ niemand zum Beſuch derſelben zu, der das für die damaligen Zeiten recht beträchtliche Honorar nicht erlegt hatte und beobachtete während der Vorleſung jeden in den Hörſaal Eintretenden mit der größten Aufmerkſamkeit. Einmal ſtand er z. B. plötzlich vom Katheder auf und trat mit der Frage an einen eben eingetretenen Hörer heran: „Haben Sie eine Eintrittskarte?“ Eine ſolche fand ſich bei jenem nicht vor und er mußte ſich entfernen, während der am Eingang ſtehende Diener, der die Karten abzunehmen hatte, ſeiner Stellung entſetzt wurde.

Schlemms und Müllers Geſichtszüge deuteten gleich beim erſten Blick auf ſie zwei ganz verſchiedene Charaktere an, verſchieden voneinander wie Mond und Sonne. Das runde, breite und ruhige Geſicht Schlemms ſah einen wie der Vollmond an, während Johannes Müller durch ſein klaſſiſches Profil, ſeine hohe Stirne und zwei Falten zwiſchen den Augenbrauen imponierte, welche ſeinem Blick etwas Finſteres gaben, obſchon ſeine ausdrucksvollen Augen im Grunde nur feſt und durchdringend in die Welt blickten. Einem Neuling war es ebenſoſchwer, Müller gerade ins Auge zu ſehen, wie der Sonne.

Die kliniſchen Vorleſungen Ruſts in der Charité galten damals unter den jungen deutſchen Aerzten als muſtergültig für ganz Deutſchland. Und in der That war Ruſt in gewiſſem Sinne der größte Realiſt unter den damaligen Aerzten. Er wollte ſeine Diagnoſe ausſchließlich nur auf die objektiven Krankheitsanzeichen gründen und verlangte deshalb in ſeiner Klinik von ſeinen Praktikanten, ſie ſollten, bevor ſie den Kranken nach der Analyſe und ſubjektiven Symptomen befragten, zunächſt das beachten, was ſie mit den eigenen Sinnen ſehen und fühlen könnten. Ein vortreffliches Prinzip. Befragungen und Auseinanderſetzungen von Patienten, beſonders von ungebildeten, dienen nicht ſelten dazu, die Wahrheit zu verdunkeln, ſtatt ſie zu enthüllen. Doch verfügt die Medizin noch nicht einmal jetzt (von Ruſts Zeiten ganz zu ſchweigen) über einen ſolchen Vorrat von verläßlichen, phyſiſchen oder organiſchen, d. h. objektiven Symptomen, daß man auf denſelben weiter bauen dürfte, ohne zu Befragungen des Patienten ſeine Zuflucht zu nehmen und mit auf Grund der Ausſagen desſelben ſeine Diagnoſe zu ſtellen. So mußte denn Ruſt in ſeinem Selbſtvertrauen bei dem geringen Vorrat an ſicheren phyſiſchen Krankheitsanzeichen, ob er wollte oder nicht, eine ganze Menge von imaginären zulaſſen.

Da er bei dem damaligen Zuſtande der pathologiſchen Anatomie keinen ſicheren organiſchen Boden unter den Füßen hatte, ſo führte er in die Diagnoſe höchſt zweifelhafte Krankheitsanzeichen und Unterſcheidungsmerkmale nach Dyskraſien und Miſchungen nach Dyskraſien ein. „Rheumatiſcher, arthritiſcher, ſkrofulöſer Natur“ — dieſe Bezeichnungen hörte man in Ruſts Klinik beſtändig bei der Beſtimmung von Krankheiten. Nicht genug damit, griff Ruſt nach ſeinem Prinzip: „pro majore (non Dei, sed Rusti) gloria“ in ſeiner Klinik auch zum Charlatanismus. Seine Stabsärzte mußten ihm vor ſeiner kliniſchen Vorleſung über die Krankheiten der neueingetretenen Patienten berichten und er ſtellte dann vor ſeinen Zuhörern ſcheinbar nach ausſchließlich objektiven Merkmalen ſeine Diagnoſen. Mitunter geriet er dabei aber in arge Verlegenheit. So berichtete ihm einmal ein Stabsarzt über zwei Patienten, von denen der eine mit einem Bruch des Schlüſſelbeins, der andre mit einer infolge eines Blitzſchlages entſtandenen Schulterlähmung in die Charité gekommen war. Man brachte beide in den Hörſaal.

„Was iſt das?“ fragte Ruſt einen Praktikanten, indem er auf einen der Patienten hinweiſt, welcher den Ellbogen des einen Armes mit der andern Hand feſthielt.

Der Praktikant will die Unterſuchung beginnen.

„Das iſt gar nicht nötig," ruft Ruſt aus, „hier kann man auf den erſten Blick par distance den Thatbeſtand richtig beſtimmen."

Alle hörten und ſahen mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu.

„Das iſt unzweifelhaft ein Bruch des Schlüſſelbeins," behauptet Ruſt, „was man ſchon aus der Körperhaltung erkennen kann . . ."

In dieſem Augenblick tritt ſein Stabsarzt leiſe an ihn heran und flüſtert ihm etwas ins Ohr.

„Hm, hm," erklärte nun Ruſt raſch gefaßt, „das iſt nämlich der andre Kranke da; dieſer hier iſt durch einen Blitzſchlag gelähmt."

Wenn es damals den Zuhörern erlaubt geweſen wäre, die Patienten in den Krankenhäuſern der Charité ſelbſt zu beſuchen, ſo hätten ſich ſicher ſolche diagnoſtiſche Verſehen noch bei weitem häufiger herausgeſtellt; ſo aber war die Einrichtung getroffen, daß der neueintretende Patient in den kliniſchen Hörſaal kam; hier beſtimmte man die Krankheit ſowie die Art ihrer Behandlung, brachte dann den Kranken fort und ließ ſpäter nichts weiter von ihm hören.

Aber ungeachtet aller dieſer Vorſichtsmaßregeln kam es doch gleichwohl nicht allzuſelten vor, daß eine von Ruſt nach allen Regeln ſeiner berühmten Helkologie, d. h. nach allen objektiven Merkmalen als unzweifelhaft arthritiſch bezeichnete Wunde (ulcus arthriticum) ſich nach der Befragung des Patienten als ohne alle anderweitigen arthritiſchen Kennzeichen herausſtellte. Dies hinderte ihn indes nicht, ein ſolches Wundgeſchwür als arthritiſch auf Grund deſſen zu beſtimmen und zu behandeln, daß andre Anfälle von Podagra noch in der Folge auftreten könnten.

Unter anderm erzählte man ſich noch ein komiſches, aber vermutlich erfundenes (ben trovato) qui pro quo aus Ruſts Klinik.

Ruſts Sohn, ein junger, bis zur Dummheit beſchränkter Doktorand, welcher ſich als Praktikant hatte einſchreiben laſſen, ſollte nämlich zur Beſtimmung der betreffenden Krankheit einen eben erſt in die Charité gekommenen alten Mann zugewieſen erhalten haben, welcher an einem großen blutenden (wahrſcheinlich varikoſen) Wundgeſchwür am Beine litt.

Nach der Ruſtſchen Helkologie mußte dasſelbe unbedingt hämorrhoidaler Natur ſein, doch zerbricht ſich der junge Ruſt vergebens darüber den Kopf. Der Alte will ſeinen Sohn aus der Verlegenheit ziehen und ſucht ihm durch verſchiedene Andeutungen in der Diagnoſe zu Hilfe zu kommen. Da aber gar nichts verfangen will, ſo ſagt der Alte endlich zum Sohn: „So erinnere dich doch, woran dein Vater ſo häufig im Leben gelitten hat! Nach ſeiner gewöhnlichen Krankheit benenne eben auch dieſe Wunde hier am Bein."

„Ulcus syphiliticum!“ platzte plötzlich der edle Sproſſe heraus.

„Schafskopf!“ brummte der Alte zwiſchen den Zähnen hervor und rief einen andern Praktikanten auf.

Ungeachtet aller dieſer Mängel übte aber die Ruſtſche Methode der Diagnoſe durch ihre anſcheinend ſo poſitive Exaktheit damals auf alle eine ſolche Anziehung aus, daß ſie auch von andern Klinikern angenommen wurde. Ich ſelbſt habe mich, wie ich gern geſtehen will, in den erſten Jahren meiner kliniſchen Thätigkeit in Dorpat zu dieſer Methode gehalten und in der ſtudierenden Jugend durch ſie ein lebhaftes Intereſſe geweckt, und jetzt, wo der Objektivismus in der Medizin bei weitem exakter und verläßlicher geworden iſt, halte ich auch noch die vorherige Diagnoſe nach ausſchließlich objektiven Merkmalen und vor der Befragung des Patienten für ſicherer; ich möchte indes keinem jungen Arzt raten, ſich allein auf dieſe vorläufige Krankheitsdiagnoſe zu verlaſſen, da ich es für unumgänglich notwendig halte, nach der Befragung und den Auseinanderſetzungen des Patienten die objektive Diagnoſe zu wiederholen, welche nicht ſelten nach der Befragung noch eine neue Unterſuchung erforderlich macht.

Ruſt hatte ſich zum Gehilfen in der Charité Dieffenbach auserwählt und dieſem den operativen Teil übertragen. Schwerlich iſt Ruſt ſelbſt jemals ein guter Operateur geweſen; vielleicht hat es ihm nicht an Kühnheit, jedenfalls aber an Gewandtheit und anatomiſchen Kenntniſſen gefehlt. Zu meiner Zeit operierte er ſchon nicht mehr; nur einmal kam es in Dieffenbachs Abweſenheit vor, daß er zum Meſſer greifen mußte, um einen großen eingeklemmten Bruch zu operieren.

„Ich will Ihnen einmal zeigen,“ ſagte er ſeinen Zuhörern, „wie der alte Ruſt operiert,“ — und mit dieſen Worten that er einen kühnen Schnitt in den Bruchſack.

Ob er nun eine Nekroſe des Darmes vermutet hatte oder denſelben zugleich mit dem Bruchſack hatte aufſchneiden wollen, das weiß ich nicht; es wußte das auch niemand von uns allen, die wir der ganzen Prozedur von ferne zuſahen; das aber iſt eine Thatſache, daß gleich nach Ruſts kühnem Schnitt dem Kranken unter Pfeifen Winde entfuhren, und ein wahrer Strom von Exkrementen ſich aus dem Darm ergoß. Wie gewöhnlich hörte man dann gar nichts weiter von demſelben.

Das Anſehen Dieffenbachs, der ſich zu der Zeit mit Ruſt noch nicht überworfen hatte, wuchs immer mehr und ſeine plaſtiſchen Operationen hatten ihm ſchon damals einen großen Namen gemacht.

Und in der That war er in plaſtiſchen Operationen geradezu ein Originalgenie. Dieffenbachs Erfindungsgabe in dieſer chirurgiſchen Spezialität war unbegrenzt.

Eine jede ſeiner plaſtiſchen Operationen zeichnete ſich durch irgend etwas Neues, Improviſiertes aus. Und dieſe ungewöhnliche techniſche Fertigkeit hatte er ſich bei höchſt beſchränkten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und trotz völliger Unkenntnis der Phyſiologie und Anatomie erworben! Außer ſeinen plaſtiſchen Operationen führte Dieffenbach auch Bruchſchnitte in tüchtiger und gelungener Weiſe aus; in andern Operationen aber zeigte er ſich nichts weniger denn als Meiſter. Man erzählte ſich, daß Dieffenbach ſeine große Gewandtheit im Zunähen der Wunden erworben habe, da er lange Zeit ſogenannter „Flicker“ bei den Studentenduellen in Königsberg geweſen ſei; eben dort habe er auch in der Reitſchule praktiziert. Dieffenbach war ein ausgezeichneter Reiter.

Von Anſehen war es ein unterſetzter, breitſchulteriger Mann von etwa vierzig Jahren, mit klugem, hübſchem Geſicht, hoher Stirn, römiſcher Naſe, kleinen, von unten blickenden klugen Augen, aber einer dünnen und ſchwachen Stimme, die zu ſeiner breitgebauten Bruſt in keinem Verhältnis ſtand. Dieffenbachs Privatiſſimum, welches ſehr teuer war (jeder von ſeinen ſieben Zuhörern hatte vier große Friedrichsdor zu zahlen), war mir nur inſofern von Nutzen, als es mir Gelegenheit gab, einige bemerkenswerte und damals noch neue plaſtiſche Operationen zu ſehen; alles andre, was Dieffenbach uns auf dieſem Privatiſſimum auseinanderſetzte, war keinen Heller wert. Er zeigte uns einige ſeiner plaſtiſchen Operationen an der Leiche, wobei er nach ſeiner Gewohnheit ſehr undeutlich ſprach und die einzelnen Worte gleichſam widerſtrebend hervorbrachte. Zum Redner taugte er nicht und man mußte ihn nicht hören, ſondern in ſeiner Spezialität als Operateur ſehen.

Mit Gräfe und ſpäter auch mit Ruſt lebte Dieffenbach in ausgeſprochener Feindſchaft.

Mit Gräfe deshalb, weil jener eine ganz anders geartete Natur war, und mit Ruſt, weil dieſer ihn in der Charité nicht recht neben ſich aufkommen ließ, und außerdem einmal auf einer Konſultation bei einem Baron von Altenſtein, welcher an einer Karbunkel litt, ohne ſich weiter mit den andern Aerzten ins Benehmen zu ſetzen, eigenmächtig das Heilverfahren abgeändert hatte, wobei er Dieffenbach gleichſam zur Entſchuldigung ſeiner Unhöflichkeit ſagte: „Sie ſind doch einer von meinen Leuten,“ worauf Dieffenbach erwidert hatte: „Ich bin kein Leibeigener.“

Nach dieſem Streit wetterte Dieffenbach zuweilen in unſrer Gegenwart aufs fürchterlichſte gegen die Charité: „Das iſt eine reine Mordgrube," ſo pflegte er wohl zu ſagen, und er hatte recht damit. Die Charité war, ſolange ich in Berlin weilte, ein reines Reſervoir von Hoſpitalbrand und Blutvergiftung.

Ja auch noch lange nachher, im Jahre 1864, als ich die Klinik des Profeſſors Jungken in der Charité beſuchte, war der Hoſpitalbrand aus derſelben nicht verſchwunden und Jungken pflegte, um denſelben zu verhüten, nach ſeinen Operationen die noch friſchen Wunden mit dem glühenden Eiſen auszubrennen. So brannte er z. B. in meiner Gegenwart nach Entfernung eines großen Sequeſters aus dem Hüftknochen die geſamte Wundöffnung aus Vorſicht mit dem glühenden Eiſen aus.

Auch Ruſt ſelbſt bekam damals ſo manches von Dieffenbach ab, und der letztere genierte ſich nicht, ſich vor aller Welt und wo er nur konnte über Ruſt luſtig zu machen.

In der That hatte Ruſts Aeußeres für viele nichts gerade ſehr Einnehmendes. Er war ein alter Podagriker von kleinem und gedrungenem Wuchs, mit langen, dichten, grauen Haaren, die ſich ſcharf von dem feuerroten Fond ſeines breiten, groben Geſichts abhoben; nur die Augen hatten ihren Glanz nicht verloren, ſondern ſchauten klug und lebhaft unter den überhängenden grauen Augenbrauen und der großen ſilbernen Brille hervor; ſeinen Kopf bedeckte eine grüne Tuchmütze, welche er auch in ſeinem kliniſchen Hörſaal aufbehielt. Er trug nicht ſelten Plüſchſtiefel und mußte unter den Füßen immer einen Teppich haben.

Kein Wunder, daß dieſes originelle Aeußere ſeinen Feinden Stoff zu mancherlei biſſigen Sarkasmen gab. So bemerkte z. B. Dieffenbach einmal in einer vielbeſuchten Abendgeſellſchaft, wo viel von alten Zeiten die Rede war, auf die Aeußerung eines Profeſſors, Ruſt ſei vor gar nicht ſo langer Zeit noch „Gelbſchnabel" genannt worden, — die Bezeichnung „Blauſchnabel" wäre für Ruſt bei weitem paſſender.

Uebrigens machte nicht allein Dieffenbach Ruſt zur Zielſcheibe ſeiner Spöttereien. Selbſt der Kronprinz, welcher Ruſt mochte und ihn zu ſeinem Leibarzt ernannt hatte, fertigte einmal eine ſehr komiſche Karikatur von Ruſt an, welche dann lange Zeit in den Schaufenſtern der Läden Unter den Linden ausgeſtellt zu ſehen war.

Ruſt trat nämlich für die Landſperre während der Cholera ein und hatte dadurch die ganze Bevölkerung wider ſich aufgebracht. Aus dieſer Veranlaſſung erſchien nun die Karikatur, welche einen,

in einen Käfig eingeſperrten großen Sperling, aber mit Ruſts Geſichtszügen, darſtellte und folgende Unterſchrift trug:

„Passer rusticus.“

„Der gemeine Landſperling.“

Dieffenbach machte während unſres Berliner Aufenthalts eine Reiſe nach Paris, wo er in der Lyſſefrancſchen Klinik vor einer Pariſer Zuhörerſchaft mit ſeiner Blepharoplaſtik (künſtliche Bildung des unteren Augenlides) debütierte. Er fühlte ſich durch den freundlichen Empfang, den er bei den Franzoſen gefunden hatte, ſichtlich geſchmeichelt, und erzählte uns nach ſeiner Rückkehr öfters, wie liebenswürdig Lyſſefranc und andre ſich gegen ihn benommen und wie das ganze Auditorium ihm für die bisher noch nirgends geſehene Operation Beifall geklatſcht habe.

Dafür hatten aber Dieffenbach die Engländer und Velpeau ſehr wenig gefallen.

„Velpeau,“ ſo ſagte er uns einmal, „das iſt ſo eine Art anatomicus chirurgicus,“ — nach Dieffenbachs Anſchauung war das die allerſchlechteſte Empfehlung für einen Chirurgen — „und die Engländer, das ſind ja die reinen Beefſteaks. Stellen Sie ſich vor,“ ſo fuhr er fort, „der alte Aſtley Cooper, den ich gerade auf ſeiner Durchreiſe in Paris traf, vermutete in mir einen franzöſiſchen Arzt aus dem Hoſpital St. Louis; er hatte alſo vorher nie etwas von mir gehört und behandelte mich nun auch dem entſprechend.“

Velpeau blieb übrigens Dieffenbach nichts ſchuldig. Als ich ihn während meiner Anweſenheit in Paris im Jahre 1837 beſuchte, da äußerte er ſich folgendermaßen über das Berliner Genie: „Kennen Sie die Bedeutung unſrer Worte Gascon und Gasconade?“

„Gewiß.“

„Nun, dann kann ich Ihnen nur ſagen, daß mir Herr Dieffenbach wie ein Gascon und ſeine verſchiedenen Heldenthaten wie Gasconaden vorgekommen ſind.“

Man muß geſtehen, daß in dieſer Bemerkung Velpeaus ein gut Teil Wahrheit ſteckt.

Profeſſor Jungken, Okuliſt und Kliniker in der Charité, gehörte gleichfalls zu Ruſts Anhängern, und wenn ich mich nicht irre, ſo iſt er es auch bis zu Ende geblieben. Es war das ein rechter Doktrinär vom reinſten Waſſer. Er ſtellte ſowohl ſeinen Schülern als auch, wie ich glaube, ſich ſelbſt die moderne Lehre, d. h. das, wozu er ſelbſt und Ruſt gelangt waren, als etwas Abgeſchloſſenes und keinem Zweifel Unterliegendes vor, und ein Fortſchritt war ſeiner Meinung nach nur noch in derſelben Richtung möglich. So mußte

man wenigſtens nach ſeinen kliniſchen Vorleſungen annehmen. Nicht der geringſte Zweifel ward zugelaſſen und alles war deutlich und klar wie das Einmaleins. Blennorrhöen des Auges durften z. B. nur antiphlogiſtiſch behandelt werden.

Als Jungken einmal vor uns einen Fall von ſehr ſtarker Augenblennorrhöe behandelte, verordnete er ſein gewöhnliches Heilverfahren: Blutegel und Eisumſchläge, und erklärte uns mit ungewöhnlichem Selbſtvertrauen: „Ich breche den Stab über den Kopf desjenigen Arztes, der nicht im ſtande iſt, eine ſolche Blennorrhöe zu kurieren.“

Nach drei Tagen erwieſen ſich beide Augen infolge eiteriger Verſchwärung der Hornhaut als verloren, und Jungken konnte nur noch an dem Bette des unglücklichen Blinden ſtehen und ſchweigend die Achſeln zucken. Da er aber ein ehrlicher und gewiſſenhafter Arzt war, ſo verheimlichte er dieſen unglücklichen Fall vor uns nicht, obgleich er das ebenſo leicht wie die andern hätte thun können. —

Die Nationalität Gräfes ließ ſich nach ſeinem Aeußeren kaum feſtſtellen; dieſes letztere deutete ebenſowohl auf deutſche, wie auch auf ſlaviſche Abkunft. Seine Gegner hatten ſogar das Gerücht verbreitet, er ſei ſemitiſcher Abſtammung.

Unzweifelhaft iſt nur eins, was auch Gräfe ſelbſt zugeſtand, — nämlich daß er aus Polen gebürtig war und daſelbſt ſeine Jugend verbracht hatte.

Bei weitem charakteriſtiſcher als Gräfes Phyſiognomie war ſeine Haartracht, die in ihrer Art ein Unikum darſtellte: die langen, faſt ſchwarzen, ſtellenweiſe ergrauten Haare pflegte er ſich nämlich ganz glatt anzuſtreichen und in der Weiſe von rechts nach links zu kämmen, daß ſie einen beträchtlichen Teil der Stirn faſt bis zu den dichten, ſchwarzen Augenbrauen bedeckten. Seinem vollen, runden Geſichte gab dieſe Haartracht ein ſeltſames, puppenähnliches Anſehen.

Gräfes charakteriſtiſcher Zug war eine ausgeſuchte Höflichkeit jedermann gegenüber. An ſeine Zuhörer wandte er ſich nie anders als mit der Anrede: „Meine hochgeſchätzten, verehrten Herren,“ und Kranke aus den unteren Klaſſen redete er mit: „Mein liebſter Freund“ an.

Wenn aber etwas nicht nach ſeinem Sinne war, ſo verlor er leicht die Faſſung, und man konnte daraus erſehen, daß ſeine Höflichkeit und ſcheinbar unverwüſtliche Ruhe nichts ihm Natürliches waren.

Es war ein durchaus guterzogener Mann, der ſowohl darin wie in allem übrigen einen völligen Kontraſt zu Ruſt bildete, woraus es denn auch erklärlich erſchien, daß ſie wie Hund und Katze mit-

einander lebten. Immer aufs ſauberſte friſiert, immer elegant gekleidet oder in ſeine enge blaue Uniform mit breiten Epauletten geſteckt, trat Gräfe leiſe und in dem trippelnden Gange eines Tabetikers in den Hörſaal, verbeugte ſich nach allen Seiten und begann, indem er den ganzen Hörſaal mit ſeinem Blick überflog, in flötendem Tone: „Meine hochgeſchätzten Herren.“

Ruſt dagegen pflegte in ſeiner alten grünen Mütze, mit ſeinen unter ihr hervortretenden, bis auf die Schultern herabhängenden wirren grauen Haaren und einem Rohrſtock zu erſcheinen, den er nicht aus den Händen ließ und mit dem er während der ganzen Vorleſung zu geſtikulieren gewohnt war. „Was iſt das für eine Geſchwulſt? Was iſt das für eine Röte?“ pflegte Ruſt zu fragen, indem er von ferne mit dieſem Stock auf die kranke Stelle des Patienten hinwies.

Statt ſüßen Flötens und feinen, rückſichtsvollen Benehmens kamen hier Dinge vor wie: „Donnerwetter, ſind Sie toll!“ u. ſ. w.

Ruſts Klinik beſuchten alle, um die Orakelausſprüche eines originellen Arztes zu vernehmen. Von den Operationen, welche in der Charité vorgenommen wurden, ſagten die allerunerfahrenſten Studenten, daß man dort lernen könne, wie man Operationen nicht machen müſſe. Ruſt hatte ſeine fanatiſchſten Anhänger unter jungen Aerzten und Zuhörern.

Gräfes Klinik beſuchte man, um einen wahren Meiſter und virtuoſen Operateur zu ſehen. Seine Operationen imponierten allgemein durch ihre Gewandtheit und Akkurateſſe, ſowie durch die Sauberkeit und ungewöhnliche Schnelligkeit der Ausführung. Gräfes Aſſiſtenten und ſpeziell ſein Hauptaſſiſtent, Dr. Angelſtein, ein bereits älterer und erfahrener Praktiker, der auch in der Stadt ſeine eigene bedeutende Praxis hatte, kannten alle Anforderungen und alle chirurgiſchen Gewohnheiten und Handgriffe ihres berühmten Meiſters auswendig.

Angelſtein hatte überall um ſich die Gräfeſchen Inſtrumente umherliegen, und man brauchte ihm während der Operation nicht zu ſagen, daß er das eine oder das andre thun ſolle, vielmehr geſchah alles wie von ſelbſt und ohne weitere Rede und Anweiſung. Gräfe hatte ſich für jede Operation eine Menge der verſchiedenartigſten Inſtrumente ausgedacht, die jetzt ſchon faſt in Vergeſſenheit geraten ſind, von denen aber damals viel Aufhebens gemacht wurde und die der Erfinder ſelbſt immer benutzte. Uebrigens verſtand auch nur er ſelbſt ordentlich mit ihnen umzugehen. In Gräfes Klinik verdiente beſondere Anerkennung, daß alle Praktikanten die Kranken

und Operierten immer im Auge behalten durften und auch ſelbſt zur Vornahme von Operationen zugelaſſen wurden, freilich nur nach Gräfeſcher Methode und mit den Inſtrumenten ſeiner Erfindung.

Ich als Praktikant bekam auch drei Operationen zu machen, nämlich zwei Fettgeſchwülſte auszuſchneiden und einen Daumen aus dem Gelenk herauszunehmen. Gräfe war mit mir zufrieden, obgleich er nicht wußte, daß ich dieſe Operationen zehnmal beſſer gemacht hätte, wenn ich nicht ſo ungeſchickte und für mich ſo wenig bequeme Inſtrumente gehabt hätte.

Gräfe war unzweifelhaft von Natur aus ſehr geſchickt und gewandt, denn ſonſt hätte er ohne jede Kenntnis der Anatomie und ohne Uebungen an der Leiche (Gräfe meinte, daß ſolche Uebungen von gar keinem Wert für Operationen am lebenden Körper wären) ſicherlich kein ſo wahrhaft bedeutender Virtuoſe in der Chirurgie werden können.

Uebrigens ließen ſeine fleiſchigen, runden und kurzen Finger durchaus keine beſondere Gewandtheit erwarten.

Jährlich an Gräfes Geburtstag veranſtalteten ſeine Zuhörer und Praktikanten, die größtenteils Ausländer waren, eine Kollekte, kauften einen Becher oder einen andern paſſenden Gegenſtand und brachten denſelben, nachdem ſie ihn mit einer entſprechenden Inſchrift hatten verſehen laſſen, ihrem Maeſtro zum Geſchenke dar.

Dies war wohl auch die einzige Art, wie ſeine Zuhörer ihm ihre Dankbarkeit und Hochachtung bezeigten. Einer herzlicheren Sympathie ſeitens ſeiner Schüler, und zwar gerade ſeiner einheimiſchen, erfreute ſich der Meiſter nicht. Gewöhnlich gab er an ſeinem Geburtstage ein Feſteſſen, auf welchem er ſeine Gäſte mit verſchiedenen Delikateſſen und Weinen bewirtete, was dieſe ihm mit ſchmeichelhaften Toaſten vergalten, in welchen ſie ihn „unſern deutſchen Dupuytren“ und dergleichen mehr nannten.

Einmal bat mich Gräfe nach einem ſolchen Feſteſſen zu ſich in ſein Arbeitszimmer, wo er mich unter vier Augen fragte, ob ich nicht einen Okuliſten in St. Petersburg kenne, der ſich eine ſolche Berühmtheit erworben habe, daß ihn Kaiſer Nikolai angelegentlich dem Könige für den Kronprinzen von Hannover empfohlen hätte. Man muß nämlich wiſſen, daß zu der Zeit, wo Kaiſer Nikolai Pawlowitſch in Berlin war, auch der Kronprinz von Hannover einer Augenkrankheit wegen nach Berlin zur Konſultation und Behandlung gekommen war. Gräfe als Leibmedikus oder Leibchirurg des Königs von Preußen ſchlug eine Operation und Einſetzung eines künſtlichen Augapfels vor, unternahm dann die Operation, wenn ich nicht irre,

zweimal, aber ohne Erfolg, und wollte ſie ſpäter nach einigen Jahren zum drittenmal vornehmen, reiſte zu dem Zweck auch nach Hannover, erkrankte aber unterwegs am Typhus und ſtarb.

Ich war ſehr erſtaunt von Gräfe zu hören, daß unſer Kaiſer ſo angelegentlich einen ſeiner treuen Unterthanen als Konkurrenten des Meiſter Gräfe in Vorſchlag gebracht hatte. In dem Falle mußte der getreue Unterthan wirklich ſchon eine Berühmtheit ſein. Ich hörte aber davon zum erſtenmal und konnte mir gar nicht denken, wer das eigentlich ſein ſollte. Schließlich erfuhr ich, daß dieſe vom Kaiſer Nikolai dem Könige von Preußen empfohlene Berühmtheit niemand anders war als der Petersburger Kleinbürger Oreſchnikow.

Dieſer Mann hatte in St. Petersburg auf Waſſili-Oſtrow mit Erlaubnis der Regierung eine ambulatoriſche Augenklinik eröffnet.

Allem zuvor hatte ſich Oreſchnikow ein rieſiges Vergrößerungsglas mit langem Handgriff angeſchafft und ſich zum entſchiedenen Gegner des damals in Petersburg ſehr bekannten Augenarztes Waſſili Waſſiljewitſch Lerche erklärt. Indem er nun die Patienten mit dem Vergrößerungsglaſe in der Hand ärztlich unterſuchte, fragte Oreſchnikow einen jeden von ihnen, ob er nicht in der Mochowajaſtraße bei Lerche geweſen ſei, und wenn dann der Kranke bejahte, ſo erkundigte ſich Oreſchnikow, als was denn Dr. Lerche die Krankheit beſtimmt habe. „Nun, er hat geſagt, es ſei eine Verzinnung," antwortete ihm z. B. etwa der Patient. Auf ſolch eine Antwort ſchüttelte Oreſchnikow den Kopf, brachte ſein Vergrößerungsglas wieder vor das Auge des Patienten, begann dann von neuem mißtrauiſch den Kopf zu ſchütteln und erklärte laut: „Ehe, Waſſili Waſſiljewitſch, alſo wieder einmal einen Bock geſchoſſen! Wie ſoll denn das eine Verzinnung ſein? Es iſt einfach ein Staar; aber ſeien Sie nur ruhig, lieber Freund, Sie ſollen Ihre Sehkraft behalten! Da haben Sie mein Augenwaſſer."

Gräfe ſchien mir durch die dringende Empfehlung eines wie aus der Erde emporgewachſenen Konkurrenten ſeitens einer ſolchen Perſönlichkeit wie der Kaiſer von Rußland ein wenig alteriert, beruhigte ſich aber hernach, als er erfuhr, daß Oreſchnikow kein Operateur ſei; man wußte aber in Deutſchland ſchon längſt allgemein, daß des Prinzen Sehkraft ſich nur durch eine Operation wiederherſtellen ließ.

So nützlich und belehrend auch für mich die Arbeiten bei Schlemm und in den Kliniken von Gräfe, Ruſt und Jungken waren, ſo war doch der Nutzen für mich am fühlbarſten, den mir Uebungen in der operativen Chirurgie an Leichen in der Charité brachten.

Einmal erfuhr ich von einigen Studenten, daß man in der Charité bisweilen bei der Obduktion von Leichen zugegen ſein könne, und man zeigte mir auch die Stelle, wo ſie vor ſich zu gehen pflegte. Ich ging dorthin und wollte beim Anblick deſſen, was ich ſah, kaum meinen Augen trauen.

In einem kleinen Zimmer ſtanden zwei Tiſche, auf deren jedem zwei oder drei Leichen lagen, und an einem dieſer Tiſche ſah ich eine hagere Frau ſtehen, welche eine Haube, eine Wachstuchſchürze und desgleichen Ueberärmel trug und mit der größten Gewandtheit und Schnelligkeit eine Leiche nach der andern obduzierte. Damals war es noch ganz unerhört, daß Frauen ſich anatomiſchen Studien widmeten; da ich ſah, daß man mir nicht die Thür wies, und da außer mir von Studenten niemand anweſend war, ſo näherte ich mich der intereſſanten Dame und machte ihr eine ſehr höfliche Verbeugung.

„Wünſchen Sie etwas von mir?“ fragte ſie mich.

„Ja, ich möchte gern öfter bei Obduktionen zugegen ſein,“ antwortete ich.

„Nun ſchön, kommen Sie meinetwegen jeden Tag; außer mir hat bisher noch niemand hier obduziert. Erſt neulich iſt Profeſſor Froriep damit beauftragt worden.“

„Und die andern kliniſchen Profeſſoren der Charité?“

„Oh, wo denken Sie denn hin! Verſtehen denn die etwas davon? Noch geſtern hat mir niemand glauben wollen, daß ich bei der Obduktion einer Leiche ein gewaltiges Aeskudat in deren Bruſt finden würde, während doch ſchon auf eine Meile zu erkennen war, daß die eine Hälfte der Bruſt ganz aufgetrieben war. Erſt als ich es ihnen zeigte, da haben ſie es mir endlich geglaubt.“

„Darf ich vielleicht Ihren Namen erfahren?“

„Ich heiße Madame Vogelſang.“

„Nun alſo, Madame Vogelſang, könnten Sie mir nicht Gelegenheit verſchaffen, Uebungen an Leichen anzuſtellen?“

„Oh ja, warum nicht? Es ſind ſchon öfter Ausländer zu mir gekommen, denen ich die Operationen an der Leiche gezeigt habe. Zu dem Zwecke habe ich auch chirurgiſche Inſtrumente zur Hand.“

„Wollen Sie mir dann recht Ihre Bedingungen nennen,“ bat ich etwas zögernd.

„Ich habe den Preis von einem Thaler für eine ganze Leiche feſtgeſetzt; dann können Sie jede beliebige Operation mit ihr vornehmen. Fünfzehn Silbergroſchen ſind für Abbindung von Arterien an den Extremitäten und für das Ablöſen einzelner Glieder aus

den Gelenken zu zahlen, unter der Bedingung indes, daß an dem ſo losgelöſten Gliede nicht weiter herumgeſchnitten werde.“

Wir trafen nun unſre Verabredung und ich gab Frau Vogelſang drei Thaler Handgeld. Tag und Stunde ſollte jedesmal von ihr am Abend vorher angeſagt werden, indem ſie mir entweder einen beſonderen Boten ſchickte oder ſelbſt die betreffende Mitteilung in Ruſts Klinik machte.

Dieſe intereſſante Madame Vogelſang war urſprünglich Hebamme geweſen und hatte ſich erſt nachher aus Liebe zur Kunſt, wie ſie verſicherte, der Anatomie gewidmet, in der ſie praktiſch ſehr bewandert war. Ein Gelenk nach allen Regeln der Kunſt loszulöſen oder eine Arterie an der Leiche zu finden, war Madame Vogelſang etwas Leichtes.

Damals war Berlin das Examinationsrendezvous für alle Aerzte des ganzen Königreichs Preußen und ein jeder von ihnen mußte auf dem ſogenannten Staatsexamen vor den Examinatoren die inneren Teile der Bruſt und des Magens in situ demonſtrieren.

Eben dieſes Examen in situ ließ die Examinanden ihre Zuflucht zu den anatomiſchen Kenntniſſen der Frau Vogelſang nehmen.

Sie hat in der That in der Erläuterung und anſchaulichen Beſtimmung der Lage innerer Bruſt- und Magenteile und ebenſo auch der Teile des Gehirns und Schädels geradezu eine gewiſſe Vollendung erreicht.

Niemand beſuchte mich ſo häufig, wie Madame Vogelſang. Früh morgens ſowohl wie ſpät abends erſchien ſie entweder mit irgend einem Präparat oder der Mitteilung bei mir, es ſtehe am nächſten Tage in der Charité eine Uebung an der Leiche bevor.

Ich habe keine Frau gekannt, deren Geſicht weniger hübſch und dabei doch origineller als das der Frau Vogelſang geweſen wäre. Schon über vierzig Jahre alt, mit Haaren auf dem Kopf, die an Werg erinnerten, einem dürren, von tiefen Furchen durchzogenen, aber ungewöhnlich beweglichen Geſicht, ſah Madame Vogelſang einem flinken, behenden Affen ſehr ähnlich.

Doch hat ſie mir ſo manches Hundert Leichen zu Uebungszwecken verſchafft, und ich habe ſie deshalb immer wert gehalten.

Gleichzeitig mit uns kamen einige Ruſſen aus Moskau und Petersburg nach Berlin, welche ſpäter in verſchiedenen Reſidenzkrankenhäuſern Oberärzte geworden ſind. Von ihnen iſt mir Wl. Af. Karawajew (aus Wjätka gebürtig) am nächſten getreten.

Karawajew hatte ſein Studium an der Univerſität Kaſan beendigt. Daſelbſt hatte er die Chirurgie nur vom Hörenſagen kennen

gelernt (der damalige Profeſſor der Chirurgie in Kaſan, irre ich mich nicht, Vogel, hatte von irgend einer Krankheit ganz krumm zuſammengezogene Finger und konnte deshalb überhaupt kein Meſſer in der Hand halten); gleichwohl begab er ſich nach Petersburg, wo er zum Arzt im Marienkrankenhauſe ernannt wurde und zum erſtenmal in ſeinem Leben einige von Bujalski ausgeführte Operationen ſah.

Ungeachtet dieſer kläglichen Vorbereitung fühlte Karawajew doch eine beſondere Neigung zur Chirurgie in ſich. Da ich dieſes gleich bei unſrer erſten Bekanntſchaft bemerkte, ſo riet ich ihm, ſich unverweilt dem Studium der Anatomie hinzugeben und ſich dieſerhalb an Madame Vogelſang zu wenden.

Ein ganzes Jahr lang war er nun mein ſtändiger Gefährte bei meinen Uebungen an der Leiche, und dann begab er ſich, gleichfalls auf meinen Rat, zu Langenbeck nach Göttingen.

Im Jahre 1837 erſchien Karawajew in Dorpat, ließ ſich — es war dies noch vor meiner in eben dieſem Jahre erfolgten Abreiſe nach Paris — bei mir examinieren und ſtellte dann gemeinſam mit mir Verſuche an Tieren in einer Frage an, die mich damals ſehr beſchäftigte und die Symptome der Entwickelung der Blutvergiftung betraf.

Dieſe Frage riet ich auch Karawajew zum Gegenſtand ſeiner Doktordiſſertation zu machen. Ich darf Karawajew mit vollem Recht als meinen Schüler anſehen, denn ich habe ſeine erſten Schritte in der Chirurgie geleitet und ſie in die von mir bereits erwählte Richtung im Studium der Chirurgie gelenkt.

62.

Die Sommerferien des Jahres 1834 gedachte ich zu einem Beſuche Göttingens zu benutzen; um aber daſelbſt noch die Vorleſungen hören zu können, verließ ich Berlin noch lange vor Beendigung des Semeſters.

In Göttingen intereſſierte mich natürlich am meiſten Langenbeck. Schüler von ihm, die zuweilen nach Berlin kamen, ſprachen mit dem ungeheucheltſten Enthuſiasmus von ihrem berühmten Lehrer. Langenbeck war damals der einzige Chirurg in ganz Deutſchland, deſſen Kenntniſſe in der Anatomie ebenſo umfaſſend waren wie die in der Chirurgie.

Außer dieſen beiden Kategorien von Chirurgen, nämlich den Anatomen und den Technikern (welche Lyſſefranc in Paris ſehr treffend chirurgiens-menuisiers genannt hatte), konnte man in den dreißiger Jahren auch noch zwei Kategorien unterſcheiden, welche damals eine nicht weniger wichtige Bedeutung hatten. Damals waren nämlich das Anäſthesieren und Anäſthetica noch nicht in die Chirurgie eingeführt worden, und es war deshalb die Frage für die leidende Menſchheit von der größten Wichtigkeit, inwieweit man die Leiden des Patienten bei der Vornahme von Operationen mildern könne. Kam es doch bisweilen vor, daß operierte Perſonen infolge des unerträglichen Schmerzes bald nach der Operation, ja beinahe urplötzlich verſtarben.

Die Operation, wie auch jeder andre ärztliche Eingriff konnte bei übermäßig reizbaren Perſonen ſchon infolge des Schmerzes allein einen tödlichen Schok hervorbringen. So war es denn erklärlich, daß eine beträchtliche Anzahl von Chirurgen es ſich zur Aufgabe machte, nach Kräften für ſchnelle Vornahme der Operationen zu ſorgen. Da aber eine Vervollkommnung der chirurgiſchen Technik in dieſer Richtung (d. h. in der Abſicht, die Leiden der Patienten durch raſche Vornahme der Operationen zu verkürzen) höchſt ſchwierig, für viele ſogar unmöglich iſt, und außerdem die Schnelligkeit der Vornahme die Operation nicht ſelten unſicher, ungewiß und gefährlich machen kann, ſo wird es verſtändlich werden, warum viele Chirurgen auf das entſchiedenſte wider jede Eile in der Vornahme der Operation ſich ausſprachen und einige ſogar ſoweit gingen, daß ſie ſich zu Verteidigern des entgegengeſetzten Prinzips erklärten, indem ſie behaupteten, daß eine Operation um ſo mehr Ausſicht auf Erfolg gebe, je langſamer ſie vor ſich gehe.

Der franzöſiſche Chirurg Roux beſchuldigte alle engliſchen Chirurgen einer nutzloſen und für den Patienten qualvollen Langſamkeit in der Vornahme ihrer Operationen.

In Deutſchland konnte man zur Kategorie der Chirurgen, welche prinzipiell für raſches Operieren waren, gerade zwei Koryphäen rechnen — Gräfe und Langenbeck. Der erſtere erreichte es dank ſeiner angeborenen Gewandtheit und verſchiedener techniſcher Handgriffe; der zweite vermöge ſeiner genauen Kenntnis der anatomiſchen Lage der einzelnen Körperteile und der auf dieſe Kenntnis gegründeten von ihm erfundenen Operationsmethoden.

Wenn ich Langenbeck und Gräfe zu einer Kategorie zähle, ſo habe ich nur eine Seite ihrer Kunſt im Auge; in der Vornahme der Operationen ſelbſt aber beſtand zwiſchen ihnen ein ungeheurer

Unterſchied und das konnte auch gar nicht anders ſein, da es nicht leicht zwei Menſchen geben möchte, die einander weniger ähnlich wären.

Gräfe operierte ungewöhnlich ſchnell, gewandt und glatt. Langenbeck operierte ſchnell, wiſſenſchaftlich und originell.

Gräfe hatte eine von Natur aus geſchickte Hand; aber weder die Bildung ſeiner Hand, noch der Bau ſeines ganzen Körpers ließen dieſe angeborene Gewandtheit vermuten.

Langenbeck hingegen war von Natur ſo organiſiert, daß er unmöglich anders als gewandt und beweglich ſein konnte. Ein Athlet an Wuchs und Entwickelung des Knochengerüſts und Knochenbaues, war er gleichzeitig ungewöhnlich ebenmäßig geformt. Bei keinem Menſchen habe ich ſo gut gebaute und dabei ſo rieſige Hände geſehen. Langenbeck placierte bei ſeinen anatomiſchen Demonſtrationen das ganze Gehirn auf ſeiner Handfläche, indem er ſeine langen Finger ausbreitete; die Hand diente ihm ſo gut wie ein Teller und er ſpaltete dann auf ihr mit unnachahmlicher Gewandtheit das Gehirn mit dem Meſſer. Er war in Wahrheit der Gigant unter den Chirurgen. Indem er nach ſeiner oval-koniſchen Methode einmal einen Oberſchenkel in ſeinem oberen Drittel amputierte, umfaßte Langenbeck denſelben mit der einen Hand, drehte ſich dabei „mit der Gewandtheit eines Militärs“ *) auf einem Fuß herum und wußte ſeinen ganzen ungeheuren Körper der Bewegung und der augenblicklichen Thätigkeit ſeiner Hände anzupaſſen.

Auf ſeinem privatissimum ſah ich zum erſtenmal dieſe ſeine bemerkenswerte Kunſt bei Operationen, die Bewegungen ſeiner Füße und ſeines ganzen Rumpfes, der jedesmaligen Thätigkeit der gerade operierenden Hand anzupaſſen; und das geſchah nicht zufällig und wie es gerade der Augenblick mit ſich brachte, ſondern nach beſtimmten, aus der Erfahrung gewonnenen Regeln.

In der Folge haben mir meine eigenen Uebungen an Leichen die große praktiſche Wichtigkeit dieſer Handgriffe gezeigt.

Uebrigens war Langenbeck gar nicht abgeneigt, ſich ſeiner Kraft und Gewandtheit ſelbſt zu rühmen. Es war das aber nicht die Ruhmſucht und lächerliche Eitelkeit eines Gecken.

Langenbeck ſtand Eigenlob, möchte ich ſagen, gewiſſermaßen zu Geſicht; ſo erzählte er mir z. B. einmal in ſeiner abgeriſſenen Weiſe, indem er jedes einzelne Wort betonte, wie er einmal während des franzöſiſchen Feldzuges einen engliſchen Arzt in Erſtaunen geſetzt

*) Citat aus Gogol. Anmerk. d. Ueberſ.

habe. Der Sohn Albions hatte nämlich Langenbeck gar nicht glauben wollen, daß dieſer nach ſeiner Methode nur drei Minuten brauche, um einen Arm aus dem Schultergelenk loszulöſen; nun bot ſich gerade nach irgend einer Schlacht Langenbeck die geeignete Gelegenheit, den Beweis für ſeine Behauptung zu erbringen: Es galt nämlich, wenn ich nicht irre, einen verwundeten Franzoſen zu operieren. Der Mann wird auf den Stuhl geſetzt und der Engländer beginnt ſich ordentlich zur Beobachtung vorzubereiten und ſich die Brille auf die Naſe zu ſetzen; in dieſem Augenblick fliegt aber ſchon etwas an ihm vorbei und ſchlägt ihm die Brille aus der Hand; dieſes Etwas war der bereits von Langenbeck amputierte und direkt auf den ungläubigen Thomas zu fortgeſchleuderte Arm.

Alles, was uns Langenbeck in ſeinen Vorleſungen und Geſprächen mitteilte, war intereſſant und originell.

Mit vielem mochte man vielleicht nicht einverſtanden ſein, aber ſelbſt in dieſem Falle drängte ſich einem unwillkürlich die Bewunderung für den ſowohl ſeinem Aeußeren als auch ſeiner ganz eigenartigen Geiſtesrichtung, als auch endlich ſeiner ganzen Sachkenntnis nach bemerkenswerten Mann auf. Langenbeck war ſicherlich in ſeiner Jugend ein ſchöner Menſch geweſen, ſo angenehm, ausdrucksvoll und friſch war noch ſein ganzes Aeußere. Schon eine Werſt weit konnte man ſeine laute und klangvolle Stimme vernehmen.

Zur Charakteriſtik Langenbecks als Chirurgen gehört noch ein höchſt wichtiger und origineller Zug. Er hatte bei der Vornahme chirurgiſcher Operationen es zum Prinzip erhoben, jeden Druck der Hand auf die Säge oder das Meſſer zu vermeiden.

Das Meſſer ſollte in der Hand des echten Chirurgen wie ein Bogen ſein.

„Kein Druck, nur Zug!“

Und das waren keine leeren Worte.

Langenbeck hat mich gelehrt, das Meſſer nicht mit der ganzen Hand, mit der Fauſt zu halten und auf dasſelbe zu drücken, ſondern dasſelbe wie einen Bogen über ein zu durchſchneidendes Gewebe zu führen und ich habe dieſe Regel während meiner ganzen chirurgiſchen Praxis überall, wo es nur irgend möglich war, ſtreng zu befolgen geſucht. Langenbecks Amputationsmeſſer war von ihm gerade zu dieſem Zweck erfunden worden, um auf dasſelbe nicht drücken zu müſſen, ſondern mit der haarſcharfen und bogenförmig ausgebauchten Schneide über den betreffenden Körperteil hingleiten zu können.

Einmal paſſierte indes mit dieſem Meſſer auf unſerm privatissi-

mum ein Mißgeſchick, welches Langenbeck offenbar recht ärgerlich ſein mußte, da eben gerade ein Ausländer zugegen war, der außerdem auch noch aus Berlin zu ihm nach Göttingen gekommen. Langenbeck, der fleiſchfarbene Sommerbeinkleider, Schuhe und Strümpfe anhatte, nahm nämlich gerade in unſrer Gegenwart ſeine Schenkelamputation an der Leiche vor, wobei er nach ſeiner Gewohnheit mit lauter und eindringlicher Stimme ſein „nur Zug, kein Druck!“ wiederholentlich vorbrachte, als er plötzlich mit voller Kraft die Spitze ſeines Meſſers ſich dergeſtalt in die Wade ſtieß, daß das Blut auf ſeinen fleiſchfarbenen Beinkleidern erſchien und ihm auf den Strumpf und auf die Diele ſtrömte. Die Wunde war ziemlich tief, heilte indes ohne weitere ſchlimme Folgen zu. Sicherlich hat Langenbeck unſre Gedanken aus Anlaß dieſes Vorfalles erraten.

Natürlich mußten wir uns ſagen, daß, wenn ſchon dem Meiſter ſelbſt mit ſeinem Meſſer ſolche Geſchichten paſſierten, die Sache dann doch offenbar ihre Bedenken haben müſſe. Und in der That haben ſowohl Langenbeck als auch Gräfe in einer allen Menſchen eigenen Schwäche keine geringe Anzahl ſolcher chirurgiſchen Inſtrumente und Prozeduren erfunden, welche nur in ihren eigenen Händen gebräuchlich und praktiſch anwendbar geblieben ſind. Aber natürlich haben weder Gräfe noch Langenbeck ihre eigenen Erfindungen aufgegeben, ſondern vielmehr fortgefahren, ihnen vor andern den Vorzug zu geben.

63.

Das Leben in einer kleinen deutſchen Provinzialuniverſität war damals ziemlich, zuweilen ſogar ſehr patriarchaliſch. Die Annäherung an die Profeſſoren war bei weitem leichter, als in der hauptſtädtiſchen Univerſität und daher war es kein Wunder, daß ich bald und leicht mit der Lebensgeſchichte, den Weltanſchauungen und ſogar den Wunderlichkeiten einiger göttingenſchen Profeſſoren bekannt wurde.

Ueber Langenbeck ſelbſt ließ ſich unſchwer in Erfahrung bringen, daß er ſehr früh aufzuſtehen pflegte und faſt den ganzen langen Tag bald im anatomiſchen Theater, bald in der Klinik, bald bei ſich zu Hauſe arbeitete. Ein Student aus Kurland, der nicht weit von Langenbeck wohnte, erzählte mir auch, daß ſeiner Beobachtung nach Langenbeck beſonders dann in heiterer Stimmung zu ſein pflege, wenn ein jüdiſcher Wechsler, der in der Regel des Morgens

bei dem Profeſſor erſchien, längere Zeit bei ihm in der Wohnung verweile.

Den jungen Leuten, die ſich um ihn zu verſammeln pflegten, liebte Langenbeck von dem Ungemach, den Schwierigkeiten und den Hinderniſſen zu erzählen, die er im Leben angetroffen und mit Thatkraft und geſundem Menſchenverſtande überwunden habe. „Friſch ins Leben hinein, friſch ins Leben hinein!“ war ſein Lieblingsſpruch und „keinen Leichtſinn, aber einen leichten Sinn!“ — war ſeine Lebensregel.

Von andern, ſchon etwas alt gewordenen Profeſſoren erzählte man ſich die verſchiedenſten Legenden. So ſagte man z. B. von dem bekannten Blumenbach, der es damals ſchon, wenn ich nicht irre, bis über die Neunzig gebracht, er könne ohne Schaden für ſeinen Organismus nicht zu leſen aufhören und verrichte dieſe für ihn bereits zur organiſchen gewordene Funktion mit außerordentlicher Gewiſſenhaftigkeit; er komme in der Hörſaal, ſetze ſich aufs Katheder, ziehe ſein Heft hervor und leſe bedächtig und mit den entſprechenden Pauſen. Die Zuhörer, die nicht weniger als der Profeſſor ſich an deſſen Vorleſungen gewöhnt hätten, ſeien indes nicht ſelten durch eine gewiſſe Art von Anmerkungen ſeitens des bejahrten Gelehrten überraſcht worden, welche dieſer mit ſeiner gewohnten Langſamkeit und Gemächlichkeit vorbringe, nämlich durch Bemerkungen, wie die folgende: „Hier muß ich einen Witz machen.“ Anfangs konnte niemand recht verſtehen, was dieſe abgeriſſenen aphoriſtiſchen Bemerkungen eigentlich zu bedeuten hätten. Schließlich klärte ſich die Sache auf. Des Profeſſors Hefte ſtammten noch aus jener längſt vergangenen Zeit, als der berühmte Gelehrte in der Blüte ſeiner Jahre und voller Humor auf ſeinen Vorleſungen noch Witze machte, zu welchem Zwecke er ſich vorher auf dem Rande ſeiner Hefte anmerkte, wo und in welchem Falle ein Witz ihm am Platze ſchien. Nun aber war das Alter gekommen und der Inhalt der Witze dem Gedächtnis entſchwunden, während der Hinweis auf den Witz noch am Rande des Heftes nachgeblieben war und vom gewiſſenhaften Profeſſor ſeinen Zuhörern nicht vorenthalten wurde.

Während meines Göttinger Aufenthalts wurde ich auch mit Langenbecks Neffen bekannt, der damals noch ein junger Doktorand und Aſſiſtent bei ſeinem Onkel war, ſpäter aber Gräfes und Dieffenbachs Nachfolger in Berlin wurde.

Der junge Langenbeck iſt mir nicht nur, weil ich ihn beſtändig bei ſeinem Onkel geſehen, ſondern auch von manchen Einzelheiten her erinnerlich geblieben.

Einmal brachte man in den Operationssaal zum alten Langenbeck einen Patienten mit einer Nekroſe der Hüfte; der Profeſſor begann nach dem Sequeſter zu ſuchen und gab ſeinem Neffen ein Zeichen, daß jener ihm etwas reichen ſolle (vermutlich irgend eine Sonde oder Kornzange oder dergl.) und plötzlich ſehe ich zu meiner Verwunderung, wie der junge Langenbeck ſeinem Onkel das Amputationsmeſſer reicht. „Noch zu früh!" bemerkte ihm aber der letztere.

Die zweite Erinnerung an den jungen Langenbeck fällt mit der an eine heftige Bräune zuſammen, an der ich damals in Göttingen erkrankte und die in ein Geſchwür überging. Aber bevor dieſes letztere noch aufging, ſollte es — freilich wider meinen Willen — noch mit einem Chirurgen zu thun bekommen. Die Geſchwulſt war ſehr ſtark und ich, der ich ſchon mehrmals ſowohl in Dorpat als auch beſonders in Berlin die Bräune durch ein Brechmittel hatte heilen ſehen, wollte ſchon eins einnehmen, als mein Bekannter, der junge Kurländer, der für mich fürchten mochte, Langenbeck von meiner Krankheit in Kenntnis ſetzte. Beide, Onkel ſowohl als Neffe, waren ſo liebenswürdig, daß ſie ſofort zu mir in meine Wohnung kamen.

Nachdem der alte Langenbeck mir in den Rachen geſehen hatte, ergriff er alsbald ein Skalpell und führte es faſt einen Zoll tief in die Geſchwulſt ein, worauf ſich einiges Blut, aber kein Eiter zeigte. In der nächſten Nacht ging das Geſchwür von ſelbſt auf und ich wurde bald wieder geſund.

Als ich im Jahre 1864 nach Verlauf von dreißig Jahren meinen alten Bekannten, Langenbeck-Neffen, zum erſtenmal in Berlin wiederſah, da brachte er ſelbſt ſeltſamerweiſe das Geſpräch ſofort auf meine Krankheit und verſicherte mir dabei mit großer Hartnäckigkeit, daß *er* mir das Geſchwür aufgeſchnitten und den Eiter herausgelaſſen habe. Ich glaube, ich darf aber in dieſem Falle mehr meinem eigenen als einem fremden Gedächtniſſe trauen. Die Erinnerung an den mir nutzloſerweiſe zugefügten Schmerz und an die Scheltworte, mit denen ich innerlich die beiden Langenbecks und meinen Bekannten, den Kurländer, für ihre ungebetene Einmiſchung überſchüttete, hat ſich zu lebhaft in mir erhalten, und ich habe, nachdem ich ſo an mir ſelbſt den Fehler eines Chirurgen erprobt, mich, ſoweit ich konnte, bemüht, andre Leute vor Uebereiltheiten meinerſeits zu bewahren.

Seit der Zeit hat mir das Brechmittel bei weitem häufiger als das Meſſer zum Oeffnen von Geſchwüren nach der Bräune gedient. Von den durch Langenbeck empfohlenen Operationsmethoden

haben ſich in der modernen Chirurgie nur noch ſehr wenige erhalten. Die Gerechtigkeit erfordert noch die Bemerkung, daß Langenbecks Operationen nicht nur durch ihre Schnelligkeit, ſondern auch durch eine ungewöhnliche und für die damalige Zeit noch ganz unerhörte Wahrſcheinlichkeit des Erfolges und Genauigkeit der Ausführung allgemeines Staunen erregten. Moier ſagte mir einmal, daß ſein Lehrer, der alte Ant. Scarpa, als er von einer durch Langenbeck glücklich ohne Verletzung des Bauchfells ausgeführten Ablöſung der Gebärmutter gehört, ſich folgendermaßen geäußert habe: „Wenn das wahr iſt, ſo bin ich bereit, auf den Knieen nach Göttingen zu Langenbeck zu kriechen.“

Zur zweiten Kategorie der deutſchen Chirurgen, d. h. zu den Verfechtern einer prinzipiell langſamen Vornahme der Operationen, hat man vornehmlich Textor in Würzburg zu rechnen.

Bei Textor war das Prinzip der Langſamkeit bis zu den extremſten Dimenſionen durchgeführt, und ſeine Zuhörerſchaft konnte ſich nicht ſelten an einem Schauſpiel, wie das folgende, ergötzen. Liegt da der Kranke zur Abnahme des Schenkels bereit auf dem Operationstiſch. Der Profeſſor, bewaffnet mit einem langen Skalpell, ſtößt dasſelbe ſo zögernd und langſam als nur möglich von vorn her durch die Muskeln des Schenkels. Das ſo hineingeſteckte Meſſer bleibt nun in dieſer Stellung und der Profeſſor beginnt ſeinen Zuhörern zu erklären, welche Richtung er dem Meſſer zu geben, wie weit er es einzuſtoßen gedenke u. ſ. w. u. ſ. w.

Nachdem er hierauf einen Lappen herausgeſchnitten, ganz nach Maß und ſo langſam als möglich, beginnt er aufs neue ſeine Erörterungen über die Bildung eines zweiten Lappens. Dabei wendet er ſich mehreremal mit der Mahnung an ſein Auditorium: „So muß man operieren, meine Herren!“

Und das alles geſchah ohne Anwendung anäſthetiſierender Mittel und unter dem Jammergeſchrei der Märtyrer der Wiſſenſchaft oder, richtiger geſagt, des hirnloſen Doktrinarismus!

Was mich betrifft, ſo haben mein Temperament ſowohl als auch die Sicherheit meiner Hand, wie ich ſie mir durch lange Uebung an Leichen erworben hatte, mir dieſe empörende prinzipielle Langſamkeit geradezu zuwider gemacht.

Und auch als in der Folge die Anwendung anäſthetiſierender Mittel das Celſusſche Cito ſcheinbar überflüſſig gemacht hatte, bin ich doch noch der Meinung geblieben, daß eine künſtlich erſtrebte Langſamkeit ſich wegen der längeren Dauer der Anäſtheſie und des Traumatismus als ſchädlich erweiſen müſſe.

Aber nicht nur das Mechaniſche in der Vornahme der Operationen, nicht nur der techniſche Teil der Chirurgie ließ die Kliniken der Hauptvertreter der deutſchen Chirurgie ſich ſcharf voneinander unterſcheiden.

Wir hatten in dieſen Kliniken auch Gelegenheit, die verſchiedene Methode der Heilung von Wunden zu beobachten. Und zwar rechneten grade die eigentlichen Operateure Langenbeck, Gräfe und Dieffenbach ſich eben dieſe Methoden zu ihrem Hauptverdienſt an.

Langenbeck konnte es nicht leiden, wenn ausländiſche und andre Aerzte, die ſeine Klinik beſuchten, ihm in der Meinung, ihm etwas Angenehmes zu ſagen, erklärten, ſie ſeien von weitem hergekommen, um ſeine Operationen zu ſehen. Dann wartete er abſichtlich und that nichts.

„Die Kerls wollen," ſo pflegte er ſpäter wohl zu ſagen, „daß er ſchneide. Er ſchneidet aber nicht."

Zu meiner Zeit wurden in der Langenbeckſchen Klinik faſt alle Wunden, auch ſolche nach großen Amputationen, mit Eiterung geheilt, und wenn dann die ganze Wundhöhlung bereits mit Fleiſchwärzchen bedeckt war, ſo wurden die Wundränder einander genähert und durch zähe Pflaſter miteinander verbunden.

Bei Dieffenbach konnte man öfter als ſonſtwo ausgezeichnete Beiſpiele von Wundenheilungen per primam intentionem ohne Eiterung ſehen. Niemand von Dieffenbachs Zeitgenoſſen verſtand dieſe Methode praktiſch ſo ausgezeichnet durchzuführen. Dieffenbach hatte eine beſondere Art von Nähten eingeführt und verſtand es meiſterhaft, Vorſichtsmaßregeln gegen ein allzu ſtarkes Anziehen der einzelnen Wundteile zu ergreifen. Dabei wurde die Wunde ſelbſt weder durch Pflaſter noch durch Binden geſchloſſen.

In der Gräfeſchen Klinik, die ſich vor der Ruſtſchen durch glückliche Heilungsergebniſſe nach großen Operationen auszeichnete, wurden die Wunden nach ſolchen Operationen auf ganz eigenartige Weiſe behandelt. Mit Ausnahme der engliſchen Chirurgen hat das von Gräfes Zeitgenoſſen in Deutſchland und Frankreich ſchwerlich jemand in derſelben Weiſe gethan. Ohne Uebertreibung kann man ſagen, daß Gräfe der modernen hermetiſchen Methode der Heilung großer Wunden am nächſten gekommen iſt. Er unterband bei der Operation ſorgfältig alle Blutgefäße, vereinigte eben ſo ſorgfältig bald durch eine Naht, bald durch eine Menge luftdicht abſchließender Pflaſter die Wundränder, legte ſodann auf die bereits geſchloſſene Wunde Charpie und der Breite nach kleine Kreuze und befeſtigte dann alles in ſorgfältiger Weiſe durch mehrere Verbände.

Die Verbände blieben in der Regel einige Tage liegen und wurden niemals ohne Not abgenommen, bevor Eiterung eingetreten war.

Gräfes Aſſiſtent, Doktor Angelſtein zeichnete ſich durch ſeine Kunſtfertigkeit im Anlegen von Verbänden aus. Er wachte mit peinlicher Genauigkeit darüber, daß der Eiter nicht durch den Verband durchſickere.

Die Krankenwärterinnen, zwei Vollblut-Deutſche, wußten das ſehr wohl, gerieten aber doch, da ſie nicht gerade ſehr ordentlich und eifrig waren, nicht ſelten arg in die Klemme.

„Komm, Grete, her," ſo konnte man ſo manches Mal die eine rufen hören, „Angelſtein macht Spektakel."

Und in der That gab es dann einen gehörigen Spektakel, denn Angelſtein viſitierte die Patienten und wechſelte die Verbände, wobei er mit lauter Stimme auf die ganz verdutzten Krankenwärterinnen loswetterte.

„Eine Sau biſt du!" ſchimpfte er wohl unter Vermeidung des Maskulinums „Schwein", da er es hier mit Damen zu thun hatte.

Die Ergebniſſe dieſer Wundbehandlung in der Gräfeſchen Klinik waren wirklich höchſt günſtige.

Die ſorgfältige Zudeckung und Schleißung der großen und tiefen Wunden, verbunden mit methodiſch geübtem Druck auf die umliegenden Teile, galt als höchſt wichtige Bedingung für die entſchiedene Förderung der Heilung. Der Fall mit dem damals bekannten Schauſpieler (von dem Königſtädtiſchen Theater) Beckmann bewies die Vorzüge dieſer Wundbehandlung und ärgerte dadurch Dieffenbach nicht wenig.

Dieffenbach hatte nämlich eine ungeheure Geſchwulſt an Beckmanns Schenkel für ein bösartiges Fleiſchgewächs genommen, war aber vor einer Operation zurückgeſchreckt, da er aus Erfahrung wußte, mit welchen Gefahren und Leiden für den Patienten in der Regel die Heilung tiefer Wunden zwiſchen den Muskeln verknüpft iſt. Gräfe aber war anderer Meinung; er beſtimmte die Geſchwulſt als Lipomoſteatom, ſchnitt ſie aus und deckte ſofort nach der Operation die tiefe Wunde ſorgfältig zu, indem er die ad hoc vorbereiteten Umſchläge in methodiſcher Weiſe über dieſelbe legte.

Das Ergebnis war ein glänzendes und Beckmann, der Liebling des Berliner Publikums, genas alsbald wieder.

Man kann ſich jetzt nur ſchwer eine Vorſtellung davon machen, in welch geringem Grade die deutſchen Aerzte und Chirurgen von damals mit den allereinfachſten pathologiſchen Vorgängen bekannt

waren, ja, was das Schlimmſte iſt, wie wenig ſie Intereſſe zeigten, ſich damit bekannt zu machen.

Inzwiſchen waren aber damals in dem benachbarten Frankreich und England die bemerkenswerten Reſultate der anatomiſch-pathologiſchen Unterſuchungen von Cruveilhier, Teſſier, Bright, Bouillot und andern bereits bekannt.

So war z. B. der allergefährlichſte und für Verwundete und Operierte geradezu mörderiſche pathologiſche Prozeß der Blutvergiftung, welcher noch bis jetzt einen beträchtlichen Teil dieſer Kranken dahinrafft, den deutſchen Chirurgen der damaligen Zeit faſt gänzlich unbekannt. Während meines ganzen Berliner Aufenthalts habe ich in keiner Klinik auch nur ein Wort von der Blutvergiftung gehört und zum erſtenmal in meinem Leben aus einer Abhandlung Cruveilhiers etwas davon erfahren.

Erſt aus dieſer Schrift ſowie aus Velpeaus Buch über operative Chirurgie habe ich von dem Mechanismus der Bildung metaſtatiſcher Geſchwüre nach Operationen und bei Knochenverletzungen einen Begriff bekommen. Freilich, Fricke in Hamburg hatte ſeine Abhandlung über das traumatiſche bösartige intermittierende Fieber (febris intermittens perniciosa traumatica) bereits veröffentlicht, das eigentliche Weſen dieſer Krankheit hatte er aber nicht erklärt, ſondern die eigentlich traumatiſchen Paroxysmen mit den pyämiſchen vermengt.

64.

Von Göttingen ging ich zu Fuß durch den Harz nach Berlin; ich war auch auf dem Brocken, der indes keinen beſonderen Eindruck auf mich gemacht hat. Bei weitem origineller erſchienen und bei weitem mehr gefielen mir die Roßtrappe und die Tropfſtein-Baumannshöhle; die Vegetation auf der Roßtrappe frappiert einen im Herbſt geradezu durch die Vereinigung aller nur möglichen Farben, beginnend vom hellſten Rot bis zu den dunkelſten Schattierungen.

Mit meiner Geſundheit ging es, nachdem ich die Bräune in Göttingen überſtanden hatte, raſch bergauf, aber die Anzeichen von Blutarmut waren an mir noch ſo deutlich bemerkbar, daß mein Führer, ein ſehr geſprächiger alter Mann, mir gegenüber zu wiederholten Malen äußerte: „Herr, Sie haben eine ſchwache Konſtitution.“

Er ſagte das jedesmal, wenn wir uns niederſetzten, wenngleich auch durchaus nicht ich, ſondern er ſelbſt ſolche Raſten vorſchlug und ich ihn jedesmal beim Auf- und Abſtieg überholte.

Ich glaube, der Alte ſprach mir nur deshalb von meiner ſchwachen Geſundheit, um mir zu zeigen, daß er ein Fremdwort kenne, welches er nun auf die verſchiedenſte Weiſe ausſprach, aber ohne je das Richtige zu treffen. Bald „Konſtation“, bald „Konſtution“.

Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich die Reiſe von Halberſtadt nach Berlin zu Fuß oder zu Wagen gemacht habe; ich weiß nur, daß ich ohne einen Groſchen Geld zurückkehrte, da ich mir über meine Reiſeausgaben natürlich wie immer keinen ordentlichen Ueberſchlag gemacht hatte.

In Berlin hegte das Publikum damals, wie es ſchien, ebenſo wie der König für Rußland (d. h. nicht für das Volk, ſondern für den ruſſiſchen Kaiſer) Sympathie. Des letzteren, von Kröger verfertigtes Bildnis, welches den Kaiſer und ſein ganzes Gefolge hoch zu Roß in Lebensgröße darſtellte, lockte auf ſeiner Ausſtellung immer eine große Menge von Beſchauern an, aus deren Mitte man rühmende Aeußerungen über des Kaiſers ſtattliche Haltung, ſeine männliche Feſtigkeit, häuslichen Tugenden u. ſ. w. hören konnte.

Von ihrer Regierung waren die Berliner, wenigſtens das junge Geſchlecht, nicht gerade ſehr entzückt; im übrigen rühmten die einen das ſchlichte Leben des alten Königs und ſeines Hofes, während die andern auf den Kronprinzen ihre Hoffnungen ſetzten.

Der Kronprinz, ſpätere König, ein Romantiker und Gelehrter, traktierte zuweilen ſeine zukünftigen Unterthanen mit Witzen, die denen ähnlich waren, mit welchen uns einſtmals einer unſrer verſtorbenen Großfürſten erfreut hat. Einen von dieſen Witzen des Kronprinzen habe ich noch behalten, weil er indirekt auch auf uns Ruſſen Bezug hatte.

Als einmal einige preußiſche Offiziere, die aus Anlaß irgend einer Feierlichkeit nach St. Petersburg eingeladen waren, mit Orden und beſonders mit dem damals modernen Stanislaus-Orden geſchmückt nach Berlin zurückkehrten, da legte der Kronprinz ſeiner Umgebung folgende Frage vor: „Worin unterſcheiden ſich jetzt die Gardeoffiziere von den gemeinen Soldaten?“ und fuhr, als ihm niemand darauf zu antworten vermochte, fort: „Nun, dann will ich's Ihnen ſagen. Der gemeine Soldat hat gewöhnliche Läuſe, aber die Gardeoffiziere haben jetzt Stanisläuſe.“

In Witzen aber blieben zuweilen auch die preußiſchen Unterthanen nichts ſchuldig.

Ich erinnere mich, wie einmal ein Laden Unter den Linden ein neues Bild ausstellte, welches die übrigens ganz unmotivierte Bezeichnung „Der Lügner und sein Sohn" trug. Nachdem es ein paar Tage im Schaufenster ausgelegen, wurde es durch einige neue Kupferstiche ersetzt. Es wurden nämlich nunmehr zwei neue Bildnisse des Königs und des Kronprinzen ausgestellt, dabei aber dergestalt placiert, daß sie beide das frühere Bild bedeckten und nur die Unterschrift „Der Lügner und sein Sohn" frei ließen, welche jetzt unter den Bildnissen des Königs und des Kronprinzen prangte. Diese Bezeichnung legte man ihnen deshalb bei, weil die im Befreiungskriege versprochene Konstitution dem Volke noch immer nicht verliehen worden war.

Wir Russen hatten damals, weiß der Himmel eigentlich warum, keine sehr hohe Meinung von der preußischen Regierung. Sogar unsre Livländer, Esthländer und Kurländer nannten sich, wenn sie nach Deutschland kamen, nicht Deutsche, sondern immer nur Russen, worunter sie natürlich ihre russische Unterthanenschaft verstanden. Nicht selten habe ich auch gehört, wie aus Deutschland nach Dorpat gekommene Professoren, nachdem sie sich einigermaßen daselbst eingelebt, die russische Regierung und russische Armee „unsre Regierung" und „unsre Armee" nannten; handelte es sich aber um Wissenschaft, Manufakturen oder dergleichen, so bedeutete „unsre Wissenschaft", „unsre Fabriken" bei diesen Herrn deutsche Wissenschaft und deutsche Fabriken.

Wie auch die damals in Berlin Lebenden von der preußischen Regierung dachten, das mag man aus folgendem Falle ersehen.

Mein von Petersburg aus ins Ausland entsandter Kommilitione Gr. Iw. Sſokolski bekam lange nach seiner Ankunft in Berlin immer noch nicht sein Gehalt aus Moskau; in seiner Not wandte er sich natürlich zunächst an Kranichfeld; dieser hielt ihm einige Moralpredigten, half ihm aber nicht.

Nun hatte Sſokolski von einem Deutschen gehört, daß man sich an den König einfach in einem durch die Stadtpost zu befördernden Briefe wenden könne und ohne sich lange zu bedenken, richtete er an Se. Majestät ein Schreiben, in welchem er um Berücksichtigung seiner mißlichen Lage bat. Freilich war nun Gr. Iw. Sſokolski ein Original, aber auch er hätte sicherlich in Rußland nicht einmal daran zu denken gewagt, sich in einer Privatangelegenheit mit einem Briefe an das Staatsoberhaupt zu wenden.

Ich hatte Sſokolski davon abgeraten und war daher höchlichst erstaunt, als ich erfuhr, daß er gleich am andern Tage durch den

Staatsſekretär die Antwort des Königs erhalten habe, in der ihm geraten wurde, ſich an den ruſſiſchen Geſandten zu wenden, was er übrigens ſchon längſt, freilich ohne Erfolg, gethan hatte.

Wenn ich das damalige preußiſche Regime mit dem unſrigen, z. B. vom Anfang der ſechziger Jahre, vergleiche, ſo finde ich, daß das unſrige in einer Beziehung bei weitem höher ſtand als das preußiſche der Jahre 1833 und 1834, in einer andern aber weit hinter ihm zurückblieb.

So verſicherten in den Jahren 1833 und 1834 die Regierungsorgane allen Preußen, daß der „beſchränkte Unterthanenverſtand" von den Zwecken und Abſichten der Regierung kein rechtes Verſtändnis haben könne und deshalb auch über dieſe Dinge nicht urteilen dürfe.

Bei uns aber war es doch im Anfang der ſechziger Jahre, wenn auch nur bis zu einem gewiſſen Grade und innerhalb gewiſſer Grenzen, geſtattet, über Regierungsprojekte zu ſprechen und über ſie zu urteilen. Dafür war zur ſelben Zeit bei uns noch keine einzige jener lokalen Freiheitsbeſchränkungen aufgehoben, welche ich mit Stecknadelſtichen vergleichen möchte; in Berlin aber war es in den Jahren 1833 und 1834 niemand verwehrt, Kinn- und Backenbart zu tragen, auf der Straße zu rauchen und bei ſich zu Hauſe ohne polizeiliche Aufſicht zu leben.

Nicht unerwähnt darf ich auch den für mich unerhörten Kredit laſſen, den wir Ruſſen damals bei den deutſchen Kaufleuten und Handwerkern genoſſen. Mich überlief z. B. ein Schneider, welcher allen meinen Landsleuten neue Kleider im Betrage von einigen tauſend Thalern auf Kredit gearbeitet hatte. Dieſer Schneider, der zugleich auch einen Laden beſaß, wollte durchaus, ich ſollte bei ihm Kleider auf Borg beſtellen und wäre es auch für ein paar hundert Thaler. Ein Buchhändler borgte mir auch an verſchiedenen Büchern und Journalen einige hundert Thaler.

Der Termin für die Abzahlung der Schuld pflegte gar nicht abgemacht und Wechſel oder ſonſtige Garantien gar nicht gefordert zu werden.

65.

Unſer Aufenthalt im Auslande näherte ſich ſeinem Ende. Ich habe, glaube ich, zu erwähnen vergeſſen, daß mit uns Mitgliedern des Profeſſoreninſtituts auch einige Juriſten von Speranski nach Berlin geſchickt waren, die alle ehemalige Seminariſten waren; zu dieſen Speranskiſchen Juriſten kamen dann übrigens auch noch zwei von uns: Kalmykow und Redkin, beide Nichtſeminariſten.

Wir waren im ganzen einundzwanzig, aber nur drei von uns: Sſokolski, Skandowski und Filomafitski waren aus dem geiſtlichen Stande hervorgegangen, dieſe hatten indes durch ihre Univerſitätsbildung ſchon einigen Schliff erhalten, während die Speranskiſchen Juriſten mit Ausnahme von Kalmykow und Redkin alles lauter vollblütige Burſſaki*) waren; von ihnen war meiner Anſicht nach die hervorragendſte Perſönlichkeit Nikolai Iwanowitſch Krylow. Ich liebte die eckige Orginalität dieſes Menſchen, von dem ich bei Gelegenheit noch einiges zu erzählen gedenke.

Einige Zeit vor unſrer Abreiſe richtete man aus dem Miniſterium Uwarow die Anfrage an uns, an welcher Univerſität ein jeder von uns einen Lehrſtuhl erhalten möchte. Ich antwortete natürlich ohne Zögern — in Moskau, in meiner Heimat, benachrichtigte auch meine Mutter davon, damit ſie ſich noch rechtzeitig mit der Wohnung u. ſ. w. einrichten könne.

* * *

Im Mai 1835 ſetzten wir beide, Kotelnikow und ich, uns in die preußiſche Poſtdiligence, welche nach Königsberg und Memel fuhr. Auf dem Poſthofe trat ein höchſt anſtändig ausſehender Herr mit einem jungen Mädchen an uns heran und wandte ſich, als er erfahren hatte, daß wir Ruſſen ſeien, direkt mit der Bitte an mich, ich möchte doch die junge Dame, eine Schweizerin aus Grenoble, welche in Königsberg eine Stelle als Gouvernante angenommen habe, auf der Reiſe bis dahin unter meine Obhut nehmen.

Ich nahm den Vorſchlag mit Vergnügen an. Das junge Mädchen verſtand kein Deutſch und war faſt noch ein Kind, etwa ſechzehn Jahre alt, dabei äußerſt naiv und geſprächig.

*) Zöglinge eines geiſtlichen Seminars. Anmerk. d. Ueberſ.

Während der ganzen Reiſe unterhielt ſie uns durch ihre Erzählungen, und ſie hätte mir ſicher noch mehr gefallen, wenn ich nicht unterwegs erkrankt wäre.

Bereits ein paar Tage vor meiner Abreiſe aus Berlin hatte ich mich nicht ganz wohl gefühlt und deshalb ein warmes Bad genommen.

In der Erwartung, daß die Reiſe (wie mir das ſchon öfters ſo gegangen war) eine wohlthätige Wirkung auf mich ausüben werde, ſetzte ich mich nun ohne weitere Befürchtungen in die Diligence.

Aber die eingeſchloſſene und dumpfe Luft in der Diligence, in welcher im ganzen ſechs Perſonen ſaßen, wirkte höchſt nachteilig auf mich ein, ſo daß ich die ganze Nacht nicht ſchlafen konnte und mich gänzlich erſchöpft fühlte; zudem quälte mich ein heftiger Durſt und ich konnte es nur mit genauer Not noch eine Nacht in der Diligence aushalten; am Morgen darauf aber war ich ſchließlich völlig außer ſtande, die Reiſe fortzuſetzen. Man ſetzte mich daher in irgend einem Städtchen, deſſen ich mich nicht mehr erinnern kann, auf der Poſtſtation aus und alle Paſſagiere bezeugten, daß ich unterwegs erkrankt ſei, was notwendig war, um das Recht auf freie Fahrt bis zum Beſtimmungsorte, d. h. für die von mir in Berlin bezahlte Strecke zu behalten. Kotelnikow ſtieg, da er mich nicht allein laſſen wollte, auch aus. Auf der Station bat ich zur Stillung meines Durſtes mir möglichſt ſchnell Thee zu geben, und halb bewußtlos vor Ermattung und der ſchlaflos verbrachten Nacht harrte ich voll Ungeduld des Augenblicks, wo ich mir die trockene Kehle mit einer Taſſe Thee würde anfeuchten können.

Schließlich brachte man mir den Theekeſſel, ich goß mir haſtig eine Taſſe ein und begann den Thee mit Gier zu trinken, hatte aber die Taſſe noch nicht bis zur Hälfte geleert, als ich Uebelkeit und einen widerwärtigen Geſchmack im Munde verſpürte.

Man hatte mir nämlich, wie ſich nunmehr herausſtellte, ſtatt eigentlichen Thees ein Gebräu vorgeſetzt, welches aus verſchiedenen Kräutern gekocht und unter dem Namen Apothekerthee bekannt war.

Die Frau des Stationshalters, welche in ihrem ganzen Leben noch keinmal einem Paſſagier hatte Thee vorſetzen müſſen und überhaupt nur unklare Vorſtellungen vom Thee als einem Getränk hatte, vermochte ſich natürlich nicht zu denken, daß ein kranker Paſſagier andern Thee als gerade Apothekerthee verlangen könne. Gerne bereit, ihrem Mitmenſchen zu helfen, hatte die gute Frau ſofort, nachdem ſie meinen Wunſch vernommen, in die Apotheke nach dem Thee geſchickt. Nach dem widerwärtigen Geſchmack und der ekelerregenden

Wirkung zu urteilen, war es ein Gemiſch von Kamillen, Flieder, Lindenblüte, Lakritzen und andern Ingredienzien, die ich nicht weiter herauserkennen konnte.

Nachdem ich dieſes Gebräu verflucht und es, ſoweit mir's meine Mittel und die Umſtände erlaubten, durch warme Limonade erſetzt hatte, beruhigte ich mich endlich einigermaßen und verſank nach den zwei ſchlaflos verbrachten Nächten in feſten Schlummer. Der Schlaf ſtellte meine Kräfte wieder etwas her, ſo daß ich ſchon am folgenden Tage in der die Station paſſierenden Poſtdiligence meine Reiſe fortzuſetzen beſchloß.

Plätze für mich und Kotelnikow fanden ſich und wir gelangten ſo bis Memel, ruhten dort noch einmal aus und mieteten uns dann einen Wagen bis nach Riga.

Die Reiſe dorthin vertrug ich verhältnismäßig gut, bekam aber leider unterwegs einen ſchlimmen Huſten. An einem Morgen früh nämlich merkte ich ein ganz unerträgliches Jucken an einer ganz begrenzten Stelle des Rachens und Huſtenreiz. Seit der Zeit begann nun der Huſten ohne Aufhören mich Tag und Nacht zu quälen, zumal da er unerträglich trocken war. In ſolchem Zuſtande kam ich nach Riga.

Wir ſtiegen in irgend einem Gaſthauſe jenſeits der Düna (Brücke) ab. Vor Schwäche konnte ich mich kaum weiterſchleppen, wobei der Puls übrigens nicht fieberhaft war. Ich fühlte, daß ich nicht weiterreiſen könnte, dabei waren aber ſowohl meine wie Kotelnikows Mittel völlig auf die Neige gegangen. Unvorhergeſehene Umſtände werden ja bekanntlich in der Jugend entweder gar nicht oder doch nur in Worten berückſichtigt. Indes in Riga lebte ja der Kurator der Dorpater Univerſität, der zu gleicher Zeit auch Generalgouverneur der Oſtſeeprovinzen war. Ihm ſchreibe ich einen Brief, den Kotelnikow ſelbſt abgeben ſoll. Ich erinnere mich nicht mehr, was ich darin geſagt habe, aber nach dem Ergebnis zu urteilen, muß ich die Farben recht ſtark aufgetragen haben. Kaum war eine Stunde vergangen, als der Medizinalinſpektor Dr. Lewy mit dem Befehl vom Generalgouverneur zu mir geeilt kam, alle Maßnahmen zur Erleichterung meines Loſes zu treffen.

Dr. Lewy brachte mir auch Geld mit und ſchickte ſofort nach einem geſchloſſenen Wagen, um mich nach dem großen, außerhalb der Stadt belegenen Militärkrankenhauſe überführen zu laſſen. Hier ſollte mir eine ganz beſondere Abteilung angewieſen und ein beſonderer Heilgehilfe und eigene Bedienung beigegeben werden. Dr. Lewy war jüdiſchen Urſprungs und gehörte zu jenem hoch-

klaſſiſchen Typus von Juden, welcher Lionardo da Vinci die Muſter zur Darſtellung der elf treuen Jünger des Herrn in ſeinem „Abendmahl“ geboten hat.

Es war das ein Menſch, wie er unter Chriſten ſowohl wie unter Juden nur ſelten vorkommt. Unverheiratet und ſchon ziemlich bejahrt, widmete Dr. Lewy ſein ganzes Leben dem Guten und ſuchte allen und jedem zu helfen. Wer, wenn auch nur einmal, dieſen Schädel geſehen hat, der glatt war wie Marmor, und die durch angeborene Seelengüte in ihn eingegrabenen Züge treu und feſt wie Marmor bewahrte, der hat ihn ſicher nie wieder vergeſſen können.

Selbſt der Baronet Villiers, der den Dr. Lewy einmal beim Beſuch des Militärkrankenhauſes ſah, an welchem Lewy als Oberarzt fungierte, konnte ſich nicht enthalten, unwillkürlich mit der Hand über den glattpolierten und wie die Sonne glänzenden Schädel des Doktors zu fahren. Etwas mit der Hand zu ſtreicheln und nicht zu ſchlagen, war beim groben Baronet ein Anzeichen von Wohlgefallen und Wohlwollen, und wahrſcheinlich haben damals die übrigen Aerzte den klaſſiſchen Schädel etwas beneidet.

Man brachte mich in der Beletage des ungeheuren Krankenhauſes in einem geräumigen, hellen und gut ventilierten Zimmer unter, wo alsbald auch Aerzte, Heilgehilfen und Dienerſchaft erſchienen. Wenn ich nur gewollt hätte, ſo hätte man mir, glaub' ich, ein ganzes Hundert von Rezepten verſchrieben und ſich nicht einmal an den Hoſpitalkatalog gehalten. Ich bat aber nur, man möge mich in Ruhe laſſen und mir nur etwas Beruhigendes, etwa Mandelmilch und Kirſchlorbeertropfen wider meinen quälenden, trockenen Huſten geben.

Woran war ich denn nun eigentlich in Riga krank?

Auf dieſe Frage vermag ich ebenſowenig etwas Poſitives zu antworten, wie auch auf die, woran ich ſpäter in Petersburg, Kiew und im Auslande litt.

Ein trockener, heftiger, ſpasmatiſcher Huſten, verbunden mit quälendem Jucken in der Kehle; nicht das geringſte Fieber, große Schwäche, völliger Mangel an Appetit, ja ſogar Widerwille gegen Speiſe und Trank, in der Nacht abſolute Schlafloſigkeit, die einige Wochen der Reihe nach anhielt und eine ganze Woche lang andauernde Verſtopfung — das waren die Krankheitsanfälle. Etwa zwei Monate lag ich ſo krank darnieder und die Beſſerung begann damit, daß mein Huſten etwas an ſeiner Trockenheit verlor, dafür ſich aber in den Füßen unerträgliche Schmerzen einſtellten, ſo daß ſelbſt die geringſte Bewegung mir die heftigſten Schmerzen in der

Sohle verurſachte; hierauf bekam ich Appetit nach Milch und dann kamen endlich feſte Ausleerungen nach Klyſtieren, die früher gar nicht gewirkt hatten. Mit jedem Tage wuchs mein Appetit nach Milch immer mehr und es kam ſchließlich dahin, daß ich des Nachts mehreremal aufſtand und Milch trank; die für die Apotheke pfundweiſe verſchriebene Milch reichte nicht mehr aus, ſo daß alle Bewohner des Krankenhauſes, Aerzte, Aufſeher und Kommiſſare mich mit Milch zu verſorgen begannen; ſpäter fügte ich dazu gleichfalls inſtinktiv Mandelkonfekt, welches ich bisweilen zu ganzen Pfunden mit meiner Milch verzehrte. Schließlich kam die Reihe auch an Fleiſch und man begann, mir das Eſſen aus einem ſtädtiſchen Reſtaurant zu bringen.

Einmal, als ich ſchon auf den Beinen war, aber noch (mit Schleimauswurf) huſtete, beſuchte mich der Generalgouverneur. Ich ſprach ihm meinen aufrichtigſten Dank aus und er beruhigte mich durch die Verſicherung, er habe ſich meinetwegen ſchon mit dem Miniſter ins Benehmen geſetzt und ich möge mich daher mit meiner Abreiſe gar nicht beeilen; zu allem dem fügte er noch, was die Hauptſache war, eine Anweiſung auf Empfang des Gehalts, welches für uns alle bis zum Antritt unſrer Profeſſorenſtellungen ausgeworfen war.

Mein Kotelnikow war unterdes ſchon längſt fortgereiſt und hatte auch die Fahrgelder bekommen, ich aber ſchrieb vom Krankenhauſe aus meiner verehrten Katharina Afanasjewna Protaſſow nach Dorpat, daß ich krank wie ein Hund darniederliege (warum ich eigentlich dieſen Ausdruck gebraucht, weiß ich nicht). Die gute Katharina Afanasjewna mußte nun ſicherlich gedacht haben, daß ich im Krankenhauſe wie ein Hund liege, denn ſie ſchickte mir alsbald fünfzig Rubel an Geld ſowie Wäſche.

Als es mit mir wieder beſſer zu gehen begann, erſchien eines ſchönen Morgens ein naſenloſer Barbier bei mir mit der Bitte, ich möchte nunmehr mein ihm gegebenes Verſprechen einlöſen. Als ich ihn voll Verwunderung fragte, was ich ihm denn eigentlich verſprochen habe, da brachte mir der Barbier in Erinnerung, daß ich ihm eine Naſe zu machen verſprochen hätte. Es hatte mir nämlich irgend jemand im Krankenhauſe empfohlen, mir aus der Stadt einen Mann kommen zu laſſen, der im Setzen von Klyſtieren eine außerordentliche Gewandtheit habe.

Bei meiner krankhaften Reizbarkeit konnte in der That nicht jeder es mir in einem ſo kitzligen Geſchäft recht machen, und ich duldete lieber ganze Wochen lang, als daß ich mich entſchloſſen hätte, die Heilgehilfen aus dem Krankenhauſe dazu heranzuziehen.

Der aus der Stadt geholte Barbier erwies ſich nun in der That als ein Mann, welcher ſich ſeiner Aufgabe nach Celſus „tuto cito et jucunde“ entledigte.

Nach ſeiner Verſicherung nun hatte ich, nachdem er einmal ſeine Sache ganz ausgezeichnet gemacht, verſprochen, ich würde ihm, wenn ich wieder geſund geworden ſei, eine neue Naſe anſetzen.

Meine allgemeine Schwäche aber hatte offenbar auch auf mein Gedächtnis dermaßen eingewirkt, daß ich mein Verſprechen ſowohl wie die Phyſiognomie des Mannes gänzlich vergeſſen hatte.

„Nun, habe ich's verſprochen, ſo muß ich es auch ausführen.“

Die Naſe fehlte ihm gänzlich, aber die Stirn war vortrefflich, glatt und wie aus Marmor gehauen, der Mann ſelbſt ſtämmig gebaut, geſund, etwa vierzig Jahre alt und Familienvater.

Mir war nun nicht ganz klar, was einen verheirateten und nicht mehr ganz jungen Mann hatte bewegen können, die im Scherz und leichthin geſprochenen Worte eines unbekannten Kranken gleich ſo ernſt zu nehmen.

Vielleicht ein richtiges Vorgefühl, wahrſcheinlicher aber der Umſtand, daß dieſer naſenloſe Bartſcherer gleichzeitig auch Inhaber eines öffentlichen Hauſes war. Eine fehlende Naſe iſt aber bei einer ſolchen Perſönlichkeit keine Empfehlung, ſondern eher ein eindringliches memento mori für die Gäſte.

Aus der ſchönen Stirn kam eine ſchöne Naſe heraus und eine Abbildung dieſer meiner erſten und allergelungenſten Naſe habe ich mir noch lange Zeit nachher aufbewahrt.

Die zweite Naſe, die ich bald nach der erſten und gleichfalls in Riga einer Dame anſetzte, war bei weitem weniger gelungen und verdeckte den Defekt nur zum Teil. Hierauf folgten die Operationen eine der andern: Lithotomien und Ausſchneiden von Geſchwülſten, unter denen ein Fall — die Ablöſung einer ungeheueren verhärteten (ſteatomatiſchen) Fettgeſchwulſt — in der Stadt große Senſation hervorrief.

Die an dieſer Geſchwulſt leidende Dame war vielen in der Stadt bekannt. Die Geſchwulſt war ſchon viele Jahre lang immer weiter gewachſen, bis ſich endlich vor einigen Jahren ein einheimiſcher Chirurg zur Vornahme der Operation entſchloſſen hatte; am Ende aber war ihm die Sache doch ein wenig bedenklich geworden, er hatte ſeine urſprüngliche Abſicht fahren laſſen, nur einen Teil der Geſchwulſt etwa in der Mitte abgebunden und das ſo abgebundene Stück weggeſchnitten.

Mir ſtellte ſich nun die veraltete Krankheit ſchon in ganz andrer Form dar. Die einige Abſätze hohe Geſchwulſt der ungeheuerlich dick gewordenen Frau hatte die Größe eines gewaltigen Kürbiſſes erreicht und nahm die ganze Partie des Oberſchenkels und des Perinäums auf der rechten Seite ein, ging aber offenbar weit in das Becken zwiſchen Maſtdarm, Scheide und Gebärmutter hinein, während die Wundnarbe nach der nur zur Hälfte vorgenommenen Operation Haut und Muskeln rings herum nur noch feſter gemacht hatte. Für einen Neuling war die Aufgabe ein guter Prüfſtein und keine einzige Operation hat mir ſolche Freude gemacht wie gerade dieſe.

Bei Beginn derſelben war ich wegen der mir im Wege ſtehenden tiefen Narbe recht beſorgt; noch mehr aber fürchtete ich die Mitte der Geſchwulſt tief im Becken und Bauchfell. Alles lief aber ſo glücklich wie nur möglich ab.

Faſt die Hälfte der Geſchwulſt, gleichfalls von der Größe etwa eines guten Kürbiſſes, mußte ich aus dem Becken hervorlangen. Die ungeheuer große und tiefe Wunde heilte aber noch lange vor meiner Abreiſe aus Riga zu.

Im Militärkrankenhauſe gab es gleichfalls keinen Operateur. Während meiner Anweſenheit daſelbſt kamen zwei Fälle vor: einer mit einem Blaſenſtein und ein andrer, der die Amputation des Schenkels im oberen Drittel notwendig machte. In beiden Fällen wollte ſich niemand im Krankenhauſe zur Vornahme der Operation verſtehen und dieſe blieb mir überlaſſen.

Nachdem die Krankenhausärzte erſt mit mir bekannt geworden waren, begannen ſie mich zu bitten, ich möchte ihnen einige Operationen an Leichen zeigen und einige Vorleſungen aus der chirurgiſchen Anatomie und operativen Chirurgie halten. Einer von den älteren Aerzten, ein Deutſcher, welcher in Jena ſtudiert hatte, machte mir für dieſe meine Vorträge folgendes Kompliment, welches damals meiner Eigenliebe, ich weiß eigentlich ſelbſt nicht warum, ſehr geſchmeichelt hat und mir deshalb erinnerlich geblieben iſt:

„Sie haben uns Dinge gelehrt, die ſelbſt unſre Lehrer nicht gewußt haben.“

Im September 1835 machte ich mich endlich auf den Weg.

Der gute Dr. Lewy, der während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Riga mein guter Engel geweſen war, wollte mich auch jetzt nicht ohne warme Kleidung abreiſen laſſen, da die Abende ſchon ſehr kühl geworden waren; er ſchleppte daher ſeinen Schuppenpelz zu mir ins Zimmer, der, wenngleich auch ſchon alt, ſo doch

auch für die Reſidenz noch recht anſtändig war, und verlangte von mir, ich ſollte ihn auf jeden Fall nehmen und ihn nicht dadurch kränken, daß ich ihm denſelben aus Petersburg wieder zurückſchickte.

Indem er alſo auf mich einredete, wurde Lewy ſo hitzig und lief er ſo unvorſichtig mir im Zimmer überall hin nach, daß er ſchließlich mit dem Fuß an etwas ſtieß und der Länge nach vor mir auf den Boden fiel. Es war dies ſo komiſch und gleichzeitig ſo rührend, daß ich auf ihn zueilte, ihn aufhob, umarmte und küßte. So ſchieden wir denn beide mit Thränen in den Augen.

Nach Petersburg fuhr ich, zwar auch mit der Poſt, doch ohne beſondere Eile, da ich in den Stationshäuſern nächtigte und auch auf einige Tage in Dorpat einkehrte.

Dort wollte ich meiner verehrten Katharina Afanasjewna Protaſſow danken und Moier ſowie meine ſonſtigen Bekannten wiederſehen.

Die erſte Neuigkeit, die ich in Dorpat hörte, war, daß ich zunächſt noch außer Etat geblieben ſei und meine Stelle in Moskau verpaßt habe. Der Kurator der Moskauer Univerſität, Stroganow, hatte es nämlich beim Miniſter durchgeſetzt, daß Inoſemtzew auf den Lehrſtuhl der Chirurgie nach Moskau berufen wurde.

Mein erſter Eindruck beim Empfang dieſer Neuigkeit war, ſoweit ich mich erinnern kann, ein ſehr niederdrückender. Nicht ohne Grund hatte ich mich alſo zu meinem Kollegen niemals beſonders hingezogen gefühlt. Nicht ohne Grund hatte ich mich in meinem Tagebuche in verſchiedenen Klagen und Vorwürfen wider ihn ergangen und ihn gleichzeitig dabei beneidet.

Alſo er ſollte mir meine ſchönen Träume zerſtören und mich, meine arme Mutter und die armen Schweſtern des erſten Glückes im Leben berauben! Wie viel Glück hatte es ſowohl ihnen wie mir gewährt, an jenen Tag zu denken, da ich endlich vor ihnen erſcheinen würde, um nunmehr mit ihnen zu leben und ihnen für alle ihre Sorgen um mich in jener ſchweren Zeit meinen Dank abzutragen, da wir verwaiſt und arm im Leben daſtanden! Und plötzlich waren alle Hoffnungen, alle glücklichen Träume, war alles vernichtet!

Worin war denn aber Inoſemtzew bei dieſer ganzen Sache ſchuld?

Ja, kannte er denn meine Abſichten und Hoffnungen nicht, hatte er denn von mir nicht gehört, daß meine alte Mutter und meine zwei Schweſtern mit Ungeduld mich in Moskau erwarteten? War ihm nicht bekannt, was ich aus Berlin auf die letzte Anfrage von Moskau geantwortet hatte?

Vielleicht hatte er aber dem entſchiedenen Wunſche Stroganows nicht widerſtehen können? — Aber erſtens war dem ſicherlich nicht ſo: Inoſemtzew verſtand ſich bei andern beliebt und angenehm zu machen und war von der Natur mit den entſprechenden Mitteln dazu ausgeſtattet worden, und zweitens, forderten nicht Gewiſſen und Ehre von einem Kollegen, einer Sache zu entſagen, auf die ein andrer bei weitem mehr Rechte hatte?

Und was ſoll man zu dieſer freundlichen Fürſorge der vorgeſetzten Behörde ſagen?

Sie ſelbſt wählt einen aus und beſtimmt einen für eine Stelle, veranlaßt ſelbſt die Aeußerung darüber, daß man gerade an der Univerſität wirken wolle, wo man ſeine Bildung erhalten und unter ſeinen Kommilitonen zur weiteren Ausbildung ausgewählt worden, — und als ſchließlich Unglück und Krankheit über einen kommen, da vergißt ſie und erſetzt einen durch eine andre Perſönlichkeit! — Ja, dieſe andre Perſönlichkeit hat eben Seiner Erlaucht zu gefallen das Glück gehabt, und wer weiß, ob ich ihm noch gefallen hätte. Unter Umſtänden hätte die Sache noch ſchlimmer werden können, wenn ich nämlich ganz geſund nach Petersburg gekommen wäre und der einflußreiche Graf mir auch dann noch meinen Kollegen vorgezogen hätte.

„Gott ſei Dank, daß das wenigſtens nicht geſchehen iſt. Mag jetzt kommen, was da will.“

„In allem waltet ein blindes Ungefähr und nirgends darfſt du Troſt gewärtigen außer in dir ſelbſt. An dieſe Quelle wende dich daher.“

So philoſophierte ich damals. Eine Vorſehung gab es für mich damals ebenſowenig wie das Ideal des Gottesmenſchen, welcher durch ſeine Fleiſchwerdung allen menſchlichen Kummer und alles Elend überwunden hat.

So blieb mir denn natürlich nur eine Zuflucht — das eigene Ich. Ein Glück noch, daß dieſes Ich, Gott ſei es gedankt, kein gewöhnliches, allzu hochmütiges war, ſondern ſich in ſeinen Anſprüchen zu beſcheiden wußte.

Ich brauchte alſo jetzt mich nicht zu beeilen. Ein Akt auf der Bühne des Lebens war zu Ende und der Vorhang herabgelaſſen; erholen wir uns von der durchlebten Aufregung und warten wir geduldig auf den zweiten.

66.

Ich ſtieg in der Wohnung meines alten Kollegen, des Proſektorgehilfen Schulz, ab, welcher mir bei meinen Verſuchen an Tieren immer aſſiſtiert hatte.

Moier war um dieſe Zeit Rektor, kam aber gar nicht recht mit den Studenten aus. Dieſe hatten ihm ſogar einmal aus irgend einer Veranlaſſung mit einem Ziegelſtein ein Fenſter eingeſchlagen und dadurch die alte Katharina Afanasjewna ſehr erſchreckt.

Aus allem war zu erkennen, daß Moier mit Ungeduld den Ablauf ſeiner fünfundzwanzigjährigen Dienſtzeit erwartete, um Dorpat zu verlaſſen und auf ſein, im Gouvernement Orel belegenes Gut überzuſiedeln; die Klinik beſuchte er nicht, da er durch ſeine Rektoratsgeſchäfte daran behindert war, und ließ in ihr ſeinem Aſſiſtenten, dem jungen Struwe, nachmaligen Profeſſor in Charkow, faſt völlig freie Hand.

Nun begann ich die Klinik zu beſuchen und fand in ihr wie ausgeſucht für mich vier intereſſante Fälle gerade in dieſer Zeit vor, nämlich einen Knaben mit einem Blaſenſtein, was eine große Seltenheit in Dorpat war; einen ungeheuren ſarkomatöſen Polypen, der die ganze Naſen- und Rachenhöhlung einnahm; eine Skorbutgeſchwulſt der Kinnbackendrüſe, etwa eine Fauſt groß, und einen trockenen Brand infolge von Brandwunden am ganzen Oberarm, bei einem Epileptiker.

Moier trug mir auf, dieſe Patienten nach meinem Gutdünken zu behandeln, während er ſelbſt ſich zu einer Lithotomie an einem ſehr dicken alten Paſtor entſchließen mußte, der auch zu ihm in die Klinik gekommen war. — Die Operation ging nicht beſſer als die von mir ſchon früher erwähnte des reichen Dorpatenſers Schulz. Der Paſtor war noch dicker als Schulz und ſchrie beſtändig: „Wenn ich nur harnen könnte.“

Das Scarpaſche Gorgeret, mit welchem Moier noch immer wie früher operierte, erwies ſich als zu kurz für das Perinäum, welches ſo dick war wie eine ganze Hand. Während der Operation ging man, um ein andres Inſtrument zu ſuchen, fand aber keines; ſchließlich gelang es, das Gorgeret einigermaßen in die Blaſe einzuführen und drei Steine (Urate) zu entfernen.

Nach einigen Tagen ſollte meine Operation (Lithotomie) an dem Knaben ſtattfinden. Strauch, mein Berliner Stubenkamerad, der noch vor dem Mai nach Dorpat gekommen war, um dort ſeine

Prüfung abzuhalten, ſie auch bereits beſtanden hatte und ſchon an ſeiner Diſſertation ſchrieb, hatte bereits von unſern Heldenthaten zu Berlin und unter anderm auch von der ungewöhnlichen Schnelligkeit erzählt, mit welcher ich die Lithotomie an Leichen ausführe. Infolgedeſſen hatten ſich eine Menge Zuſchauer verſammelt, welche ſehen wollten, wie und wie ſchnell ich die Lithotomie an einer lebenden Perſon machen würde. Ich aber hatte in Nachahmung des berühmten Gräfe und ſeines Aſſiſtenten Angelſtein in Berlin meinen Aſſiſtenten angewieſen, jedes Inſtrument der Reihe nach zwiſchen den Fingern bereit zu halten. Auch die Zuſchauer hatten ſich in Bereitſchaft geſetzt und viele von ihnen die Uhren gezogen. Eins, zwei, drei war der Stein in nicht ganz zwei Minuten entfernt.

Alle, Moier nicht ausgenommen, der mir gleichfalls zuſah, waren ſichtlich erſtaunt.

„In zwei Minuten, in nicht einmal zwei Minuten, das iſt wunderbar!“ hörte ich von allen Seiten ſagen.

Ich machte die Operation mit dem Lithotom (lithotome caché) und zwar mit demſelben (damals in Dorpat einzigen), welchen ich Moier aus Moskau mitgebracht hatte. Doch war die Schnelligkeit der Operation weder durch dieſes Inſtrument noch durch ſonſt etwas andres als nur durch die Form und die Lage des Steines in der Blaſe bedingt. Es war das ein Urophosphat in Geſtalt eines länglichen Zäpfchens, welches mit ſeinem einen Ende gerade im Blaſenhalſe lag; der Stein geriet nun ſogleich ſeiner ganzen Länge nach zwiſchen die Backen der Zange und ließ ſich ſomit leicht entfernen.

Nicht weniger effektvoll war für die Beſucher der Klinik, die ſchon lange keine ernſtlichere Operation geſehen hatten, die Entfernung eines rieſigen Polypen ſamt Knochen (Naſenmuſcheln und obere Mundhöhlenwandung) vermittelſt eines großen Naſenſchnittes. Die hierauf von mir angewandte Dieffenbachſche Inſektennaht war gleichfalls eine Neuigkeit.

Seit der Zeit begannen faſt täglich operative Fälle in der Klinik vorzukommen; ſie kamen alle an mich und die Klinik gewann nach Aeußerungen von Studenten neues Leben. Nach einigen Tagen lud mich Moier zu ſich ein und machte mir einen Vorſchlag, an den ich nie auch nur mit einem Gedanken gedacht hatte und der mich deshalb auch ganz außerordentlich überraſchte.

„Wollen Sie nicht,“ ſo wandte er ſich an mich, „wollen Sie nicht meinen Lehrſtuhl in Dorpat einnehmen?“

Ich war ſtarr vor Erſtaunen.

„Ja, wie iſt denn das nur möglich? Das iſt ja ganz undenkbar, das iſt doch nicht möglich“ — dies oder etwas dem Aehnliches war das einzige, was ich hervorzubringen vermochte.

„Ich will nur wiſſen, ob Sie wollen,“ wiederholte Moier.

„Nun,“ antwortete ich, nachdem ich mich etwas geſammelt, „der Lehrſtuhl in Moskau iſt für mich doch ſchon verloren, ſo daß es mir jetzt ganz einerlei iſt, wo ich Profeſſor ſein werde.“

„Nun, dann iſt die Sache abgemacht. Heute noch ſchlage ich Sie der Fakultät vor, dann ſetze ich den Miniſter in Kenntnis, und habe ich erfahren, wie der die Sache anſieht, ſo geht der Vorſchlag an den Senat. Sie können unterdes hier in Dorpat bleiben und mögen dann ſpäter nach Petersburg reiſen, um dort die endgültige Entſcheidung abzuwarten.“

Damals war das Moierſche Haus für einen jungen Menſchen ſehr anziehend. Seine zwei Nichten (Enkelinnen von Frau K. A. Protaſſow), Katharina und Alexandra Wojeikow, und einige verheiratete ruſſiſche jüngere Damen, Maria Nikolajewna Reitz, geb. Dirin, Katharina Nikolajewna Berjozin (meine zukünftige Schwiegermutter) und andre bildeten unter der Aegide der in ehrwürdigem Alter ſtehenden, aber außerordentlich liebenswürdigen, klugen und intereſſanten Katharina Afanasjewna eine ſehr angenehme und anziehende Geſellſchaft, in der die Abende und Nachmittage zu verbringen ein wahres Vergnügen war. Es verkehrten dort auch andre Ruſſen und einige Deutſche, ſo daß die Zeit ſo angenehm dahinging, wie man es ſich nur wünſchen konnte.

Ich ſchrieb meiner Mutter und ſuchte ſie über das zu tröſten, was mir paſſiert war, bekam aber ſelbſt von keinem Menſchen einen Brief, rein als ob ich gar nicht exiſtierte und kein Hahn mehr nach mir krähte. Mein Gehalt wurde mir indes doch ausgezahlt, wenngleich auch nicht pünktlich.

Schließlich erfuhr ich, daß auf Moiers Vorſchlag die Fakultät mich einſtimmig zum außerordentlichen Profeſſor gewählt habe.

Dann kam die Benachrichtigung ſeitens des Miniſters der Volksaufklärung, daß er nichts gegen meine Wahl zum außerordentlichen Profeſſor der Chirurgie in Dorpat einzuwenden habe.

Nun mußte ich mich nach St. Petersburg begeben, um mich dort dem Miniſter vorzuſtellen und die endgültige Entſcheidung über meine Wahl durch den Senat der Univerſität abzuwarten.

In Dorpat beſtellte ich mir für die Reiſe eine etwas phantaſtiſche warme Mütze, deren ich mich auch als Kiſſen zu bedienen gedachte. Es war das eine Art von wattiertem und mit Seide

gefüttertem Tuchballon, mit einem langen und weichen, gleichfalls tuchenen Schirm und zwei Ohrklappen, die so eingerichtet waren, daß man sie ad libitum sowohl nach unten auf die Ohren als auch nach oben hinaufklappen konnte.

Ich verbreite mich über diese Mütze so ausführlich, weil ihre Erfindung, wie ich jetzt glaube (früher hätte ich wahrscheinlich mir selber das nicht eingestehen mögen), durch die grüne Mütze veranlaßt worden ist, welche beständig auf Rusts Haupt prangte und, weiß der Himmel eigentlich warum, mein Wohlgefallen erregt hatte; jetzt, wo mir die Ernennung zum Professor an einer russisch-deutschen Universität bevorstand, jetzt mochte ich mir wohl sagen, daß eine der Rustschen ähnliche Mütze sich auch auf meinem Kopfe sehr gut werde ausnehmen müssen. Und die Farbe meiner Mütze war gleichfalls grün.

Uebrigens ist das nur eine Annahme, die vielleicht nicht einmal ganz wahrscheinlich ist, aber mir will, ich weiß selbst nicht recht warum, scheinen, daß eine dieser ähnliche Annahme sich damals in mir hätte nachweisen lassen müssen.

67.

Es war schon ganz ordentliche Schlittenbahn, als ich von Dorpat nach St. Petersburg fuhr. Da ich nachts ankam, so wußte ich gar nicht, wo ich eigentlich bleiben sollte. Mein Kutscher führte mich mehrere Stunden lang von einem Gasthause zum andern, ohne daß wir irgendwo eine unbesetzte Nummer fanden. Ich geriet schon in Verzweiflung, als wir endlich in irgend einem öden Winkel des Petersburger Stadtteiles ein Zimmer mit einem nur mit einer Matte bedeckten Bette fanden; kaum war ich in dies Loch eingetreten, als ich mich auch schon, ohne mich auszukleiden, in Lewys Schuppenpelz und meiner originellen grünen Mütze aufs Bett warf, um auf der Stelle einzuschlafen. Am andern Tage machte ich mit Dr. Strauchs Hilfe mir eine Stube mit einem kleinen Vorzimmer im dritten Stockwerke des Warwarinschen Hauses an der Kasanschen Kathedrale ausfindig. Die Wohnung war sonst ganz anständig, nur der Eingang von der Straße war skandalös, die Treppe eng, schmutzig, mit gefrorenem Spülwasser übergossen und in der Nacht unbeleuchtet.

Der Miniſter Uwarow empfing mich an einem Morgen allein in ſeinem Kabinett, ohne mich lange warten zu laſſen. Er war ſchon völlig angekleidet, nur daß er ſtatt des Fracks noch einen ſeidenen Schlafrock anhatte. Um jene Zeit bilden zwei Ereigniſſe den Gegenſtand der allgemeinen Geſpräche und Klatſchereien in St. Petersburg.

Erſtens war Scheremetjew todkrank und es gingen einige Puſchkinſche Verſe von Hand zu Hand, bei deren Lektüre jedermann in dem ſterbenden Lucullus Scheremetjew und in dem gierigen Erben, der Holz ſtielt und die ganze Erbſchaft verſiegelt — S. S. Uwarow erkannte.

Das zweite Ereignis bildete Uwarows Verkehr im Van der Flietſchen Hauſe und ſeine daraus entſtandenen Beziehungen zu der ſchönen Tochter dieſes Hauſes. Möglich nun, daß ich mich täuſche, möglicherweiſe aber auch aus dieſem Grunde erſchien mir der Miniſter etwas beſorgt und gleichſam zerſtreut. Wenigſtens waren ſeine an mich gerichteten Reden etwas zuſammenhanglos. Ohne auch nur mit einem Worte deſſen zu erwähnen, weswegen ich, ein ehemaliger Student der Moskauer Univerſität, der auf des Miniſters eigene Veranlaſſung ſeinen Wunſch nach einer Profeſſur in Moskau geäußert hatte, nun doch außer Etat gekommen war, begann der Miniſter mich zu loben, indem er erklärte, er habe von den verſchiedenſten Seiten günſtige Urteile über mich gehört. Warum hätte er nun in dem Falle nicht lieber warten können, anſtatt die für mich beſtimmte Stelle einem andern zu geben? Hierauf begann Uwarow über die Dorpater Studenten zu ſchelten und die Profeſſoren zu rühmen.

Später erfuhr ich den Grund für jenen Tadel ſowie für dieſes Lob. Uwarow hatte ſich, nachdem er des Fürſten Lieven Nachfolger geworden war, allem zuvor, wenn ich mich recht erinnere, nach Dorpat begeben, dort den Deutſchenfreund geſpielt und erklärt, daß ſowohl die Univerſität als auch die alte Bibliothek, ja überhaupt alles in Dorpat ihn an jene unvergeßliche Zeit gemahne, da er an der Göttinger Univerſität die Klaſſiker ſtudiert habe. Wahrſcheinlich wäre ſeines Entzückens kein Ende geweſen und er wäre in dieſer Stimmung auch wieder nach Petersburg zurückgereiſt, wenn ihm nicht noch am Abend desſelben Tages einige Studenten einen Streich geſpielt hätten, der im übrigen höchſt unſchuldiger Natur war.

Uwarow war in einer am Markt belegenen Wohnung abgeſtiegen, die für den damals noch nicht anweſenden Kurator beſtimmt war. In der Nacht konnte der Miniſter nicht recht ſchlafen und trat des-

halb, als er beim Morgengrauen Lärm auf der Straße vernahm, auf den Balkon hinaus. Um dieſe Zeit gingen einige von einem Kommers etwas angeheitert zurückkehrende Studenten gerade über den Marktplatz und zwei von ihnen zogen, als ſie auf dem Balkon einen Herrn im Nachtkoſtüm und mit einer Lorgnette in der Hand bemerkten, ihre Hausthürſchlüſſel aus der Taſche, richteten ſie wie eine Lorgnette auf jenen Herrn und begannen, ſich den Balkon durch den Schlüſſelring anzuſehen. Dies hatte nun Uwarow höchlichſt mißfallen, zumal er durch ſeinen Beſuch und ſeine verſchwenderiſchen Lobeserhebungen die Herzen aller Dorpatenſer ſich gewonnen zu haben vermeinte.

Das iſt der Grund, weshalb gerade die Studenten Uwarow nicht gefielen.

Weswegen er aber die Profeſſoren ſo in ſein Herz geſchloſſen, darüber hat mir in der Folge (im Jahre 1838) Moier folgendes erzählt.

Der Aſtronom Struve, der nicht nur wegen ſeiner Beobachtungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Aſtronomie, ſondern auch wegen der großen Gewandtheit und des feinen Taktes bekannt war, welche er in den Dingen des gewöhnlichen Lebens an den Tag zu legen pflegte, ſuchte in der erſten Zeit nach Uwarows Ernennung zum Miniſter einige Wünſche betreffs des Obſervatoriums zu Pulkowa durchzuſetzen. Um nun zu dem Zweck Uwarow ſich günſtig zu ſtimmen (was um jeden Preis nötig war), benutzte Struve des Miniſters Anweſenheit in Dorpat. Uwarow ſollte nämlich eines Morgens auf Struves Einladung das Dorpater Obſervatorium beſuchen, wobei natürlich der damals berühmte Refraktor desſelben die Hauptſache bildete.

„Leider," ſagte ihm Struve, „haben wir die ganze Zeit über ſchlechtes Wetter gehabt und ich habe es deshalb nicht gewagt, Ihnen die Unbequemlichkeit einer Beſichtigung unſres Refraktors bei Nacht zuzumuten; jetzt kann man freilich allenfalls nur noch deshalb durch ihn ſehen, um ſich von ſeiner außerordentlichen Empfindlichkeit auch für die geringſte Bewegung einen Begriff zu machen."

Uwarow blieb ſtehen und ſah hinein.

„Aber erlauben Sie," ſagte er plötzlich, „ich ſehe da etwas, wie mir ſcheint, einen Stern."

„Unmöglich, Hohe Exzellenz," ruft Struve aus.

„Nun, dann ſehen Sie ſelbſt," erwidert ihm Uwarow.

Struve ſieht auch ſeinerſeits hinein, ſagt aber zunächſt kein Wort, ſieht dann noch einmal hinein und erklärt endlich, indem er

den Ausdruck des Erſtaunens und Entzückens annimmt, mit lauter Stimme: „Erlauben Sie mir, Hohe Excellenz, Ihnen zu gratulieren: Sie haben eine Entdeckung gemacht. Es iſt ganz ungewöhnlich und unbegreiflich, wie es eigentlich hat geſchehen können, daß Sie zum erſtenmal hier einen noch unbekannten Fixſtern erblickt haben; von heute ab wird er in die Liſte der neuentdeckten Fixſterne eingereiht werden."

Und noch am ſelben Abend hielt Struve vor einer Reihe von Profeſſoren in einer gelehrten Geſellſchaft, zu der auch der Miniſter eingeladen war, einen Vortrag über den von Seiner Excellenz neuentdeckten Fixſtern.

Ich weiß nicht, ob Struve ihn nach Uwarow benannt hat, wie das mit einem Mineral der Fall geweſen iſt (Uwarowit), oder ob der neue Stern unbenannt geblieben. Uwarow war natürlich im ſiebenten Himmel und ahnte nicht oder wollte wohl gar nicht einmal ahnen, daß er durchaus nicht der zufällige Entdecker des Sternes, dieſer vielmehr ſchon früher von dem feinen diplomatiſchen Genius Struves bemerkt worden war.

Nach verſchiedenen Andeutungen über die Notwendigkeit der Hebung des ſittlichen Niveaus der Dorpater Studenten — die in letzter Zeit als Muſter der Sittlichkeit für die andern ruſſiſchen Studenten gegolten hatten — richtete Uwarow zum Abſchiede ganz unvermittelt folgende Mahnung an mich: „Und nun mögen Sie, junger Mann, bei Ihrem Eintritt in eine neue Laufbahn wiſſen, daß in Rußland Miniſter der Volksaufklärung nicht Sſergei Sſemjonowitſch Uwarow iſt, ſondern Kaiſer Nikolai Pawlowitſch. Behalten Sie das wohl im Gedächtnis — und nun auf Wiederſehen!"

Alſo ſo — nicht er, ſondern der Kaiſer iſt Miniſter der Volksaufklärung! Was ſoll das aber nur zu bedeuten haben und wozu redet er mir nur das vor?

* * *

Indes ohne Arbeit in Petersburg ſitzen zu müſſen, war doch gar zu langweilig, zumal da es vermutlich noch recht lange dauern mußte, bis ich die endgültige Entſcheidung erhielt. So machte ich mich denn daran, die Petersburger Krankenhäuſer zu beſuchen.

Am meiſten hatte ich vom Obuchow-Krankenhauſe gehört.

Daher nahm ich eine Droſchke, um zunächſt dorthin zu fahren.

Plötzlich merke ich beim Paſſieren des Heuplatzes, wie mir jemand einen ganz gehörigen Fauſtſchlag auf den Kopf, d. h. auf meine ballonförmige grüne Mütze à la Ruſt gibt. Ich hatte den

Kragen des Lewyſchen Schuppenpelzes hochgeſchlagen und war ganz in ihn eingeſunken. Unwillkürlich ſchreie ich auf und ſehe mich um, erblicke aber auch ſchon im ſelben Moment, und zwar bereits ziemlich weit von mir, einen Handwerksburſchen, der in abgetragenem Rock und ohne Mütze ſpringend und hüpfend den Bürgerſteig entlang läuft und bei ſeinen Kapriolen die Paſſanten in ernſtliche Mitleidenſchaft zieht. Was hat nun eigentlich, ſo frage ich mich, dieſen Galgenſtrick veranlaßt, einem ihm ganz unbekannten Menſchen einen recht derben Schlag auf den Kopf zu verſetzen? Dasſelbe, glaube ich, was einſt den Baronet Villiers veranlaßt hatte, die in der Sonne glänzende und rundlich ſich wölbende Glatze des Doktors und Staatsrats Lewy zu ſtreicheln. Das äußere Ausſehen, die Rundung, die Farbe, der Glanz der Glatze und dem Aehnliches hatten das Auge des Baronets auf dieſelbe gelenkt und vom Auge war unwillkürlich und unbewußt die Reflexbewegung auch auf die Hand übergegangen. Und da nun Sittenregeln, wie „Halte deine Hände im Zaum", das Lohderſche „Oculis, non manibus" oder das Gladſtoneſche „Hände weg" dem Baronet unbekannt waren, ſo berührte die vom Reflex getroffene Hand auch in der That die verführeriſche Glatze.

Dasſelbe war wohl auch der Grund für den mir verſetzten Fauſtſchlag. Stürzt da ſo ein Burſche aus ſeiner Handwerksſtube hinaus, wie ein Tier aus ſeinem Käfig bricht, kommt, wie er meint, in Freiheit, empfindet aber im Grunde nur die Einwirkung der Straßen- und dazu noch Petersburger Straßenfreiheit, fängt an zu brüllen und zu rennen, ſieht dann plötzlich im Lauf auf dem Kopf eines Vorüberfahrenden einen grünen Ballon, ballt ganz unwillkürlich und reflektoriſch die Fauſt und läßt ſie auf jenen Ballon niederſauſen. Das „Halte deine Hände im Zaum" war dem Handwerksburſchen natürlich ebenſowenig bekannt wie dem Baronet.

* * *

Im Obuchow-Krankenhauſe wurde ich von den Aerzten, namentlich aber von den ehemaligen Dorpater Studenten freundlich empfangen. Von ihnen trat mir beſonders der Dr. Göthe nahe, welcher damals eine ſchon ziemlich bedeutende Praxis hatte und in der chirurgiſchen Abteilung des Krankenhauſes beſchäftigt war. Er machte mich auch mit dem Oberarzt, Karl Antonowitſch Mayer (ſemitiſcher Abſtammung) und hierauf mit dem Oberkonſultanten des Krankenhauſes N. F. Arendt bekannt.

Mit jedem Tage machte ich unter den Aerzten und Profeſſoren neue Bekanntſchaften. Erſtens mußte ich ex officio die Bekannt-

ſchaft von Iwan Timofejewitſch Spaßki machen, der beim Miniſter Uwarow bereits eine gewiſſe Rolle ſpielte und ſpäter Miniſterialkommiſſar im Medizinalrate war. Es war das ein ſehr gutmütiger Menſch, der mich ſchätzte und mir wohlgeneigt war, aber keine feſten Ueberzeugungen hatte und an Zerſtreutheit litt. Ich werde auf ihn noch ſpäter zurückkommen müſſen.

Die Medizin und Chirurgie hatten damals in St. Petersburg ſehr tüchtige Vertreter und Buſch, Arendt, Salomon, Bujalski, Seidlitz, Rauch und Spaßki genoſſen ſowohl im Publikum als auch unter den damaligen Aerzten eines wohlverdienten Rufes.

Natürlich, im vollen Sinne des Wortes wiſſenſchaftliche, d. h. mit der modernen mediziniſchen Litteratur und der modernen Richtung in der Wiſſenſchaft bekannte Aerzte waren nur ſehr wenige von ihnen. Aber freilich — damals der modernen Richtung in der Wiſſenſchaft zu folgen, war gar nicht ſo leicht, nicht nur bei uns, ſondern auch im Weſten. Ich habe ſchon erwähnt, wie zurückgeblieben die Medizin damals ſelbſt in Deutſchland war. Daher war ich lebhaft erſtaunt, als ich erfuhr, daß nach Petersburg an den Hof Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Großfürſtin Helene Pawlowna ein Profeſſor einer kleinen deutſchen Univerſität, der Dr. Mandt, berufen worden war.

Nun muß man wiſſen, daß vor einem Jahre der Profeſſor Schlemm in Berlin zu mir in meine Wohnung in der Dorotheenſtraße einen mir unbekannten großen und mageren Herrn gebracht hatte, welchen er mir als den Profeſſor Mandt mit der Erklärung vorſtellte, daß dieſer Herr eine Aufforderung nach Rußland erhalten habe und daher meine Bekanntſchaft zu machen wünſche, um mich zu bitten, ihm über Rußland einige Auskünfte zu geben.

Ich war damals gerade mit irgend einem anatomiſchen Präparat beſchäftigt, entſchuldigte mich vor dem Unbekannten, wuſch mir die Hände und ſtellte mich dann zu ſeiner Verfügung. Nun zog Mandt ein Notizbuch aus der Taſche und begann ſich zunächſt nach den Rangverhältniſſen in Rußland zu erkundigen. Ich konnte ihm nun freilich nur einige Rangklaſſen nennen, ſowie über deren Bedeutung Aufſchluß geben, aber Mandt ſchrieb ſich doch alles auf, was ich erwähnte.

„Man trägt mir den Rang eines Hofrates an," erklärte er hierauf, „hat er in Rußland irgend welche Bedeutung?"

„Ja, wenn Sie wollen —" antwortete ich, „natürlich iſt ein Staatsrat mehr und ehrenvoller."

„Nun, und wie ſteht's mit dem Gehalt?"

„Das Leben in Petersburg iſt mir ganz unbekannt und ich kann Ihnen daher nichts Poſitives darüber mitteilen.“

Nachdem er mir dann noch einiges über ſeine chirurgiſche Thätigkeit in Greifswald mitgeteilt hatte, verabſchiedete ſich Mandt von mir und ging.

Nun war ſeitdem noch kein Jahr vergangen, als ich Mandt ganz unerwartet auf einer Mittagsgeſellſchaft beim Apotheker Strauch (dem Bruder des Doktors) traf. Mandt war bereits zum Leibarzt der Großfürſtin Helene Pawlowna ernannt worden; er machte mich mit ſeiner hübſchen Frau bekannt, hatte aber beim Mittageſſen, wo er neben mir ſaß, die Schamloſigkeit, laut zu erklären, die Aerzte in Rußland ſeien titelſüchtig; ſein Notizbuch hatte er bereits ganz vergeſſen und unſrer Bekanntſchaft von der Dorotheenſtraße her erwähnte er mit keinem Wort.

„Denken Sie ſich,“ ſo perorierte er, „heute komme ich zum Dr. Arendt und frage den Portier, ob er zu Hauſe ſei; da antwortet mir der Mann: ‚Nein, der General iſt nicht zu Hauſe.‘ Ha, ha, ha! der General!“

Bald nachher erfuhr ganz Petersburg von Mandts Heldenthaten. Ich werde noch des öfteren auf dieſe, im übrigen nicht ganz gewöhnliche, Perſönlichkeit zu ſprechen kommen müſſen.

N. F. Arendt war ein Mann von ganz andrer Art. Seine Bildung war durchaus nicht von weitem her, da er außer der medico-chirurgiſchen Akademie (noch zu Kaiſer Pauls Zeiten) keine andre höhere wiſſenſchaftlich-mediziniſche Anſtalt beſucht hatte; der beſcheiden auftretende, aber als Deutſcher (eigentlich Finnländer) beim hitzköpfigen Baronet Villiers nicht beliebte junge Arendt mußte ſich ſelbſt ſeinen Weg in der militär-mediziniſchen Laufbahn während der Napoleoniſchen Kämpfe in Rußland in den Jahren 1812 bis 1814 bahnen. In ſeiner Jugend und im mittleren Mannesalter war er ein unternehmender und kühner Chirurg geweſen, ſeine Kunſt vermochte aber, da ſie nicht auf ſicheren anatomiſchen Kenntniſſen fußte, den Kampf mit der Zeit nicht auszuhalten.

Noch lange vor Eintritt des Alters hatten in ihm Beſtrebungen nicht wiſſenſchaftlicher Natur die Oberhand gewonnen, und als ich in Petersburg war, da konnte man N. F. Arendt nichts weniger als einen Mann der Wiſſenſchaft nennen, vielmehr war er ein ſehr beſchäftigter Praktiker, der alles im Fluge abmachte und wegen ſeiner Gutmütigkeit beliebt war. Was mich betrifft, ſo habe ich weder damals, noch auch nachher je von Arendt einen wiſſenſchaftlich-verſtändigen Vorſchlag am Krankenbette gehört.

Aus allem war erſichtlich, daß Arendt keine ernſtere wiſſenſchaftliche Bildung erhalten hatte und ſein Denken immer an der Oberfläche haften blieb. Wenn man ſah, was er zuweilen am Krankenbette that, oder einige von ſeinen Meinungen anhörte, ſo mußte einem unwillkürlich der Gedanke kommen, daß Arendt ein Vertreter des ärztlichen Leichtſinns ſei.

Als ich ihm zum erſtenmal im Obuchow-Krankenhauſe vorgeſtellt wurde, genoß er noch das Vertrauen des Kaiſers als Leibarzt.

Bekanntlich hatte ſich Arendt dieſes Vertrauen durch einen Aderlaß gewonnen. Er war aber nicht ſchlau und verſchlagen genug, um ſich ſeinen moraliſchen Einfluß bis zuletzt zu ſichern. Mandt hat allen Leibmedici gezeigt, wie ſie zu verfahren haben, um ſich einen feſten und mächtigen Einfluß auf ihre gekrönten Patienten und deren Umgebung zu ſichern.

68.

In Petersburg äußerten die Krankenhausärzte ebenſo wie in Riga gleich bei der erſten Bekanntſchaft mit mir den Wunſch, bei mir einen Kurſus der chirurgiſchen Anatomie zu hören. Dieſe Wiſſenſchaft war bei uns ebenſo wie in Deutſchland noch ſo neu, daß viele Aerzte ſie nicht einmal ihrem Namen nach kannten.

„Was iſt denn das eigentlich: chirurgiſche Anatomie?“ fragte z. B. ein alter Profeſſor der medico-chirurgiſchen Akademie einen ſeiner Amtsgenoſſen. „Ich weiß nicht, was das iſt, habe auch nie davon etwas gehört.“

In Rußland konnte man aber nicht einmal einen Kurſus der Anatomie in einem Krankenhauſe leſen, ohne dies zur Kenntnis des Staatsoberhauptes gebracht zu haben und N. F. Arendt erbot ſich, die Genehmigung des Kaiſers dazu einzuholen.

Dieſelbe ward denn auch unter der Bedingung erteilt, daß zu Demonſtrationszwecken die Leichen nur ſolcher Kranken benutzt werden ſollten, die zu ihren Lebzeiten von keinem Verwandten im Krankenhauſe beſucht worden wären. Dieſes verſtand ſich indes natürlich von ſelbſt.

Meine Vorleſungen dauerten etwa ſechs Wochen.

Zuhörer waren außer den Aerzten des Obuchow-Krankenhauſes noch N. F. Arendt ſelbſt, der zu meiner Verwunderung buch-

ſtäblich keinen einzigen Vortrag verſäumte, der Profeſſor der medico-chirurgiſchen Akademie Salomon und viele praktiſche Aerzte. Die Ausſtattung war höchſt kläglich.

Die Leichenkammer des Obuchow-Krankenhauſes beſtand aus einem kleinen Zimmer, welches ſchlecht ventiliert und ziemlich ſchmutzig war. Die Beleuchtung bildeten einige Talglichte. An Zuhörern verſammelte ſich immer eine Anzahl von über zwanzig Perſonen. Tags ſtellte ich gewöhnlich die Präparate an mehreren Leichen her, demonſtrierte an ihnen die Lage der Teile irgend eines Gebietes und nahm eben dort an einer andern Leiche und unter Beobachtung aller von der chirurgiſchen Anatomie geforderten Regeln alle Operationen vor, die in dieſem Gebiet vorzukommen pflegen. Dieſe anſchauliche Methode intereſſierte beſonders die Zuhörer und war ihnen allen neu, obgleich ſie faſt alle auch im Auslande ſtudiert hatten.

Von rein ruſſiſchen Aerzten beſuchte niemand meinen Kurſus, ſo daß ich ihn deshalb in deutſcher Sprache las. Konnte man ja doch damals in den Petersburger Krankenhäuſern nur ſelten einen Ruſſen unter den Aerzten derſelben finden, die eben faſt alle Deutſche entweder aus Petersburg oder aus den Oſtſeeprovinzen waren. Woher hätten denn auch die Ruſſen kommen ſollen? Die ruſſiſchen Studenten der medico-chirurgiſchen Akademie damaliger Zeit (der einzigen höheren mediziniſchen Lehranſtalt, wie übrigens auch jetzt noch) waren faſt alles Kronſtipendiaten, arme Teufel und Popenſöhne; nach Beendigung ihrer Studien traten ſie ſofort in den praktiſchen Dienſt, in ihre verſchiedenen Regimenter, Kreisſtädte u. ſ. w. über. In Petersburg aber blieben nur die Söhne von Petersburger Einwohnern, und von den Petersburger Einwohnern ſchickten nur die Deutſchen ihre Söhne auf die Akademie ſtudieren; das waren aber alles Kinder von Doktoren, Beamten, Lehrern und Handwerkern, überhaupt Leute aus den ziviliſierteren Geſellſchaftsklaſſen.

Auch unter den praktiſchen Aerzten Petersburgs hätte ſich damals nicht über ein Dutzend ruſſiſcher Namen zuſammenbringen laſſen, ſelbſt einige Profeſſoren der medico-chirurgiſchen Akademie mit eingerechnet.

Meine ganze Zeit ging mit dem Beſuch der Krankenhäuſer und der Vorbereitung zu meinen Vorleſungen hin. Nicht wenig Operationen habe ich in dieſer Zeit im Obuchow- und im Maria-Magdalenen-Krankenhauſe vorgenommen und ich war — wie das bei jungen Chirurgen immer der Fall iſt — ein allzu eifriger

Operateur, um in zweifelhaften und hoffnungslosen Fällen von einer Operation Abstand zu nehmen. Mich, wie auch jeden andern jungen Operateur interessierte nicht sowohl der Fall, d. h. der Patient selbst, als vielmehr der Vorgang der Operation als solcher, ein Vorgang, der zweifellos dem Patienten eine thätige und energische Hilfeleistung bieten sollte, aber sich doch von seinen Folgen allzu losgetrennt erwies.

Mir erschien es damals ungerecht und für den wissenschaftlichen Fortschritt schädlich, über den Wert von Operationen und Chirurgen bloß nach der Zahl der günstigen Ausgänge und glücklichen Resultate zu urteilen.

Was will man aber thun, wenn die Ansichten junger Leute von denen des reiferen und Greisenalters eben einmal ganz verschieden sind!

Ungeachtet meiner angestrengten Thätigkeit vom frühen Morgen bis zur späten Nacht beschwerte mich dieses Leben nicht — lebte ich doch frei und unbehindert in meinem Element! Den ganzen Morgen hatte ich in den Krankenhäusern mit Operieren und Verbinden von Operierten und hierauf in der Leichenkammer des Obuchow-Krankenhauses mit der Herstellung der Präparate für meine abendlichen Vorlesungen zu thun.

Sobald es dunkel wurde (was in Petersburg im Winter zwischen drei und vier Uhr zu geschehen pflegt), lief ich in eine Gastwirtschaft an einer Ecke des Heuplatzes, um dort Fleischpasteten mit Sauce zu essen. Abends um sieben ging ich dann wieder in die Leichenkammer, wo ich bis neun blieb; von da ging ich dann zu irgend jemandem zum Thee und blieb dort bis Mitternacht. So ging es Tag für Tag.

Einmal forderte mich einer der Aerzte (ich glaube, es war Sadler) zu einem Besuch im großen Militär-Krankenhause im Wyborgschen Stadtteile auf. Dieses Krankenhaus nun, besonders aber der dasselbe leitende Oberarzt, kam mir wie eine phantastische Erscheinung aus Tausend und einer Nacht vor.

Das alte Krankenhausgebäude erschien mir wie eine ganze Stadt; dort gab es sowohl ungeheure steinerne Bauten als auch hölzerne Häuser und Häuschen, welche ganze Straßen bildeten, und alles das war angefüllt von Patienten, Heilgehilfen und Krankenwärtern; in den Korridoren der steinernen Gebäude und aus einem Hause in das andre eilte ohne Aufhören dieses zahlreiche Personal aneinander vorüber, trug die verschiedensten Sachen hinaus und hinein, lärmte und zankte miteinander.

Aber das Hauptkurioſum war der Oberarzt ſelbſt. Woher man eigentlich bei uns ſolch ein vorſündflutliches, — nein, nicht vorſündflutliches, ſondern überhaupt unmögliches Weſen ausgegraben, als welches ſich mir der Dr. Florio darſtellte, — das wird ſich ſchwerlich jemals auf dem Wege hiſtoriſcher Forſchung nachweiſen laſſen.

Mir war nur bekannt, daß Florio, ein geborener Italiener, wahrſcheinlich noch in den Jahren 1812 bis 1813 in ruſſiſche Dienſte getreten, ein Liebling des Baronet Villiers und wirklicher Staatsrat und Ritter war.

Fremde Perſonen, welche während eines ärztlichen Beſuchs in einen der ungeheuren Krankenſäle des Militärhoſpitals traten, konnten nicht ſelten folgende Scene erleben.

Zwiſchen den einzelnen Reihen von Pritſchen mit den auf ihnen gebetteten Kranken geht ein Heilgehilfe rückwärts gewandt einher, bleibt vor jeder Pritſche ein wenig ſtehen und rapportiert ſehr raſch in ſingendem Tonfall über Krankheit und Heilmittel etwa in folgender Weiſe: „Pleuritis — Tartarus emeticus gr. jjj, Jnfus.... unc. sex; Febris catarrhalis — Sles ammoniaci drach. unam, Decocti altheae unc. sex . . .“ u. ſ. w. in dem Genre.

Mit dem Geſicht dem Heilgehilfen zugewandt, der, wie ſchon geſagt, rückwärts geht, ſchreitet der Oberarzt einher; in der Hand hält er einen Stock, auf welchen er ſeine Uniformsmütze geſetzt hat, dreht den Stock, ſo daß ſich mit ihm auch die Mütze dreht, ſtampft mit den Füßen im Takt den Boden und ſingt dazu mit lauter Stimme und italieniſcher Ausſprache: „Jch ſäe, wehe, Katharina! ſäe, wehe, Katharina!“

Sobald er Aerzten oder fremden Perſonen begegnet, beginnt er ihnen in ſeinem gebrochenen Ruſſiſch alle möglichen anſtößigen Geſchichten zu erzählen, wobei er ein derbes ruſſiſches Wort beſtändig wiederholt.

Uns neuen Beſuchern gegenüber war Dr. Florio in ſeiner Weiſe ſehr liebenswürdig und ſuchte uns beſtändig ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe zu zeigen: „C'est une fièvre, une inflammation de la membrane gastrointestinale.“ Dieſe inflammation, welche andeuten ſollte, daß Dr. Florio ſich zu den Anhängern Brouſſais' rechnete, wiederholte ſich auf Schritt und Tritt, ebenſo wie die Verordnung: „venaesectio . . . ad libram unam, zehn Blutegel.“

Plötzlich geht ein alter Abteilungsarzt in Uniform vorüber, der aber, wie mir ſofort auffiel, keine Naſe hatte.

„Halt!“ ruft ihm Florio zu. „Hier, meine Herren,“ mit dieſen Worten wendet er ſich an uns, „ſtelle ich Ihnen den Staatsrat Sſim . . . vor; er gedenkt noch zu heiraten und iſt davon ganz überzeugt, daß er gleich in der erſten Nacht ſeiner ehelichen Pflicht genügen werde; indes kann ich Ihnen verſichern, daß er ſich darin irrt. A propos! Da iſt gleich ein andrer und wie Sie ſehen, junger und hübſcher Mann, der Herr K . . . .; dieſer kennt kein größeres Vergnügen, als ſeine ganze freie Zeit in der Großen Meſchtſchanskaja*) bei dem ſchönen Geſchlecht zuzubringen.“

Alles das bringt Florio ſehr raſch in ſeinem gebrochenen Ruſſiſch hervor.

Hierauf kommt er in die Frauenabteilung und geht geradeswegs auf eine der Patientinnen, die Frau eines Soldaten, zu: „Na, noch immer nicht geſund?“ Hierauf wendet er ſich mit der Frage an den Krankenwärter vom Dienſt, einen Unteroffizier: „Warum ſchläfſt du denn nachts nicht bei ihr? Dann würde ſie gleich geſund werden.“

Da ich ſicher nie etwas Aehnliches mehr erleben werde und auch nur einmal im Leben geſehen habe, ſo glaubte ich die Erinnerung an jenes Meerwunder von Arzt in meinem Tagebuche feſthalten zu müſſen.

* * *

Das Petersburger Klima und meine anſtrengende Thätigkeit verfehlten nicht, ihre Wirkung auf meinen Organismus zu äußern. Ich erkrankte wiederum, aber Gott ſei dank nicht auf lange Zeit und an einer andern Krankheit, als die in Riga geweſen war. Es war das ſicher ein latentes intermittierendes Fieber, das mich ein paar Tage das Bett zu hüten zwang.

J. T. Spaßki, der mich ebenſo wie die andern Aerzte während meiner Krankheit öfters beſuchte, teilte mir in dieſer Zeit eine Verfügung des Miniſteriums mit, der zufolge ich nach einer Woche in der Akademie der Wiſſenſchaften eine Probevorleſung halten ſollte, zu welcher ich mir ſelbſt das Thema zu wählen hätte. Ich wählte die Rhinoplaſtik, kaufte mir bei einem Friſeur einen alten Perückenſtock aus papier mâché, ſchnitt ihm die Naſe ab, überzog die Stirn mit einem Stück von einem alten Gummiſchuh und begab mich mit dieſem wertvollen Schatz in den Saal der Akademie, um daſelbſt die Rhinoplaſtik nach indiſcher, durch Dieffenbach modifizierter Methode zu demonſtrieren.

*) Straße in St. Petersburg.

Die künſtliche Naſe ſchnitt ich aus dem Gummi auf der Stirn lege artis heraus und nähte ſie ebenſo wieder an. Dabei citierte ich meine Fälle in Riga und Dorpat und berief mich auf Dieffenbach.

Der durch dieſe Vorleſung auf die jungen und alten Beſucher derſelben hervorgebrachte Eindruck war offenbar ein ganz verſchieden artiger. Die Jungen äußerten ſich über dieſelbe rühmend und ſehr ſympathiſch, während einige von den Aelteren ſich den von mir angeführten Thatſachen gegenüber, wie mir ſchien, mißtrauiſch verhielten.

Inzwiſchen erhielt ich aus Dorpat noch immer keine Entſcheidung über meine Wahl durch den Senat, ſo daß ich endlich die Geduld zu verlieren begann und Moier in dieſer Sache einen Brief ſchrieb. Lange Zeit antwortete er mir gar nicht darauf und erklärte mir dann mit ſeinem gewöhnlichen Phlegma: „Gut Ding will gute Weile haben," unter dem Hinzufügen, daß er ſelbſt bald nach St. Petersburg kommen wolle. Das geſchah denn nun auch wirklich bald, freilich ohne daß meine Sache dadurch irgendwie beſchleunigt wurde.

Mit Uwarow war Moier ſehr unzufrieden und fand ſeltſamerweiſe viel größeres Gefallen an Schirinski-Schichmatow, welcher damals Departementsdirektor im Miniſterium der Volksaufklärung war.

Später hörte ich, daß auch Kaiſer Nikolai Pawlowitſch mit Schirinski-Schichmatows Richtung ſehr zufrieden geweſen wäre und ihn deswegen zum Miniſter gemacht habe.

Moier ſagte mir einmal in Petersburg: „Uwarow iſt ein Katzenſchwanz, man kann ſich nicht auf ihn verlaſſen." Von Schirinski aber meinte er: „Das iſt ein poſitiver Mann, der iſt reell."

Es vergingen nun noch zwei Monate und ich begann Moier ſchon wieder mit Briefen zu bombardieren, wobei ich ihm ſchließlich erklärte, ich ginge mit der Abſicht um, eine mir unter Arendts Vermittelung durch den Kurator Grafen Golowkin angetragene Profeſſur in Charkow anzunehmen.

* * *

Um dieſe Zeit (es war gerade in der Faſtnachtswoche) ereignete ſich in Petersburg die bekannte Kataſtrophe in der Lehmannſchen Schaubude; ich eilte in das Obuchow-Krankenhaus, wohin man bereits an die 150 größtenteils bereits verkohlte Leichen gebracht hatte, die man zur Rekognition der Verwandten der Verunglückten

in den Totenkammern und auf dem Hofe des Krankenhauſes ausſtellte. Die noch lebendig ins Krankenhaus Gebrachten waren in einem ſchrecklichen Zuſtande. Weder vorher noch nachher habe ich an lebenden Menſchen ſo entſetzliche Brandwunden geſehen. Einige lebten mit vom Feuer gänzlich verkohltem Kopfe noch ganze Wochen lang. Bei einigen bildete der ganze Kopf bis an den Hals ein rieſiges Stück Kohle, von welchem man ganze Schichten verkohlter Gewebe abnehmen konnte und es war unheimlich, eine Stimme und Worte zu hören, die aus einem Stück Kohle hervorkamen.

* * *

Inzwiſchen drangen Gerüchte zu mir aus Dorpat hinüber, daß meine Wahl im Senat einen Sturm im Waſſerglaſe erregt habe.

Wider mich waren vornehmlich die Theologen geweſen, die erklärt haten, daß einige Dorpater Theologen irgend ein Geſetz Guſtav Adolfs von Schweden, des Gründers der Dorpater Univerſität aufgefunden hätten, wonach nur Proteſtanten an dieſer Univerſität Profeſſoren werden dürften.

Ob nun ſolch ein Geſetz beſtanden hat oder nicht, das mag der Himmel wiſſen, jedenfalls aber konnte man ſich zu Kaiſer Nikolais Zeiten, nicht füglich auf dasſelbe berufen. Das haben wohl auch die Dorpater Theologen eingeſehen.

Nichtsdeſtoweniger war aber der Zankapfel nun in den Senat geworfen und die Streitigkeiten im Schoße desſelben dauerten bis Ende Februar 1836. Schließlich bekam ich im März die Nachricht, ich ſei zum außerordentlichen Profeſſor erwählt worden.

Meine Mutter und meine Schweſtern aus Moskau zu mir nach Dorpat zu nehmen, konnte ich mich indes nicht entſchließen, denn mir ſchien, daß ein ſolcher Uebergang in der Folge für ſie unangenehm werden müßte. Sowohl die Sprache als auch die Sitten und der ganze Lebenszuſchnitt waren von dem ihnen bisher Gewohnten allzu abweichend und ſie waren zu alt und, was die Hauptſache iſt, allzu eingefleiſchte Moskauerinnen, als daß ſie ſich in die fremde Weiſe hätten ſchicken und einleben können.

69.

Oſtern 1836 verbrachte ich bereits in Dorpat. Nicht lange vor meiner Ankunft war auch der neuernannte Kurator, Generalmajor der Garde Kraftſtröm, von Petersburg dort angekommen. Dieſer Sohn des Mars empfing mich, als ich mich ihm vorſtellte, ſehr liebenswürdig und begrüßte in mir den erſten Ruſſen, der von der Univerſität zum Profeſſor einer rein wiſſenſchaftlichen Disziplin gewählt worden war. Bis dahin waren ruſſiſche Profeſſoren in Dorpat ausſchließlich nur für die ruſſiſche Sprache gewählt worden und auch das nur aus Mangel an Deutſchen, die mit der ruſſiſchen Litteratur genügend vertraut geweſen wären.

Darum, daß ich der erſte Ruſſe ſei, und daß dieſe erſte Wahl eines ſolchen mit ſeiner, Kraftſtröms, Ernennung zum Kurator zuſammenfalle, drehte ſich unſer ganzes Geſpräch im Verlauf einer guten halben Stunde. Mehr hatte man aber auch nicht nötig, um zu erkennen, wes Geiſtes Kind der neue Dorpater Kurator war.

Durch und durch Soldat, erwies ſich der Kurator Kraftſtröm im allgemeinen als nicht ſchlechter Menſch; jedenfalls hätte eine ſolche Perſönlichkeit, wie er, noch bei weitem ſchlimmer ſein können, wenn man bedenkt, daß ſie unmittelbar vom Sattel weg in dieſe Stellung gekommen war.

Er war der Gegenſtand beſtändiger Spöttereien, die in Geſtalt humoriſtiſcher Anekdoten auf ſeine Koſten von Studenten und zum Teil auch von Profeſſoren in Umlauf geſetzt wurden. Kraftſtröms Weltanſchauung war in der That eine ganz unglaubliche. Seiner Anſicht nach gab es drei Arten von Wiſſenſchaften: eine bis zu einem gewiſſem Grade nützliche, eine ſchädliche, die, wenn man ſie nicht im Zaum halte, unter Umſtänden ſogar ſehr ſchädlich werden könne, ſowie endlich eine brauchbare und zum Zeitvertreib und Vergnügen von bemittelten Leuten ſogar notwendige.

Folgendermaßen äußerte ſich z. B. Kraftſtröm einmal unter vier Augen über die Aſtronomie. Es war das auf einer Reiſe von Dorpat nach Petersburg, die Kraftſtröm zuſammen mit dem Profeſſor der ruſſiſchen Sprache, Roßberg, machte, zu welchem er damals ein beſonderes Zutrauen hatte. Es war gerade eine ſchöne mondhelle Nacht, Roßberg betrachtete ſich den Mond, erinnerte ſich des von ihm durch den Refraktor im Dorpater Obſervatorium Geſehenen und begann Kraftſtröm von den Bergen und Abgründen zu erzählen, die er auf dem Monde geſehen.

Lange Zeit hört ihm Kraftſtröm zu, endlich aber ſagt er ihm: „Hören Sie mal, lieber Freund, glauben Sie denn wirklich an alle dieſe Dummheiten?“

„Wie,“ ruft Roßberg erſtaunt aus, „das ſind ja doch alles lauter unbeſtreitbare, von der Wiſſenſchaft konſtatierte Thatſachen!“

„Ich bitte Sie,“ ſucht Kraftſtröm ihn zu beruhigen, „was können denn das für Thatſachen ſein, wo doch noch niemand im Himmel geweſen iſt und man daher auch nichts darüber wiſſen kann!“

Roßberg ſah ein, daß man Kraftſtröm gegenüber mit der Wiſſenſchaft nichts ausrichten könne und verſuchte ihm daher von einer andern Seite beizukommen.

„Wie würde denn aber, Excellenz, der Kaiſer ſelbſt ſich für den Bau des Obſervatoriums in Pulkowo ſo intereſſieren und ſo gewaltige Summen dafür auswerfen, wenn er nicht davon überzeugt wäre, daß die Aſtronomen wirklich außerordentlich wichtige Entdeckungen machten?“

„Ih, mein Lieber,“ bemerkte ihm hierauf Kraftſtröm, „wiſſen Sie denn nicht, daß die Fürſten, wie auch wir alle, ihre Liebhabereien haben? Wir haben kleine, unſern Mitteln angemeſſene und die Fürſten natürlich koſtſpielige, wie wir ſie uns nicht erlauben können. Warum ſollte denn nun unſer Kaiſer ſich nicht mit einem rieſigen und teuren Obſervatorium einmal ein Vergnügen machen?“

Meine Einrichtung in Dorpat beanſpruchte nicht viel Zeit und kam mir nicht teuer zu ſtehen: zweihundert Rubel jährlich für eine Wohnung von vier Zimmern und zehn bis zwölf Rubel monatlich für Beköſtigung. Für letztere konnte man unter Umſtänden auch mehr aufwenden und ich that das auch öfter, aber für den erhöhten Preis ſtieg nur die Menge, nicht aber die Güte der Speiſen, die dafür geſtellt wurden. Als Bedienung kam wieder meine gute Lettin Lene zu mir, die mir ganze fünf Jahre gedient hat.

So war ich denn ſchließlich Profeſſor der Chirurgie und zwar ſowohl der theoretiſchen als auch der operativen und kliniſchen. Außer mir gab es keinen andern Profeſſor.

Das wollte ſo viel ſagen, daß ich allein folgendes thun mußte: 1. wenigſtens zweieinhalb bis drei Stunden täglich Klinik und Poliklinik abhalten; 2. einen vollſtändigen Kurſus der theoretiſchen Chirurgie leſen — eine Stunde täglich; 3. desgleichen operative Chirurgie und Uebungen an Leichen — eine Stunde täglich; endlich 4. Ophthalmologie und Augenklinik — eine Stunde täglich: in Summa alſo ſechs Stunden täglich.

Dieſe ſechs Stunden reichten aber faſt nie aus; die Klinik

und Poliklinik nahmen mir viel mehr Zeit und ſo gingen denn täglich ganze acht Stunden drauf. Wenn ich nun ebenſo viele Stunden auf die notwendige Erholung rechnete, ſo blieben mir täglich noch acht Stunden übrig und dieſe acht Stunden brauchte ich zur Vorbereitung auf meine Vorleſungen, zu Verſuchen an Tieren, zu anatomiſchen Unterſuchungen für eine Monographie, die ich zu ſchreiben gedachte, ſowie endlich zu meiner kleinen chirurgiſchen Praxis in der Stadt.

* * *

Während der fünf Jahre meiner Profeſſorenthätigkeit in Dorpat habe ich veröffentlicht:

1. Chirurgiſche Anatomie der Arterienſtämme und Fascien (in lateiniſcher und deutſcher Sprache).
2. Zwei Bände kliniſcher Annalen (in deutſcher Sprache).
3. Eine Monographie über die Durchſchneidung der Achillesſehne (in deutſcher Sprache).

Außerdem hat eine ganze Reihe entweder von mir ſelbſt oder unter meiner Leitung unternommener Verſuche an lebenden Tieren ein reiches Material für einige Diſſertationen geliefert, welche während meiner Profeſſur veröffentlicht wurden, nämlich:

1. Ueber das Abbinden der Arterien.
2. Ueber Wunden in den Därmen.
3. Ueber das Uebertragen tieriſcher Gewebe in die Höhlen ſeröſer Säcke.
4. Ueber den Eintritt der Luft in das Venenſyſtem; endlich
5. Ueber Verletzungen und Wunden am Kopf.

Die Diſſertationen über die beiden letzten Themen waren zu meiner Zeit noch nicht zu Ende geführt.

Die Gerechtigkeit erfordert es, hier zu bemerken, daß die ebengenannten Veröffentlichungen eigentlich nicht in fünf, ſondern nur in vier Jahren fertiggeſtellt worden ſind, weil ich ganze neun Monate (im Jahre 1837 auf 1838) in Paris und ſpäter in Moskau geweſen bin und ganze drei Monate mich ohne jede ernſtliche Beſchäftigung umhergetrieben habe.

Und ſo exiſtieren denn unſtreitig Beweiſe meiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit gleich vom Beginn meiner Laufbahn als praktiſcher Univerſitätslehrer.

Eine andere Frage aber iſt, ob ich damals wirklich war, was ich ſchien oder, richtiger geſagt, was ich ſein ſollte, d. h. ob ich ein wirklicher, eigentlicher, nicht bloß nomineller Profeſſor der Chirurgie war.

Bei uns in Rußland kommen eigentlich nur zwei Arten von Gelehrten als Kandidaten für eine ſolche Profeſſur in Betracht: 1. emeritierte Profeſſoren, d. h. größtenteils alte oder doch ſchon ziemlich bejahrte Leute und 2. junge Leute, die eben erſt ihr Studium beendigt haben. Solche Leute, die ſich ziemlich lange Zeit für die Beſetzung eines Lehrſtuhls vorbereitet haben, gibt es bei uns entweder gar nicht oder aber ſie ſind ſo ſelten, daß ſie faſt niemals als Konkurrenten bei der Beſetzung von Lehrſtühlen erſcheinen.

Ueber die erſte Klaſſe von Kandidaten brauche ich mich hier nicht weiter zu verbreiten; in neun Fällen unter zehn thut der emeritierte Profeſſor, welcher auf weitere fünf Jahre in ſeiner Stellung verbleibt, dieſes durchaus nicht aus Liebe und Anhänglichkeit zur Wiſſenſchaft, ſondern um das doppelte Gehalt zu bekommen. Die andre Klaſſe von Kandidaten aber, zu der auch meine Wenigkeit bei Antritt der Profeſſorenſtellung in Dorpat gehörte, entſpricht wirklich nicht, ja kann überhaupt nicht einmal den Forderungen entſprechen, die ihr Beruf an ſie ſtellt.

Woher ſollte denn auch die Erfahrung kommen, welche für einen kliniſchen Lehrer der Chirurgie unumgänglich iſt? Ich hatte freilich ſchon viere Jahre vor Antritt meiner Profeſſur den chirurgiſchen Rubico überſchritten, indem ich meine beiden erſten Operationen, die Amputation eines Armes und die Unterbindung einer Hüftarterie (beides zu derſelben Zeit) in Moiers Klinik machte. Aber eine gewandt ausgeführte chirurgiſche Operation gibt einem noch nicht das Recht, ſich einen erfahrenen Kliniker zu nennen, was doch ein jeder Profeſſor der Chirurgie ſein muß. Ganz abgeſehen davon, daß ein junger Mann, wie begabt er auch ſein mag, keine genügenden Kenntniſſe haben kann, fällt es ihm noch ſchwerer, ſich ſeine Erfahrung in gewiſſenhafter Weiſe zu ſammeln.

Die Jugend, und gerade die begabte noch mehr als die mittelmäßige, leidet an Ueberhebung, Selbſtliebe und noch häufiger an Eitelkeit.

Beim Eintritt in das praktiſche Leben iſt ſie am allermeiſten auf ihren Ruf bedacht (und ſo weit wäre das ja noch natürlich und ſogar löblich), nur daß ſie dies nicht in der rechten Weiſe thut und ſich Namen und Anſehen nicht durch ihre eigentlichen inneren Vorzüge, ſondern auf rein äußerliche Weiſe zu erwerben ſucht: ihr gilt nicht als die Hauptſache, *wofür* man ſie lobe und *weswegen* man ſie anſtaune, ſondern daß dieſes nur überhaupt geſchehe.

Eben dieſer Kitzel der Ruhmſucht und Eitelkeit verdirbt alles bei der Jugend.

Der Wiſſenſchaft, überhaupt jeder Wiſſenſchaft dienen, heißt nichts andres als der Wahrheit dienen, aber bei den angewandten Wiſſenſchaften iſt das gar nicht ſo leicht.

Hier iſt der Zugang zur Wahrheit nicht allein durch wiſſenſchaftliche Hinderniſſe, d. h. durch ſolche für uns erſchwert, welche auch mit Hilfe der Wiſſenſchaft entfernt werden können. Nein, in der angewandten Wiſſenſchaft wirken außer dieſen Hinderniſſen auch noch menſchliche Leidenſchaften, Vorurteile und Schwächen von verſchiedenen Seiten mit, um uns die Wahrheit nicht ſelten gar gänzlich unzugänglich zu machen.

Für die Wahrheit mit den Vorurteilen, Leidenſchaften und Schwächen der Leute direkt zu kämpfen iſt unmöglich: hier kann man nur lavieren; aber nicht weniger ſchwierig iſt es, auch mit ſeinen eigenen Leidenſchaften und Schwächen zu kämpfen, wenn nicht ſchon in der Jugend und von Kindheit an die Fähigkeit der Selbſtbeherrſchung in uns entwickelt iſt, welche ihrerſeits wieder nur durch die Selbſterkenntnis ermöglicht wird.

Und ſo iſt denn für einen Lehrer einer angewandten Wiſſenſchaft, wie die Medizin, welche es unmittelbar mit allen Attributen der menſchlichen Natur (wie des eigenen ſo auch des Ichs von andern, fremden Leuten) zu thun hat, — ich ſage, für den Lehrer einer ſolchen Wiſſenſchaft iſt außer wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und Erfahrung auch noch die Gewiſſenhaftigkeit ein unumgängliches Erfordernis, wie ſie ſich nur durch die ſchwierige Kunſt der Selbſterkenntnis, Selbſtbeherrſchung und Kenntnis der menſchlichen Natur erwerben läßt.

Iſt das nun aber Sache der Jugend? „Chirurgus debet esse adolescens,“ ſagt Celſus.

Natürlich macht das Alter, welches die Sinne abſtumpft, den Chirurgen zu ſeinem Werk untauglich.

Nichts hindert junge Leute Chirurgen zu ſein, wohl aber Lehrer der Chirurgie. Das iſt nicht ein und dasſelbe und es iſt ein Irrtum anzunehmen, daß jeder gewandte und geſchickte Chirurg auch ein guter Lehrer der Chirurgie ſein müſſe.

Die Liebe hat ihre Zeit ebenſo wie die Weisheit die ihre.

Als der Fakir der Selbſterkenntnis, der ich immer geweſen bin, mußte ich natürlich wohl einſehen und empfinden, wieviel mir noch an Kenntniſſen, Erfahrung und Selbſtbeherrſchung fehle, um ein rechter Lehrer der Chirurgie zu ſein. Mir fehlte es aber nicht ſo ſehr an Gewiſſenhaftigkeit, als daß ich nicht hätte einſehen ſollen, welch eine ungeheure Verantwortung vor der Geſellſchaft und vor

ſich ſelbſt (Gott und Chriſtus exiſtierten damals für mich nicht) derjenige auf ſich nehme, welcher, nachdem er durch das ärztliche Diplom ein gewiſſes Recht über Leben und Tod anderer erhalten hat, nun auch noch die Verpflichtung erhält, dieſes Recht andern zu übertragen.

Aber die Jugend entfernt leicht moraliſche Hinderniſſe und verſöhnt ebenſo leicht die Widerſprüche in ſich.

Ich war mir meiner Mängel wohl bewußt, wenngleich das nicht in dem Maße möglich war wie jetzt, wo ich ſie und alle ihre Folgen bereits im praktiſchen Leben erfahren habe.

Und auch jetzt noch muß ich bei meiner Selbſtanalyſe zugeſtehen, wie ſchwierig die Entſcheidung darüber iſt, was in dem einen oder dem andern Falle das Hauptmotiv meiner Handlungen geweſen: die Eitelkeit oder der aufrichtige Wunſch, meinem Mitmenſchen zu helfen und ihm ſeine Leiden zu erleichtern.

Ach wie ſchwer iſt dieſe Entſcheidung für einen ſeiner Kunſt mit ganzer Seele ergebenen Mann, wenn der ganze Zweck dieſer Kunſt in der Heilung und Erleichterung der Leiden ſeiner Mitmenſchen beſteht!

Wie wenig wahrſcheinlich auch der Erfolg einer Operation, wie lebensgefährlich auch ihre Vornahme ſein möge, wenn ſie als Kunſt intereſſiert, ſo kann man nicht mehr völlig unparteiiſch die einzelnen Möglichkeiten abwägen und beſtimmen, was im gegebenen Falle wahrſcheinlicher iſt: Erfolg oder Verderben.

Und je jünger man iſt, je eifriger und ſeiner Kunſt ergebener, um ſo leichter läßt man den Zweck der Kunſt aus dem Auge und um ſo eher iſt man geneigt, die Kunſt nur um der Kunſt willen auszuüben.

Ja, das „ne nocuerim veritus“ Hallers, welches ihn, den wohlerfahrenen Anatomen und Phyſiologen, keine Operationen an lebenden Menſchen vornehmen ließ, iſt der klarſte Ausdruck des ſittlichen Gefühls.

Jeder Chirurg müßte mit ſeinem „ne nocuerim veritus“ zu Operationen ſchreiten.

Das bedeutet aber die völlige Unterordnung der Intereſſen der Wiſſenſchaft und der Kunſt unter eine höhere ſittliche Empfindung.

Ja, ſo müßte es auch ſein, nur treten hier andere Erwägungen auf, welche die Entſcheidung der Frage unmöglich machen, wie man in einem zweifelhaften Falle zu verfahren habe. Solche Fälle kommen aber nicht zu zehn, ſondern zu hunderten vor.

Der alte Rühl war ganz in ſeinem Recht, als er von den Chirurgen des Krankenhauſes verlangte, ſie ſollten etwaige Opera-

tionen nur unter Zuſtimmung der Patienten ſelbſt vornehmen. Er hat mich einmal dadurch ſehr geärgert, daß er grade in dem Augenblick, wo ich die Operation einer Pulsadergeſchwulſt vornehmen wollte, im Obuchow-Krankenhauſe erſchien und den Patienten fragte, ob er die Operation wünſche.

„Nein," antwortete jener.

„In dem Falle," entſchied Rühl, „darf man ihn wider ſeinen Willen nicht operieren."

Wir jungen Aerzte lachten alle über Rühls Puritanismus, nannten ihn Ziegenmelker, Caprimulgus europaeensis, dem er übrigens wirklich ähnlich ſah, und Hofentrompeter, ſagten ihm auch nach, daß er ſich ſein Anſehen in der Petersburger mediziniſchen Welt nur durch ſeine Geſchicklichkeit im Setzen von Klyſtieren erworben habe, — und all dieſes Gerede und Geſchwätz nur darum, weil der alte abgängige Mann es wagte, ſich in die Angelegenheiten unſrer Wiſſenſchaft und Kunſt zu miſchen und ſomit den wiſſenſchaftlichen Intereſſen zu ſchaden.

„Wenn es ſo weiter geht," ſagten wir einander, „dann wird es ſchließlich noch dahin kommen, daß wir die Patienten in den Krankenhäuſern werden um Erlaubnis bitten müſſen, wenn wir ſie zur Ader laſſen oder ihnen ſpaniſche Fliegen oder Schröpfköpfe ſetzen laſſen wollen."

Dabei waren wir indes alle darin einverſtanden, daß es keinem von uns recht wäre, wenn man ihn ohne ſein Einverſtändnis irgend einer gefährlichen Procedur unterzöge und wäre es auch zu dem Zweck, ihm dadurch das Leben zu retten. Andrerſeits aber, — wäre irgend jemand wirklich damit unzufrieden, daß man ihm, auch ohne vorher ſeine Erlaubnis dazu eingeholt zu haben, das Leben durch eine immerhin gefährliche Operation gerettet?

Ich ſehe z. B. voraus, daß der Kranke unbedingt, wenn nicht heute ſo doch morgen bei ſeiner Pulsaderweiterung an Blutungen zu Grunde gehen muß, unterwerfe ihn daher, ohne ihn um ſeine Zuſtimmung zu befragen, einer Operation und rette ihn.

Das war denn auch mein Gedankengang, als ich mich an die Operation machte, deren Ausführung Rühl mir nicht geſtattete, weil ich den Patienten nicht vorher um ſeine Zuſtimmung befragt hatte.

Wer hat hier nun recht und wer unrecht?

In ſolchen Fällen kann nur die Stimme des eigenen Gewiſſens für jeden die Frage entſcheiden und ſie wird dies natürlich für jeden in beſonderer Weiſe thun.

Rühl war unzweifelhaft im Recht, denn er handelte unzweifelhaft in der feſten Ueberzeugung ſo, daß niemand ein größeres Recht auf die Geſundheit des Patienten habe, als dieſer ſelbſt.

Ich hatte vielleicht auch recht. Ich ſage *vielleicht*, denn ich weiß jetzt nicht mehr, ob ich damals davon überzeugt war, daß dem Patienten infolge der Blutung unbedingte Lebensgefahr drohe und daß ferner dieſe Gefahr die Gefahren einer Operation überwiege.

Ja, das eigene Gewiſſen — ein anderes Mittel gibt es nicht — muß für den wirklich ehrlichen Chirurgen die Frage der Operation entſcheiden, wenn die mit dieſer verknüpfte Lebensgefahr ihm ebenſo bedeutend erſcheint, wie die ſeitens der Krankheit drohende, gegen welche er die Operation anwenden will. Aber auch auf ſein eigenes Gewiſſen kann ſich der Chirurg in dieſem Falle nicht immer verlaſſen.

Seine wiſſenſchaftlichen Studien, die mit der Sittlichkeit nichts gemein haben, ſowie ſeine Neigung und Vorliebe für ſeine Kunſt wirken auch auf ſein Gewiſſen ein, indem ſie es ſozuſagen zu ihren Gunſten beeinfluſſen. Und das Gewiſſen ſtellt ſich in ſolchem Fall, indem es die Frage nach dem Grade der Gefahr entſcheidet, auf die Seite des wiſſenſchaftlichen Vorurteils. Das Gewiſſen ſpielt hier die Rolle eines Richters oder Geſchworenen, welcher ſein Urteil auf die Meinung eines Sachverſtändigen ſtützt, den in dieſem Falle die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe grade derſelben Perſon darſtellen, deren Gewiſſen zum Richter berufen iſt. Hier ſtehen nun dem Vorurteil die verſchiedenſten Wege offen.

Einerſeits bringt das Vorurtheil leicht auch in das Gebiet unſrer Kenntniſſe ein und andrerſeits wird eben dadurch auch das Gewiſſen ſelbſt leicht voreingenommen.

Die moderne Wiſſenſchaft hat nun angeblich ein verläßlicheres Mittel wider dieſe Voreingenommenheit in der praktiſchen Medizin gefunden, nämlich die ziffernmäßig begründete mediziniſche Statiſtik, und dem Gewiſſen des Chirurgen iſt es angeblich dadurch leichter gemacht worden, ſeine Entſcheidungen ohne vorgefaßte Meinungen zu treffen.

Auf der einen Seite die Krankheit, an der nach Ausweis der Statiſtik ſechzig vom Hundert ſterben; auf der andern Seite die die Krankheit behebende Operation, an welcher nur fünfzig vom Hundert ſterben.

Dem Gewiſſen kann es alſo nicht ſchwer fallen, nach beſtem *Gewiſſen* zu entſcheiden, was gefährlicher iſt: die Krankheit ſich ſelbſt zu überlaſſen oder eine Operation vorzunehmen.

So weit wäre ja das alles ganz ſchön.

Nun kommt aber der mißliche Umſtand, daß 1. dieſe Statiſtik noch nicht etwas völlig Beſtimmtes iſt, das keinem Zweifel oder Schwanken unterläge; und 2. woran ſoll ich denn erkennen, daß im gegebenen Falle mein Patient grade zur Zahl der ſechzig vom Hundert gehört, welche ſterben müſſen und nicht zu den vierzig, welche am Leben bleiben? Und wer hat mir geſagt, daß im Falle der Operation mein Patient zu den fünfzig Geſundenden und nicht zu den fünfzig Sterbenden gehören werde?

Am Ende läßt ſich leicht einſehen, daß auch dieſe anſcheinend ſo ſichere Ziffer nur dann eine wichtige praktiſche Bedeutung bekommen werde, wenn ihr zu Hilfe die Individualiſierung kommt, ein noch neues und unbebautes Gebiet des Wiſſens.

Wenn das Studium der menſchlichen Individuen ſo weit gefördert ſein wird, daß man jedes Individuum nach verläßlichen Anzeichen zu der einen oder der andern ſcharf beſtimmten Kategorie rechnen kann und andrerſeits die Eigenſchaften bekannt ſein werden, die eine jede Kategorie zum Widerſtande wider äußere und organiſche (innere) Einflüſſe befähigen — dann wird auch dieſe Statiſtik mit ihren ziffernmäßigen Daten eine ganz andere Bedeutung bekommen.

Konnte nun ich junger, wenig erfahrener Mann ein rechter Lehrer der Chirurgie ſein?

Natürlich nicht, das fühlte ich ſelbſt.

Was hätte ich denn aber thun ſollen, nachdem ich einmal vom Schickſal in dieſe Laufbahn gebracht worden war?

Ihr etwa entſagen? Aber dazu war ich denn doch zu jung und beſaß ich zu viel Eigenliebe und Selbſtvertrauen.

Ich wählte daher ein andres Mittel, um mich jener idealen Vorſtellung möglichſt zu nähern, die ich mir von den Pflichten eines Profeſſors der Chirurgie gebildet hatte.

Während meines Aufenthalts im Auslande hatte ich mich zur Genüge davon überzeugen können, daß die wiſſenſchaftliche Wahrheit bei weitem nicht der Hauptzweck ſelbſt berühmter Kliniker und Chirurgen iſt.

Ich hatte mich hinlänglich davon überzeugt, daß in berühmten kliniſchen Anſtalten gar oft Maßregeln nicht zur Enthüllung, ſondern zur Verdeckung der wiſſenſchaftlichen Wahrheit getroffen wurden.

Ueberall war das Streben bemerkbar, ſeine Ware von der vorteilhafteſten Seite zu zeigen. Das wäre natürlich noch nicht ſo ſchlimm geweſen. Aber gleichzeitig damit ſuchte man auch ſeine

schlechte und minderwertige Ware als gute zu verkaufen, und zwar wem zu verkaufen? Der Jugend, der unerfahrenen, mit der Sache unbekannten, aber doch instinktiv die wissenschaftliche Wahrheit suchenden Jugend.

Nachdem ich alles das gesehen hatte, machte ich es mir zur festen Regel, gleich bei Antritt meiner Lehrthätigkeit nichts vor meinen Schülern zu verbergen und wenn auch nicht sofort, so doch nachher und ohne Zögern jeden von mir begangenen Fehler vor ihnen zu enthüllen, möge er nun in der Diagnose oder in der Krankheitsbehandlung liegen.

In diesem Geiste begann ich denn meine klinischen Annalen zu schreiben, mit deren Herausgabe ich mich absichtlich beeilte, um meinen Schülern keine Veranlassung zu dem Vorwurfe zu geben, ich hätte zur Verhüllung der Wahrheit Zeit zu gewinnen gesucht.

Bei der ausführlichen Beschreibung aller von mir am Krankenbett begangenen Fehler und Versehen ging ich gegen mich selbst schonungslos vor, so daß ich natürlich annehmen durfte, es würden sich nicht Leute finden, welche diese von mir selbst geschaffene Situation benutzen und in kritischen Analysen mir meine von mir selbst schon erwähnten Sünden aufmutzen möchten. Indes fanden sich solche Leute doch. Mein guter Petersburger Freund, Doktor Sadler, schrieb z. B. in einem deutschen Journal wider mich einen gewaltigen kritischen Artikel, in welchem sich eine für mich nützliche Bemerkung fand, nämlich ein russisches Sprichwort am Ende desselben, an welches mich der alte Chelius im Jahre 1862 erinnerte und welches von Sadler also ins Deutsche übersetzt war: „Geduld, Kosak, wirst Ataman werden."

Nach einem Jahre, bald nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen meiner chirurgischen Anatomie, wurde ich bereits zum ordentlichen Professor gewählt.

Zur Herausgabe dieses meines Werkes hatte ich einen Verleger, einen Künstler, der nach der Natur zu zeichnen verstand, und einen guten Lithographen nötig.

Damals in Dorpat solche drei Persönlichkeiten zu finden war nicht leicht.

Zum Glück erschien gerade wie ausgesucht für mich um diese Zeit ein höchst, ja sogar allzu unternehmender Mann in Dorpat, der denn nachher auch Bankerott gemacht hat, der Buchhändler Kluge. Ihm überließ ich (natürlich umsonst) das ganze Recht der Herausgabe, nur unter der Bedingung, daß die Zeichnungen gerade so sein sollten, wie ich es wünschte. Der Künstler war

derſelbe Herr Schlater, den ich ſchon früher, und zwar ganz zufällig, ausfindig gemacht und dem ich die Zeichnungen für meine mit der goldenen Medaille belohnte Diſſertation übertragen hatte. Es war das gerade kein Genie, aber doch ein fleißiger und gewiſſenhafter Zeichner. Auch hatte er ſich auf autodidaktiſchem Wege und unter unermüdlicher, ſelbſtverleugnender Arbeit zu einem ſehr tüchtigen Lithographen herangebildet. Für damalige Zeiten war das aber durchaus keine Kleinigkeit. Damals gab es auch in Petersburg nur einen Lithographen, und auch der war gar nichts Beſonderes. Schlaters erſte Verſuche im Lithographieren waren eben die Zeichnungen zu meiner chirurgiſchen Anatomie, welche ihm auch vollſtändig gelangen.

70.

Mit dem Kurator Krafftſtröm, der mir anfangs ſehr wohlgeſinnt war, geriet ich, übrigens ohne mein Verſchulden, bald auseinander.

Es war das gerade die Zeit der periodiſchen Duelle in Dorpat, deren Häufigkeit bald zu-, bald abnahm, letzteres aber wohl kaum dann, wenn man mit Repreſſivmaßregeln gegen dieſelben vorging.

Krafftſtröm und dem Rektor kamen dieſe Duelle natürlich höchſt ungelegen, beſonders zwei, die ſich bald nacheinander ereigneten und von denen das eine nur fingiert war, während das andre wirklich ſtattgefunden hatte.

Der ruſſiſche Student Chitrowo, ein großer Tollkopf, hatte ſich in eine zugereiſte verheiratete Dame ſinnlos verliebt. In dem Wunſche, die Aufmerkſamkeit dieſer Dame um jeden Preis auf ſich zu lenken, kam er nun auf einem Konzert, auf welchem auch der Gegenſtand ſeiner Liebe anweſend war, zu dem tollen Entſchluß, ſich mit der Meldung Hals über Kopf zum Rektor zu ſtürzen, daß er in einem von ihm näher bezeichneten Walde einen Studenten im Duell erſchlagen habe und ſich freiwillig der Gerechtigkeit ſtelle.

Der Rektor ſchickte Chitrowo ins Karzer und begab ſich ſelbſt mit Laternen, Pedellen und Polizei in den Wald, um den Leichnam des Getöteten aufzuſuchen.

Man ſuchte die ganze Nacht nach ihm, fand aber nichts.

Am folgenden Tage ſtellte es ſich heraus, daß der halbverrückte, verliebte Student ſich die ganze Geſchichte ausgedacht hatte.

Das andre wirkliche Duell machte aber Krafftſtröm viel Not und Ungelegenheiten.

Man fand nämlich im Walde den Leichnam eines Studenten vor, der wirklich und unzweifelhaft in einem Piſtolenduell gefallen war. Trotz der eifrigſten Nachforſchungen ließ ſich aber die ganze Angelegenheit in keiner Weiſe aufklären.

Gerade um dieſe Zeit paſſierte auf einer Reiſe ins Ausland der Kaiſer Nikolai Pawlowitſch Dorpat. Man kann ſich vorſtellen, wie unbehaglich Krafftſtröm dabei zu Mute war. Er erſchien vor dem Kaiſer mit dem Rapport auf der Poſtſtation; der Kaiſer verließ ſeinen Wagen gar nicht und erklärte, als Krafftſtröm ſeinen Bericht erſtattet hatte, kurzweg: „Nun was — ſo jage die Fakultät!“

Schöne Geſchichte das — die Fakultät jagen! Ja, welche denn aber — waren ihrer doch vier — und wie? Da war denn guter Rat ſehr teuer.

Und nun mußte gerade in dieſer mißlichen Zeit noch ein Hieberduell zwiſchen zwei Studenten ſtattfinden.

Der eine von ihnen hatte eine gefährliche Wunde in der Bruſt davongetragen. Man berief mich am dritten Tage zu ihm, als ſich bereits eine heftige Bruſtfellentzündung entwickelt hatte. Ein paar Tage beſuchte ich den Verwundeten, dann ſtarb er.

Nun bat man mich zu Krafftſtröm.

„Sie haben einen im Duell verwundeten Studenten behandelt?“ fragte er mich.

„Ja.“

„Sie haben gewußt, daß er im Duell verwundet war?“

„Ich könnte Ihnen antworten, daß ich's nicht gewußt, da mir niemand beweiſen kann, daß ich's gewußt habe; ich möchte aber nicht lügen und antworte daher — ja.“

„Und wenn Sie es gewußt, warum haben Sie dann nicht pflichtgemäß Anzeige erſtattet? Sie werden ſich zu verantworten haben und zwar vor einem Kriminal-, nicht vor einem internen Univerſitätsgericht. Adieu.“

In der That wurde ich bald darauf vor dieſes Gericht geladen.

Ich erklärte daſelbſt ganz ebenſo, daß mir niemand beweiſen könne, daß ich vom Duell etwas gewußt; indes geſtehe ich, daß das letztere der Fall geweſen; Anzeige hätte ich deshalb nicht erſtattet, weil ich erſtens feſt davon überzeugt geweſen ſei, daß in dieſer Sache ſo wie ſo ſchon eine Denunziation ſtattgefunden habe, und zweitens, weil meiner Anſicht nach ein gerichtliches Verhör für den Verwundeten ſchädlich geweſen wäre; hätte ich aber meine Anzeige

noch zu Lebzeiten des in großer Gefahr schwebenden Kranken gemacht, so wäre jenes unvermeidlich geworden; nach dem Tode desselben hätte ich aber in der That der zuständigen Stelle über den an Brustfellentzündung infolge einer Brustwunde erfolgten Tod berichtet.

Und so brachte mich denn dies Duell mit Krafftström dermaßen auseinander, daß ich meine Besuche bei ihm einstellte und wir bei Begegnungen auf der Straße einander nicht mehr grüßten. Schließlich erhielt ich durch den Senat einen Verweis vom Minister.

Einige Monate lebte ich so mit dem Kurator in gespannten Beziehungen.

* * *

Das Erscheinen des ersten Teils meiner klinischen Annalen war für mich fast gleichzeitig von zwei Folgen begleitet, einem mir sehr wohlthuenden Ereignis und einer für mich vorteilhaften Entscheidung. Außerordentlich angenehm und wohlthuend war für mich eine freundschaftliche und herzliche Begegnung mit dem Professor Engelhardt.

Engelhardt, Professor der Mineralogie, Censor und eifriger Pietist, erschien nämlich eines Tages ganz unerwartet bei mir, zog einen Bogen meiner Annalen aus der Tasche und las mit erregter Stimme und Thränen in den Augen ein freimütiges Bekenntnis von mir daraus vor, worin ich zugestand, in einem Falle, der mit dem Tode des Patienten geendet hatte, mich aufs allergröblichste in der Diagnose geirrt zu haben und hierauf mich selbst der Eitelkeit und Selbstüberhebung anklagte. Nachdem Engelhardt mir diese Stelle vorgelesen hatte, drückte er mir die Hand, umarmte mich und verließ dann mein Zimmer in höchster Rührung.

Diese Scene werde ich nie vergessen — war sie doch zu erquicklich für mein Empfinden.

Der mir durch meine Annalen gebrachte Vorteil ging von einer andern, fast könnte ich sagen, von der entgegengesetzten Seite aus.

Damals, als ich meine Annalen schrieb, war in Dorpat sowohl unter den Studierenden als auch unter der bürgerlichen Jugend die Syphilis in bedeutendem Maße verbreitet.

Sanitätspolizeiliche Vorschriften gab es gar keine und ich bestand daher in einem Artikel über die Syphilis auf der sofortigen Einführung von solchen, da, wenn man schwache Kinder nicht vor dem Fallen behüten könne, man sich doch bemühen müsse, den Fall für sie möglichst wenig schädlich zu machen.

Natürlich begann man vielfach über die Sache zu reden, und unter anderem hörte ich auch, daß Krafftſtröm dieſen meinen Artikel einigen einflußreichen Bürgern Dorpats vorgeleſen und mich wegen meiner Wahrheitsliebe und Freimütigkeit gerühmt habe.

Dieſes ereignete ſich gerade um die Zeit, als ich ein von der Univerſität zu verleihendes, für gelehrte Zwecke beſtimmtes Reiſeſtipendium zu erhalten hoffte, um nach Paris zu reiſen und die dortigen Krankenhäuſer zu beſuchen. Die Angelegenheit mußte durch die Hände des Kurators gehen, und da die Gerüchte über ſeine verſöhnliche und wohlwollende Stimmung mir gegenüber mir nun wieder einiges Zutrauen zu ihm gaben, ſo entſchloß ich mich zu einem Beſuch bei ihm.

Krafftſtröm empfing mich wirklich ſehr freundlich und verſprach mein Geſuch beim Miniſterium lebhaft befürworten zu wollen.

Wirklich bekam ich denn auch von der Univerſität eine Summe zur Deckung der Reiſeunkoſten, und machte mich im Januar 1837 auf den Weg nach Paris.

71.

Dreizehn Tage und Nächte fuhr ich, ohne mich nur einmal zu erholen, von Dorpat über Polangen, Frankfurt am Main, Saarbrücken und Metz nach Paris. Und ungeachtet dieſer dreizehn im Poſtwagen zugebrachten Nächte ging ich doch ſofort nach meiner Ankunft in Paris die Stadt beſichtigen.

In chirurgiſcher Beziehung hat Paris damals keinen beſonders angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Die Krankenhäuſer ſahen alle wenig freundlich aus und die Sterblichkeit in denſelben war eine beträchtliche.

Den angenehmſten Eindruck von allen Pariſer Chirurgen machte Velpeau auf mich. Vielleicht gefiel er mir aber auch nur deshalb, weil er gleich anfangs meiner Autoren-Eigenliebe lebhaft ſchmeichelte. Als ich nämlich das erſte Mal zu ihm kam, traf ich ihn gerade beim Leſen der beiden erſten Lieferungen meiner chirurgiſchen Anatomie der Arterien und Fascien. Als ich mich ihm ziemlich unbeſtimmt mit den Worten: „Je suis un médecin russe“ vorſtellte, da fragte er mich ſofort, ob ich nicht mit „le professeur de Dorpat Mr. Pirogow“ bekannt ſei, und als ich ihm erklärte,

daß ich eben dieſer Pirogow wäre, da begann Velpeau meine Richtung in der Chirurgie ſowie meine Forſchungen über die Fascien, endlich die Zeichnungen u. ſ. w. zu rühmen und machte mich gleich bei der Gelegenheit mit einem engliſchen Spezialiſten auf dem Gebiet der Fascienkunde bekannt, der ſeiner Meinung nach auf dieſem Gebiet höchſt kompetent war. Es war das ein gewiſſer Tomſon, der an den Karliſtenverſchwörungen teilgenommen hatte und von England nach Paris geflüchtet war.

Er erwies ſich in der That als ſehr tüchtiger Anatom (er nannte ſich nach ſeiner Spezialität Fascia-Tom), aber dabei als höchſt wunderlicher Heiliger. Sein ganzes Leben in Paris widmete er zwei Spezialitäten: Forſchungen über die Fascien, wobei er ausgezeichnete Präparate herſtellte, und Angriffen gegen die Profeſſoren. Für dieſen letzteren Zweck hatte er die Veröffentlichung von verſchiedenen Broſchüren ins Werk geſetzt, die faſt täglich in Steindruck erſchienen. Dieſe Broſchüren wurden von Tomſon ſelbſt und einigen luſtigen Studenten verfaßt und von ihnen ſelbſt unter ihren Bekannten verbreitet.

Mir gab er einen ganzen Haufen von ihnen, eine gepfefferter als die andre: „L'art d'engraisser les professeurs“, „Soi pour soi et chacun pour soi“ u. ſ. w. u. ſ. w. Eine jede von ihnen enthielt eine Sammlung von ſkandalöſen Geſchichten, die ſich mit Profeſſoren ereignet hatten. Hier figurierten beſonders Brethardt, der Anatom Brechet, der junge Chaſſeignac, der einmal eine Ohrfeige von Tomſon bekommen und ihn deshalb vor der police correctionnelle belangt hatte.

Nach Velpeau konnten einige junge Chirurgen, Schüler von Dupuytren, als eigentliche Vertreter der modernen Chirurgie gelten: Blondin im Hôtel-Dieu, Jobert im Hôpital St. Louis und Robert. Die Spezialiſten auf dem Gebiete der Lithotripſie Amuſſat, Suvial und Leroy d'Etiolles bildeten den wahren Ruhm der damaligen franzöſiſchen Chirurgie (Houtereloup figurierte damals in London). Amuſſat lud mich zu den in ſeinem Hauſe ſtattfindenden chirurgiſchen Geſellſchaften ein, welche höchſt intereſſant waren, aber ganz nach franzöſiſcher Weiſe, wie alle wiſſenſchaftlichen Kurſe in Paris: anziehend, aber phraſenreich und nicht ſelten inhaltleer.

Als ich auf einer dieſer Geſellſchaften, zu denen Amuſſat alle nach Paris gekommenen ausländiſchen Aerzte (unter andern auch Aſtley Cooper und Dieffenbach) einzuladen pflegte, — als ich da einmal hörte, daß Amuſſat noch immer an ſeiner irrigen Anſicht

von der völlig geraden Richtung der Harnröhre (beim Manne) feſthalte, da teilte ich ihm die Reſultate meiner bezüglichen Forſchungen an gefrorenen Leichen mit, welche ſeiner Anſicht ſchnurſtracks zuwiderliefen. Als er dies hierauf glattweg in Abrede ſtellte, ſchlug ich ihm eine Disputation für die folgende Vorleſung vor, für die ich mich auch zur Herſtellung von Präparaten anheiſchig machte, welche die Richtigkeit meiner Ueberzeugung beweiſen ſollten. Zum folgenden Mal nahm ich denn auch einige Beckendurchſchnitte mit, durch die ich ihm die Unhaltbarkeit ſeiner Anſchauung vom Verhältnis der Harnröhre zur Vorſteherdrüſe nachzuweiſen ſuchte.

Natürlich ließ ſich Amuſſat ungeachtet all der Anſchaulichkeit meiner Beweisgründe nicht überzeugen. Leute mit vorgefaßten Meinungen, beſonders Gelehrte, und hier wieder vornehmlich die eitlen Franzoſen, werden niemals ihre Verſehen und Irrtümer zugeben wollen. Ich ließ mir aber auch ſchon daran genügen, daß meine Forſchungsmethode für Amuſſat, wie ich bemerkte, völlig neu war. Auch damit war ich ferner noch zufrieden, daß die übrigen bei dieſem Disput anweſenden jungen Aerzte nicht auf ſeiner Seite waren.

Einen unerfreulichen Eindruck brachten auf mich auch zwei andre chirurgiſche Berühmtheiten hervor — Roux und Lyſſefranc.

Lyſſefranc war als Profeſſor ein im vollen Sinne des Wortes unverfrorener franzöſiſcher Blagueur. Hochgewachſen und breitſchulterig, beſaß er dabei eine Stimme, die man eine Werſt weit hören konnte. Er zog auch nur dadurch Zuhörer in ſeine kliniſchen Vorleſungen, daß er in den gröbſten Ausdrücken und aus vollem Halſe gegen alle ſeine Kollegen loszog.

„Ces perroquets de la médecine“ — dieſe Worte konnte man beſtändig in ſeinem Hörſaal vernehmen, wenn er nicht von ſich, ſondern von andern ſprach. „Ce brigand du bord de l'eau“ — das war eine Bezeichnung, die er einſtmals Dupuytren gegeben hatte. „Ce chirurgien menuisier“ — das war Roux. Velpeau hieß in Lyſſefrancs Sprache „vil peau“ u. ſ. w.

Ungeachtet alles deſſen war aber Lyſſefranc wirklich für ſeine Zeit ein bemerkenswerter Chirurg und Kliniker, wenngleich er auch öfter ſeine Verſehen und Fehler zu bemänteln ſuchte.

Was nun Roux betrifft, ſo war die ihm von Lyſſefranc gegebene Bezeichnung „Tiſchler“ eine, offen geſtanden, ſehr zutreffende. Seine ungeheure, über ein halbes Jahrhundert ſich erſtreckende Praxis vermochte dem berühmten Operateur gar keine ſtreng wiſſenſchaftliche Autorität zu geben.

Bei weitem höher ſtand damals die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der franzöſiſchen Diagnoſten und Kliniker auf dem Gebiet der inneren Krankheiten, und Männer wie Andral, Louis, Chomel, Rouſtin, Cruveilhier und ſogar der höchſt einſeitige Bouillot waren wahrhafte Vertreter der wiſſenſchaftlichen Medizin damaliger Zeit.

Alle privatissima, die ich bei Pariſer Spezialiſten hörte, waren keinen Pfifferling wert und das Geld, das ich dafür ausgegeben habe, war einfach fortgeworfen.

Die Perſonen, welche dieſe privatissima laſen, größtenteils agrégés (außerordentliche Profeſſoren), hatten gar kein Recht, ihren Zuhörern verſchiedene demonſtrative Hilfsmittel zu bieten, wie ſie Leichen, Präparate und kliniſche Fälle darſtellen, und ihre ganze Vorleſung beſchränkte ſich darauf, daß ſie ausſchließlich nur redeten oder ziemlich witzloſe Uebungen an irgend einem improviſierten Phantom anſtellten, wie das z. B. beim Lithotritiſten Labut mit einer trockenen Ochſenblaſe der Fall war, in die ein Stück Kreide gethan wurde; einer von dieſen Herren (Mr. Beaux) las mir ſogar ſein privatissimum über Stethoſkopie ganz gemütlich in ſeiner Wohnung vor dem brennenden Kamin. Ich hörte kein einziges privatissimum zu Ende und meine Geduld reichte nur bis zur Hälfte der von mir in Ausſicht genommenen Zahl von Vorleſungen.

Meine Beſchäftigungen in Paris beſtanden ausſchließlich im Beſuch der Krankenhäuſer, des anatomiſchen Theaters und des Schlachthauſes zum Zweck von Viviſektionen an kranken Tieren (Pferden).

Es war das Amuſſats einziges privatissimum mit Demonſtrationen an lebenden Tieren. Amuſſat ſelbſt erſchien aber ſelten in der Abdeckerei. Um nun dieſe bei uns ſeltene Gelegenheit zu Viviſektionen an kranken Tieren zu benützen, gründeten wir, d. h. ich und einige junge amerikaniſche Aerzte eine kleine Geſellſchaft zu dem Zwecke, auf gemeinſame Koſten in der Abdeckerei Viviſektionen vorzunehmen.

Hier hatte ich nun Gelegenheit, zum erſtenmal in meinem Leben verſchiedene uns unbekannte und fremde Eigentümlichkeiten der Amerikaner näher zu beobachten.

So fuhren wir z. B. einmal zuſammen auf dem Wege zur Abdeckerei an irgend einem Schlächterladen vorbei. „Halt!“ riefen die Amerikaner dem Droſchkenkutſcher zu und ſprangen aus dem Wagen, um ſich die derweiligen Fleiſchpreiſe anzuſehen und mit dem Schlächter ein Gefeilſche und Streiten anzufangen. Als wir dann

am Schlachthauſe angekommen waren, begannen ſie wieder mit dem Kutſcher um den Fahrpreis zu rechten und wollten mir auf keinen Fall erlauben, demſelben etwas über die Taxe zu zahlen, um nur den Mann einmal los zu werden.

Einmal aber begann ein Amerikaner ſogar mit mir einen großen Streit wegen eines Blutflecks, welchen ich ihm unverſehens auf den Aermel ſeines Friesjackets geſpritzt hatte. Ich konnte den über meine Unvorſichtigkeit geradezu in Wut geratenen Yankee nur mit Mühe durch die ernſtliche Verſicherung beſänftigen, daß ich nicht die geringſte Abſicht ihn zu beleidigen oder zu ſchädigen gehabt habe und bereit ſei, ihn ſofort ſchadlos zu halten; dabei nannte ich „Schaden" den Blutfleck auf dem Aermel des abgetragenen dunkelbraunen Friesjackets.

* * *

Außer meiner Reiſe nach Paris habe ich von Dorpat aus noch einigemal Reiſen unternommen und zwar nach Moskau (dreimal), nach Riga und Reval.

In Moskau hatte ich Gelegenheit, mein Dorpater Leben mit dem meiner alten Kommilitonen zu vergleichen.

Natürlich intereſſierte mich am meiſten das Leben und Treiben meines Kollegen in der Chirurgie, Inoſemtzew, und zwar um ſo mehr, als es ihm beſchieden geweſen war, die für mich beſtimmte Stelle einzunehmen. Es erwies ſich, daß es Inoſemtzew in der Praxis ſehr gut ging, und daß er einer der erſten praktiſchen Aerzte Moskaus geworden war. Später erzählte man ſich, daß er in der Nikitskaja, wo er wohnte, eine Vereinigung junger Aerzte gegründet habe, die ſich mit ihm in die ſtädtiſche Praxis geteilt hätten; bei der Gelegenheit erzählte man mir auch, wie ſich das Publikum des Goſtinnyi-Dwor und des Ochotnyi-Rjäd zu dieſer Vereinigung verhalten habe. Ein Kaufmann nämlich, der an einem ſehr hartnäckigen Wundgeſchwür am Bein gelitten, ſei ſchließlich in die Klinik des Profeſſors Ower gekommen und habe auf deſſen Frage, wo und wie er bisher behandelt worden ſei, die höchſt charakteriſtiſche Antwort gegeben: „Einmal ſind bei mir ſo ein paar von den jungen Leuten von der Nikitskaja geweſen und nachher iſt auch der Prinzipal ſelbſt gekommen."

Inoſemtzew war kein wiſſenſchaftlich rationeller Arzt in der modernen Bedeutung dieſes Wortes, wenngleich er auch beſtändig von rationellem Verfahren, denkenden Aerzten u. ſ. w. ſprach.

Inoſemtzew war aber von Natur aus ein guter Praktiker,

welcher feinen Takt und Spürſinn ſowie ein entſchiedenes Gefühl für das Richtige hatte. Inoſemtzew war ein therapeutiſcher Diagnoſt; ich will ſpäter einmal erklären, was ich unter dieſer Bezeichnung verſtehe.

Beſonders ein wirklich bemerkenswerter Fall hob Inoſemtzew in den Augen der praktiſch mediziniſchen Welt. Es handelte ſich um eine allen bekannte Perſon, die ſchon von allen Petersburger und dem größeren Teil der Moskauer Aerzte behandelt worden war. Der Kranke litt an Bluterbrechen, das mit Schmerzen unter der Herzgrube und allgemeiner Schwäche verbunden war.

Profeſſor Buſch und andre Petersburger Aerzte hatten die Krankheit für Magenkrebs gehalten; Inoſemtzew aber ſtellte eine ſorgfältige Analyſe an, aus der er erfuhr, daß der Patient früher an Schwellungen und Schmerzen der großen Zehe gelitten habe, faßte nun die Krankheit als Arthritis auf, ſetzte ihm ein Spaniſch-Fliegenpflaſter auf die Zehe, die ihn früher geſchmerzt hatte, und — das chroniſche Erbrechen hörte auf und der Kranke genas.

Ein zweiter Fall, der Inoſemtzews Fähigkeit bewies, die richtigen Indizien zur Anwendung der einen oder andern Heilbehandlung zu finden, kam in ſeiner Klinik vor und iſt in mehreren Zeitſchriften beſchrieben worden.

Es war das ein ungeheures medullares Sarkom des Auges, welches bei innerem Gebrauch von Amygdalin im Verlauf mehrerer Monate allmählich atrophierte. Einen Gipsabdruck davon habe ich geſehen, als ich Inoſemtzews Klinik beſuchte.

In der erſten Zeit ſeiner Profeſſur in Moskau war Inoſemtzew nicht glücklich. Zwei Jahre, nachdem er Profeſſor geworden, berührte er auf einer Reiſe ins Ausland Petersburg, wo wir uns trafen; er erſchien mir damals ſo gedrückt und niedergeſchlagen, daß ich ihn aufrichtig bedauerte, wenngleich ich mir im ſtillen unwillkürlich ſagte: „Es geſchieht dir ſchon ganz recht — warum haſt du mir meine Stelle vorweggenommen und dich in dieſelbe gedrängt?“

Mir kam es damals wirklich ſo vor, als ob Inoſemtzew nicht mehr bei Sinnen wäre, dermaßen ſeltſam waren ſeine Erzählungen von den Intriguen, mit denen man ihn verfolge: die operierten Patienten ſollten nach ſeiner Behauptung in ſeiner Klinik infolgedeſſen öfter ſterben, daß ſeine Aſſiſtenten deren Wunden abſichtlich ſchlecht behandelten, die Patienten vergifteten u. ſ. w. u. ſ. w. Später verſchwand dieſe Monomanie ſpurlos, aber er blieb, was er ſchon früher geweſen war — ein Fanatiker der verſchiedenſten Hypotheſen, und dieſen Fanatismus hielt er für mediziniſchen Rationa-

lismus. Dieſer fanatiſche Rationalismus ließ Inoſemtzew periodiſch Anhänger der verſchiedenſten Heilmethoden werden. So war er eine Zeit lang entzückt von lapis haemostriticus als Heilmittel wider alle möglichen Blutungen; ein andres Mal wurde Amygdalin ſeine Panacee gegen Krebs; ſchließlich machte er während einer Cholera-epidemie Tropfen ausfindig, die jetzt noch unter dem Namen der „Inoſemtzewſchen" bekannt ſind und mit denen er ſeiner Meinung nach alle Kranken rettete, wofern es ihm nur gelang, noch recht-zeitig in die Krankheit einzugreifen.

Mit dieſen berühmten Tropfen verſah er mich auch bei unſrer letzten Begegnung in Moskau im Jahre 1854.

Ich beſuchte damals auf meiner Reiſe nach Sewaſtopol Ino-ſemtzew in Moskau und blieb bei ihm zu Mittag; nach dem Mit-tageſſen verſpürte ich ein Magengrimmen und bekam infolgedeſſen die koſtbare Panacee nebſt Vorſchriften darüber mit auf den Weg, wie ich ſie wider die Cholera anzuwenden hätte. Seit der Zeit habe ich Inoſemtzew kein einziges Mal mehr geſehen, das Fläſchchen mit ſeinen Tropfen aber brachte ich wieder unberührt von Sewaſtopol mit mir nach Hauſe.

Während eines meiner Beſuche in Moskau rieten mir meine Kollegen dem Kurator Stroganow einen Beſuch zu machen, indem ſie mir verſicherten, daß ihm dies ſehr angenehm ſein werde. Ich entſchloß mich auch dazu, aber Stroganow empfing mich, den Pro-feſſor einer andern Univerſität, ſo, als ob er vor mir auf der Höhe eines Thrones ſtände, und forderte mich nicht einmal zum Sitzen auf; dafür ſtellte ich mich aber auch auf die Hinterbeine, gab ihm nur abgeriſſene Antworten, brach dann faſt mitten im Geſpräche ab, verabſchiedete mich und ging.

Hatte doch unſer Dorpater Kurator Krafftſtröm, wenn er auch ein ungehobelter Soldat war, uns an derartigen Empfang nicht gewöhnt.

Von meinen jährlichen Ferienausflügen nach Riga und Reval muß ich ſagen, daß ſie in mir viele und mannigfaltige Erinnerungen zurückgelaſſen haben. Einer meiner Freunde nannte dieſe Reiſen wegen der Menge Bluts, die dabei floß, Dſchingiſchans Einfälle. Aber die in meinem Gedächtnis zurückgebliebenen Erinnerungen ſind durchaus nicht blutiger Natur (ſolche fanden ihren Platz in meinen chirurgiſchen Annalen), ſondern vielmehr friedlicher und angenehmer.

Eine Reiſe nach Riga hätte mir übrigens leicht für mein ganzes Leben erinnerlich werden können; freilich — Gott allein weiß, ob dieſe Erinnerung auch eine friedliche und freudige geweſen wäre.

Ich hätte nämlich im Jahre 1837 in Riga um ein Haar einem jungen Mädchen einen Heiratsantrag gemacht, obgleich ich noch keineswegs geneigt war, mich ſo früh zu verheiraten. Gleich nach meiner Ankunft in Riga wurde ich mit der Familie des Oberarztes vom Militärkrankenhauſe, eines geborenen Serben, bekannt. Sie beſtand aus der Frau des Doktors, einer ſehr klugen und gebildeten Deutſchen, und drei Töchtern.

Nachdem ich einmal auf einem von den rigaſchen Aerzten mir gegebenen Mittageſſen den Weinen alle Ehre angethan hatte, begab ich mich mit dem erwähnten Oberarzt zu ihm ins Hoſpital; durch den Champagner geſprächig geſtimmt, richtete ich plötzlich an meinen Begleiter die Frage, ob er wohl glaube, daß ich recht thue, wenn ich um eine mir bekannte junge Dame anhalte, die auch er kenne.

Natürlich mußte er merken, um wen es ſich handle. Doch antwortete er höchſt ausweichend, etwa in dem Sinne, daß es ſo etwa in einem Jahre, wenn ich wieder nach Riga käme, doch wohl gelegener ſein werde.

Ich biß mir auf die Zunge und änderte ſofort das Geſpräch. Seit der Zeit war von meinem Antrag keine Rede mehr.

Als ich im folgenden Jahre auf meiner Reiſe nach Paris wiederum Riga berührte, beſuchte ich auch dieſe Familie, und der alte Doktor machte erſichtlich die verſchiedenſten Manöver, um in mir wieder den Wunſch nach der Erneuerung meines Antrags zu erwecken. Doch nun war es zu ſpät, ich gab mir den Anſchein, als ob ich nichts merkte, ſpeiſte bei ihm zu Mittag, verabſchiedete mich dann und fuhr fort. Weiß der Himmel, wer von uns beiden thörichter geweſen iſt: der Vater des jungen Mädchens oder ich.

* * *

Meine Sommerreiſen nach Reval ſetzte ich auch nach meiner Ueberſiedelung von Dorpat nach Petersburg immer noch fort. Ich hatte Reval gern, denn nach meiner angeſtrengten Thätigkeit in Dorpat und ſpäter in Petersburg erholte ich mich daſelbſt ſowohl körperlich als auch geiſtig.

Ganze dreißig Jahre lang habe ich, faſt ohne einen Sommer auszulaſſen, anfangs in der Oſtſee, dann im Schwarzen und ſchließlich im Mittelländiſchen Meere Seebäder genommen und mich nach denſelben immer geſtärkt und erfriſcht gefühlt. Nur in Sorrento bei Neapel haben die Seebäder eine ungünſtige Wirkung auf mich geübt und meinen Darmkatarrh nur noch gereizt, vielleicht deshalb, weil ſie mit ungewohnter Diät verbunden waren (hitzenden Weinen und

mit Provenceröl und verſchiedenen italieniſchen Zuthaten bereiteten Speiſen).

Aber abgeſehen von den Seebädern hat Reval noch deshalb für mein ganzes Leben angenehme Erinnerungen in mir hinterlaſſen, weil ich in ihm eine Zeit lang vor meiner erſten Heirat als Bräutigam mit meiner Braut und nach meiner zweiten Heirat mit meiner jungen Frau und meinen Kindern gelebt habe.

In Reval wohnte auch die Familie meines guten Univerſitätsfreundes Dr. Ehrenbuſch. Wir verbrachten zuſammen angenehm unſre Zeit in deſſen vor der Stadt belegenem Hauſe in Katharinenthal; in Reval wurde ich auch jährlich mit intereſſanten Perſönlichkeiten bekannt, die aus Petersburg dorthin kamen.

So machte ich z. B. einmal in Reval die Bekanntſchaft der Dichterin Gräfin Roſtoptſchin, bei der ich auch den Fürſten Wjäſemski und Tolſtoi getroffen habe.

Es war das ein durch den Konflux verſchiedener Petersburger Berühmtheiten bemerkenswertes Jahr; unter anderm war da ein reicher, ſchrecklich häßlicher Branntweinpächter mit fettem, glänzendem, widerwärtigem Geſicht und ein Herr Sch., Direktor oder Inſpektor einer Militäranſtalt und Liebling Roſtowzews, der gleichfalls in jenem Jahr nach Reval gekommen war.

Die Gräfin Roſtoptſchin ſetzte mich durch ihre Gewohnheit, Papier zu kauen, in höchſtes Erſtaunen. Man mußte ihr immer eine Schachtel mit langen Streifen dünnen Schreibpapiers auf den Tiſch ſtellen und die Gräfin führte, ohne ſich auch nur im geringſten durch irgend etwas oder irgend jemand darin ſtören zu laſſen, einen dieſer Papierſtreifen nach dem andern zum Munde. Wir kamen bei Tiſch auf dieſe ſeltſame Leidenſchaft zu ſprechen und jeder begann ein Mittel wider ſie vorzuſchlagen.

„Ich will Ihnen ein ganz ſicheres nennen," bemerkte Tolſtoi, „bitten Sie den Branntweinpächter N. N., er möge ſich mit Ihrem Papier das Geſicht abreiben und ich bin überzeugt, Sie werden ſofort von Ihrer Leidenſchaft laſſen."

Sch. kam mit dem Branntweinpächter nicht recht aus und ſpäter klärte ſich die Veranlaſſung dazu dahin auf, daß beide ſehr mißgeſtaltet waren: beide zuſammengenommen hätten einen gehörigen Kaliban ergeben.

Sch., der im Kaukaſus geboren war, hatte von dort her die Gewohnheit zärtlicher Beziehungen zu Knaben übernommen und liebte deshalb das weibliche Geſchlecht nicht. Der Branntweinpächter dagegen, der wie ein Maſtkalb in vollem Behagen lebte, ſchwatzte

beſtändig von Frauen und erlaubte ſich alle möglichen Frivolitäten. Ihm mußte jene Abneigung gegen die Frauen ſeltſam erſcheinen und er erriet ſicherlich den Grund dafür; dieſes aber war wieder andrerſeits Sch. natürlich ſehr ärgerlich.

Hätte ich nun, der ich mich täglich in der Geſellſchaft dieſer beiden Herren befand und mit Sch. ganze Stunden auf Spaziergängen zubrachte, hätte ich je ahnen können, daß dieſer kluge, talentvolle und höchſt gebildete, wenngleich auch außergewöhnlich häßliche Menſch nach einigen Monaten des allerunſittlichſten Kriminalverbrechens überführt werden würde?

Er, der Liebling Roſtowzews und des Großfürſten Michael Pawlowitſch, wurde eines ſchönen Morgens au flagrant délit ertappt und von ſeinen Zöglingen ſelbſt ſyſtematiſch organiſierter geſchlechtlicher Beziehungen zu ihnen überführt.

Und ſo erfuhren denn die Eltern der zukünftigen Jünger des Mars eines ſchönen Morgens, daß der erſte Pädagoge der Militäranſtalten und Liebling der Gewaltigen dieſer Welt im Laufe vieler Jahre ganze Generationen ſeiner Zöglinge in die Myſterien der griechiſchen Liebe eingeweiht habe.

Und wie bezaubernd, geiſtreich und liebenswürdig war er in Geſellſchaft, nur nicht in der von Damen; über jedes beliebige Thema und die allererhabenſten Gegenſtände wußte dieſer bemerkenswerte Rhachitiker mit der größten Klugheit, Klarheit und Wärme zu reden. Abgeſehen von einer Verkrümmung der Kniee trugen auch Sch.s Kopf und Wirbelſäule deutliche Spuren der engliſchen Krankheit an ſich.

Sch.s Geſchichte, die anfangs viel Staub aufgewirbelt hatte, war bald wieder vergeſſen . . .

Unter Kaiſer Nikolai Pawlowitſch liebte man es nicht, ſich lange bei Skandalgeſchichten aufzuhalten, in die Perſonen von der Regierung mit verwickelt waren. Lange nachher mußte ich aber noch daran zurückdenken, wie geheimnisvoll cyniſch der Branntweinpächter damals in Reval gelächelt und mit den Augen gezwinkert, wenn er Sch.s anſichtig wurde, und wie dieſer ſich darüber erboſt hatte.

Da ich gerade auf meine Revaler Bekanntſchaften zu ſprechen gekommen bin, ſo will ich hier, wenngleich meiner Erzählung vorgreifend, auch derjenigen Erwähnung thun, die ich nachher gemacht habe, als ich von Petersburg aus nach Reval kam. Zu dieſen rechne ich die intereſſante Bekanntſchaft mit der Familie Moller und Glaſenapp.

Feodor Moller (ein Sohn des ehemaligen Marineminiſters), anfangs Militär (Adjutant von Paskewitſch), hernach Künſtler

(Maler), war für mich um deswillen bemerkenswert, weil ſeine rechte Hand, welche den Pinſel ſo vortrefflich zu führen wußte, ſchon lange mit einem Knochenauswuchs (Osteitis) behaftet war, welcher das ganze Gebiet der Handwurzel einnahm. Außerdem hatte ſich Moller, der im übrigen dem Ausſehen nach ein kräftiger, geſunder und ſchöner Mann war, auf ſeiner Reiſe von Italien nach dem Norden eine heftige Iſchias geholt; ich half ihm mit kalten Douchen, nachdem er eine Menge andrer Mittel ohne Erfolg verſucht hatte.

Bei der Gelegenheit wurde ich auch mit Mollers Schweſter, Emilie Amoſſowna Glaſenapp, bekannt. In dieſem Jahr war der alte Miniſter Moller geſtorben und Emilie Amoſſowna, die ihren Vater ſehr geliebt hatte, verfiel in einen nervös-hyſteriſchen Zuſtand, der ſie alle Augenblicke ohne erſichtliche Urſache in Thränen ausbrechen ließ; überdies war das eine ſchon von Natur aus ungewöhnlich leicht erregbare, unglaublich leidenſchaftliche und ſehr zerſtreute Perſönlichkeit. Beiſpiele für ihre Leidenſchaftlichkeit und Zerſtreutheit ließen ſich auf Schritt und Tritt finden. Bald ſprang ſie plötzlich bei der allergewöhnlichſten Unterhaltung von ihrem Platz auf und rief laut: „Nein, nein, c'est impossible, c'est plus qu'impossible," bald geriet ſie ebenſo unerwartet über irgend einen Ausdruck in Entzücken.

Frau E. A. Glaſenapp liebte leidenſchaftlich die Muſik, ſpielte und ſang auch ſelbſt, legte aber in ihrer Leidenſchaftlichkeit ſo viel Empfindung in ihren Geſang, daß ihre Kunſt Fremden gemacht, unnatürlich und outriert erſchien.

So war es in allem. Ihr Bruder erzählte mir, daß Emilie Amoſſowna einmal auf einem großen Konzert, das in ihrem Hauſe ſtattgefunden habe, hinter dem Stuhl des Pianiſten ſtehend ſich dermaßen von der Harmonie der Töne habe fortreißen laſſen, daß ſie alles um ſich her vergeſſend, mit den Fingern auf dem Kopfe des Künſtlers hin und her zu fahren begonnen habe; dann ſei ſie mit einem Häkchen ihres Kleides in deſſen lange Haare geraten, habe ihm ſeine Perücke vom Kopf gezogen und ſo zum Entſetzen aller Anweſenden ihnen ſeinen kahlen Kopf gezeigt.

Emilie Amoſſowna war mit ihrem noch kranken Bruder nach Reval gekommen, um ſich von ihrer unerträglichen hyſteriſchen Unruhe zu befreien; ihr Mann, der Kapitänlieutenant Bogdan Alexandrowitſch Glaſenapp, war mit ſeinem Schiff irgendwo in ausländiſchen Gewäſſern. Ich riet ihr zu Seebädern und möglichſt viel Bewegung in reiner Luft. Unter den Badegäſten galt ich als Kenner der Revaler Spaziergänge, hatte auch wirklich die ganze

nähere Umgebung der Stadt zu Fuß durchwandert und kannte alle nur einigermaßen maleriſchen Plätze. So bildeten wir denn täglich ein Trio (E. A. Glaſenapp, Feodor Moller und ich) zu Spaziergängen außerhalb der Stadt. Zu uns geſellte ſich zuweilen auch der Dr. N. F. Zdekauer.

Die Spaziergänge erwieſen ſich von offenbarem Nutzen, die hyſteriſchen Anfälle und die trübe Gemütsſtimmung hörten auf, aber die Revaler und Petersburger Klatſchbaſen machten ſich über unſre Spaziergänge luſtig und nannten ſie zum Spott botaniſche Exkurſionen des Dr. Pirogow und der Madame Glaſenapp. Dieſes dumme Gewäſch drang auch bis zum Hofe. Um die Zeit paſſierte eine von den Großfürſtinnen Reval; ſie traf mit Bogdan Alexandrowitſch auf einem Dampfer zuſammen und wandte ſich mit ſpöttiſchem Lächeln und der Frage an ihn, ob er ſchon gehört habe, daß ſeine Frau ſich mit dem Dr. Pirogow botaniſchen Exkurſionen hingebe. Ein Glück noch, daß Bogdan Alexandrowitſch Charakter und Sinnesart ſeiner Frau ſehr wohl kannte und deshalb, ohne auch nur im geringſten verlegen zu werden, auf jene Frage eine ſcherzhafte Antwort geben durfte.

Die Familie Glaſenapp (Mann und Frau) iſt uns die ganze Zeit hindurch befreundet geblieben, die wir in Petersburg gelebt haben; ſpäter trennte uns die räumliche Entfernung voneinander. Archangelsk (wo Glaſenapp Gouverneur war) und Odeſſa oder Kiew (wo ich Kurator war), ſpäter Deutſchland, wo ich vier Jahre gelebt habe, und Nikolajew, wo Glaſenapp Militärgouverneur war; endlich das Gouvernement Podolien, in dem mein Gut belegen iſt, und Petersburg, wo Glaſenapp auch jetzt noch (Oktober 1881) dient, — alles das bedeutet ſo weite Entfernungen, daß wir uns nun ſchon lange, an die fünfzehn Jahre, nicht mehr geſehen haben.

In Reval erneuerte ich endlich die Bekanntſchaft mit einem alten Berliner Kameraden und machte die neue einer nicht weniger als jener intereſſanten, aber äußerſt verdächtigen Perſönlichkeit.

Ganz unerwartet treffe ich am Strande ein fremdes Geſicht, ſehe genauer hin und erkenne N. Iw. Krylow, Profeſſor des römiſchen Rechts an der Moskauer Univerſität.

„Was das, wie kommſt du denn hierher?“ frage ich ihn.

„Auf der Reiſe von Petersburg, will hier 'mal ein Seebad verſuchen. Das Waſſer iſt hier bei euch gewiß ſehr kalt — was?“ Dieſes „Was“ fügte Krylow jeder Frage hinzu.

Darauf mache ich ihn mit meinem Freunde, dem Oberbadearzt Dr. Ehrenbuſch, bekannt.

„Sehr angenehm.“

„Nun, Ehrenbuſch,“ ſo wende ich mich an dieſen letzteren, indem ich ihm einen leiſen Wink gebe, „iſt das Waſſer in der See heute kalt?“

„O nein!“ antwortet Ehrenbuſch, „heute iſt es ſehr angenehm, gerade recht.“

Wir entkleiden uns und gehen, Krylow voran, ins Waſſer; kaum iſt dieſer aber einmal untergetaucht, als er auch ſchon ſofort mit lautem Geſchrei, am ganzen Körper zitternd und blau vor Kälte zurückläuft und mit bebender Stimme ausruft: „Dieſes gemeine Volk, die Deutſchen!“

Wir lachten über ſeine Aufregung, daß wir umfallen wollten. Das war ganz ruſſiſch und ſpeziell ganz moskauiſch gedacht und geſagt. Warum war denn auch nur das Waſſer kalt? Da ſind natürlich gleich die Deutſchen oder die Juden oder iſt gar die ganze Welt ſchuld, wenn ich thöricht, unvorſichtig und leichtgläubig geweſen bin.

Wir hatten noch eine ganze Stunde nachher mit der Sache unſern Spaß.

In Krylows Geſellſchaft hatte man aber auch immer zu lachen. Unter anderm begann er uns auch z. B. von einem Abenteuer mit dem General Dubbelt zu erzählen. Krylow war Zenſor und hatte in jenem Jahr gerade einen Roman zu zenſieren gehabt, der ſchließlich vielen Staub aufwirbelte. Von der Oberzenſurverwaltung wurde er dann endlich verboten und Krylow zum Gendarmeriechef Orlow nach Petersburg berufen. Nun hieß es ſich rechtfertigen. Krylow kam natürlich in der allerdüſterſten Gemütsſtimmung nach Petersburg und ging allem zuvor zu Dubbelt, um dann mit dieſem zu Orlow zu fahren. Das Wetter war feucht, kalt und trübe.

„Als wir nun ſo,“ ſo erzählte Krylow, „am Denkmal Peters des Großen vorbei über den Iſaaksplatz fahren, da ſagt Dubbelt, der in ſeinen Mantel gehüllt ſich ganz in eine Ecke des Wagens gedrückt hatte, wie für ſich hin: „Wer Ruten verdient hätte, das iſt Peter der Große, und zwar für ſeinen dummen Einfall, Petersburg auf einem Sumpf zu erbauen.“

Krylow hört ihm zu und denkt in ſeinem Sinn: „Ich weiß ſehr wohl, mein Lieber, worauf du hinauswillſt, aber mich ſollſt du nicht herumkriegen: ich antworte dir kein Wort.“

Noch ein paarmal ſuchte Dubbelt das Geſpräch unterwegs zu erneuern, aber Krylow blieb ſtumm wie ein Fiſch. Endlich kamen die beiden bei Orlow an, welcher ſie ſehr liebenswürdig empfing.

Nach einiger Zeit läßt Dubbelt Krylow unter vier Augen mit Orlow allein.

„Entſchuldigen Sie, Herr Krylow,“ ſagt ihm der Gendarmeriechef, „daß wir Sie beinahe grundloſerweiſe inkommodiert haben. Setzen Sie ſich, bitte, und laſſen Sie uns über die Sache reden.“

„Ich aber,“ ſo erzählte uns Krylow, „ſtehe halb tot da und denke in meinem Sinn: was nun thun — mich nicht ſetzen, geht nicht, wenn er mich ſelbſt dazu auffordert, und ſetze ich mich beim Gendarmeriechef, ſo bekomme ich noch am Ende dafür was ab. Schließlich nötigte mich Orlow wieder zum Sitzen, indem er auf einen neben ihm ſtehenden Seſſel wies.

„So ſetzte ich mich denn ganz leiſe und vorſichtig auf den äußerſten Rand des Seſſels. Mir war dabei ſo bänglich zu Mute, daß ich jeden Augenblick erwartete, der Sitz unter mir werde nachgeben und dann — na, Sie wiſſen ſchon, was . . . Auch muß Orlow das ſicher bemerkt haben, denn er lächelte leiſe und verſicherte mir, daß ich vollſtändig ruhig ſein könne, da ich an jenem Verſehen nicht ſchuld ſei. Was er mir da alles eigentlich geſagt hat, das habe ich vor lauter Furcht und Schrecken vergeſſen. Gott ſei Dank indes, daß die Sache damit aus iſt. Im übrigen aber hole der Teufel die ganze Zenſorſtelle, denn das iſt die reine Hölle.“

* * *

An demſelben Tage machte mich mein Freund Ehrenbuſch mit noch zwei andern Perſönlichkeiten bekannt, die mir bis jetzt erinnerlich geblieben ſind. Und warum?

Eine dieſer Perſönlichkeiten, von deutſcher Herkunft, verdankt es einer Erbſe, daß ich mich ihrer noch erinnere, wenngleich andre, die ſich mehr für Klaſſicismus und Höflingswirtſchaft intereſſieren, des Profeſſors Dr. Grimm um ſeiner einſt bei uns ſehr bekannten Lehrthätigkeit willen gedenken, die er bei Hofe ausübte. Grimm war Lehrer des Großfürſten Konſtantin Nikolajewiſch geweſen, nachher auch des Großfürſten-Thronfolgers Nikolai Alexandrowitſch; dieſer Kenner der alten Sprachen und Biograph der verſtorbenen Kaiſerin Alexandra Feodorowna, der, wie er ſelbſt glaubte, von Geburt auf einem Ohre taub war, kam im Gefolge der Kaiſerin nach Reval und wandte ſich an Dr. Ehrenbuſch, da er fürchtete, auch auf dem andern Ohre taub zu werden.

Wie groß aber war das Erſtaunen bei Grimm ſowohl als auch bei uns andern allen, da nach einigen Ausſpritzungen mit warmem Waſſer aus dem tauben Ohre eine Erbſe herausfiel. Mit

dem Erſcheinen der Erbſe erinnerte ſich aber auch Grimm ſofort, wie er einmal als dummer kleiner Junge mit Erbſen geſpielt und ſich dabei eine Erbſe ins Ohr geſteckt habe.

Eine andre, ebenſo, wenngleich auch in andrer Art, mehr oder weniger pathologiſch intereſſante Perſönlichkeit war der Graf Gurowski, der auf Verfügung des Gendarmeriechefs von St. Petersburg nach Reval geſchickt war, was wir indes damals noch nicht wußten. Gurowski ſtürzte ſich, man kann wohl ſagen, mit Gier auf uns und begann, teils auf franzöſiſch, teils in gebrochenem Ruſſiſch, eine ſchier endlos lange Litanei über Rußlands Macht, die durch ſeinen Landsmann Tengoborski entdeckten Reichtümer dieſes Landes u. ſ. w. u. ſ. w.

Dabei behauptete er, daß unſre Regierung eine allzu intime Annäherung der ruſſiſchen Jugend an die polniſche nicht zulaſſen dürfte. In der Folge haben mich ſo manche Ereigniſſe wieder an dieſen Ausſpruch Gurowskis gemahnt.

Nach dieſer einige Stunden der Reihe nach anhaltenden Worteruption trennten wir uns, und das erſte, was mir und Krylow in den Sinn kam, war, daß wir mit Gurowski vorſichtig ſein müßten. Nur ein Umſtand fiel uns auf, wie nämlich der in die revolutionäre Propaganda verwickelte Pole Gurowski zu unſrem ruſſiſchen Spion hatte werden können.

Später klärte ſich auch das auf; Gurowski hatte nämlich eine Verwandte (irre ich mich nicht, gar eine Schweſter), die an den Stallmeiſter Friedrichs verheiratet war, der Kaiſerin Alexandra Feodorowna ſehr nahe ſtand und von dieſer ſehr geliebt wurde.

Reval diente ſtatt oder unter dem Anſchein einer Verbannung Gurowski als Dienſtort für einen Dienſt, der auf weitgehendem Vertrauen zu den treuunterthänigen Gefühlen und dem Patriotismus des ihn Ausübenden fußte. Nach ſeiner polniſchen Weiſe nahm ſich daher Gurowski denn auch zuweilen recht viel heraus.

Mir und Krylow erklärte er z. B. geradeswegs, er habe über uns an die zuſtändige Stelle nach Petersburg berichtet und freue ſich ſehr, in uns politiſch völlig zuverläſſige Leute gefunden zu haben.

„So ein Halunke," dachte ich bei mir, „iſt ſelbſt eben erſt mit genauer Not dem Galgen entronnen und wagt es doch, ſich zum Richter über andre Perſonen aufzuwerfen, die ſich nichts vor der Regierung haben zu Schulden kommen laſſen."

Am Ende bekam Gurowski zu meiner Verwunderung eine ellenlange Epiſtel von einem der Hauptſpione, in welcher Gurowski der Dank des letzteren ſowie verſchiedene im väterlichen Tone gehaltene

Vorsichtsmaßregeln übermittelt wurden. Diesen Brief zeigte mir Gurowski, so daß ich nicht weiter daran zweifeln durfte, daß nach dem Willen des Schicksals dieser einäugige, seine blaue Brille nie ablegende polnische Aristokrat und Revolutionär (in der Folge auch, wenn ich mich nicht irre, Verwandter der spanischen Königsfamilie) zur Gattung der Spione unsres weiten Reiches gehöre.

Graf Gurowski schloß seinen Aufenthalt in Reval damit ab, daß er auf Bürgschaft von Dr. Ehrenbusch hin alle möglichen Dinge aus verschiedenen Läden entnahm und eines schönen Morgens spurlos mit ihnen verschwand.

Wie man später hörte, trat dann dieser hochgeborene Abenteurer in Spanien auf.

Während meines letzten Aufenthalts in Reval erkrankte ich plötzlich an einer mir damals noch unverständlichen Krankheit.

Als ich einmal in Katharinenthal am Mittagstisch saß, fühlte ich plötzlich einen ganz furchtbaren, früher nie gekannten Schmerz in der linken Unterleibsgegend. Anfangs war das eher eine Art Unbehagen als Schmerz, was ich da bei Bewegungen des ganzen Körpers verspürte; dieses unangenehme Gefühl wurde dann immer stärker und stärker und ging endlich in einen unerträglichen Schmerz über, der mich ganz zusammengekrümmt hielt; nur mit einiger Anstrengung vermochte ich vom Tisch aufzustehen und in Ehrenbuschs Begleitung nach dessen Wohnung zu fahren; unterwegs fuhren wir zum Kurhause, wo ich mir Schröpfköpfe setzen und heiße Kompressen auf die kranke Stelle legen ließ.

In Ehrenbuschs Wohnung wurde mir übel und ich bekam Erbrechen; ich nahm darauf Ricinusöl ein, legte mir einen warmen Umschlag um, schlief ein und stand völlig gesund wieder auf.

Nach meiner Rückkehr nach Dorpat aber begann der Schmerz von Zeit zu Zeit wiederzukommen und gab mir insofern keine Ruhe, als ich niemals dessen ganz sicher sein konnte, daß ich ihn nicht plötzlich wieder empfinden und genötigt sein werde, nach Hause zu eilen. Dies störte mich mehrere Monate lang in meinen Arbeiten, bis ich mich endlich vor zu großer Schwäche ganz zu Bett legen mußte.

Einmal nachts wache ich aber plötzlich mit der Empfindung auf, daß der Schmerz vorbei war, und gleichzeitig hiermit fand sich auch das corpus delicti, ein außerordentlich scharfer, etwa gerstenkorngroßer Nierenstein, wie die Analyse erwies, reines Oxalat.

Seine Bildung ſchrieb ich dem Umſtande zu, daß ich damals beſtändig ganz ſchlechten, gefälſchten franzöſiſchen Wein trank. Das Waſſer des Embach vertrug mein Magen ebenſowenig wie das Brunnenwaſſer, und an Bier hatte ich mich niemals gewöhnen können, ſo daß ich denn nolens volens den ſäuerlichen billigen Wein trank.

Noch waren keine zwei Monate nach meiner Geſundung vergangen, als ein andres Leiden ſich einſtellte, nämlich mein früherer Darmkatarrh, der mich einige Jahre ganz in Ruhe gelaſſen hatte. Ob es nun daher kam, daß ich aus Furcht vor dem Wein wieder Waſſer zu trinken begonnen hatte, oder ob es aus dem pathologiſchen Zuſammenhang der Leiden zweier Organe (der Nieren und des Darmkanals) zu erklären iſt, — jedenfalls war eine Magenverſtimmung bei mir noch nie mit ſolcher Heftigkeit und Hartnäckigkeit wie damals nach meinem Nierenleiden aufgetreten ... Schließlich hörte ich auf, mich zu kurieren und Diät zu halten.

72.

Meine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen nahmen inzwiſchen ihren weiteren Fortgang, doch ſollten ſie eine andre Richtung und andre Ausdehnungen annehmen.

Die entferntere Veranlaſſung dazu war ein Ereignis, welches ſich in der St. Petersburger medico-chirurgiſchen Akademie abgeſpielt und eine völlige Umwälzung in derſelben hervorgebracht hatte.

Die Stellung dieſer in Petersburg einzigen höheren mediziniſchen Lehranſtalt war eine höchſt ſeltſame: ſie gehörte zum Reſſort des Miniſteriums des Inneren, ihr Präſident war der Ober-Militärmedizinalinſpektor, Baronet Villiers, und ihre Aufgabe beſtand vornehmlich in der Ausbildung von Militärärzten. Im Hinblick auf dieſe ihre Aufgabe hielt Villiers ſogar die Einrichtung einer Frauen- und geburtshilflichen Klinik für unnütz.

„Soldaten werden nicht ſchwanger und gebären nicht," pflegte er zu ſagen, „und deshalb brauchen auch Militärärzte ſich nicht mit praktiſcher Geburtshilfe zu befaſſen."

Alle Profeſſoren der medico-chirurgiſchen Akademie waren ehemalige Zöglinge derſelben, ein Umſtand, der natürlich die Entwickelung des Nepotismus unter den Profeſſoren begünſtigen mußte.

Wie das häufig so geschieht, ging dieser Nepotismus so weit, daß schließlich nur Kleinrussen und Seminaristen aus einem bestimmten Gouvernement zu Professoren gewählt wurden.

Einige wenige Professoren ausgenommen, die sich in der russischen Wissenschaft einen ehrenvollen Namen gemacht haben, überragte der übrige größere Teil weder in wissenschaftlicher noch in sittlicher Hinsicht irgendwie die gewöhnliche Mittelmäßigkeit.

In der letzten Zeit hatte indes die kleine deutsche Partei der medico-chirurgischen Akademie, von einigen Russen unterstützt, einen Deutschen zum Professor der therapeutischen Klinik gewählt, nämlich den leitenden Arzt des Marinehospitals Dr. Seidlitz, einen Zögling der Dorpater Universität und ehemaligen Assistenten Moiers. Seidlitz hatte sich bereits durch eine höchst tüchtige Beschreibung der ersten Cholera in Astrachan und eine Monographie über eine skorbutartige Entzündung in der Herzbeutelgegend einen wissenschaftlichen Namen gemacht und war im Petersburger medizinischen Publikum durch seine weitreichenden praktischen Kenntnisse bekannt. Seidlitz war auch der erste gewesen, der in Rußland die Perkussion und Auskultation in der Krankenhaus- und Privatpraxis anzuwenden begonnen hatte.

Aber eine und wohl auch ein paar Schwalben machen noch keinen Sommer.

Das wissenschaftliche und moralische Niveau der Petersburger medico-chirurgischen Akademie befand sich am Ende der dreißiger Jahre offenbar im Sinken, und ein erschütterndes Ereignis mußte zunächst Aufsehen und Aufregung hervorrufen, um schließlich eine Wendung zum Bessern herbeizuführen.

Irgend ein polnischer Pharmaceut nämlich, der bei einer Prüfung durchgefallen war und sein Mißgeschick im Examen den Chikanen eines Professors zuschrieb, nahm Gift oder betrank sich nach einer andern Version, stürzte dann mit einem Federmesser in der Hand in die Konferenzsitzung und brachte einem der Professoren eine Wunde in den Leib bei.

Es begann eine gerichtliche Untersuchung und das Urteil lautete: alle Professoren und Studenten der medico-chirurgischen Akademie zu versammeln, in ihrem Beisein den Schuldigen Spießruten laufen zu lassen und zur Herstellung der gestörten Ordnung die Leitung der Akademie dem General du jour Kleinmichel zu übertragen.

Dieser General und für die damalige Zeit allmächtige Großvezier nun gedachte die Akademie nach seiner Weise umzugestalten.

Als Schüler und ehemaliger Genosse Araktschejews liebte

es Kleinmichel nicht, die Verwirklichung ſeiner Abſichten auf die lange Bank zu ſchieben oder lange zu beratſchlagen und herumzutüfteln.

Deſſenungeachtet war jedoch ein Gedanke im Kleinmichelſchen Reformplan ſehr verſtändig. Er wollte nämlich ein neues und bisher noch unbekanntes Element in den Lehrkörper der Akademie einführen und alle erledigten oder neu zu eröffnenden Lehrſtühle mit Profeſſoren beſetzen, die ihre Bildung auf Univerſitäten erhalten hätten.

Ob nun jemand andres Kleinmichel die Anregung dazu gegeben oder ob dieſer Gedanke wie Minerva dem Haupte Jupiters in voller Rüſtung dem Haupte des allmächtigen Veziers entſprungen, das iſt mir unbekannt geblieben. Jedenfalls erſchienen alsbald in der Konferenz ſtatt des einen Profeſſors mit Univerſitätsbildung deren ganze acht, und dieſes halte ich für ein bedeutendes Verdienſt Kleinmichels.

Ohne ſein Dazwiſchentreten hätte die Akademie vielleicht bis jetzt noch den Eintritt fremder Elemente in ihren Lehrkörper für ſchädlich gehalten.

Aber zu den verſtändigen Vorſtellungen mußten ſich bei dem Chef einer Lehranſtalt, wie es Kleinmichel einer war, unvermeidlicherweiſe auch thörichte geſellen. So erklärte denn Kleinmichel z. B., daß die Akademie ſich erſt dann zu rechter Blüte entwickeln werde, wenn er alle Studenten zu Kronſtipendiaten gemacht habe, ſo daß es keine Studenten mehr in der Akademie gebe, die auf ihre eigenen Koſten ſtudierten. Nachdem er einmal dieſen Gedanken gefaßt hatte, ſchickte er an alle Seminare des Reichs die Aufforderung, alle Seminariſten, die es wünſchen ſollten, auf Kronskoſten nach Petersburg abzukommandieren, wo ſie ſich an der Akademie einer Probeprüfung unterziehen müßten; diejenigen, welche ſie nicht beſtänden, ſollten dann auf Koſten der Akademie wieder zurückgeſchickt werden.

Man kann ſich leicht vorſtellen, aus was für Elementen dies Material von Kronſtipendiaten beſtand. Alles Schlechte, was ſie nur in ihren Seminaren hatten, ſuchten die Mönche und Popen dank den Kronsfahr- und Diätengeldern an die Akademie loszuwerden. Doch das war noch nicht alles. Als die Leitung der Akademie, ſo ſchlaff ſie auch war, ſich doch ſchließlich davon überzeugte, daß aus dieſem Konflux von Seminarabfällen nichts Vernünftiges herauskommen werde, wenn man ſie nicht wenigſtens einigermaßen zu Menſchen zu machen ſuche, da ward der Beſchluß

gefaßt, an der Akademie eine Vorbereitungsklasse zum Unterricht der neueintretenden Seminaristen in Grammatik, Rechnen und, irre ich mich nicht, sogar Religion zu begründen.

Für solch einen neuen Kurator wie Kleinmichel war natürlich auch ein andrer Präsident nötig. Der frühere Vizepräsident, Professor Busch, nahm seinen Abschied und an seine Stelle trat, wenngleich auch nicht mit dem Titel Präsident (diesen führte Villiers), der vom Kaiser selbst dazu ernannte J. B. Schlegel. Auf den Lehrstuhl der Chirurgie aber, der nach Professor Buschs Verabschiedung frei geworden war, sollte nach Seidlitz' Vorschlag ich berufen werden.

Ich wollte aber den Lehrstuhl der Chirurgie nicht ohne eine chirurgische Klinik haben, welche übrigens nicht von Busch, sondern vom Professor Salomon geleitet wurde. Gleichzeitig mit meiner abschlägigen Antwort brachte ich indes eine neue Kombination in Vorschlag, bei deren Verwirklichung ich eine meinen Wünschen entsprechende Stellung an der Akademie bekommen konnte. Diese Kombination schlug ich in Form eines Projekts Kleinmichel selbst vor.

Ich wies nämlich auf die Unumgänglichkeit der Errichtung eines neuen Lehrstuhls für Hospitalchirurgie an der Akademie hin.

Die jungen Aerzte, so führte ich in meinem Projekte aus, welche unsre Lehranstalten verlassen, haben fast gar keine praktische medizinische Bildung, da unsre Kliniken verpflichtet sind, ihnen nur die hauptsächlichsten und grundlegenden Begriffe über Diagnose, Gang und Heilung der Krankheiten beizubringen. Deshalb geraten unsre jungen Aerzte, wenn sie in den Dienst treten und am Krankenbett, in Krankenhäusern, Militärlazaretten und der Privatpraxis zu selbständigem Handeln gezwungen sind, in die größte Verlegenheit und bringen den von ihnen erwarteten Nutzen ebensowenig wie sie ihre Bestimmung erfüllen. In der Absicht, diese wichtige Lücke in unsern medizinischen Lehranstalten auszufüllen, schlug ich eben die Einrichtung von Hospitalkliniken neben den gewöhnlichen früheren vor.

Für Kronstipendiaten, die später in Militärdienste treten mußten, hielt ich die Einrichtung von Hospitalkliniken für völlig unumgänglich.

Für die Petersburger medico-chirurgische Akademie war diese Neuerung meiner Ansicht nach leicht sofort zu verwirklichen, da an derselben und zudem fast an derselben Stelle sich das zweite Landheerkrankenhaus befinde und beide Anstalten zum Militärressort gehörten. Das ganze Hospital mit seinen zweitausend Betten konnte auf diese Weise in Hospitalkliniken verwandelt werden: eine thera-

peutiſche, eine chirurgiſche, eine für Hautkrankheiten, für Syphilitiſche u. ſ. w.

Mein Projekt wurde, wie man mir mitteilte, von Kleinmichel angenommen.

Inzwiſchen waren die Weihnachtsferien herangekommen und ich beſchloß, ſie zu einer Reiſe nach Petersburg und einem Beſuch bei meiner Mutter in Moskau zu benutzen.

In Petersburg machte ich zunächſt dem neuen Präſidenten der Akademie, Schlegel, meine Aufwartung.

Iwan Bogdanowitſch Schlegel war von deutſcher Herkunft und zur Zeit der Napoleoniſchen Kriege in ruſſiſche Kriegsdienſte getreten. Als ich in Riga war, konnte man im ruſſiſchen Militärkrankenhauſe noch vielfach der energiſchen Thätigkeit Iwan Bogdanowitſchs gedenken hören. In Moskau, wohin er aus Riga verſetzt worden war, wiederholte ſich dasſelbe und er hinterließ in den Moskauer Krankenhäuſern das beſte Andenken. Dort hätte er nun auch Oberarzt am großen Militärkrankenhauſe bleiben ſollen, denn das war ſein eigentlicher Beruf.

Schlegel war früher bei den Söhnen Wittgenſteins (Alexei und Nikolai) Arzt und Gouverneur geweſen und hatte ſie beide und Tutolmin nach Dorpat gebracht, als wir dort im Profeſſoreninſtitut waren.

Zum Unglück für ſich ſelbſt wechſelte J. B. Schlegel ſeinen Beruf und geriet in den Sumpf der militäriſch-pädagogiſchen gelehrten Thätigkeit. Der ordentlichſte aller ordentlichen Deutſchen, hielt ſich Schlegel, der übrigens, nebenbei geſagt, ſchlecht ruſſiſch ſprach, immer außerordentlich ſtramm. So früh man auch zu ihm kommen mochte, immer fand man ihn in ſeiner feſt zugeknöpften militäriſchen Interimsuniform und mit dem Wladimir-Orden am Halſe. So traf auch ich ihn an. Am meiſten Eindruck machte auf mich ſeine rein äußere Originalität und ſeine militäriſch ſtramme Haltung, ſowie das ſorgfältig friſierte, noch wenig ergraute Haar, die ungeheure Naſe und die mehr beobachtenden als ſprechenden Augen.

Schlegel war mir gegenüber ziemlich zurückhaltend und riet mir, mich unbedingt Kleinmichel vorzuſtellen, was ich denn auch that.

Kleinmichel war mir gegenüber ſehr, ja ſogar allzu liebenswürdig, was zu ſeiner ſonſtigen Erſcheinung gar nicht ſo recht paſſen wollte; trotz des freundlichen Lächelns auf dem Geſicht konnte man es ſeinen gläſernen Augen förmlich anſehen, wie er einem innerlich ſagte: „Aufgepaßt und zugeſehen, daß du dich nicht vergißt!“

Kleinmichel bat mich in ſein Schreibzimmer, nötigte mich zum Sitzen und ſprach ſich ſehr rühmend über mein Projekt aus. Sodann erklärte er mir geradeswegs, alles ſolle gethan werden und ein Hindernis ließe ſich nur im Miniſterium Uwarow denken, doch hoffe er auch hier die Angelegenheit zu ordnen.

Ich verabſchiedete mich ſehr zufrieden von Kleinmichel und fuhr von ihm zu Iwan Timofejewitſch Spaßki, der um jene Zeit eine beſondere Vertrauensſtellung bei S. S. Uwarow einnahm.

Von Spaßki erfuhr ich, daß meine Pläne im Miniſterium der Volksaufklärung bereits bekannt ſeien, Uwarow mich aber um keinen Preis gehen laſſen wolle. Ich bat nun Iwan Timofejewitſch, meinen Plan zu unterſtützen, erklärte ihm meine hauptſächlichſten Motive und glaubte ihn ſchließlich auch hinlänglich überzeugt zu haben, mußte aber ſpäter doch erfahren, daß dieſe Ueberzeugung gleichwohl keine recht feſt gegründete geweſen. Inzwiſchen machte mir Spaßki, als er hörte, daß ich am folgenden Tage nach Moskau abreiſen wolle, den Vorſchlag, von dort auf ein Gut im Tulaſchen Gouvernement zu fahren, — die nähere Adreſſe wollte er mir noch mitteilen, — wo ich eine Operation an einem kleinen Mädchen vornehmen ſollte. Ich erklärte mich einverſtanden und wir verabredeten dann das Nähere über Zeit und Reiſe dahin.

73.

Nach etwa neun- bis zehntägigem Aufenthalt in Moskau begab ich mich in einem Privatfuhrwerk auf jenes Gut, deſſen Beſitzers ich mich jetzt nicht mehr recht erinnern kann; entweder war es ein Natzepin oder ein Jeropin oder ein Poluechtow, jedenfalls einer von altem Adel; das Gut befand ſich auf der Grenze des Tulaſchen und Orelſchen Gouvernements. Nach verſchiedenen Dummheiten meiner Kutſcher kam ich am Abend des folgenden Tages auf der gewaltigen herrſchaftlichen Beſitzlichkeit an.

Ein prachtvolles altes Schloß, in einem ungeheuren Park gelegen. In dem Gebäude, wo man mich unterbrachte, waren allein hundertundfünfzig Nummern, in jeder von ihnen mindeſtens zwei Zimmer, davon eins mit einem rieſigen, zweiſchläfrigen, mit goldenen Ornamenten geſchmückten Bett aus Mahagoniholz.

Ueber dem Bett ein breiter Muſſelin-Betthimmel, in roſen-

roter und grünlicher Färbung gehalten, am Kopf- und Fußende des Bettes ſtatt der Holzteile je ein großer Spiegel.

Das ſich zu Bett legende Pärchen konnte ſich in den verſchiedenſten Stellungen in den Spiegeln und zwar noch unter grüner und roſenroter Beleuchtung erblicken.

Man kann ſich leicht vorſtellen, was alles zu jenen Zeiten in dieſen einhundertfünfzig Nummern ſich abſpielen mochte, da die allerverſchiedenſten Pärchen hier zu Jagd und adligen Orgien zuſammenkamen. Jetzt, d. h. nicht jetzt, wo ich dies niederſchreibe, ſondern damals, als ich jenes Haus beſuchte, waren nur noch die Nummern und Betten da, keine verliebten Pärchen mehr. Nachdem ich eine Nacht in dieſer mir ſo ungewohnten Umgebung verbracht, war es mir am nächſten Morgen nicht grade ſehr angenehm, überall mein Spiegelbild zu ſehen, wie es mir aus den beiden Spiegeln entgegentrat.

* * *

Am ſelben Tage unternahm ich an einem achtjährigen Mädchen die Operation, die in dem Ausſchneiden von Mandeldrüſen beſtand, und blieb dann noch eine Nacht bei N. N.s.

Abends am Theetiſch waren unſrer nur drei: der Hausherr, ein noch ziemlich rüſtiger Mann, die Hausfrau, eine ſehr nette und liebenswürdige Dame von etwa vierzig Jahren und ich. Wir kamen bald auf alte Zeiten zu ſprechen, darauf, was einmal geweſen und nun auf immer geſchwunden. Bei der Gelegenheit hörte ich vom Hausherrn zwei Geſchichten, die mir noch bis auf den heutigen Tag erinnerlich ſind, ſo ungewöhnlich waren damals für mich die Ereigniſſe, von denen in ihnen die Rede war.

In beiden war der Erzähler ſelbſt die handelnde Perſon geweſen und ich mußte ihm deshalb aufs Wort glauben, was ich auch that.

„Ich habe keinen treueren Freund gehabt," ſo erzählte mir mein Wirt, „und niemand wird einen treueren Freund haben, als es mir Tolſtoi (der Amerikaner) geweſen iſt. Einmal geriet ich auf einem Diner, bei dem es ſehr hoch herging, mit einem Kameraden, welcher als Duelliſt und Händelmacher bekannt war, in einen Streit, der mit einer Forderung endete. Tolſtoi erbot ſich, frühmorgens am folgenden Tage mein Sekundant zu ſein.

„Ich hatte faſt die ganze Nacht nicht geſchlafen, wachte noch vor Morgengrauen auf, ging etwas ſpazieren und begab mich dann zur feſtgeſetzten Stunde nach Verabredung zu Tolſtoi.

„Zu meiner Verwunderung finde ich Fenſterläden und Thür ſeiner Wohnung verſchloſſen; ich klopfe, trete ein und ſuche meinen Sekundanten aufzuwecken, was mir nur mit einiger Mühe gelingt.

„‚Was willſt du eigentlich?‘

„‚Wie — haſt du denn das Duell ganz vergeſſen?‘

„‚Ach was, Unſinn,‘ antwortet Tolſtoi, ‚konnte ich denn als anſtändiger Menſch und Hausherr es zulaſſen, daß du dich mit dieſem Rauf- und Trunkenbold ſchlägſt? Gleich nachdem du weggegangen warſt, habe ich ſelbſt ihn gefordert und wir haben uns dann ſofort noch geſtern abend geſchlagen. Nun iſt die Sache abgemacht.‘

„Mit dieſen Worten drehte ſich Tolſtoi auf die andere Seite, um weiter zu ſchlafen.

„Solcher Leute wie Tolſtoi gibt's nicht viele auf der Welt.“

Hierauf folgte, ich weiß ſchon nicht mehr à propos de quoi, die zweite Erzählung.

„Wir ſtanden in Perſien und langweilten uns fürchterlich. Da wir aber viel Geld hatten, ſo ſuchten wir uns alle möglichen Vergnügungen zu machen. Ich lebte gerade bei einem Perſer, einem verheirateten Mann und, da ich gehört hatte, daß er eine erwachſene Tochter habe, ſo kam ich auf den Gedanken, nach ihr zu freien. Anfangs wollte der Vater natürlich nichts von der Sache hören, aber als er durch einen Armenier in Erfahrung gebracht hatte, daß ich der Beſitzer eines ganzen Haufens von Dukaten ſei, da begann er allmählich nachzugeben und mit ſich handeln zu laſſen.

„Schließlich einigten wir uns dahin, daß die Trauung ganz formell nach ruſſiſchem Ritus und im Beiſein von Zeugen vor ſich gehen und die Braut vor der Zeremonie ihren Schleier abnehmen ſollte. Auf dieſem letzteren Umſtande beſtand ich beſonders in der Abſicht, aus der ganzen Geſchichte nichts werden zu laſſen, falls ſie häßlich ſein ſollte. Zur Hochzeit lud ich alle meine Regimentskameraden ein, unter denen ſich auch ein falſcher Pope und falſcher Küſter bereit finden ließen. Als die Braut den Schleier abnahm, da bot ſich unſern Augen eine ſolche orientaliſche Schönheit dar, wie ſie noch keiner von den Anweſenden je geſehen hatte. Alle waren ſtarr vor Staunen. Nach dieſer improviſierten Hochzeit richtete ich mich mit meiner ſchönen Frau im Hauſe meines Schwiegervaters ein, wo wir über ein Jahr lebten, auch einen Sohn bekamen. Dann ging es aber wieder in den Krieg. Meine Frau gedachte mit mir zu ziehen, da ſie um keinen Preis bei ihrem Vater bleiben wollte. Aber ich und meine Regimentskameraden und Bekannten begannen ihr ſo eindringliche Vorſtellungen zu machen, daß ſie ſich endlich

entſchloß, zu Hauſe zu bleiben und dort ſo lange zu warten, bis ich ſelbſt ſie wieder abholen werde."

Hier blickte ich unwillkürlich auf die Dame des Hauſes und Frau des Erzählers hin, konnte aber in ihrem rein ruſſiſchen Typus durchaus nichts Perſiſches entdecken. Der Erzähler bemerkte meinen aufmerkſamen Blick und wandte ſich ſofort mit der Erklärung an mich: „Ach nein, ſie iſt es nicht; jene iſt weit, weiß der Himmel, wo, und ſeit jener Zeit habe ich auch nichts mehr von ihr gehört."

Die Dame des Hauſes aber fuhr inzwiſchen ruhig in der Ausübung ihrer Hausfrauenpflichten am Theetiſche fort . . .

74.

Am folgenden Tage war ich bereits auf dem Moierſchen Gute im Gouvernement Orel. Schon lange hatte ich den Gedanken mit mir herumgetragen, daß ich die Tochter meines verehrten Lehrers heiraten müßte; ich hatte ſie noch als kleines Mädchen gekannt und war im Hauſe ihres Vaters immer wie ein naher Verwandter aufgenommen worden; jetzt aber war meine Stellung eine ziemlich geſicherte — warum ſollte ich daher meinen Antrag nicht vorbringen?

Auf Moiers Beſitzlichkeit brachte ich ungefähr zehn Tage zu. Katharina Iwanowna (Moiers Tochter) fand ich ſchon als erwachſenes junges Mädchen vor und beſchloß nach meiner Rückkehr nach Moskau mich von dort aus ſchriftlich mit meinem Antrage an Katharina Afanasjewna zu wenden, die ſich mir immer als wohlgeſinnt gezeigt hatte. Beim Abſchiede bat mich ſowohl Katharina Afanasjewna als auch die ganze Moierſche Familie, in Moskau ihre Nichte, Frau Jelagin zu beſuchen.

In Moskau angekommen, ging ich mit einem langen, ſentimentalen und, wie mir jetzt ſcheinen will, ziemlich dummen Brief an Katharina Afanasjewna zu Frau Jelagin, deren Haus dem geſamten gebildeten Moskau bekannt war. Man empfing mich ſehr liebenswürdig und es begannen bald gegenſeitige Erkundigungen und Berichte über die Moierſche Familie, Frau Bunin, Wojeikows und Shukowski. Bei der Gelegenheit hörte ich denn auch von Frau Jelagin ſelbſt folgende wunderbare Geſchichte darüber, wie ſie Moiers Frau zum letztenmal geſehen habe. Beide, Frau Jelagin und Frau Moier (eine geborne Protaſſow, Tochter von Katharina Afanas-

jewna) waren Jugendfreundinnen gewesen, die einander außerordentlich zugethan waren. Beide hatten fast gleichzeitig geheiratet. Nun hatte Frau Jelagin einmal gerade ihr kleines Kind genährt und es eben der Wärterin übergeben, als sie plötzlich Frau Moier bei sich eintreten sah. Mit ausgebreiteten Armen eilte sie auf dieselbe zu, fühlte aber auch in demselben Augenblick schon, wie sie in Ohnmacht falle. Nachdem sie wieder zu sich gekommen war, erfuhr sie, daß niemand ins Haus oder zu ihr ins Zimmer gekommen sei; nach einigen Tagen aber erhielt sie die Mitteilung, daß Frau Moier vor kurzem gestorben wäre und zwar, wie sich nach den von Shukowski angestellten Ermittelungen erwies, grade an dem Tage und zu der Stunde, wo Frau Jelagin sie bei sich gesehen hatte.

Beim Abschied bat ich Frau Jelagin, eine Minute mit ihr allein ohne Zeugen sprechen zu dürfen und händigte ihr meinen Brief an Katharina Afanasjewna ein, wobei ich sie auch über dessen Inhalt aufklärte. Beim Empfang des Briefes lächelte Frau Jelagin ein wenig, wie ich wohl bemerken konnte, und dieses Lächeln erschien mir gleich etwas verdächtig.

Nach einem Monat erhielt ich von Katharina Afanasjewna und von Moier selbst eine Antwort, worin sie beide lebhaft bedauerten, mich abschlägig bescheiden zu müssen, da ihre Katja schon lange an einen Sohn der Frau Jelagin versprochen sei; sprächen doch alle Umstände und die verwandtschaftlichen Beziehungen durchaus für diesen Ehebund.

Nun fiel mir Frau Jelagins Lächeln wieder ein.

Ein Jahr nachher erzählte eine von mir hochgeachtete Dame (Katharina Nikolajewna Dagonowskaja), die niemals die Unwahrheit sprach, von einem Gespräch, das sie mit Katharina Iwanowna Moier auf dem Dampfschiff bei deren Abreise ins Ausland (zusammen mit Frau Jelagin) gehabt hatte: „Pirogows Frau," so hatte K. J. Moier gesagt, „wird gewärtigen müssen, daß er mit ihr Experimente anstellt."

Als sie das sagte, konnte sie natürlich nicht wissen, daß sie nach einem Jahre in schmeichelhaften Ausdrücken ein Glückwunschschreiben an ihre Jugendfreundin, Katharina Dmitrijewna Berjosin werde richten müssen, die sich nicht vor dem Quäler der Dorpater Hunde und Katzen fürchtete, sondern ihn ruhig zu heiraten gedachte.

75.

Es vergingen nun an die zehn Monate in Schreibereien zwiſchen dem Miniſterium der Volksaufklärung, dem Kriegsminiſterium und den einzelnen Departements desſelben, Schreibereien, welche meine Ueberführung und die Einrichtung einer neuen Stelle am Militärhoſpital betrafen.

Inzwiſchen hatte ich einen Briefwechſel mit dem Miniſter Uwarow und dem Direktor Spaßki begonnen, bis endlich der Sieg ſich auf unſre Seite neigte und Uwarow Kleinmichel nachgeben mußte.

In der Zeit kam auch noch eine Umgeſtaltung im Miniſterium des Innern und in dem der Volksaufklärung zu ſtande.

In dem erſteren nämlich wurde die Medizinalbehörde reorganiſiert, und in dem letzteren eine beſondere Kommiſſion für die Angelegenheiten der mediziniſchen Fakultäten geſchaffen. Die frühere Medizinalbehörde des Miniſterium des Innern war eine dermaßen ſeltſame Inſtitution geweſen, daß die Mitglieder z. B. das Recht hatten, ſich gegenſeitig und ebenſo auch andre Perſonen, die ihnen gerade gefielen, ohne jedes weitere Examen einfach zu Doktoren der Medizin zu machen.

Man erzählt ſich, daß, nachdem es dem Präſidenten dieſer Behörde einmal gelungen war, der Verſammlung noch weitere Rechte auszuwirken, es auf einer Plenarſitzung zu folgendem naiven Gedankenaustauſch zwiſchen zwei Mitgliedern gekommen ſei: „Waſſili Waſſiljewitſch, ich habe die Ehre, Ihnen meine Glückwünſche zur Erlangung der Doktorwürde darzubringen!“

„Und wäre Ihnen, Feodor Feodorowitſch, nicht der Grad eines Medico-Chirurgen erwünſcht?“

„Nein, wenn es Eurer Excellenz beliebte, mir etwa eine kleine Beſitzlichkeit auszuwirken, ſo zöge ich dieſe Belohnung der Verleihung eines gelehrten Grades vor“ u. ſ. w. u. ſ. w.

Im Anfang der vierziger Jahre erfuhr nun dies alles unter unſrer Aegide eine durchgreifende Veränderung.

Der Leibmedikus der Kaiſerin (Merc. Alex. Markus) wurde Vorſitzender der Medizinalbehörde, dieſe aber verlor ihr früheres Recht, gelehrte Grade ohne Examen zu verleihen, und wurde zu einer rein adminiſtrativ- und gerichtlich-mediziniſchen Inſtitution.

Um dieſe Zeit wurde denn auch ich zum Mitglied der Medizinalbehörde gewählt.

Die Medizinalkommiſſion im Miniſterium der Volksaufklärung

beſtand, gleichfalls unter dem Vorſitz von Markus, aus vier Mitgliedern: Spaßki, dem Leibmedikus Rauch, dem Profeſſor Seidlitz und mir.

Alle Angelegenheiten und ſogar die Wahlen der mediziniſchen Fakultäten aller ruſſiſchen Univerſitäten gingen durch unſre Hände. Inſonderheit fanden alle Wahlen für die damals neugeſchaffene mediziniſche Fakultät der St. Wladimir-Univerſität zu Kiew faſt ausſchließlich in unſrer Kommiſſion ſtatt. Endlich war das wichtigſte Werk unſrer Kommiſſion die Reviſion der Prüfungsordnung für Mediziner.

In der alten Prüfungsordnung waren ſechs Grade vorgeſehen: drei ärztliche Grade (Arzt I., II. und III. Klaſſe), ſodann „Doktor der Medizin", „Doktor der Medizin und Chirurgie", ſowie endlich „Medico-Chirurg".

Ich ſchlug eine Herabſetzung auf zwei Grade vor: Arzt und Doktor der Medizin. Mein Vorſchlag ging aber nicht durch und ſtatt der zwei Grade wurden deren drei angenommen: Arzt, Doktor der Medizin und Doktor der Medizin und Chirurgie.

Ich beſtand ſodann darauf, daß bei den Fakultätsprüfungen ſtatt verſchiedener Brüche und Abſtufungen in der Beurteilung, wie z. B. „befriedigend", „mittelmäßig", „gut", „ausgezeichnet" u. ſ. w. nur zwei Zenſuren für jeden Gegenſtand eingeführt würden, nämlich die Antworten „ja" oder „nein" auf die Frage, ob der Prüfling der Erlangung des betreffenden Grades würdig ſei oder nicht.

Einſtimmige Annahme fand auch mein Vorſchlag, für die Anatomie, Therapie und Chirurgie demonſtrative Prüfungen einzuführen.

Die Gründung eines neuen Lehrſtuhls für Hoſpitalchirurgie und Therapie, welcher nach meinem Vorſchlag in der Petersburger medico-chirurgiſchen Akademie geſchaffen wurde, fand auch bei unſrer Kommiſſion Billigung und wurde vom Miniſterium der Volksaufklärung an allen ruſſiſchen Univerſitäten durchgeführt.

Das ſind meine Verdienſte in der Medizinalkommiſſion des Miniſteriums der Volksaufklärung.

76.

Die Zeit meiner Ueberſiedelung von Dorpat nach Petersburg iſt mir noch ſehr wohl erinnerlich.

Ich kann mich nicht gerade ängſtlich nennen, es gibt aber Veranlaſſungen, und dabei allem Anſchein nach von ganz geringfügiger Natur, welche im ſtande ſind, meine Nerven in dermaßen heftige Erregung zu bringen, daß eine mir ſelbſt ganz unerklärliche Furcht vor irgend etwas ſich meiner zu bemächtigen beginnt. Im allgemeinen iſt mir das ſelten ſo gegangen, zweier Fälle aber erinnere ich mich noch lebhaft.

Einer von ihnen bezieht ſich auf jene Zeit in Dorpat. Als ich mich nämlich bereits ganz fertig zur Reiſe gemacht und alle bewegliche Habe aus meiner Wohnung (vier Zimmer) hatte fortſchaffen laſſen, da begann ich, völlig allein wie ich war, vor Langerweile in den paar letzten Tagen die Hoffmannſchen Romane zu leſen. Kaum kam nun der Abend heran, ſo bemächtigte ſich meiner eine unſägliche Furcht, ſo daß ich mich nicht einmal überwinden konnte, in das anſtoßende Zimmer zu gehen. Ich hatte immer die Empfindung, als ſitze oder ſtehe dort irgend jemand. Dabei hatte ich aber die Hoffmannſchen Romane und ſonſtige Erzählungen derſelben Gattung ſchon öfters geleſen, ohne je eine derartige Wirkung verſpürt zu haben.

Das andre Mal bemerkte ich an mir dieſelbe unerklärliche Furcht auf einer Reiſe in die Schweiz, als ich mich einmal um etwa zehn Uhr nachts auf der Wanderung nach Interlaken befand.

Es war eine wundervolle ſtille Mondnacht. Auf der Chauſſee, auf welcher ich gerade ging, begegnete mir kein Menſch. Alles war ſtill und einſam und es ließ ſich nur das Rauſchen der Blätter und das Murmeln der Bäche hören. Anfangs ging ich munter und rüſtig einher, aber allmählich begann mich ein Gefühl der Furcht und die Empfindung zu überkommen, als gehe jemand in einer gewiſſen Entfernung hinter mir her. Dieſe Empfindung war dermaßen lebhaft, daß ich unwillkürlich zuweilen ſtehen blieb und mich umſah. Schließlich konnte ich es vor Angſt nicht mehr aushalten, ſetzte mich in eiligen Lauf und kam atemlos und ſchweißbedeckt in Interlaken an.

22.

Nach den Feiertagen (1841) kam ich in Petersburg an, und mußte mich diesmal, nunmehr als Untergebener, Kleinmichel vorstellen. Jetzt hielt er sich nicht mehr für berechtigt, mir gegenüber wie früher liebenswürdig zu sein und empfing mich daher auch nicht mehr in seinem Arbeitszimmer, sondern mit vielen andern Personen im allgemeinen Empfangszimmer. Seine gläsernen Augen zeigten auch einen andern Ausdruck, und als ich die Thorheit beging, ihn daran zu erinnern, daß er mir eine Amtswohnung in Aussicht gestellt hatte, da sahen sie mich erst recht nicht mehr wie früher an. Seitdem habe ich diese gläsernen Augen meines Chefs kein einziges Mal mehr gesehen, was ich natürlich keineswegs bedaure.

Der mir übersandten Instruktion entsprechend wurde ich zum selbständigen Leiter der gesamten chirurgischen Abteilung des zweiten Landheerhospitals mit dem Titel eines Oberarztes der chirurgischen Abteilung ernannt.

Meine ärztliche sowie meine Lehrthätigkeit in dieser Abteilung des Krankenhauses, welche ungefähr eintausend Betten enthielt, war von der Krankenhausdirektion völlig unabhängig, und nur in Verwaltungsangelegenheiten mußte ich mich mit dem Oberarzt des Krankenhauses ins Benehmen setzen.

Gleichzeitig hiermit wurde ich zum Professor der Hospitalchirurgie und angewandten Anatomie an der medico-chirurgischen Akademie ernannt.

Bei der Besichtigung der chirurgischen Abteilung überzeugte ich mich bald von den wahrhaft entsetzlichen Zuständen, die daselbst herrschten.

Alle Ventilationsvorrichtungen der ungeheuren Krankensäle (zu sechzig bis hundert Betten) im großen steinernen Gebäude mündeten auf einen langen Korridor, an welchen wiederum die Retiraden stießen. Und in der That roch es denn auch im Korridor beständig nach den Klosetts.

Die andern Abteilungen des Krankenhauses, die in gewisser Beziehung noch besser waren, befanden sich in einzelnstehenden Holzgebäuden mit siebzig und mehr Betten in jedem. Künstliche Ventilationsvorrichtungen und Korridore gab es da nicht und die Feuchtigkeit in ihnen war durch kein Mittel zu beseitigen. In der Abteilung für Gangränöse, die noch Kranke enthielt, welche Dr. Florio mit massenhaften Queckſilbereinreibungen behandelt hatte, blutete

einem das Herz beim Anblick der jungen, gesund aussehenden Gardesoldaten mit gangränösen Bubonen, die ihnen die ganze Bauchwandung zerstört hatten. Die Säle des Krankenhauses waren von Patienten überfüllt, die an rosenartigen Entzündungen, eiternden Wassergeschwülsten und Blutvergiftung litten.

Für Operationszwecke gab es keinen einzigen, wenn auch noch so schlechten Raum.

Die Lappen für Umschläge und Kompressen brachten die Heilgehilfen ohne jede Gewissensbisse von den Wunden des einen Kranken auf die des andern. Die von der Krankenhausapotheke gelieferten Arzneien waren eher allem andern als Arzneien ähnlich. Statt des Chinins wurde z. B. ganz gewöhnlich Ochsengalle ausgegeben und statt Fischleberthran irgend ein fremdländisches Oel. Brot und überhaupt alle den Kranken ausgereichten Lebensmittel waren unter aller Kritik.

Gestohlen wurde am hellen lichten Tage, und die Inspektoren und Kommissare verloren täglich beim Kartenspiel Hunderte von Rubeln aneinander. Der Fleischlieferant brachte täglich vor aller Augen den einzelnen Mitgliedern des Krankenhauskontors ihre Fleischvorräte ins Haus. Der Apotheker verkaufte an dritte seine Vorräte an Essig, verschiedenen Kräutern u. s. w. u. s. w. In der letzten Zeit war es sogar so weit gekommen, daß die Hospitalleitung gebrauchte und von den Wunden abgenommene Charpie, Binden, Kompressen und dergleichen zu verkaufen begonnen hatte und für diese Handelsoperationen die übelriechenden, von den Wunden abgenommenen Lappen in besonderen Kammern auffammeln ließ, welche neben den Krankensälen gelegen waren.

Oberarzt des Krankenhauses war der Staatsrat Lossijewski, der von seinen Kollegen Bucephalus genannt wurde. Das bekannte französische Sprichwort „grande tête, grande bête“ steht zwar mit den Lehren der Physiologie nicht in Einklang, aber es gibt keine Regel ohne Ausnahme, auch keine physiologische. Was Lossijewskis Kopf betraf, so behielt die Physiologie wirklich nicht recht, wie sich in der Folge zeigen wird.

Da das Krankenhaus infolge der vielen Neueinrichtungen jetzt mit Bezug auf Lehrzwecke auch der medico-chirurgischen Akademie unterstellt war, so sah sich Lossijewski nunmehr zwei unmittelbaren Vorgesetzten gegenüber: dem Präsidenten der medico-chirurgischen Akademie Schlegel und dem Direktor des Militär-Medizinaldepartements, Dimitri Klementjewitsch Taraffow.

* * *

Bei der Beſichtigung des Krankenhauſes fand ich eine Menge von Patienten vor, welche verſchiedene Operationen, beſonders Amputationen und Reſektionen, Ausſchneiden von tiefliegenden Fiſteln, Entfernungen von Sequeſtern und dergleichen erforderlich machten.

Es waren das lauter veraltete, durch die ſchlimmen Zuſtände im Krankenhauſe begründete Fälle, und die Patienten litten bereits an Blutvergiftung oder infolge der ſchlechten Nahrung an Skorbut...

Hier beging ich nun ein ſehr ſchlimmes Verſehen und einen großen Fehler, der ſich ſpäter noch an meiner praktiſchen Thätigkeit lebhaft rächen ſollte. Aerger noch als das Verſehen war aber ein damit im Zuſammenhang ſtehendes moraliſches Vergehen. Verſehen ſowohl wie Vergehen beſtanden in der Art, wie ich mich in einer großen Anzahl von Fällen, die ich weder vom wiſſenſchaftlichen noch vom moraliſchen Standpunkt aus genügend unterſucht oder analyſiert hatte, zu energiſchen chirurgiſchen Eingriffen und Operationen hinreißen ließ.

Vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus war es ein großer Fehler, daß ich mit ganz deutſchem Eifer an die Behandlung dieſer Kranken ging, ohne die in der geſamten Einrichtung des Krankenhauſes begründeten ungünſtigen Umſtände zu bedenken, unter denen ich jene Operationen vornahm.

Vom moraliſchen Standpunkt aus betrachtet beſtand mein Vergehen darin, daß ich . . .*).

78.

22. Oktober (1881). Ach raſcher, raſcher! Es ſteht ſchlimm mit mir, ſehr ſchlimm! So werde ich am Ende nicht einmal mit der Beſchreibung auch nur der Hälfte meines Petersburger Lebens fertig.

* * *

Ich will mit einer Dummheit des Bucephalus beginnen, wenngleich das auch die chronologiſche Ordnung meiner Erzählung etwas ſtört.

*) Dieſe Worte ſind vom Verfaſſer durchſtrichen und der Satz ſomit nicht zu Ende geführt. Im übrigen hätten wir eigentlich die beiden letzten Abſätze ganz fortlaſſen ſollen, da ſie dem Grundgedanken des Verfaſſers keinen genügend klaren Ausdruck geben. Seine Hoſpitalpraxis in der Akademie hat er in ſeinen ſonſtigen mediziniſchen Schriften geſchildert.
A. d. R. d. R. St.

Es waren ſchon ein paar Jahre ſeit dem Beginn meiner Hoſpitalthätigkeit vergangen, als plötzlich einmal Loſſijewski meinen Aſſiſtenten, den Krankenhausarzt Nemmert, zu ſich beruft und ihn darüber befragt, ob er in meinem Benehmen nichts Auffallendes bemerkt habe.

Nemmert verneint dieſe Frage.

„Warum verſchreibt er denn aber narkotiſche Mittel in ſo großen Doſen? Einmal hat er zum Beiſpiel Extract. Hyosciami bis zu fünf Gran pro dosi verſchrieben.“

„Das weiß ich nicht,“ antwortet Nemmert, „da müſſen Sie den Herrn Profeſſor ſelber fragen.“

Hierauf beruft Loſſijewski Nemmert in das Krankenhauskontor und erteilt ihm als Untergebenen den Befehl, über den Empfang eines verſiegelten Schreibens mit der Aufſchrift: „Geheim, sub Nr. . . .“ zu quittieren.

Nemmert empfängt das Schreiben, deſſen Inhalt folgendermaßen lautet: „Da ich im Benehmen des Herrn Pirogow gewiſſe Dinge bemerkt habe, welche auf deſſen Geiſtesgeſtörtheit ſchließen laſſen, ſo ſchreibe ich Ihnen hiermit vor, denſelben zu beobachten und mir über das Ergebnis Ihrer Beobachtungen Bericht zu erſtatten. Oberarzt Loſſijewski.“

Noch vor dieſer ganzen Geſchichte hatte ich aber einmal von Loſſijewski folgendes Schreiben erhalten: „Da ich bemerkt habe, daß in Ihrer Abteilung eine ungeheure Quantität von Jodtinktur verbraucht wird, mit der Sie ganz unnützerweiſe die Geſichts- und Kopfroſe behandeln, ſo ſchreibe ich Ihnen hiermit vor, den Gebrauch eines ſo teuren Arzneimittels einzuſtellen und es durch billigere zu erſetzen. Loſſijewski.“

Ich nahm das Papier und ſchickte es Loſſijewski mit folgender Erklärung wieder zurück: „Auf das Schreiben Ew. Hochwohlgeboren sub Nr. . . . habe ich die Ehre zu erwidern, daß Sie nicht berechtigt ſind, mir über mein Verhalten am Krankenbett irgend welche Vorſchriften zu geben.

„Wenn Sie aber finden ſollten, daß ich die Heilmittel nicht nach dem Krankenhauskataloge verabfolgen laſſe, ſo haben Sie ſich mit der entſprechenden Meldung an unſern gemeinſamen Vorgeſetzten, den Herrn Präſidenten der medico-chirurgiſchen Akademie zu wenden.“

Dieſes mein Schreiben nun hatte Loſſijewski ſo toll gemacht, daß er Nemmert den erwähnten geheimen Befehl zugehen ließ. Bezüglich des Extractum Hyosciami hatte ich ihm noch geſagt: „So

laſſen Sie doch Ihre Extrakte wirklich aus narkotiſchen Mitteln und nicht aus der Aſche verſchiedener Vegetabilien herſtellen."

Als Nemmert jenes Schreiben erhalten hatte, zeigte er es mir mit der Frage, was er denn nun eigentlich thun ſolle. Ich antwortete ihm, er ſolle zum Präſidenten Schlegel gehen und den danach fragen.

Später ſagte mir Nemmert, Schlegel habe ihn lächelnd gefragt: „Sie haben doch nichts Derartiges bemerkt? — Na ſchön, dann behalten Sie alſo das Papier ruhig bei ſich und zeigen Sie es niemandem."

Als ich das gehört hatte, bat ich Nemmert, mir das Papier auf eine Stunde zu geben, wobei ich ihm das Verſprechen gab, daß das von keiner ſchädlichen Rückwirkung auf ſeine dienſtliche Carrière ſein ſolle.

Nemmert gab mir das Schreiben und ich ging mit ihm ſofort zu unſerm Kurator, dem General du jour Weimarn, welchem ich erklärte, ich würde ſofort mein Abſchiedsgeſuch einreichen, wenn in dieſer empörenden Sache weiter nichts geſchehen ſollte.

Weimarn war ſichtlich über die ganze Geſchichte etwas betroffen, beruhigte mich aber mit dem Verſprechen, daß am folgenden Tage alles bereits geordnet ſein ſollte. Wäre ich ſelbſt dann noch unzufrieden, ſo könnte ich ja der Sache ihren geſetzlichen Fortgang geben.

Gleich nachdem ich ihn verlaſſen hatte, ſchickte er dann einen Feldjäger nach Loſſijewski und ließ den Biederen durch denſelben zu ſich ins Generalſtabsgebäude bringen. Am folgenden Tage traf im Krankenhauſe ein Schreiben ein, in welchem Loſſijewski befohlen wurde, in Gegenwart des Präſidenten Schlegel, des Dr. Nemmert, des Schreibers, der jenes Papier geſchrieben und aller Mitglieder des Krankenhauskontors, die es zu Geſicht bekommen hatten, mich in den unumwundenſten Ausdrücken um Verzeihung zu bitten. Falls ich aber nicht geneigt ſein ſollte, Loſſijewski ſeine ſchamloſe Handlungsweiſe zu verzeihen, ſo werde der Sache der weitere geſetzliche Fortgang gegeben werden.

Am folgenden Tage bat man mich früh morgens ins Kontor, und dort ſpielte ſich nun eine in Wahrheit ſchmähliche und dazu noch kindiſch ſchmähliche Scene ab.

Loſſijewski, in voller Uniform, bat mich mit Thränen in den Augen, zitternder Stimme und zum Himmel erhobener Hand wegen ſeiner Unbedachtſamkeit und Frechheit unter der Verſicherung um Verzeihung, daß er mir in Zukunft auch nicht die geringſte Veranlaſſung zur Unzufriedenheit mit ihm geben wolle.

In Gegenwart des Präſidenten machte ich ihn dann auf das entſetzliche Brot aufmerkſam, welches den Patienten ausgegeben wurde und bemerkte, daß ſeine direkte Aufgabe im Krankenhauſe die Sorge für Ordnung, Nahrung und überhaupt für die ganze dienſtliche Verwaltung ſei.

Damit war denn die Frage über meine Geiſtesgeſtörtheit erledigt.

Seit der Zeit verhielt ſich Loſſijewski ganz ruhig; nach einigen Monaten wurde er übrigens nach Warſchau verſetzt.

Loſſijewskis Freunde, ebenſo wie er Protégés des Baronet Villiers, hatten dieſen Würdenträger des Medizinaldepartements gebeten, beim Feldmarſchall Paskiewitſch ein gutes Wort für Loſſijewski einzulegen.

Als Paskiewitſch nach Petersburg kam, da ſchickte man ihm zwei Oberärzte zur Auswahl für Warſchau zu, und Paskiewitſch wies beim Durchſchreiten des Empfangszimmers ganz flüchtig mit den Worten auf Loſſijewski hin: „Dieſen da.“

Zum Dank dafür bewirtete Loſſijewski ſeine Protektoren mit einem guten Diner, zu welchem er auch den Baronet einlud. Dieſer ſaß neben Loſſijewski, und als man auf ein mediziniſches Thema, nämlich auf die Schwierigkeiten bei der Beſtimmung der Fluktuation zu ſprechen kam, da wies Villiers Loſſijewski ſeine Hinterpartie mit der lauten Aufforderung: „Da, fühle mal hier die Fluktuation!“

Alle lachten natürlich über dieſe ſo witzige Bemerkung des Baronets und Loſſijewski reiſte ganz vergnügt auf ſeine neue Stellung in Warſchau ab.

Dort wollte es ihm indes auch nicht recht glücken. Höchſt wahrſcheinlich hatte er es dort mit dem Stehlen zu arg getrieben.

Kaiſer Nikolai, der einmal ganz unerwartet ins Warſchauer Krankenhaus kam, entdeckte mit einem Schlage eine ganze Maſſe von Mißbräuchen und am hellen lichten Tage begangenen Diebereien. Loſſijewski wurde auf die Hauptwache gebracht und dann vor Gericht geſtellt. Zum gewöhnlichen Arzt degradiert, endete er dann, wie ich gehört habe, ſein Leben in Kiew als Gewohnheitsſäufer.

* * *

Meinem Aſſiſtenten Nemmert wollte Schlegel, nachdem ſich Loſſijewski bei mir entſchuldigt hatte, ſchon eine Rüge erteilen, als ich ihm mit den Worten Einhalt that: „Profeſſor Nemmert hat in dieſem Falle wie ein ehrenhafter und anſtändiger Mann gehandelt und ich ſehe nicht ein, wofür Sie ihm in ſo ungerechter und un-

angebrachter Weiſe einen Verweis erteilen wollen; ich könnte denſelben auf mich beziehen und mich in dem Falle mit Loſſijewskis Entſchuldigung nicht zufriedengeſtellt erklären."

Schlegel biß ſich auf die Lippen und ſagte nichts. Seit der Zeit habe ich keine weiteren Chikanen im Dienſt bemerkt. Nemmert wurde aber ſogar von Loſſijewski aufgefordert, mit ihm nach Warſchau zu gehen.

* * *

Bei dieſer Gelegenheit will ich gleich kurz über meine einzige und kurze Begegnung mit Villiers berichten.

Als meine „Angewandte Anatomie" erſcheinen ſollte (in ruſſiſcher und deutſcher Sprache im Verlage von Olchin, welcher indes Bankerott machte, ſo daß mein Buch nicht vollſtändig erſchien), da beſuchte ich an demſelben Tage zwei Perſonen, welche in dieſer Angelegenheit für mich von Wichtigkeit waren: den Miniſter Cancrin, bei dem ich die Erlaubnis zur zollfreien Einfuhr von Velinpapier für die Lithographien auswirken wollte, und Villiers, welcher der Verbreitung meines Buches in den Militärbibliotheken Förderung erweiſen konnte.

Beiden Herren brachte ich illuſtrierte Exemplare von meinem Atlas mit.

Graf Cancrin geſtattete, nachdem er den letzteren geſehen hatte, ſofort die zollfreie Einfuhr des Papiers und bemerkte nur über meine anatomiſchen Zeichnungen: „Es ſind ſehr ſchöne, aber auch ſehr traurige Dinge."

Dieſe Bemerkung war, wenn auch nicht klug, ſo doch wenigſtens auch nicht dumm.

Villiers aber begann, nachdem er ſich meine Zeichnungen angeſehen hatte, in ſeiner haſtigen Art ein paar Sätze herunterzuhaſpeln, die ich abſolut nicht verſtehen konnte; aus ſeiner gebrochenen ruſſiſchen Rede hörte ich nur einige Worte wie Oxygen, Arterien- und Venenblut und dergleichen heraus.

Was der Baronet eigentlich mit dieſer ſeltſamen Rede hat ſagen wollen, das habe ich mir weder damals noch ſpäter erklären können. Als ich ſah, daß er gar kein Ende finden konnte, da dankte ich ihm für ſeine Freundlichkeit und ging.

Damit war auch die Sache erledigt und bald erfolgte Villiers Zuſtimmung zum Ankauf des Atlaſſes für die Militärbibliotheken.

Die letzte Nachricht, die ich vom Baronet Villiers hatte, beſtand darin, daß jeder, der ihn in der letzten Zeit beſuchte, ihn in

Geſellſchaft eines Hoſpitalarztes getroffen habe, der dem Baronet deſſen Dienſtliſte vorgeleſen, wobei ihn Villiers jedesmal bei der Erwähnung irgend einer Auszeichnung die betreffende Stelle noch mehreremal habe vorleſen laſſen.

„Das iſt aber doch wunderbar!“ ſoll der Baronet dann öfter ausgerufen haben, „wie, den Annenorden zweiter Klaſſe für die Schlacht bei Auſterlitz? lies mir das doch noch einmal vor! Das iſt doch zu wunderbar!“

Darin liegt gar nichts Erſtaunliches, daß alte Leute auf ihre Orden ein ſolches Gewicht legen und auch andern mit ihnen imponieren wollen. Als ich z. B. im Jahre 1838 mit dem Doktor Amuſſat den alten Larrey in Paris beſuchte, da zeigte er uns auch alsbald einen ſeiner Orden mit den goldgeſtickten Worten auf deſſen Bande: „Bataille d'Austerlitz“.

Aber Larrey vermochte wenigſtens den Ausdruck der Selbſtgefälligkeit zu unterdrücken und ſagte nur: „Vous voyez, ce n'est pas dans les antichambres, que j'ai reçu mes décorations,“ womit er natürlich auf die modernen bürgerlichen Auszeichnungen in Frankreich anſpielte.

* * *

Nach meiner Ankunft in Petersburg hatte ich ein ganzes Jahr lang tagtäglich in den ſchrecklichen Räumen und den unglaublich widerwärtigen alten Badezimmern des zweiten Landheerkrankenhauſes mit Kranken und Operierten zu thun; da ich keine andern Räumlichkeiten zur Verfügung hatte, ſo mußte ich in den erwähnten Badezimmern die Leichenobduktionen vornehmen, zuweilen an die zwanzig täglich und dabei im heißen Sommer; im Winter aber mußte ich zur Zeit des Eisgangs täglich zweimal im November und Dezember auf die Wyborgſche Seite hinüberfahren, wobei ich mich zuweilen ein paar Stunden lang zwiſchen den Eisſchollen hindurchzuzwängen hatte.

Gegen Ende des Sommers begann ich nach jedem Beſuch im Krankenhauſe an mir bisher ganz ungewohnte Erſcheinungen zu bemerken. Ich fühlte nämlich bald Schwindel und leichten Fieberſchauer, bald ein Reißen und Kneifen im Magen, verbunden mit galligen, dünnflüſſigen Ausleerungen.

Das dauerte ſo bis zum Februar 1842, wo ich plötzlich ſo kraftlos wurde, daß ich mich zu Bett legen mußte.

Was auch die Doktoren Lerche, Rauch und Seidlitz mit mir anſtellen mochten, nichts wollte verfangen und keiner von ihnen konnte eine eigentliche Diagnoſe meiner Krankheit geben. Rauch

allein hat ſie vermutlich richtiger als die andern erraten, wenn er ſie auf meine Hoſpital- und anatomiſche Thätigkeit zurückführte. In der That läßt ſich ſchwer ſagen, was das eigentlich für ein Leiden war und welches Organ von ihm betroffen wurde.

Hitze hatte ich faſt gar nicht. Der Puls war eher langſam als beſchleunigt; gegen Speiſe und Trank fühlte ich ausgeſprochene Abneigung und litt an einen ganzen Monat dauernder Schlafloſigkeit, Schwäche und anhaltender Verſtopfung.

Die ganze Krankheit dauerte genau ſechs Wochen, während welcher ich dalag, ohne mich zu bewegen oder Heilmittel zu gebrauchen, zu denen ich jegliches Zutrauen verloren hatte.

Schließlich verlangte ich, wenngleich auch nicht in Fieberphantaſien, ſo doch auch nicht mit völlig freiem Kopfe, man ſolle mir ein warmes aromatiſches Bad zurichten. Es war ſchon abends und meine Umgebung wagte es nicht, es mir abzuſchlagen.

Nach dem Bade ging in meinem ganzen Organismus eine Art von Aufruhr vor ſich; zum eigentlichen Phantaſieren kam es nicht, doch hatte ich die Empfindung, als flöge und rede ich dabei beſtändig irgend etwas. Nach einigen Stunden ſtellte ſich ungewöhnlich ſtarker Fieber- und Schüttelfroſt bei mir ein und ich fühlte, wie ich während desſelben im Bett förmlich in die Höhe geſchleudert wurde. Hierauf begann plötzlich auch der Herzſchlag auszuſetzen, ich fühlte, wie ich ohnmächtig wurde und ſchrie, ſo laut ich nur konnte, man ſolle mir kaltes Waſſer auf den Kopf gießen. Raſch nacheinander goß man mir ein paar Eimer über, die Ohnmacht verging und gleichzeitig erfolgte eine ſpontane und außerordentlich heftige gallige Entleerung, auf die ſich eine (ganze zwölf Stunden dauernde) Schweißabſonderung einſtellte. Dann begann ich unter Anwendung von Chinin und Xeres raſch zu geſunden.

Einige Zeit nach dieſer Krankheit, als ich ſchon in Reval zu meiner Stärkung Seebäder nahm, trat wieder mein früherer Dorpater ſchwarzgalliger Durchfall bei mir auf, wobei weder mein Appetit noch mein allgemeines Wohlbefinden in irgend einer Weiſe geſtört waren.

Kaum war ich geſund geworden, da empfand ich ein plötzliches Verlangen zu rauchen. Bis in meine dreißiger Jahre hatte ich noch kein einziges Mal geraucht und ganze Stunden im anatomiſchen Theater zugebracht, ohne auch nur ein einziges Mal jenes Verlangen an mir zu verſpüren. Da plötzlich trat es nun auf und ich begann gleich ziemlich ſtarke Zigarren zu rauchen.

79.

Während dieſer Krankheit begann ich zum erſtenmal in meinem Leben ein gewiſſes Vertrauen zur Vorſehung zu empfinden.

Während meiner ſchlafloſen Nächte hellte ſich mein Bewußtſein gleichſam auf und das Wort „Vertrauen“ ſchwebte mir beſtändig auf den Lippen.

Gleichzeitig mit dieſem Vertrauen aber erwachte in meiner Seele ein ſüßes Verlangen nach Familienglück und Liebe, und alles das am Ende meiner Krankheit.

Ich hielt das für einen Fingerzeig von oben und beeilte mich daher, ſobald ich wieder völlig geneſen war, in Erfahrung zu bringen, wo die Jugendfreundin von Katharina Moier, deren Altersgenoſſin, Katharina Berjoſin lebe. In Dorpat hatte ich die Berjoſinſche Familie — Mutter, Tochter und Sohn Sſerjoſha — faſt allwöchentlich im Moierſchen Hauſe geſehen, wohin die Kinder kamen, um zu ſpielen und die Erwachſenen, um mit Moiers zu plaudern. Einige Jahre ſpäter traf ich Katharina Nikolajewna mit ihrer Tochter in St. Petersburg. Damals lebten ſie ganz einſam auf Waſſili-Oſtrow, jetzt aber waren ſie ſchon ſeit einigen Monaten auf dem Lande. Endlich erfuhr ich, daß ſie beide bei Katharina Nikolajewnas Bruder, dem Grafen Tatiſchtſchew, auf deſſen Beſitzlichkeit lebten.

Auf meinen ſchriftlich vorgebrachten Antrag erhielt ich eine zuſtimmende Antwort, unter der Bedingung jedoch, daß ich mich auch der Einwilligung des Vaters, Dmitri Sergiejewitſch, verſicherte. Dieſen, der ein ganz eigen gearteter Menſch war, kannte ich überhaupt noch gar nicht. Dmitri Berjoſin, der nach den Befreiungskriegen als Huſarenrittmeiſter verabſchiedet worden war, hatte eine leidenſchaftliche Liebe zu ſeiner Couſine, der Gräfin Katharina Nikolajewna Tatiſchtſchew gefaßt und dieſelbe heimlich und widergeſetzlich geheiratet. Dieſe leidenſchaftliche Liebe dauerte ſo lange, bis ihm zwei Kinder, Katja und Sſerjoſha geboren wurden. Seit der Zeit machte ſie einer wüſten Eiferſucht Platz, die ihn aber nicht verhinderte, ein reines Spielerleben zu führen.

Im Lauf einiger Jahre brachte er drei große Güter durch: zweitauſend Seelen, die er vom Vater geerbt hatte und viertauſend, die ihm nach dem Tode zweier Brüder zugefallen waren. Außer den Spielhatte er auch noch andre Schulden, obgleich er ſelbſt durchaus kein luxuriöſes Leben führte und Frau und Kindern einen weniger als

ſtandesgemäßen Unterhalt gewährte. Sie hatten eine Wohnung von drei Zimmern und hielten ſich nur ein Mädchen als Bedienung. Freilich erlaubte Berjoſin ſeinem Sohne, als dieſer ſchon größer geworden war und bereits die Schule beſuchte, bei Kuchenbäckern und ſonſtigen Leuten, die ihre Ware im Schulhofe feil boten, Schulden zu machen; doch geſchah dies aus einer gewiſſen Eitelkeit und zu einer Zeit, als er ſein drittes Gut noch nicht durchgebracht hatte. Er war dabei im Grunde durchaus kein übler oder gar ſchlechter Menſch, nur daß er eine wahre Manie hatte, ſeine Frau ohne alle Veranlaſſung zu verfolgen und zu quälen.

Katharina Nikolajewna Berjoſin war eine herzensgute Frau, die übrigens ihren Sohn mehr als ihre Tochter liebte, während ihr Mann grade glaubte, ſie bevorzuge ihm zum Trotz die Tochter vor dem Sohn.

Am meiſten hatte infolgedeſſen gerade die Tochter, und zwar grade in der letzten Zeit zu leiden, als die Geſundheit der Mutter ſtark ins Wanken gekommen war und ihre Reizbarkeit ſo weit ging, daß ſie das arme Mädchen in dem Glauben des öftern ſtieß und ſchlug, ſie ſei die Veranlaſſung, daß der Vater ihnen keinen angemeſſenen Lebensunterhalt gewähre. Die Tochter aber wollte ihrerſeits die Mutter nicht verlaſſen.

* * *

Man erzählte ſich ſo manche komiſche Geſchichte von Berjoſins Eiferſuchtsanwandlungen. So lebte z. B. in Dorpat ein gewiſſer Alexander Dmitrijewitſch Chripkow, der eine allen Dorpatenſern wohlbekannte Erſcheinung war. In gewiſſem Sinne war es ein Menſch von einer andern Welt. Ehemals im Beſitz eines Gutes im Orelſchen Gouvernement, hatte er ſeine Habe unter ſeine Verwandten verteilt und war Künſtler geworden; urſprünglich nur auf einige Zeit nach Dorpat gekommen, lebte er dort nun ſchon zwanzig Jahre; bisweilen litt er den größten Mangel, war aber mit allen bekannt und von allen geliebt, obgleich er um niemandes Gunſt buhlte und allen für das, was er von ihnen bekommen, nur mit ſeiner Geſellſchaft oder aber mit ſeinen künſtleriſchen Erzeugniſſen lohnte.

Freilich hielt das einen ſolchen Hundsfott, wie Thaddäus Bulgarin einer war, nicht ab, auf der Straße mit den Worten auf Chripkow hinzuweiſen: „Sehen Sie mal, dort geht ein Herr, den ich von Kopf bis zu Füßen equipiert habe und der nun nicht einmal die Mütze vor mir abnehmen mag, die ich ihm doch habe machen laſſen.“

Aber alle wußten, daß das wie gewöhnlich geflunkert war, und daß Bulgarin ſicherlich nichts umſonſt thun werde.

Am ſeltſamſten war an dem kleinen, unſchönen und etwas an einen Kalmücken erinnernden Chripkow der Umſtand, daß er ſich der Reihe nach in alle ihm bekannten Damen verliebte. Dieſe Liebe aber war von mehr als platoniſcher Natur; ſie war völlig abſtrakter Art und hatte nicht einmal etwas Künſtlerhaftes an ſich.

Zuweilen war Chripkow gleichzeitig in mehrere Damen verliebt; und wenn der größere Teil ſeiner Bekannten die Stadt verließ, ſo ſollte er, wie man behauptete, in Ermangelung andrer ſich immer wieder in Katharina Nikolajewna verlieben.

Mit dieſem unſchuldigen Liebhaber aller Damen überhaupt ſollte nun Dmitri Sergiejewitſch Berjoſin einmal aneinander geraten.

Katharina Nikolajewna war mit ihren Kindern zu einer Verwandten (irre ich mich nicht, ins Gouvernement Pskow) zu Beſuch gefahren; Chripkow machte ſich eben dorthin auf, fand aber auch Berjoſin ſelbſt dort vor. Dies war dem letzteren ſchon nicht gerade angenehm.

Vollends gab es ihm einen Stich ins Herz, als beim Abendeſſen der kleine Sſerjoſha, der gegen Abend immer ſehr ſchläfrig wurde, vom Tiſche aufſtand und zuerſt der Mutter und hierauf Chripkow gute Nacht ſagte. Berjoſin wurde ganz wütend, ſagte ſeinem Sohn aufs ſtrengſte an, er ſolle zuerſt immer ihm gute Nacht ſagen und dann ging der Tanz los. Unter Umſtänden hätte die Geſchichte gar mit einem Duell enden können, doch wußte die verſtändige Dame des Hauſes Berjoſin noch zur Raiſon zu bringen, während man Chripkow in ein andres Zimmer führte und damit eine weitere Fortſetzung des Streites unmöglich machte.

Zu dieſem Herrn nun, dem Vater meiner zukünftigen Braut, ſollte ich fahren, um mich ſeiner Einwilligung zu unſrer Verlobung zu verſichern. Er lebte auf ſeinem über und über mit Schulden belaſteten Gute im Kreiſe Luga.

Empfangen wurde ich von ihm ſehr liebenswürdig, da er auf mein perſönliches Erſcheinen nicht gerechnet, ſondern nur eine ſchriftliche Anfrage meinerſeits erwartet hatte. Er bat mich, bei ihm zur Nacht zu bleiben, „denn," ſagte er, „ich muß doch meine Verfügungen in den Geldangelegenheiten treffen, die mit Ihrer Heirat in Beziehung ſtehen".

Damals nämlich ſollte Dmitri Sergiejewitſch gerade die letzte Rate der ihm von ſeinem Bruder überkommenen Erbſchaft in der Bank ausgezahlt bekommen.

Am folgenden Tage erteilte mir mein zukünftiger Schwiegervater ſeine bedingungsloſe Einwilligung zur Eheſchließung mit ſeiner Tochter und überreichte mir außerdem ein Verzeichnis der Mitgift (darunter auch einer baren Geldſumme), die ſie in die Ehe mitbekommen ſollte.

Alles in allem ergab ſich eine Summe von über einhundertfünfzigtauſend Rubeln, unter der Bedingung jedoch, daß die Mutter der Braut auf den ihr von dem Vermögen des Mannes zukommenden Anteil Verzicht leiſte.

Dieſe letztere Beſtimmung ſollte offenbar eine die Frau verletzende Spitze haben, denn wie hätte die ſchwache, gebrechliche und beſtändig kranke Dame erwarten können, daß ihr Mann vor ihr ſterben werde.

Meine Braut und deren Mutter lebten etwa zwanzig Werſt weit auf dem Lande bei einem Onkel. Ein expreſſer Bote überbrachte ihnen die Aufforderung, nach dem Berjoſinſchen Gute zu kommen. Auf der Mitte des Weges ſollten wir in einem Kruge miteinander zuſammentreffen.

Am Morgen früh fuhren wir ihnen entgegen aus und fanden ſie denn auch in dem bezeichneten Kruge vor.

Auf Berjoſins Drängen mußte ich das Verzeichnis der Mitgift laut vorleſen, wobei Katharina Nikolajewna ein verwundertes, vielleicht aber auch ungläubiges „Ach!“ hören ließ. Berjoſin hatte beſtimmt, daß ſeine Frau und Tochter bis zur Hochzeit der letzteren bei ihm bleiben ſollten. Doch wußte jedermann, daß ſie keine zwei Tage ohne Streit miteinander verbringen könnten.

Ich machte nun den Vorſchlag, meine Braut ſollte mit ihrer Mutter nach Reval ins Seebad gehen, wohin ich gleichfalls nach einem Monat zu reiſen gedachte, und Berjoſin erklärte ſich damit einverſtanden.

Dieſer Monat der Trennung war für mich um deswillen bemerkenswert, weil ich damals zum erſtenmal in meinem Leben eine Art Welt- oder Lebensſchmerz empfand, zum erſtenmal den Wunſch nach Unſterblichkeit und einem Leben jenſeits des Grabes in mir fühlte. Das hatte die Liebe in mir bewirkt, deren Empfindung eine ſo ſüße war, daß das Verlangen in mir wach wurde, ſie möchte auch von ewiger Dauer ſein. Zu ſterben, wenn man liebt, und dabei für immer und ohne Wiederkehr zu ſterben — das erſchien mir damals zum erſtenmal in meinem Leben ganz beſonders ſchrecklich. Später verſchwand dieſe wehmütige Empfindung, dieſes Verlangen nach einem ewigen Leben jenſeits des Grabes ganz

allmählich, obgleich meine Liebe zu Frau und Kindern nicht aufhörte. Im Laufe der Zeit erkannte ich aus eigener Erfahrung, daß nicht die Liebe allein dieſes Verlangen nach dem ewigen Leben hervorruft . . .

Der Glaube an die Unſterblichkeit gründet ſich auf etwas Höherem als die Liebe ſelbſt. Jetzt glaube ich oder, richtiger geſagt, möchte ich an die Unſterblichkeit glauben — nicht nur, weil ich das Leben wegen meiner wahrhaften Liebe zu meiner zweiten Frau und meinen Kindern (aus der erſten Ehe) liebe — nein, mein Glaube an die Unſterblichkeit gründet ſich jetzt auf einem andern ſittlichen Prinzip, auf einem andern Ideal.

Raſch gingen die ſechs bis ſieben Wochen dahin, die wir in Reval verbrachten. Doch hatte Berjoſin ſeine Anordnungen dahin getroffen, daß meine Braut mit ihrer Mutter bis zum Spätherbſt in ihrer kleinen Sommerwohnung bleiben ſollten. Infolgedeſſen wurde Katharina Nikolajewna noch ſchwächer und leidender . . .*)

*) Mit dieſen Worten brechen die eigenhändig geſchriebenen Aufzeichnungen Nicolai Iwanowitſch Pirogows ab. Die letzten Bogen ſind mit Bleifeder wie im Taſten geſchrieben, die oben beginnenden Zeilen ſenken ſich faſt bis auf die Hälfte der Seite herab, die einzelnen Worte ſind oft nicht zu Ende geführt, ineinander geſchrieben und ſehr ſchwer zu entziffern. Offenbar litt N. J. Pirogow unerträglich ſchwere Schmerzen und eilte immer wieder, in ſeinen Aufzeichnungen eine gewiſſe Freude und Erholung von ſeinen qualvollen Leiden zu ſuchen. A. d. R. d. R. St.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Dr. Theodor Schiemann.**

Erster Band:

Memoiren von Jacob Iwanowitsch de Sanglen.

1776—1831.

Aus dem Russischen übersetzt von **L. v. Marnitz.**

Preis geheftet 3 Mark.

Zweiter Band:

Erinnerungen von Alexander Lwowitsch Seeland

aus der polnischen Revolution von 1830—31.

Aus dem Russischen übersetzt von **Georg Freiherrn von Saß.**

Preis geheftet 3 Mark.

Die Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten stellt sich die Aufgabe, ein treues Bild des gesellschaftlichen und politischen Lebens unsrer russischen Nachbarn zu geben. Die Memoiren, welche zur Aufnahme in unsre Sammlung bestimmt sind, dürften wohl am besten in das Thun und Leiden, in Denken und Empfinden jener so vielfach anders gearteten Welt einführen. Sie haben vor allem den Wert, ein Stück der Wirklichkeit zu sein und dem Leser die Möglichkeit zu bieten, sich ein eigenes Urteil über Land und Leute zu bilden. Die Auswahl der Denkwürdigkeiten findet von dem Gesichtspunkt aus statt, möglichst allseitig in das russische Leben einzuführen.

Der erste Band enthält die Memoiren de Sanglens, einen hochbedeutsamen Beitrag zur Charakteristik der politischen Geschichte Rußlands unter den Kaisern Paul und Alexander.

Der zweite Band enthält die Aufzeichnungen eines Zeitgenossen und Mitkämpfers in der ersten polnischen Revolution: Alexander Lwowitsch Seeland. Seine „Erinnerungen" geben ein anschauliches Bild von den Ereignissen, an denen er selbst beteiligt war.

Weitere Bände werden in zwangloser Folge erscheinen.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Куп. у Вареса 21 XII 906 за 2 рубля.